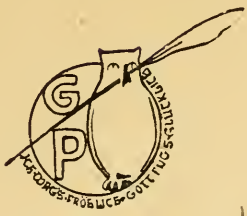
Ger. Lit
D

Deutsche Rundschau

Band CLXXVI

(Juli — August — September 1918)



164412
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Pollewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 176

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsechsundsiebzigsten Bande (Juli — September 1918).

Seite

Philipp Hiltebrandt. Die Politik der Preponderance legitime 1

* * * **Gentz.** Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. I 17

Georg Tumbült. Aus den Tagen des Großherzogs Karl von Baden (1811 bis 1818). Zum hundertjährigen Gedenktag der Verfassung 34

Hermann Hagenah. Theodor Mommsen zur deutschen Revolution. Unveröffentlichte Briefe aus dem Jahre 1848 50

Ewald Banse. Das Paradies der Touristen 64

Günther Schmid. Strindbergs naturwissenschaftliche Schriften 70

Adolf Frey. Acht Briefe Gottfried Kellers an Ludmilla Assing 98

Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XIV . 109

* * * Ein Friedensziel in den Vogesen 116

Karl Toth. „Johann-Christoph und seine Sendung" 121

Literarische Notizen 127

Literarische Neuigkeiten 128

Flanderns Erwachen 129

Philipp Hiltebrandt. Propaganda und Kriegsziele 136

Robert Hoeniger. Fürst Tundutow über die russische Mobilmachung 150

Wolfgang Windelband. Der Nationalismus in der französischen Geschichtschreibung seit 1871 166

* * * **Gentz.** Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) II 196

Otto Fiebiger. Zwei römische Briefe des Malers Franz Riepenhausen aus dem Jahre 1805 211

Wilhelm Waetzold. Die Entwicklung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens in Preußen. I 228

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Gustav Ernest. Berliner Musikleben 246
Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XV . 255
Franz Fromme. Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters? 260
Walter Heynen. Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Ein Briefwechsel 266
Literarische Notizen 270
Literarische Neuigkeiten 272
Fritz Curschmann. Die Weißruthenen. Ein erwachendes slawisches Bauernvolk 273
Franz Fromme. Island, die Isländer und die Politik . . . 297
Axel Freiherr von Freytagh-Loringhoven. Die östliche Orientierung und das russische Problem 314
Wolfgang Schlüter. Die Stadt Dorpat 328
* * * Gentz. Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) III 339
Marie Luise Becker. Die französische Volksbühne als Verhetzungsmittel 351
Wilhelm Waetzold. Die Entwicklung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens in Preußen. II (Schluß) 365
Eugen Fischer. Das Leben Martin Luthers. (Fortsetzung) XVI . 381
Gottfried Fittbogen. Um Litauen 386
Ewald Banse. Neue Türkenbücher 391
Literarische Notizen 398
Literarische Neuigkeiten 400

Die Politik der Preponderance legitime.

Von

Philipp Hiltebrandt.

Untersucht man die Ursachen der Entstehung des großen Krieges und seiner unabsehbaren Verlängerung, so kann man schon heute sagen, daß diese in erster Linie in dem Charakter der traditionellen Politik Frankreichs enthalten sind.

Die Diplomatie sämtlicher Staaten Europas, mochten ihr von den nationalistischen Elementen ihres Landes auch noch so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, rechnete doch schließlich auf Grund ruhiger und sachlicher Überlegung der materiellen und realpolitischen Interessen ihres Staates und kam dabei bei allen Schwankungen immer wieder zu dem Ergebnis, daß der von einem Kriege zu erhoffende Gewinn sein Risiko nicht im entferntesten lohne. Dies gilt selbst von Rußland und von England. So stark die kriegstreibenden Parteien in beiden Staaten auch waren, sie hätten niemals die Oberhand bekommen, wenn sie nicht in jedem Falle auf den sicheren Beistand des revanchelüsternen Frankreichs hätten zählen können. Frankreich aber sah nach einer Beobachtung des russischen Botschafters Benkendorf einem Kriege von allen europäischen Mächten am philosophischsten entgegen: seine unversöhnliche Feindschaft gegen Deutschland bildete einen konstanten Faktor der internationalen Politik, und es war in jedem Augenblick, in dem es sich stark genug fühlte, bereit, den Kampf mit dem deutschen Erbfeinde zu wagen. Dieser fanatische Haß der Franzosen, der sich während des Weltkrieges bis zum Wahnsinn gesteigert hat, läßt sich weder aus *rechts-* noch *realpolitischen* Motiven erklären: von diesen Gesichtspunkten aus lagen für beide Staaten keine wirklich ernsthaften Konfliktsgründe vor. Frankreich hatte im Jahre 1870, in seinen Rüstungen „erzbereit", um die Vollendung der nationalen Einheit des deutschen Volkes zu verhindern und die deutschen Reichslande zu erobern, Deutschland mit „leichtem Herzen" mit Krieg überzogen. Nach dem Rechte des Siegers, das bis dahin auch in der französischen Praxis als das erste gegolten hatte, hätte Deutschland im Hinblick auf die französischen Überfälle der letzten zwei Jahrhunderte noch ganz andere „Wiederherstellungen, Wiedergutmachungen und Sicherheiten" fordern können, als die, die es mit der Desannexion von Elsaß-Lothringen erlangte. Auf das

Nationalitätenprinzip brauchte es dabei einem Staate gegenüber, der in der offenbaren Absicht, es zu verletzen, in den Krieg gezogen war, keine Rücksicht zu nehmen. Es begnügte sich, wie damals beinahe die gesamte europäische Presse, vor allem die englische, anerkannte, mit dem Minimum dessen, was es zu seiner Sicherheit gegen die bereits nach Sadowa entstandene französische Revanchestimmung brauchte. Völkerrechtlich war die Abtretung von Elsaß-Lothringen sanktioniert, nachdem die französische Nationalversammlung den Frankfurter Vertrag mit einer ungeheuren Mehrheit angenommen hatte. Zu ihrer Entrüstung hatten die elsaß-lothringischen Abgeordneten damals bemerken müssen, daß das Schicksal der Elsaß-Lothringer die Franzosen ziemlich kalt ließ und daß ihnen die Zahlung der fünf Milliarden Kriegsentschädigung weit mehr Kummer bereitete, als die Abtretung der beiden deutschen Provinzen. Auch zu einer Berufung auf das Nationalitätenprinzip besitzen die Franzosen in der elsaß-lothringischen Frage nicht das geringste Recht. Vor 1870 sind die Elsaß-Lothringer weder von der französischen Regierung noch von der französischen öffentlichen Meinung als Nationalfranzosen angesehen worden. Die Nationalität beruht nach der Darlegung des bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreters dieser Theorie, des italienischen Staatsrechtslehrers und Ministers Mancini, auf den Gesichtspunkten „der Geographie, der Rasse, der Sprache, der Sitten, der Geschichte, der Gesetze und der Religion". Alle diese Kennzeichen der Nationalität sprechen für die Zugehörigkeit der Elsaß-Lothringer zu Deutschland. Geographisch bilden die Vogesen mit der Maas und der Cote Lorraine die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, deren ungeheuere Festigkeit gerade der Weltkrieg erwiesen hat. Der Rasse, der Sprache, den Sitten und Gebräuchen nach sind die Elsaß-Lothringer so deutsch, wie irgendeiner der deutschen Stämme. In der Geschichte haben sie siebenhundert Jahre zum Deutschen Reiche gehört, bis sie ihm in der Zeit der Schwäche durch die Politik des absolutistischen Königtums mit List und Gewalt entrissen wurden. Trotz einer zweihundertjährigen Franzosenherrschaft war die große Masse der Elsaß-Lothringer deutsch geblieben; sie hatte sich allen Französierungsversuchen widersetzt, und bereits vor 1870 hatten sich Anfänge einer deutschen Irredenta gezeigt. Wenn die elsaß-lothringischen Abgeordneten im Jahre 1871 bei der französischen Nationalversammlung Protest gegen die Rückgabe an Deutschland einlegten, so ist ein vom nationalen Standpunkt so unnatürliches Verhalten unter anderem nur aus der jammervollen Verkümmerung des deutschen Nationalsinns, die dieser seit dem Ausgange des Mittelalters erfahren hatte, erklärlich. Kein Franzose oder Italiener würde aber in einem analogen Falle das Selbstbestimmungsrecht der Gascogner oder Sizilianer anerkennen, und das vom Standpunkt des Nationalitätsprinzips mit vollem Recht. Denn da die genannten Stämme keine eigene Nation bilden, sondern nur einen kleinen Teil der französischen oder italienischen darstellen, so liegt das Selbstbestimmungsrecht in den Händen der letzteren. Dasselbe ist aber im Hin-

blick auf Elsaß-Lothringen und Deutschland der Fall. In der Tat haben sich die Elsaß-Lothringer in der kurzen Zeit von vierzig Jahren wieder auf die in den Protesten von 1871 und 1874 zeitweilig verleugnete Zugehörigkeit zu ihrem deutschen Mutterlande besonnen. Was sie seit langem erstrebten, war nicht die Reannexion durch Frankreich, sondern der Ausbau ihrer staatsrechtlichen Stellung im Rahmen des Deutschen Reiches, zu dem sie immer mehr durch schwerwiegende wirtschaftliche Interessen hingezogen und durch das Vorgehen der atheistischen französischen Republik gegen die katholische Kirche und den extremen Militarismus, der in der Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich zum Ausdruck kam, hingetrieben wurden. Bei den nach allgemeinem, gleichem und geheimem Wahlrecht abgehaltenen Wahlen von 1911 erlitt das Protestlertum eine geradezu vernichtende Niederlage: nur drei seiner Kandidaten hatten Erfolg, und dies war nur dadurch möglich, daß diese die Maske des Zentrums oder der Sozialdemokratie vor das Gesicht genommen hatten. Mit diesem Plebiszit hatte sich die elsaß-lothringische Bevölkerung nachträglich mit aller Klarheit für Deutschland ausgesprochen, so daß die elsaß-lothringische Frage auch vom Gesichtspunkt des sogenannten „Selbstbestimmungsrechts der Nationen" zugunsten der nationalen Einheit mit dem deutschen Mutterlande entschieden war[1]).

Ebenso unberechtigt wie die französischen Klagen über die „Verstümmelung Frankreichs durch die brutale Gewalt" und die Berufung auf das Nationalitätenprinzip ist die Behauptung, daß Frankreich Elsaß-Lothringen zu seinem Schutze gegen den deutschen „Imperialismus" brauche. Niemals ist es Deutschland eingefallen, nach dem Besitze von Toul, Verdun, Nancy und Belgien zu streben, obwohl es die Wiedererwerbung dieser früher dem Deutschen Reiche entrissenen Gebiete ohne Schwierigkeiten mit der Praxis der Reunionskammern Ludwigs des Vierzehnten hätte begründen können. Ausdrücklich hat Treitschke, den man im Auslande als den Vater der sogenannten Alldeutschen zu bezeichnen pflegt, eine solche, auf historischen Reminiszenzen aufgebaute Reunionspolitik verworfen. „Wir wollen das Reich der Ottonen und Hohenstaufen nicht erneuern," so schrieb er im Jahre 1870. „Es ist nicht Aufgabe der nationalen Staatskunst, jede Scholle deutschen Bodens, die wir in den Tagen der Schwäche preisgegeben haben, in unser Deutsches Reich hineinzuzwängen ... Wir dürfen aber nicht dulden, daß vor unseren Augen deutsches Volkstum grundsätzlich zerstört und herabgewürdigt werde zum Frondienst gegen Deutschland." Niemals ist den verantwortlichen deutschen Politikern der Gedanke gekommen, gegen Frankreich in den Zeiten seiner Schwäche den Präventivkrieg zu führen, obwohl die fortwährenden Provokationen des französischen Chauvinismus

[1]) Vgl. meine bei Finkh (Basel) erschienene Schrift: „Der französische Imperialismus" und die übrigen im gleichen Verlage erscheinenden Abhandlungen über Elsaß-Lothringen.

ihnen jederzeit mehr als genügenden Grund gegeben hätten. „Ich würde eher zurückgetreten sein," so schreibt Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen, „als einem vom Zaun zu brechenden Kriege die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt haben würde, als Frankreich nicht wieder zu Atem und zu Kräften kommen zu lassen." Er wie seine Nachfolger ließen es ruhig geschehen, daß Frankreich unter Aufbietung aller seiner Kräfte zum Revanchekriege rüstete, und hofften auf die Wahrheit des französischen Satzes: que l'excès du mal amène la guérison. Sie haben sich die redlichste Mühe gegeben, der Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen beiden Völkern vorzubeugen und die Franzosen mit der gegebenen Lage allmählich auszusöhnen. Deshalb begünstigte man die Konsolidierung der französischen demokratischen Republik, deshalb unterstützte man die französische Kolonialpolitik, die Frankreich zu Ende der siebziger Jahre zur Befriedigung des Gloirebedürfnisses der französischen Nation unternahm. Ungehindert von Deutschland, ja mit deutscher Unterstützung konnte Frankreich sein ungeheures Kolonialreich erobern, dessen Umfang über zehn Millionen Quadratkilometer mit fünfundfünfzig Millionen Einwohnern umfaßt und an Flächenumfang etwa fünfmal, an Zahl der Einwohner etwa viermal so groß ist wie die gesamten deutschen Schutzgebiete. Durch seinen Besitz wurde Frankreich die zweite Kolonialmacht der Erde. In seiner weltpolitischen Betätigung fand Frankreich somit keine Macht so selten auf seinem Wege wie Deutschland. Es gewährte Frankreich auf dem Kontinent einen besseren Schutz und eine größere Bewegungsfreiheit, als es selbst eine französische Rheingrenze vermocht hätte. Denn die deutsche Kontinentalpolitik erklärte sich nach Bismarcks Ausdruck für „saturiert" und sah ihre höchste Aufgabe in der Erhaltung des europäischen Friedens. Der Dreibund war bis zu dem Grade ohne jegliche offensive Spitze gegen Frankreich, daß Italien sogar im Jahre 1904 mit Frankreich, ohne gegen die Allianz zu verstoßen, einen Vertrag abschließen und die Verpflichtung übernehmen konnte, sich an keinem Angriffskriege gegen Frankreich zu beteiligen. Die deutsche „Weltpolitik" aber war kein Imperialismus nach der Art des angelsächsischen oder des französischen, der sich mit Gewalt in den Besitz fremder Länder setzte, um aus ihnen Domänen kolonialer und kommerzieller Ausbeutung zu machen. Sie stellte einen Imperialismus der friedlichen Arbeit dar. Was sie erstrebte, waren freies Meer, gesicherte politische und wirtschaftliche Verhältnisse und offene Türen in den anderen Staaten. Die Güte und Billigkeit der deutschen Waren sprach für sich selbst, und das deutsche Volk wurde vermöge der grandiosen Entwicklung seiner Industrie und seines Handels jährlich reicher und mächtiger. Die deutsche Politik konnte deshalb auf eine gewaltsame Expansion verzichten und der Annexionspolitik der anderen Staaten ruhig zusehen, sofern sie nicht gegen die bestehenden Verträge und den Grundsatz der offenen Tür verstieß. Obwohl dies von französischer Seite in der marokkanischen Frage geschah, hat Deutschland auch hier schließlich in

Interesse des europäischen Friedens und in der Erwartung, das letzte Hindernis für eine Aussöhnung mit Frankreich hinwegzuräumen, nachgegeben. Hätte es die Absicht gehabt, gegen Frankreich den Offensivkrieg zu führen, wie von den Franzosen immer wieder behauptet wird, niemals hätte es dann den von dreizehn Staaten unterzeichneten Algesirasvertrag fallen gelassen, der Deutschland jederzeit das Recht gewährte, Frankreich mit Waffengewalt zur Innehaltung der von ihm übernommenen Pflichten zu zwingen und den Krieg im Namen des von Frankreich verletzten internationalen Rechts zu beginnen.

Ungeachtet aller dieser Tatsachen ist man in Frankreich nicht müde geworden, über die „brutale Vergewaltigung und Verstümmelung Frankreichs" und über das unerträgliche Los der von „ihrem Mutterland losgerissenen und unterdrückten elsaß-lothringischen Brüder" in sentimentalen und aufreizenden Phrasen zu klagen. So friedfertig, nachgiebig und entgegenkommend die deutsche Politik auch war, man hörte nicht auf, Frankreich immer wieder als „gefesselt, unterdrückt und in seiner Sicherheit bedroht" hinzustellen.

Alle diese ungerechtfertigten Klagen bleiben völlig unverständlich, wenn man nicht annimmt, daß ihnen andere, tiefer liegende Ursachen zugrunde liegen. In der Tat ist Elsaß-Lothringen für Frankreich nichts anderes als ein Symbol. Nicht das Schicksal der Elsaß-Lothringer und die Durchführung des Nationalitätenprinzips, nicht die friedliche und ungestörte Entwicklung Frankreichs und die Durchführung der demokratischen Prinzipien liegt den französischen Chauvinisten in erster Linie am Herzen: ihr Streben geht auf ein weit höheres Ziel. Denn der Chauvinismus ist in Wirklichkeit nichts anderes als der Ausfluß des Geistes, der die französische Geschichte von ihren Anfängen an bewegt. Dieser Geist ist der Imperialismus, und sein Ziel ist die Prépondérance légitime der französischen Nation. Er bildet die Seele der französischen Politik, den Génie de France. Er hat die in ihrem gewöhnlichen Leben so fleißige, sparsame und philiströse französische Nation immer wieder aus dem Dasein der Alltäglichkeit gerissen, sie in allen Jahrhunderten zu ungeheuren Opfern an Gut und Blut begeistert und sie bald auf die Höhe unsterblichen Ruhmes, bald in die Tiefe des Abgrundes gestürzt. Durch ihn ist Frankreich zu dem dynamischen Element in der Entwicklung Europas geworden, und er bildet den Grund, weshalb der alte Kontinent, immer wieder aus dem Gleichgewicht gerissen, bis auf den heutigen Tag nicht hat zur Ruhe kommen können. Er kann nur mit Frankreich, und Frankreich nur mit ihm sterben. Keine Regierung vermag sich in Frankreich auf die Dauer zu halten, die sich nicht ihm überlieferte. „Er ist eine Art von moralischem, lebendigem, übernatürlichem, beinahe göttlichem Wesen, das die französischen Regierungen zu ihren besten Taten inspirierte und ihnen somit das Recht gab, in seinem Namen, im Namen Frankreichs, zu sprechen. Nach dem Königtum, nach dem Kaiserreich muß die Republik Frankreich verkörpern, seine großen Pflichten übernehmen und ihnen alle Rücksichten opfern — wenn

nicht, so wird sie würdelos zugrunde gehen. Das Königtum war Frankreich ... als es mit Richelieu, Ludwig dem Vierzehnten und Ludwig dem Fünfzehnten langsam, aber sicher die Grenzen gegen den Rhein vorrückte, als es sich unter Ludwig dem Vierzehnten für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten schlug, als es mit Karl dem Zehnten und Louis-Philipp sich auf dem Boden Afrikas festsetzte. Die Konstituante war Frankreich, als sie am 4. August 1789 die nationale Einheit auf der Abschaffung der Privilegien begründete und am 14. Juli 1790 die Nation um den Altar des Vaterlandes vereinigte. Das Comité de Salut Public war Frankreich, als es die Eindringlinge hinauswarf und die Grenze endlich am Rheine festsetzte. Napoleon der Erste war Frankreich, als er für immer das heilige Reich bei Austerlitz stürzte, als er in Europa in ruhm- und siegreichen Schlägen das Prinzip der demokratischen Gleichheit und nationalen Freiheiten verbreitete. Napoleon der Dritte war Frankreich, als er Italien von den Deutschen befreite und den Kanal von Suez eröffnete. Die Republik ist Frankreich, wenn sie das Gebäude des französischen Afrika fortsetzt, wenn sie Tunis und Algier Marokko und den Sudan hinzufügt, wenn sie das überfallene Belgien, Serbien und Montenegro befreit und das heilige Reich Wilhelms des Zweiten vernichtet." In diesen Worten hat Eduard Driault die Traditionen Frankreichs, die Mission der französischen Nation und die Aufgabe seiner Regierung bezeichnet [1]).

Dieser Esprit nouveau ist so alt wie die französische Nation. Die unruhige Neuerungssucht und die Eitelkeit der gallischen Vorfahren verbindet sich in ihm mit dem Welteroberungsdrang ihrer römischen Besieger. Schon im Mittelalter hielten sich die Franzosen für die erste Nation Europas, die älteste Tochter der katholischen Kirche und das Instrument Gottes. Ihre Taten waren die Gesta Dei per Francos, die Taten Gottes durch die Franken. Dieser Glaube an das Dieu le veut, mit dem sie Peter von Amiens zum Kampfe gegen die Ungläubigen begeisterte, ist ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben, nur daß an Stelle Gottes die Zivilisation und an Stelle der Ungläubigen die „Barbaren" getreten sind. Daß Frankreich an der Spitze der Zivilisation marschiert und daß diese Zivilisation zum Heile der Menschheit die ganze Erde beherrschen muß, ist ihre innerste Überzeugung. Sie allein sind die Grande Nation, das Volk des Génie, des Esprit und des Bon Goût, die Nation-Apôtre, „die wunderbarste historische Gestalt, die edelste und höchste, die es in der Welt gibt. Sie hat nicht das Recht, sich ihrer erhabenen Aufgabe zu entziehen. Ihr edles Blut muß alle Etappen des mühsamen Weges bezeichnen, auf dem die Menschheit groß wird in Weisheit und Güte" (Driault). Denn in der französischen Nation ist die Humanität verkörpert. „Wir Franzosen", so schrieb Viktor Hugo am 31. Oktober 1871, „neigen alle dazu, eher Menschen als Bürger, eher Kosmopoliten als national zu sein ... Bedenken

[1]) Édouard Driault, Les traditions politiques de la France. Paris 1916.

wir aber stets, daß Frankreich nicht ein Vaterland ist, wie irgendein anderes, sondern daß es den Erreger jeden Fortschritts, den Grundpfeiler der menschlichen Gesittung darstellt und daß, wenn Frankreich wankt, alles zusammenstürzt." Die Franzosen haben im Mittelalter an der Spitze der katholischen Christenheit den großen Kampf gegen den Islam zur Befreiung des heiligen Grabes geführt und in der Neuzeit, als das Volk der „Großen Revolution", den von ihren Despoten unterdrückten Nationen Europas die erhabenen Prinzipien der Demokratie, der Nationalität und der Menschheit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebracht. „Wollte man zusammenstellen, was jede Nation an Blut oder Gold und an Anstrengungen jeder Art, die nur der Welt zugute kommen, geleistet hat, so würde die Pyramide Frankreichs bis in den Himmel steigen, und die eurige, o Nationen, sie würde nicht die Knie eines Kindes erreichen" (Michelet). Sie dürfen deshalb nach ihrer innersten Überzeugung ein volles Recht auf die Prépondérance légitime in Europa beanspruchen, denn ihre Herrschaft über die Völker ist nicht Knechtung, sondern Befreiung aus dem Despotismus und der Barbarei.

Soll Frankreich seiner hohen Mission genügen können, so muß es nach der Ansicht der Franzosen vor allem in seiner Existenz in jeder Hinsicht gesichert sein. Dies ist nur dann der Fall, wenn Frankreich die von der Vorsehung vorgezeichneten „natürlichen Grenzen des alten Gallien" erlangt und gegen einen feindlichen Angriff durch die beiden Meere, die Alpen und Pyrenäen und den Rhein gedeckt ist. „Frankreich", so ruft Driault aus, „muß seine physische Konstitution in dem Gebiete des Rheines endgültig vollenden, um seinen Beruf der Befreiung zu sichern und der harrenden Welt die gute Nachricht vom dauernden und fruchtbaren Frieden verkündigen zu können, dem Frieden, der hundertjährigen, ja tausendjährigen Wohlstand gewährt. La France au Rhin, c'est le monde liberé, c'est la civilisation garantie." Um die Ketten der Völker zu sprengen und den großen Idealen der Zivilisation und Menschlichkeit zuzuführen, bedarf es der Force bienfaisante, der Pénétration à la main forte, mit anderen Worten: der Macht. So wurden die Franzosen die Begründer des Militarismus. Schon im Mittelalter besaßen sie das zahlreichste und glänzendste Ritterheer; noch vor dem Beginn der Neuzeit haben sie in den „Ordonnanzen" Karls des Siebenten die erste stehende Armee begründet. Unter Ludwig dem Vierzehnten war ihr Heer beinahe so groß wie die aller übrigen europäischen Mächte zusammen. Von Frankreich aus hat sich der Militarismus auf dem übrigen Kontinent verbreitet. Der heute in Frankreich so fanatisch gehaßte preußische Militarismus ist, wie noch die Namen der Rangordnungen, Heeresteile und Waffengattungen zeigen, nach dem Vorbilde des französischen geschaffen worden. In der französischen Revolution haben die Franzosen zuerst zur Lévée en masse, der Massenaushebung, gegriffen und alle übrigen europäischen Völker genötigt, ihnen auf diesem Wege nachzufolgen. Mit dem Militarismus

erfanden die Franzosen auch die Kriegsmethoden und die modernen Waffen. Von ihnen stammt das heute so viel angefeindete Prinzip: La guerre comme à la guerre und der im Hinblick auf den deutschen Unterseebootskrieg als so inhuman empfundene Satz: À corsaire corsaire et demi. Unbedenklich haben die französischen Heerführer sich stets an das unumschränkte Kriegsrecht gehalten und, wie schon der alte Gallierkönig Brennus, das Schwert in die Wagschale der Gerechtigkeit werfend und an das Recht des Stärkeren appellierend, den Besiegten das Vae victis zugerufen. Man braucht nur an die Praxis Louvois', Melacs und Napoleons des Ersten zu erinnern. Ebenso sind die modernen Kriegswaffen und die moderne Kriegskunst eine französische Erfindung. Gegen den inneren Feind schufen sie die Guillotine, gegen den äußeren die Artillerie, das Chassepot-Gewehr, die Mitrailleuse (die Vorläuferin des Maxim-Maschinengewehrs), die Rücklaufkanone (Déport), das Unterseeboot, den Lenkballon und die Flugmaschine. Von ihnen wurden die ersten Versuche zur Verwendung der Gaswaffe gemacht (von Turpin November 1914). Die übrigen Nationen sind in der Waffentechnik mehr oder weniger nur ihre gelehrigen Schüler gewesen. Dasselbe gilt auch in Hinblick auf die Kriegskunst. Die französischen Feldherren Ludwigs des Vierzehnten (Turenne und seine Nachfolger) haben die moderne Strategie ausgebildet, Vauban den Festungskrieg. Die französische Revolution führte zuerst den Kampf in Schützenlinien ein. Die Theorien vom Kriege, die der während des Weltkrieges von der Entente-Propaganda so viel zitierte preußische General Clausewitz ausgebildet hat, sind aus dem Studium der Praxis Napoleons des Ersten entnommen.

In keinem Lande ist der Krieg und der militärische Ruhm in ähnlicher Weise verherrlicht worden, und in keinem hat man ihm ein grandioseres Monument errichtet, als in dem von den Fahnen der ruhmreichen französischen Regimenter umgebenen und den Inschriften der französischen Siege gezierten Grabmal Napoleons des Ersten im Invalidendom. Wie in der Theorie das demokratischste und zivilisierteste, so waren die Franzosen in der Praxis das kriegerischste und kriegserregendste von allen Völkern. Mit Recht schließt Tocqueville seine berühmte Schilderung der französischen Nation mit den Worten: „Geeignet zu allem, aber sich nur im Kriege auszeichnend, Anbeter des Glücksspiels, der Gewalt, des Erfolgs, des Eklat und des Lärms mehr als des wahren Ruhmes, mehr fähig für den Heroismus als für die Tugend, für das Genie als für den gesunden Menschenverstand, mehr geschaffen, große Ziele ins Auge zu fassen, als große Unternehmungen durchzuführen; die glänzendste und gefährlichste der Nationen Europas und die am meisten dazu geschaffene, um abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids und des Schreckens zu werden, aber niemals der Gleichgültigkeit."

Wie den Militarismus, so hat der französische Imperialismus auch die von den Italienern übernommene Geheimdiplomatie zu höchster Kunst aus-

gebildet. Die Überzeugung von dem moralischen Rechte Frankreichs, das die französischen Staatsmänner beseelte, hat sie jederzeit von selbst dazu veranlaßt, die französischen Eroberungsziele durch idealistische Formeln zu verhüllen. Niemals haben sie die von Machiavelli verkündete Lehre außer acht gelassen, daß ein Politiker „große Sorge tragen müsse, damit nie etwas aus seinem Munde gehe ... was nicht ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Redlichkeit, ganz Frömmigkeit erscheine." Niemals haben die französischen Machthaber, wenn sie am Rheine die Hegemonie über Europa suchten, etwas anderes erstrebt als „Entschädigungen" (indemnités), „Rückforderungen" (récuperations), „Wiedervereinigungen" (réunions) und „Befreiungen" (désannexions). Die sittlich empörte Sprache, die die französischen Kronjuristen, wenn sie auf Beschlagnahme deutschen Gebietes ausgingen, über die deutsche „Infamie", ein Land zu besetzen, das nach Recht und Gerechtigkeit dem König von Frankreich gehöre, im Mittelalter zu führen pflegten, ist den politischen Advokaten Frankreichs bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Divide et impera der alten Römer haben die Vorgänger und Nachfolger Talleyrands immer mit der größten Meisterschaft anzuwenden gesucht. Da die Größe Frankreichs auf der Zersplitterung der benachbarten Nationen beruhte, so ist die französische Diplomatie von jeher unter Betonung der Vorzüge und des hohen Wertes der kleinen Völker für diese mit Begeisterung eingetreten und hat in Spanien, Italien und in Deutschland das Selbstbestimmungsrecht der als Nationen bezeichneten Stämme verfochten. Ihre Botschafter sind im Verlaufe der Neuzeit nicht müde geworden, die zersplitterten Deutschen gegeneinander zu verhetzen, die Protestanten gegen die Katholiken, die Katholiken gegen die Protestanten, die Preußen gegen die Österreicher und die deutschen Kleinstaaten gegen Preußen aufzustacheln. Und gleichzeitig trieb der allerchristlichste König, der in seinem Lande um der nationalen Einheit willen alle Andersgläubigen auf das härteste unterdrückte, die protestantischen Schweden und die mohammedanischen Türken zu immer erneuten Angriffen auf das Deutsche Reich. Beständig hat die französische Diplomatie dabei aber nach dem Ausspruche Napoleons gehandelt, daß man den Völkern die Knechtschaft durch die Phrase der Freiheit vergolden müsse. Sie hat trotz aller Eroberungskriege für Deutschland nie etwas anderes gewollt als die Sicherung der „deutschen Freiheit" gegen den kaiserlichen Despotismus. Es liegt deshalb ganz auf der Linie der französischen Traditionen, wenn Driault in seinem Buche schreibt, Deutschland habe heute Frankreich nötiger als je, es müsse zwar wegen seiner Schandtaten bestraft werden, aber die beste Bestrafung sei die, die mit seinen Überlieferungen und seinem Charakter übereinstimme. Und er fährt fort: „Wer weiß, ob Deutschland darüber nicht glücklich sein wird, wie der Schuldige, der sich erleichtert fühlt, wenn er seine Buße gezahlt und wieder auf den rechten Weg gebracht ist? Frankreich zusammen mit Belgien am Rhein installiert, wird den natürlich nach den

gemachten Erfahrungen verbesserten Westfälischen Frieden wiederherstellen. Es wird den preußischen Militarismus zerstören, wie es schon früher den österreichischen Absolutismus zerstört hat, die beide der wahren Natur des deutschen Deutschlands fremd sind. Es wird die alten ‚deutschen Freiheiten' wiederherstellen, deren Beschützer und Garanten unsere Könige waren. Im Notfalle wird es Deutschland seine ausgezeichnete Goldene Bulle wiedergeben, unter der es sich während so vieler Jahrhunderte so wohl gefühlt hat, und mit ihr seine ganze so köstliche gotische Originalität. So wird Deutschland, wenn es sich von der harten Prüfung, die ihm die Hohenzollern verschuldet haben, nach deren Beseitigung erholt hat, die Tradition seiner großen Künstler und seiner berühmten Philosophen wiederfinden und den französischen Siegen eine neue Ära des Friedens und der Zivilisation verdanken. Kein Zweifel, daß Frankreich dafür bald Dank ernten wird."

Dies ist in kurzen Zügen das Bild der traditionellen Politik Frankreichs, ihres Charakters, ihrer Ziele und ihrer Methoden. Weil ihren imperialistischen Ansprüchen und Bestrebungen nach der Durchführung der deutschen Einheit, die auch die Vollendung der italienischen Einheit zur Folge hatte, unüberwindliche Schranken gesetzt wurden, fühlt sich Frankreich unterdrückt und gefesselt. Daß das Frankreich des Roi du Soleil, der Grande Revolution und des Empire Napoleons des Ersten, das Land der Humanität und Zivilisation den zweiten Rang hinter dem heraufgekommenen Preußen des Marquis de Brandebourg und dem verachteten und barbarischen Deutschland einnehmen soll, erscheint der französischen Nation als eine unerträgliche Schande. Man kann es nicht verwinden, daß den glorreichen französischen Waffen in dem Débâcle von 1870/71 schmachvolle Niederlagen zugefügt wurden, und man vermag sich nicht mit dem Verluste von Elsaß-Lothringen abzufinden, das schon Heinrich der Zweite von Frankreich als den „schönen Paß ins Reich" bezeichnet hatte, und dessen Besitz die Vorbedingung zur Beherrschung des linken Rheinufers und Süddeutschlands und damit der französischen Vorherrschaft über Mitteleuropa darstellt. Dies hieße nicht nur endgültig auf den Gewinn vielhundertjähriger Opfer, Anstrengungen und Kämpfe verzichten, sondern wäre gleichbedeutend mit der Selbstverleugnung des Geistes der französischen Nation. Deshalb mußte vor dem Kriege auf alle deutschen Aussöhnungsanträge mit einem dreifachen Jamais geantwortet werden; deshalb kann Frankreich heute nicht anders, als jusqu'au bout bis zum vollständigen Siege oder bis — zum Weißbluten den Kampf gegen die Barbaren weiter zu führen. „Denn," so ruft Driault aus, „unsere wahre Grenze, unsere definitive Grenze wäre die von Sedan und Waterloo? Dies ist eine Grenze der Niederlagen, geboren aus den größten Niederlagen unserer Geschichte. Wenn wir sie annehmen, so bedeutet dies, daß wir in Zukunft weiterhin die Seelen der Besiegten hätten: es hieße, daß die geschichtliche Laufbahn Frankreichs beendet wäre."

Es kann heute keinem Zweifel unterliegen, daß die Politik der Prépondérance légitime ihr Ende gefunden hat. Mit diesem Schicksal werden die Franzosen sich früher oder später abfinden müssen. Eine objektive Betrachtung ihrer Vergangenheit wird ihnen dann die Tatsache ergeben, daß der französische Imperialismus im letzten Grunde ebensosehr an seinen maßlosen, unbegründeten und mit der Entwicklung Europas in Widerspruch stehenden Prätensionen wie an den eigenen politischen Fehlern gescheitert ist. Die europäische Geschichte stellt die Entwicklung der Nationen zur Ausbildung ihrer politischen und kulturellen Eigenart und Selbständigkeit dar, auf der die Zivilisation und der ungeheure Fortschritt der Menschheit auf allen Gebieten des Lebens in letzter Linie beruht. An dieser Tatsache sind die universalen Bestrebungen der deutschen Kaiser und der römischen Päpste, wie die Weltherrschaftspläne Karls des Fünften, Ludwigs des Vierzehnten, Napoleons des Ersten und des russischen Zarentums zugrunde gegangen. So reich und so tief die französische Kultur auch ist, ihre Alleinherrschaft wäre mit einer geistigen Verarmung der Welt gleichbedeutend gewesen. Ebenso hätte ein Sieg der demokratischen Ideen der französischen Revolution mit ihren nivellierenden und zentralisierenden Tendenzen den Reichtum an politischen Formen beseitigt und das rationalistische und künstliche Prinzip der Staatenbildung über das organische und natürliche gesetzt. Im neunzehnten Jahrhundert waren die kulturellen und politischen Prätensionen des französischen Imperialismus vollends völlig anachronistisch geworden. Humanität und Zivilisation, Kunst und Wissenschaft waren nicht ein Monopol Frankreichs geblieben, sondern hatten einen ebenso fruchtbaren und vielfach noch fruchtbareren Boden in anderen Ländern, vor allem in Deutschland gefunden. Auch materiell hatte der französische Imperialismus seine Berechtigung verloren. Im Jahre 1800 waren die Franzosen noch das zahlreichste Volk Europas: im Jahre 1900 standen sie unter den Großmächten an siebenter Stelle. Im Jahre 1911 überstieg die Zahl der Todesfälle in Frankreich die der Geburten um 35000. Während die Bevölkerung Deutschlands sich von 1871 bis 1913 um 26 Millionen hob, wuchs die französische nur um $3^1/_2$ Millionen. Während in Deutschland vor dem Ausbruch des Krieges 120 Einwohner auf einem Quadratkilometer lebten, wohnten auf dem viel fruchtbareren Boden Frankreichs nur 74. Er wurde für die einheimische Bevölkerung bereits viel zu groß und konnte vielfach von ihr nicht mehr bestellt werden. In steigendem Maße wurde Frankreich Einwanderungsland für die Italiener, Spanier, Schweizer und Deutschen; in 50 Jahren vermehrte sich ihre Zahl um das Vierfache. Eine Fortsetzung der imperialistischen Politik mußte zur Beschleunigung dieses für Frankreich tödlichen Entvölkerungsprozesses führen. Sie entzog zur Tragung der ungeheuren Militärlasten dem Lande die notwendigen Kapitalien, legte die Arbeitskräfte in der Kaserne lahm und veranlaßte durch die Unsicherheit, die sie schuf, die nüchtern denkenden französischen Bauern und Kleinbürger zur

Einführung des Zweikindersystems, da sie ihre Söhne nicht für den Revanchekrieg großziehen wollten.

Ungeachtet aller dieser Tatsachen strebte Frankreich nach dem Besitz eines von ihm geographisch und national geschiedenen Landes, dessen Eisen und Kohle für die Industrie und dessen Kali für die Landwirtschaft des für seine Bevölkerung schon längst viel zu klein gewordenen Deutschlands eine Lebensbedingung war. Mit 38 Millionen Einwohnern suchte es eine ebenso große Armee auf den Beinen zu halten, wie Deutschland mit 68 Millionen. Um dies zu ermöglichen, führte Frankreich, nachdem es bereits Europa militarisiert hatte, den Militarismus auch auf dem schwarzen Kontinent ein. Man griff damit zu dem Mittel des dekadenten kaiserlichen Roms, und während man behauptete, für die Rettung der Zivilisation kämpfen zu wollen, scheute man sich nicht, die Neger des Senegal zum Krieg gegen moderne Volksheere auszubilden und damit gleichzeitig an der europäischen Kultur wie an diesen mit Gewalt zum Kriegsdienst gepreßten Naturvölkern ein doppeltes Verbrechen zu begehen. Statt durch eine Beseitigung des Neomalthusianismus das Gleichgewicht zu Deutschland wiederherzustellen, suchte man es durch einen auf die Spitze getriebenen Militarismus und durch eine brutale, mit sentimentalen und verlogenen Phrasen drapierte Gewaltpolitik wieder zu gewinnen. Man blieb bei der Politique de la prépondérance „légitime", die bei ihrer völligen Unnatur zum Wahnsinn und schließlich zum Absterben der französischen Nation führen mußte. Elle n'y regarde point et, comme sous un vent de folie elle court à la banqueroute nécessaire, so schrieb im November 1906 mit einem frémissement de tout son être der bekannte französische Historiker Fréderic Masson.

Ebenso wie die moralische und materielle Berechtigung, so fehlte den Franzosen bei aller ihrer militärischen und diplomatischen Befähigung die wirklich staatsmännische realpolitische Begabung zur Durchführung ihrer imperialistischen Politik. Der Nebel ihrer Phrasen, mit dem sie ihre Politik umgaben, genügte auf die Dauer nicht, um den egoistischen Kern ihrer Bestrebungen zu verhüllen. Oftmals wurden sie, wie Napoleon der Dritte, durch ihre eigenen Grundsätze geschlagen. Immer wieder erwies sich die Richtigkeit des Satzes, daß die Franzosen ont toujours et partout commencé par séduire et fini par se faire détester. Schon Voltaire hat einmal auf die französische Geschichte zurückblickend gesagt: Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler, und Schopenhauer den ironischen Ausspruch getan: In den französischen Wörterbüchern sollte unter Gloire zuerst der artistische und literarische Ruhm abgehandelt werden und dann bei Gloire militaire bloß stehen: voyez butin (= Beute). In der Politik keines Landes nehmen unpolitische Gesichtspunkte einen so weiten Raum ein wie in der Frankreichs. In der Zeit Franz des Ersten und Ludwigs des Vierzehnten spielte die aus Gloire-Bedürfnis hervorgegangene Politique de magnificence eine entscheidende Rolle;

unter Napoleon dem Ersten waren in der Hauptsache rein militärische Grundsätze für die Regelung der auswärtigen Verhältnisse ausschlaggebend. Immer wieder verfielen sie in den schweren Fehler, die französische Politik nach rationalistischen Gesichtspunkten, wie dem der natürlichen Grenzen oder historischen Reminiszenzen, wie denen an das Reich Karls des Großen, zu leiten, statt allein die großen, wirklichen und dauernden Interessen der französischen Nation zur Richtschnur zu nehmen. Nur schwer erkannten sie die für Frankreich notwendigen Ziele und die Feinde, die ihrer Verwirklichung im Wege standen; und wenn sie sie erkannt hatten, so fehlte ihnen die feste und zähige Beständigkeit zur Durchführung, und nur allzu leicht ließen sie sich zu Unternehmungen ablenken, die im Augenblick mehr Ruhm und Erfolg versprachen. Durch sein reiches Land, durch seine in früheren Zeiten allen übrigen Staaten überlegene Bevölkerung, durch seine Lage am Atlantischen Ozean und am Mittelmeer war Frankreich geradezu von der Vorsehung dazu berufen, die erste Industrie-, Handels-, See- und Kolonialmacht der Erde zu werden. Diese Erkenntnis hat der große französische Minister Colbert gehabt. Wohl hundertmal hat er Ludwig dem Vierzehnten auseinandergesetzt, man müsse alle Berufe möglichst auf diejenigen reduzieren, die den großen Zielen des Königs nützlich sein könnten, den Ackerbau, den Handel, den Krieg zu Wasser und zu Lande. „Wenn Ew. Majestät ihre Völker auf diese vier Arten von Berufen reduzieren kann, so wird man sagen können, daß sie der Herr der Erde sein kann." England war bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Verhältnis zu Frankreich ein Mittelstaat, der die rebellischen Schotten und Iren im Rücken und in der Flanke hatte. Spanien war im Niedergang begriffen und Italien in ohnmächtige Territorialstaaten zerrissen. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation aber stellte mit seinen unzähligen, im Widerstreit miteinander liegenden kleinen und kleinsten Territorien ein ungefährliches aliquid monstro simile dar, das mehr ein geographischer denn ein politischer Begriff war und für Frankreich im Osten die beste Rückendeckung für Unternehmungen gegen Westen und Süden gewährte. Es war Frankreich geboten, sich zum Herrn der Meere zu machen und die Stelle einzunehmen, die heute England einnimmt. Nach der von dem zerfallenden Türkenreich beherrschten Levante und dem Mittelmeer verwiesen die Traditionen Ludwigs des Heiligen, wie Leibniz in seiner bekannten Denkschrift Ludwig dem Vierzehnten auseinandergesetzt hat. Zweimal in der Zeit der Bürgerkriege der beiden Rosen und der des siebzehnten Jahrhunderts war England lange Jahre hindurch durch innere Wirren zersetzt. Frankreich konnte sich damals seines gefährlichsten Feindes durch eine Wiederholung des Zuges Wilhelms des Eroberers erledigen und sich zum alleinigen Herrn des Kanals und der nördlichen Ausgänge von Mitteleuropa zum Weltmeere machen. Statt dessen gab man der französischen Politik die Hauptrichtung gegen Osten. Man zersplitterte damit, da man gleichzeitig die Ausbildung einer

Handels- und Kolonialmacht erstrebte, seine Kräfte. Man trieb nicht nur die uneinigen Deutschen, sondern zugleich die übrigen europäischen Mächte, die eine Festsetzung Frankreichs am Rheine und in Belgien um des europäischen Gleichgewichts willen nicht zulassen konnten, immer wieder gegen Frankreich zusammen. Nichts hat der deutschen Einheit aus der staatlichen Anarchie und der politischen Schwäche und Lethargie des deutschen Volkes mehr die Wege geebnet als die fortwährenden Angriffe, die beinahe dreihundert Jahre lang unter Franz dem Ersten, Ludwig dem Vierzehnten, Napoleon dem Ersten und Napoleon dem Dritten gegen Deutschland gerichtet wurden, und immer wieder hat dieses, wenn es sich um die Verteidigung von Belgien und dem linken Rheinufer handelte, den Beistand von beinahe ganz Europa auf seiner Seite gehabt. Der praktische Nutzen dieser überflüssigen und verhängnisvollen Politik war für Frankreich nahezu gleich Null; ihr Schaden aber ungeheuer. In schweren Koalitionskriegen, die nur mit äußerster Mühe durchgehalten wurden oder mit der Niederlage endeten, erschöpfte man die Kräfte der französischen Nation. An Stelle des zersplitterten und aktionsunfähigen Deutschlands setzte man einen geschlossenen und starken deutschen Nationalstaat und gab den Italienern die Möglichkeit, sich zu einem nationalen Machtstaat zu konstituieren, der mit seiner zentralen Lage im Mittelmeer und seiner, der französischen annähernd gleichen Bevölkerung früher oder später ein gefährlicher Rivale der französischen Bestrebungen im Mittelmeere werden mußte. Vor allem aber — und dies ist die schädlichste Folge der französischen Ostpolitik — ließ man lange Zeit England, den gefährlichsten Feind Frankreichs, außer Auge, verschaffte ihm mit Hilfe der durch die französische Politik erregten Kontinentalkriege die Gelegenheit, als Verteidiger der europäischen Freiheit und des europäischen Gleichgewichtes aufzutreten, Frankreich zu schwächen und in Schranken zu halten und dabei die englische Herrschaft über die Weltmeere und die fremden Kontinente zu begründen. Viermal im Laufe der Geschichte ist der französische Imperialismus in dem Augenblicke, da er sich der Verwirklichung seiner Ziele nahe glaubte, von England gestürzt worden. Als Frankreich zu Beginn der zweiten Hälfte des Mittelalters seine großzügige Mittelmeer- und Levantepolitik eingeleitet, sich durch den Zug Karls von Anjou in Unteritalien festgesetzt und begonnen hatte, mit Hilfe des von ihm abhängig gewordenen Papstes und des Bürgerkrieges in Deutschland, die Vorherrschaft in Europa anzutreten, wurde es in dem hundertjährigen Kriege mit England durch die Schlachten von Cressy und Azincourt in seiner Macht aufs tiefste erschüttert. Als Ludwig der Vierzehnte sich im Jahre 1700 anschickte, die Früchte einer zweihundertjährigen opferreichen und mühevollen Politik zu ernten und der französischen Nation den Besitz des linken Rheinufers mit Belgien, die Hegemonie über die romanischen Völker und das Mittelmeer und die Herrschaft über die beiden Indien zu verschaffen, wurde dieser ungeheure Plan durch die englische Politik im spanischen Erbfolgekriege vereitelt. Auch der

dritte Versuch, die französische Universalherrschaft zu begründen, den Frankreich unter der ersten Republik und dem ersten Kaiserreich machte, scheiterte infolge des hartnäckigen englischen Widerstandes und fand nach fünfundzwanzigjährigen Kriegen bei Waterloo sein ruhmloses Ende. Als Frankreich schließlich zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts daran ging, den Schlußstein zu seinem gewaltigen afrikanischen Kolonialreich zu setzen und dessen territoriale Einheit zu vollenden, wurde es durch die Kriegsdrohungen Englands tief gedemütigt und zum Verzicht auf seine grandiosen Pläne genötigt. Mit Recht konnte Sorel, der Historiker der französischen Revolution, damals schreiben: Siebenhundert Jahre englischer Geschichte sind erfüllt durch den Kampf mit siebenhundert Jahren französischer Geschichte. Die Zeiten haben sich geändert, aber der Gegensatz ist geblieben. Pitt und Bonaparte sind nur neue Namen jener Kriegskoryphäen von sieben Jahrhunderten, die Wilhelm der Eroberer, Heinrich Plantagenet, Schwarzer Prinz, Duguesclin, Wilhelm der Dritte von Oranien, Chatam und Lafayette heißen. Während die französische Politik infolge der Zwiespältigkeit, Unbeständigkeit und Verfehltheit ihrer Ziele sich in lauter schließlich ergebnislose Unternehmungen einließ, hatte die englische nach der Vereinigung der drei britannischen Reiche zu einem Staate dasjenige große Ziel als das Great National Object of England unverrückbar ins Auge gefaßt, das für die Sicherheit und Größe Englands wirklich nottat, die Herrschaft über die Meere. Und da Frankreich das Haupthindernis auf diesem Wege war, so mußte es mit allen Mitteln niedergeworfen werden. „Die einzige Gefahr, die England zu befürchten hat," so sagte Lord Chatam um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „entsteht an dem Tage, der Frankreich im Range einer großen See-, Handels- und Kolonialmacht sieht." „Jeder Fortschritt," so rief Fox nach dem Frieden von Amiens dem englischen Parlamente zu, „den Frankreich nach außen und selbst nach innen macht, ist ein Kriegsgrund, eine Beleidigung für uns." Deshalb konnte England niemals dulden, daß Frankreich durch Eroberung der Rheingrenze seine kontinentale Stellung für alle Zeiten sicherte, sie durch die Erwerbung des industriereichen Belgiens gewaltig verstärkte und durch Begründung der französischen Hegemonie über den Kontinent die volle Freiheit zu einer weltpolitischen Betätigung gewann. Damit war der Gegensatz zwischen Frankreich und England auch kontinentalpolitisch unüberbrückbar: nicht nur zum Weltmeer, sondern auch zum Rheine ging für die französische Politik der Weg über London. Von den französischen Herrschern und Staatsmännern hat vielleicht nur Napoleon der Erste diese Tatsache klar erkannt. Er verfiel aber unter dem Zwange der Verhältnisse in die Fehler des alten Regimes, die ihn über den Rhein nach Moskau und von da nach Waterloo und St. Helena führten. Nach seinem Sturze hatte England erreicht, was Frankreich erstrebt: die Kontrolle über den Kontinent und die Herrschaft auf dem Gebiete der Industrie, des Handels, der Kolonien und der Meere. Von den leitenden Männern des zweiten

Kaiserreiches und noch mehr von denen der dritten Republik gilt das Wort: „Sie hatten nichts gelernt und nichts vergessen." Trotz all der bitteren Lehren der französischen Geschichte blieb auch für sie der Rhein das letzte und höchste Ziel des französischen Strebens. Was sie im Gegensatz zu England nicht hatten erreichen können, das suchten sie jetzt durch Anschluß an England zu erlangen. Zu dem alten, so verhängnisvollen Fehler der französischen Politik fügten sie in ihrer Verblendung einen neuen, weit schwereren hinzu. Der Triumph Englands über seinen vielhundertjährigen Rivalen wurde damit vollständig. Nachdem es den französischen Imperialismus niedergeworfen hatte, gelang es ihm jetzt, ihn in den Dienst des englischen Imperiums zu stellen. Nach Faschoda gab Frankreich seine Demission als Großmacht. Sein Heer stellte die Kontinentalsoldaten für England, und seine Marine übernahm im Mittelmeer den Schutz des Seewegs nach Ostindien. Und während die französische Nation in fieberndem Chauvinismus von der Vorherrschaft über die Erde träumte, mußte sie sich in einem zwecklosen Todeskampf für die imperialistischen Ziele ihres vielhundertjährigen Erbfeindes verbluten.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

„Der Mensch ist immer mehr oder weniger ein Organ seiner Zeit." Goethe (Tagebuch, 16. Januar 1831).

I.

Als der Freiherr von Stein nach Verbannung, Taten und Kriegen wieder auf seinem Erbgut über der Lahn saß, fand sein Grimm auch ein Wort für Friedrich von Gentz: „Verfaultes Herz, vertrocknetes Gehirn." Er holte es aus der Erinnerung an die Prager Januartage von 1809, wo er, Stein, der im alten Reich Vogelfreie, mit Gentz, dem unfreiwillig aus Wien Beurlaubten, die heißen Stunden der Hoffnung gelebt hatte. Steins bitterer Mund spie den Mann aus, den des Zaren glatte Zunge im Freiburger Monarchenlager von 1814 zum „Ritter Europas" schmeichelte. Stein vergaß nicht, was Gentz vergessen konnte. Stein war ein Genie aus Charakter und Gentz ein Charakter aus Genie. Dem Stein von 1808 warf Napoleon das böse le nommé Stein nach, und Stein spürte nicht, wo er gestochen wurde. Im Bulletin von Napoleons Berliner Einzugstag am 27. Oktober 1806 las sich Gentz als einen Auteur de la guerre, hörte er sich von Napoleon angerufen: „Indécents libelles, leur auteur, misérable scribe, nommé Gentz, un de ces hommes sans honneur que se vendent pour de l'argent." Die Bühne für Gentz war da, und sie wurde ihm die Welt. Man sah ihm zu, und er sah über sich, und sah um sich die Geschäfte seiner Zeit und wußte in sich das Verwandlungstalent des Geistes, das ihr so nötig war wie der unverrückbare Kopf des Herrn von Stein. Einem Stein war die Person nur für die Sache da, und er fürchtete sich nie; Gentz richtete die Person auf die Sache ein und hatte zu fürchten. Ein später Spaß Metternichs, Gentz durch die gefälschte Zeitungsnachricht, Napoleon habe einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt, in Todesangst und mehrtägige Klausur zu versetzen, traf so gut, wie er schlecht war.

* * *

In dem weitgespannten Bogen dieses Lebens von europäischem Ruf schwang eine Menschlichkeit von hoher und verletzlicher Kultur mit; in der unausgesetzten Erschütterung des öffentlichen Daseins maß sich eine unbestechlich scharfe Klugheit mit einem zärtlichen und eitlen Herzen. Dem jungen Gentz schon gab man, um ihn zu begreifen, ein „Feuerwesen ohne Seele" zu; den alten Hofrat des Wiener Kabinetts mischte man sich wie eine böse Stunde aus Vorwurf und Haß zusammen. War er nicht der Alpdruck selbst, so war er das harte Kopfkissen. Seine Jugend wurde ihm gegen sein Alter gekehrt von einer Jugend, die in eine Zeit hineingeboren war, deren Anfang er gesehen hatte. Er war geboren ein Jahr nach dem Hubertusburger Frieden und war so vielmal wieder geboren worden in einem Menschenalter voll Wirrnis und Zerstörung, daß ihm nur Ordnung und Ernüchterung noch als Mörtel zum Haus der Zeit taugten, obwohl die Witterung des Ausgereiften ihn nicht verließ, daß keine Fuge dicht und alles nur eine Pause war. Die beiden großen Worte seiner Jahrhundertwende, die für keine Nation und keinen Einzelnen geprägt waren, Freiheit und Bildung, waren vor seinem Ohre zu oft gebraucht worden, um ihm nützlich zu erscheinen. Als sein Ohr immer feiner und zuletzt hellhörig wurde, war ihm statt ihrer Idee nur der Begriff noch geblieben. Aus ihm bildete sich das müde Begreifen, an dem der Stockösterreicher aus Wahl, den er so gern sich nannte, wie er so ungern Preuße von Geburt war, wieder zurück sich fühlte in das einzige Ideal, dem dieser Mann, voll von Geschmack und von der Kenntnis des dem Hirn und den Sinnen Erreichbaren, sich erhalten hatte: dem prinzipienlosen Gewissen, ein Europäer zu sein. Damit schloß auch für den Ultrapraktiker, als den er sich bekannte, die staatsmännische Einsicht ab. Von seinem politischen Erwachen von 1792 bis zu seinem Sterbejahr 1832, darin er vom Tod hinter Goethe gestellt wurde, führte er sich lückenlos zum Ende. Er wußte schon, daß jene Kämpfe Europas, dem er nach Rasse und Gefühl, mehr aber noch durch den Dienst seines Lebens angehörte, eine Vorbereitung zu Ungeheurem seien, das die Ungeheuerlichkeiten, die seine Zeitspanne umfaßt hatten, so klein sehen wird, wie einmal jene Erdteile, um die zwei Ozeane ihre Wellen schlagen: die Staaten Europas.

Gentz hat nicht an sich geändert, auch nicht an Menschen und Dingen — er nahm den Augenblick entgegen und modelte ihn mit geschmeidigen Fingern. Das Glück der Stunde verpaßte er selten; er konnte sie nehmen und ihr entpressen, was sie hatte. Er ging von der kalten und gesiebten Leidenschaft des Genießers aus — „an Empfänglichkeit das erste aller Weiber", schrieb er noch mit sechzig Jahren der Rahel, und umschrankte zugleich sein Gelüst nach allen Erlebnissen und Bewegungen des Individuums mit der Neugier des Zuschauers. Er kostete sich und seine großen Stunden erst ganz aus, wenn er, noch voll von der Last des Hingenommenen, sein vibrierendes Blut ver-

ebben fühlte im Anschauen des Erlebten und es dann zur Ruhe bringen konnte in der Schilderung. „Ich bin selten mit mir zufrieden; aber bin ich es denn auch einmal — darin liegt allenfalls die Kompensation — so bin ich es bis zum höchsten Genuß." Der Anblick und die Aussprache überwog ihm allmählich die Handlung; um so viel mehr, je unbefriedigter seine Sehnsucht nach Handlung geblieben war. Er hatte von seiner Veranlagung zehren, sie aber nicht erschöpfen können. Dem Staatsmann Gentz versagte die Wirklichkeit wenig. Friedrich Gentz, dem politischen Intellekt aber, hatte sich einst eine Wirksamkeit von unbegrenzter Ausdehnung geboten — die Hoffnung deutscher Mannheit von 1789 bis 1848.

Vor der Auflösung des alten Kontinents durch Napoleon war der Preuße Gentz 1802 nach Österreich gegangen, wo er die Achse zu finden glaubte, um die sich Deutschland drehte; im atemlosen März von 1814 schrieb er an Metternich nach Paris seinen Wunsch, die Donaumonarchie nicht als das Reich mehr, doch als primus inter pares zu sehen; in der internationalen Verwirrung der Heiligen Allianz schonte sein hochmütiger Austriazismus auch ihren Mitläufer, den Kaiser Franz, nicht; der Juli der Franzosen von 1830, der auch unter das deutsche Fragezeichen den Punkt setzte, gab dem eingefleischten Kongressisten sein unheiliges Jugendlächeln zurück. Übermacht und Barbarentum, die Entartungen des Willens und der Gewalt, hatten den Jüngling vom französischen Freiheitsalter weggezogen; sie hatte der Mann bekämpft in Napoleon und im Überschwang des eigenen Volkes; sie entfachten im Alternden noch jene Heftigkeit, bei der er in seinem verweichlichten, von den Schmerzen des Wohllebens und der Nervenaufreibung oft gepeinigten Leib den Dolch zu fassen meinte, der Kotzebue, den Mietling des Großmoguls der Allianz, hingestreckt hatte — mit der er beim Aufstand der Griechen den englisch-russischen Hintergrund schriller, als erlaubt war, signalisierte. Als er im Mai 1828, nach zwanzig Jahren, die vergessenen Schriften aus seiner ersten Epoche wiedergelesen, gestand er seinem Vetter Ancillon, Minister zu Berlin: „Je suis au moins resté immobile, et que, s'il m'était donné de manifester encore une fois avant de mourir mes opinions politiques, je me retrouverais, avec quelques modifications inévitables, sur mes anciennes bases, et pourrais finir comme j'avais commencé."

Er hätte anfangen können, wie er endete. Wo hätte es für Gentz ein Ende gegeben, der nur sich aussprach? Seine Natur war das Wort, und immer fand er seine Form. Wenn in späteren Jahren Metternich, der sonst überflüssig viel von sich wußte, nachlässig im Ton, aber mit einer Bitte, die durchaus respektierte, seine „Ansichten" zur Durchsicht und Feile seinem lieben Gentz zuschickte, so war durch keinen noch so entschiedenen Widerspruch des Gentzischen Mundes das Zutrauen abgeschwächt, das der Staatskanzler zu der urbanen Beredtsamkeit der vertrauten Gentzischen Feder besaß. Gentz war in Österreich die letzte Hand, die sich an jede Aktion legte. Sie hatte

* * *

das Gelenk zu jener Geschicklichkeit, die eine traditionelle Diplomatenübung sein möchte, wenn sie nicht häufiger dem Metternichschen Glück der Umstände als der Gentzischen Technik des Umwägens Erfolge verdanken würde. Diese Hand hat die natürliche Scheu des Metiers vor der Konsequenz jenes anderen, das, in seiner höchsten Ausübung, nach Clausewitz antikem Satz „eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist". Dann aber baut sie wieder vor einer bloß aktiven Diktatur, die Entladungen vorangegangen oder gefolgt war und ihren Höhepunkt nicht überschreiten will, den Damm auf, welcher der Schutz des Staatsgeschäftes und zugleich sein Schein ist. An seinem Fuße aber stand zu allen Zeiten, die wahrhaft staatsmännische gewesen sind, die unentbehrliche Gestalt des Wortführers. Drei Jahrhunderte absoluter Politik sprechen sich aus in dem Namen des meist unbeamteten florentinischen Abenteurers als Macchiavellismus, und der europäische Vormärz hatte in dem oft genug nur halbamtlichen Kabinettspublizisten Gentz seinen Schriftgelehrten, der die kluge und die große Inkarnation, Napoleon und Metternich, vertreten und verdeutlicht hat.

Die Komik der zweiten Rolle, die ihm zugewiesen schien, deckt so gut auf, was der Minister Cobenzl im August 1803 an den Gesandten Graf Stadion, der Gentz von Berlin aus nach Wien empfohlen hatte, nach Petersburg schrieb: man wolle Monsieur Gentz zwar nicht zu Geschäften verwenden, noch in Staatsgeheimnisse schauen lassen, aber seiner guten Feder sich bedienen, wenn es die Umstände erheischten. Später hat Gentz allerdings überall „hineingeschaut". Metternich sagte 1830 in einem Vortrag vor Kaiser Franz: „Ein Mann, der einmal so tief wie Gentz in den politischen Gang eines großen Staates eingeweiht ist, kann nicht mehr freigelassen werden." Dorothea Schlegel erzählte nach dem Tode ihres Gatten, daß die Beamten der Staatskanzlei, wenn der k. Hofrat Friedrich Schlegel durch die Bureaus ging, die Hand über ihre Papiere hielten. Das konnte anfangs auch bei Gentz zutreffen — nichts hat ihn lebenslang mehr gewurmt, als das ererbte österreichische Amtsmißtrauen, vor dem, vom Kaiser bis zum Aktenhefter hinab, nur der Fürst-Staatskanzler und er frei geblieben sind. Beigeordnet dem schwerfälligsten Staatsapparat, von dem er mit seinem Gönner Pitt sagen konnte, daß die Herren in Wien immer um ein Jahr, ein Heer und eine Idee zurück wären, ordneten ihn die Zeitgenossen seines Geistes, auch wenn sie, wie Stein und Humboldt, seine Gegner wurden, in einen besonderen Rang ein. Einer Erstlingsschrift des jungen Gentz, die 1797 König Friedrich Wilhelm dem Dritten mit seinem ganzen noch unausgebildeten Wortreichtum die Forderungen der preußischen Intelligenzjugend darstellte, gab Goethe in einem Brief an Schiller das Beiwort „liberalste Zudringlichkeit", anerkannte aber die schillernde Bestechung im Ausdruck, die auch den kühlen Kabinettsra[t] Mencken, Bismarcks Großvater, bezwang. Sie war das Fluidum, das von den Schriften seiner ersten Epoche ausging, diesen großen Beschwörungen de[r]

Revolutionsgeistes. Vielleicht auch der Zweck seiner Arbeit, das Ziel seiner Jugend. Ihr hat auch Metternichs Wort zu Gentz im Februar 1814 gegolten, das wie eine Überleitung zum zweiten Kapitel von Gentz' Leben ist und den Text einer Kabinettsdeklaration charakterisiert, die der „premier secrétaire du congrès de Vienne" in der Nacht nach der großen Versöhnungsunterredung des Kaisers Alexander mit Lord Castlereagh verfaßt hatte: „Ich bewundere Ihren Mut; niemand hat über den Kongreß mehr losgezogen als Sie, und nun legen Sie uns eine Sprache in den Mund, wie wenn wir der Erde das goldene Zeitalter zurückbringen wollten."

Das Talent, aus tausend unwesentlichen Momenten den einen großen Augenblick herauszuspüren und zum Träger eines Ganzen zu machen, hat Metternich an Gentz ersehen und gewähren lassen. Er hat reichlich für sich die Genialität des Mannes arbeiten lassen, der an den europäischen Konferenztischen das Protokoll führte, und bei jeder Schwierigkeit von den Abgesandten aller Monarchien befragt und umklagt wurde, als sei er das geheimste Ohr der geräuschlosen Wiener Gleichgewichtsversicherung, die ihr Haus-, Hof- und Staatskanzler in seinen nachgelassenen Papieren sich souverän also übersetzt hat: „Das sogenannte Metternichsche System war kein System, sondern eine Weltordnung." Das Perpetuum mobile dieser sogenannten Weltordnung aber war der bezaubernd eindrucksmächtige Kopf des Herrn von Gentz.

Die Zwischenpausen in den Verhandlungen der Kabinette hat er mit seinem Rat und Wissen ganz anders ausgefüllt, als es ihm seiner Stellung nach zukam. Auch seinem Amt nach nicht, als er 1813 der Wiener kaiserliche Hofrat wurde, der er zeitlebens bleiben sollte. Sein amtlicher Charakter allein hätte ihn nie dazu geführt, der Vertraute exilierter Höfe wie unruhiger Prinzen, der britischen Regierungen und aller Feinde Napoleons in ganz Europa zu werden, das Agens jener nirgends faßbaren großen Verschwörung, die Napoleon in seiner Achterklärung gegen le dit Stein — „cherchant à exciter des troubles" — mitbedrohte. Mehr zu verwundern war ja, daß ihm seine überall hinstrahlende Tätigkeit als Privatsammler der antinapoleonischen Politik nicht die Stellung selbst kostete. Aber dem Wiener Hof konnte in den Vormetternich-Tagen nicht bewiesen werden, daß er Friedrich Gentz einem bestimmten Geschäftskreis zugeteilt habe, und dann stellte sich Gentz auch niemals und nirgends als Wiener Adlatus hin, sondern gab sich in seinen Briefen und in der Gesellschaft als der „Chevalier de Gentz", ein Titel, den er 1804 mit dem schwedischen Nordsternorden erreicht hatte. Ständig hat er geschwankt zwischen dem Hochmut auf die ausgezeichnete Ausnahmestellung, die er besaß, und der Erwartung, daß das Amt sich endlich doch in eines der höheren Ordnungen des Staatshandbuches verwandeln werde. Später aber, als er, mit offiziellen Noten und Denkschriften oder Konferenzprotokollen zeitweilig überlastet, das Orakel der Vertreter Österreichs im Ausland — und nicht das ihre allein —, der Diner-

* * *

nachbar der Regierenden Europas und die diplomatische Stütze der Bankiers von Weltruf geworden war, da war er weder von der Rangordnung noch von der Gunst des Zufalls mehr abhängig. Im Rang und Glanz seines Wesens allein stand dieser „bürgerliche Pair der Vornehmen" wie unberührbar da. Im intimen Kreis kam noch zuweilen das triebhafte Element seiner politischen Frühzeit hervor. Scharfsinn und Leidenschaft, die ungleichen Träger seiner lebendigen Kraft, sammelten sich dann zu einem Ausbruch. Ihn erstaunte dies am meisten; Freund und Feind aber überzeugte es immer wieder von der Dämonie dieser Kraft, die den Weltmann zum rücksichtslosen Bekenner, den Staatsmann in den Seher verwandelte. Doch ebenso rasch fand er sich wieder zurecht. Die Stimmung des Mannes *nach* den Ereignissen blieb ihm. Die eigentümliche Müdigkeit einer nicht robusten Natur, die zu oft übersteigert wurde, erzeugte das Bild, das er schon 1803 bot — durchscheinend von Talenten, über dem Grund der Erfahrung den Schimmer der Beredsamkeit und die Geste des großen Ehrgeizes in der Haltung; alles raffiniert gespiegelt von einer wollüstigen Seele. Sie umklammerte einen erbarmungslosen Verstand und gab den tragischen Akzent, den alle spürten, die je mit Gentz in Berührung kamen. Er friert in seinen Hitzen und erhitzt sich an seiner Kälte — so erfaßte ihn Metternich, und so bot auch er sich aus. Die feinste Welterziehung umwitterte bei ihm die selten in Worten sich ergehende, bewußte Schamlosigkeit dem Reiz gegenüber. Gentz galt Adam Müllers seltsames Wort: „damit wir den Bonaparte, den wir in uns tragen, überwinden können". Er sparte sich das letzte auf, ersparte es sich oft sogar ganz. So glomm die Bedenklichkeit um ihn weiter, das Unterirdische, dem er vermacht war, obwohl es im scharfen Taglicht seines Lebens mehr den Nerven erkennbar wurde als den Augen. In seiner „philosophischen Trauer" schrieb er schon am 14. Dezember 1805 an Johannes v. Müller: „Ich bin nicht bezahlt, es mit der Kultur zu halten; ich habe fast nur gelebt, um zu sehen, was sie Schreckliches hat. Mögen andere ihre Pflicht auf *diesem* Wege tun: der meinige liegt von der anderen Seite; ich gehe schlafen, sobald er geschlossen ist."

Fast beleidigend lose war Gentz dem Hause Habsburg anfangs verpflichtet worden; erst durch *Metternich* hat sich sein Geschick dem Österreichs ganz verbunden. Ein Menschenalter durch stiegen und sanken ihre Beziehungen, diese Interessengemeinschaft, die sich wie eine Liebesehe ausnimmt. Schmeichelei und Drohung neben entzückter Übereinstimmung, aber immer Kampf und Streit. Aus ihren vielen, beiderseits doch retouchierten Briefen tritt noch, was den Zugehörigen kein Geheimnis gewesen ist: daß sie sich weder trennen noch vertragen konnten. Der eine mochte vom anderen nicht gerne wissen, *wer* in der Staatskanzlei und bei den Begrüßungen Europas mit subtilsten Fingern arbeitete — der Rheinländer Metternich oder der Schlesier Gentz. Sie sind frühzeitig genug zusammengekommen, um sich kennen zu lernen in

dem günstigen Vorurteil, das zwar nicht der Prüfstein, doch der Gradmesser für ein langes Beisammensein werden kann. Zwei im Temperament verschiedene Männer, nahmen sie fast jede Kurve des gleichen Weges anders. Das Tempo des Schrittes differierte, wenn der Gang auch blieb. Die Gangart schlugen beide zur selben Zeit ein — vor Deutschlands tiefster Erniedrigung — und behielten sie bis in ernüchterte Alterstage. Sie machten zu ihren offiziellen Auslassungen sich bittere Randbemerkungen. Metternich, „daß Gentz stets geneigt gewesen sei, die Lage in den grellsten Farben aufzufassen und vom Extrem der Hoffnung zu dem des Mißlingens überzuspringen. „Alles, was zu kriegerischen Operationen gehörte, stand außer dem Bereiche seines Fassungsvermögens; er scheute sich selbst vor dem Insaugefassen solcher Operationen, als fielen Schüsse auf dem Felde des Gedankens". Gentz, „daß der Fürst die Dinge immer rosenfarben sieht", was mit den Jahren zu Auftritten führte, in denen der Staatskanzler und sein Hofrat sich abkanzelten wie ertappte Schulbuben, wobei es Gentz öfters vorbehalten blieb, Metternich im Benehmen und mit Tatsachen kräftig zu übertrumpfen. Persönlich dann wieder voll zärtlicher Schonung: Wie Metternich 1822 in Verona seinen klapprigen Gentz über die Stufen des Amphitheaters „recht eigentlich wie ein Kind an der Hand" herabführt und ihn niemand anderem anvertrauen mag. Wie Gentz auf des Fürsten Gut Königswart, als die ersten Augusttage von 1830 den Gewitterwind aus Frankreich bringen, den Schloßherrn „in seiner besten Laune" nicht mit dem Staatskanzler stören will und nach Wien hin verbietet, eine etwaige plötzliche Abreise des Fürsten nach der Hauptstadt nicht als Besorgnis zu nehmen — „das betrachten Sie als meine Konjunktur". Beide fingen mit der Opposition des Gedankens an und endeten mit der des Ich. Vom Dasein der Werte, die ihre Arbeit bedeuteten, gingen sie aus; Metternich brauchte ihnen kein Opfer zu bringen und verlangte nicht ihre Erfüllung. Gentz aber schaffte sie sich neu in der großen Erhöhung seines Wesens von 1803 bis 1809. Die Ära Metternich nahm dann den vollendeten Gentz mit sich und bot ihm in dem Mächtigsein der Beschränkung Ersatz für die verlorene Weite, wo vor seinen starr geöffneten Augen die Schauer der Macht vorübergerauscht waren. Die Wirkung war vorbei, als die Handlungen kamen, als das Dienen um Europa zum Dienst des Staatsmannes wurde. Gentz machte an sich die seltenste Erfahrung: er trat zurück, als er reif war, und wurde ein Name, wie er vorher eine Persönlichkeit gewesen war. Er vergaß sich zwanzig Jahre. Wie es ans Sterben ging, sah er mit versinkendem Spott zurück in den Jahrhundertanfang und in die eigene verblaßte Glorie. —

So könnte Gentz anscheinend selbst den Vorwurf begründen, dem er tot und lebendig ausgesetzt wurde. Er soll die eindeutige Berühmtheit des späteren Gentz, „Metternichs rechte Hand" gewesen zu sein, dem Ruhm seiner Mannesjahre vorgezogen haben. Hormayr, der Tiroler Schreckenshofrat, der

* * *

niemand schonte, wer auch der Wiener Staatskanzlei je angehörte, hat Gentz nachgerufen, daß er „nicht unter diejenigen geworfen werden dürfe, die nichts vergessen, aber auch von den Juliustagen nichts gelernt hätten". Es ist ein zweischneidiges Schwert, das seine Gegner und Feinde über ihn und gegen ihn schwangen. Sie konnten ihm niemals absprechen, daß er bis zum Ende ein in solcher Ausschließlichkeit in Deutschland seltener Geist der schärfsten politischen Prägung war. Sie haben ihm aber auch zugestehen müssen, daß er auch in dieser ausgebildeten Form jene schöne Weltbildung besaß, von der Goethe so viel wußte. Und wie Goethe der Antipode Gentz' in seiner Durchbildung des weltbürgerlichen Kulturideals ohne den Zwang der politischen Handlung sein konnte, so durfte Gentz, im Gegenreiz, die Idee einer Menschheitskultur, geschieden oder variiert durch das Gesetz vom politischen Dasein eines Volkes, verkünden. Seine Zeitgenossen nach dem Wiener Kongreß sahen den Funken nicht mehr, der doch niemals in ihm erloschen ist; sie verglichen den Staatsmann, der, vom Schaum und Abschaum seiner Zeit bespritzt, in ihrer Tiefe die Wasser rauschen hört, die zu lebendigen Quellen zu leiten und diese zu hüten und zu dämmen er berufen ist, mit dem freien Kämpfer gegen Napoleon — die Haltung im politischen Amt mit der Position des politischen Schriftstellers. So gestand ihm der Groll der Mitlebenden und die Erinnerung der Nachfahren nichts als den „großen Publizisten" zu. In diesem Wort haben sich alle Parteien über Gentz geeinigt; man kann auch sagen, sich an ihm vergriffen.

Das moralische Rüstzeug des Publizisten, Mut und Unabhängigkeit — auf die es in Gentz' Vaterland allein anzukommen scheint, auch wenn Instinkt, Menschenkenntnis und Stammesbewußtsein, die drei Urelemente des politischen Schriftstellers, nicht ausreichend vorhanden sind —, war auch dem Alternden noch zu eigen gewesen. Mit den Urelementen von Gottes Gnaden und mit dem Rüstzeug nach Verdienst beschenkt, hatte schon der junge Gentz seine Arbeiten zu Nutzen des Staates, dem er dienen wollte, geschrieben. Bereits damals aber wußte und übte er, was er niemals vergaß und verleugnete: daß das Amt der Publizistik im Dienst des Staates, wie er sie dem britischen Vorbild entnahm, ein anderes ist als das einer unbeschränkten und daher unverantwortlichen Öffentlichkeit. *Die Kunst der verantwortlichen Publizistik aber hat er als Meister geübt.* Deshalb hat er sich der eigenen Verantwortung nie entledigt.

Er hat um 1800 in Berlin die Ideen der französischen Revolution, mit einer bestimmten Spitze gegen die Angst- und Verlegenheitspolitik des königlichen Kabinetts, aber im großen Zug der Überzeugung bekämpft. Er nannte es im Juni 1809 — zwischen Aspern und Wagram —, als sein Todfeind Napoleon ihm nahe wie nie war, „einen Kapitalfehler der schrecklichsten Art", daß niemand gegen die vergiftende Macht der napoleonischen Bulletins und Artikel auftrete, und ließ in einem Brief dem leitenden Minister ins Ohr

sagen, daß er eine Reihe Artikel bereit habe, „stark, bitter und beißend, wie sie sein müssen, wenn man mit solchen Schurken handgemein wird". In Karlsbad (1819), das ihn „diesmal drückt, erwürgt, vernichtet", hat er mit Metternichs Eigensinn und Einbildung gerungen: „in unseren hiesigen Verhandlungen bin ich bloß einverstanden mit dem Zweck; in Ansehung der Mittel fast immer in Opposition". Im Dezember 1830 schrieb sein junger Freund Prokesch ins Tagebuch, daß Gentz den unvertilgbaren Wahn im Herzen Metternichs, daß alle Revolutionen das Werk geheimer Gesellschaften seien, die „Urlüge" nenne; Metternich aber erzählte und schrieb vor und nach Gentz' Tod von seinen Zwisten mit dem treuesten seiner Mitarbeiter. Weil Gentz dem Fürsten nicht mehr folgen konnte und wollte, mag Metternich Recht behalten, daß Gentz ihm zuletzt nur noch „illusorische Dienste" geleistet habe. Gentz ist auch unter Metternichs Regime der Publizist seiner Prinzipien von 1793 gewesen: Antirevolutionär der Gesinnung, aber nicht Reaktionär des Geistes. Er hat die Zeit der entstehenden fünften Großmacht, wie Napoleon die Presse taufte, als Erster von den Besten verstanden und genützt, wenn er sie auch nur als die Erscheinung, nicht als das Wesen der Öffentlichkeit angesehen hat. In seinem Essay über die Preßfreiheit betonte er: „Die Wirkungen einer Schrift sind, so sehr menschliche Erzeugnisse und Taten es nur sein können, an den Unterschied der Lokalitäten und der Zeiten und an den Wechsel der Verhältnisse geknüpft." Er kannte wie kaum ein Zweiter die Wirkungen des gedruckten Wortes auf sich und andere. Er hat sich mit beißender Schärfe gegen Maulkörbe ausgesprochen, wünschte dem Grafen Sedlnitzky, obersten Zensor in Wien, dem „Staub an den Sohlen Metternichs", oft genug, daß er „sich den Hals brechen möge" und sah in der Zensur so ziemlich die unvollkommenste aller Einrichtungen. Aber Gentz hat vom politischen Publizisten — nur diesen hat er im Auge — das Verantwortungsgefühl für die Wirkung verlangt und einer Sonderansicht über deren Maß und Ziel die Duldung versagt. So hat er 1801 die Extreme des politischen Raisonnements in der Staatskunst und in der Publizistik, wie sie vor die Öffentlichkeit zu treten pflegen, kritisiert: „Das eine ist die Meinung, daß die Realverhältnisse in der Politik alles, das andre, daß sie nichts oder nicht viel besser als nichts sind. Mit jenem hat alle politische Kunst, mit diesem alle politische Wissenschaft ein Ende." Etwas später schrieb er an Johannes von Müller: „Zwei Prinzipien konstituieren die moralische und die intelligible Welt; das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der notwendigen Beschränkung des Fortschrittes." Nach beiden Prinzipien, und nach jenem Raisonnement, das die Gerade in der Politik bildet, hat er gehandelt — als Staatsmann und noch mehr als Publizist.

Napoleon hatte durch seinen Moniteur das Mundgerechtmachen bis zum Nichtmehrwidersprechenkönnen, die Überrumplung durch die plötzliche Mit-

* * *

teilung von Tatsachen, in das Zeitungswesen eingeführt. Den neuen Brauch übernahm der seit März 1810 erschienene „Österreichische Beobachter", den Friedrich Schlegel einige Monate redigierte. Das Leibjournal der Staatskanzlei leitete dann ununterbrochen bis 1848 der ehemalige Metternichsche Privatsekretär Pilat. Hinter dessen gut geschultem Organ aber klang eine andere Stimme, jedem unverkennbar, der sie einmal gehört hatte. Gentz schrieb die für notwendig erachteten Regierungserklärungen in seinen ungezeichneten Aufsätzen aus; ebenso entfernt von der wütenden Schlagkraft der napoleonischen Bulletins wie von dem biedermännischen Unterricht der englischen Blätter. Denn gleichviel, ob es das Ergebnis stundenlanger Beratung oder die Kenntnis gegenwärtiger und künftiger Vorgänge war — als bloße Meinung erschien es, die man lesen oder verwandeln konnte. Die Nachdrücklichkeit einer offiziellen Überschrift erschien um keinen Grad stärker als die einer politisch-theoretischen Abhandlung. *Etwas* bedeutete es aber, wenn das Blatt der gemäßigten Opposition, die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg, zuweilen im Original oder Nachdruck Artikel von Gentz einer breiteren Menge zugänglich machen konnte. Aus jenen Lesern und Hörern zog gegen das System Metternich die Masse der Gegner heran und warf sich dann, weil sie nicht alle Wurzeln und Fäden bloßlegen konnte, als klatschende Woge auf seinen Publizisten Gentz.

Er ließ die Wasser bis zu höchst aufrauschen. Die kleinen Widersacher, gefährlich nur der Zahl nach, überließ er ihrer Bestimmung als Volksversammlung — „ein paar Individuen schreien sich heiser". Die Wenigen aber, die beißen konnten, ohne bissig zu kläffen, nahm er selbst vor und ging ungedeckt in seinen schwersten Kampf. Hier stieß er nicht allein auf die verachtete Brandung der öffentlichen Meinung; Verschüttetes quoll ihm in der Seele empor und adelte seine Entgegnung. Ihm war der Zornschrei der Männerreihe von Görres bis zu Friedrich Ludwig Lindner nicht fremd — so von weit weg er auch herkam. In diesen Angriffen und Antworten ist etwas gemeinsam. Die Schriftsteller, die Politiker und die Gelehrten Deutschlands schlugen sich mit dem Einzigen, der im letzten nichts anderes meinte als sie. Die Unruhe der Herzen, zurückgeblieben von jenem Nationalhaß gegen den Vergessenen auf St. Helena und rückwärts gewandt in einem Traum von Schwarz und Rot und Gold, verkettete sich mit der Sehnsucht der Geister nach einer Zukunft, die allein von Volkes Gnaden Ursprung und Weihe haben und empfangen sollte. Gentz aber kannte sie so gut — aus seiner eigenen Jugend —, und bei ihm löste die neue Mischung den alten Drang wieder aus, „*sich unter die Räder des Verhängnisses zu werfen*". Er stützte den Rahmen, wie er früher das Bild geschützt hatte. Er fühlte im eigenen Lager den Groll gegen die Freiheit seiner überlegenen, aber überlebten Kultur und draußen den Haß der Kommenden gegen die Zeit, der er enttaucht war. Überall vereinsamte er — die Dämonie seines Wesens, mächtig in

ihren aristokratischen Instinkten und unerbittlich in ihren gebändigten Trieben, zersprang. Er schien dem bürgerlichen Sinn der Jahrzehnte nach ihm und später noch dem grenzenlos geweiteten Denken des neuen Jahrhunderts vergessen. Gentz aber steht wieder nahe — ein Element der Ereignisse in seinen Schriften und eine Fülle herrschenden und leidenden Menschentums in seinen Briefen.

II.

Im April 1783 schickte der Generaldirektor der Königlichen Münze in Berlin, Johann Gentz, an den Herrn Professor Kant zu Königsberg einen Brief, darin er als besorgter Vater seinen Sohn Friedrich, geboren in Breslau am 8. September 1764 — Gentz gab späterhin den 2. Mai 1769 als seinen Geburtstag an —, dem Wohlwollen des Gelehrten empfahl und die Hoffnung aussprach, daß die „Akademie" einen guten Studenten und das Leben nachher einen tugendlichen Menschen erhalten werde. Der reinlichen und ruhigen Atmosphäre des Vaterhauses machte Friedrich auch vorläufig Ehre. Betreut von zu Hause, im Umgang mit angesehenen Familien von Beamten und Kaufleuten, saß er als braver Hörer zu Füßen Kants, nur in den Augen das schnelle Aufleuchten aus dem Temperament seiner Mutter, Demoiselle Ancillon von der französischen Kolonie. Eine andere Geistesstütze wurde ihm ein älterer Freund, der Professor der Philosophie Garve in Breslau, ein sanfter Gegner seines Lehrers. Christian Garve, der in einem stillen Privatverhältnis zur stillsten aller Wissenschaften stehende Kranke, und der lebensdrängende Gentz fanden sich in einer Übergangserfahrung: die Revolution stand ihnen zur kritischen Untersuchung eben bereit. Garve, der sich nie an Ideen verstiegen hatte, die auf ihn eindrangen, setzte sich mit ihr in der etwas philiströsen Weise eines gealterten Zeitgenossen der Aufklärung auseinander. Er sah die Ursachen, aber von den Wirkungen kehrte er sich ab; ihre nur zerstörende Natur, die „das Mögliche von dem Chimärischen" nicht trennen kann, führte ihn zu dem Gebilde der Freiheit und Ordnung, das er mit Gentz im britischen Staat erblickte. Hier nun ward ihm sein Schüler zum Meister, und weil er das begriff, beließ er ihn sich selbst.

Die Briefe an Garve beginnen 1783 und enden 1798. In dieser Zeit ging Gentz seinen Weg zur Politik, der ihn weit ab von Kant und seinen Anhängern führen sollte. Mit Garve diskutierte er noch seine frisch von Kant bezogenen Gedanken. Mit ihnen konnte er die Theorien des Naturrechts vereinigen — ganz Kind der Lieblingsphrasen des vorrevolutionären Jahrzehnts. Lange hat er von der Kantschen Pilosophie als seiner „alten Pflegemutter" nicht gesprochen. Sein politischer Nerv wurde von Kants und seiner Schule pompöser Dialektik vom ewigen Frieden empfindlich berührt, nachdem er am Jahrhundertende seinen ersten Blick in das Getriebe einer

* * *

Staatsregierung getan, ein Blick, der nur zu scharf für das Unheil ward, das sich gegen einen König zusammenziehen mußte, dem „der Krieg unter allen Umständen ein Übel war". Gentz genoß noch von vielen Philosophien. Er hat das ganze Philosophengeschlecht seiner Zeit heraufkommen sehen. In der großen Einseitigkeit des geborenen Staatsmannes stand ihm dann Plato am nächsten, der ihm „der größte und unerreichte Theoretiker der Politik" war. Kant aber blieb ihm ein immerwährender Zwang zur Beschäftigung; im Alter noch so stark, daß er gegen Adam Müller einmal ausbrach, der könne seinem Gott danken, nie mit dieser Philosophie bekannt gewesen zu sein. — Garve besaß ein Glück, das dem edlen Herzen dieses Mannes wohltat: er hatte den jungen Gentz in seiner heftigsten Entwicklung, in seinem rückhalt- und rücksichtslosen Vertrauen. „Ich sitze manchmal — Sie kennen meine unruhige Lebhaftigkeit in diesem Punkt — und stampfe mit meinen Füßen, wenn ich bedenke, wie mich, der ich doch zu so mannigfachem Genuß ausgerüstet bin, die Einförmigkeit meines Schicksals nie aus dem engen Kreise einer geschäftslosen Geschäftigkeit, und wie ich die Welt, in der so viel zu sehen ist, nur durch ein Dachfenster ansehen darf." Ein solches Bekenntnis war mehr für die Bestimmung seines Lebens als für seine Jugend da; von noch höherem Wert ist bei Gentz, der am Erbe einer nervösen Natur zu tragen hatte, sein Selbsturteil: „Ich kenne überhaupt nur ein Übel in der Welt, aber es ist gräßlich genug, es ist die Angst. Dies ist die wahre Peinigerin meines Lebens. Sobald etwas Unangenehmes entschieden ist, finde ich mich mit einer Leichtigkeit hinein, die in Erstaunen setzt." —

Der zeitgemäß sentimentale Student hielt sich eine Seelenfreundin in einer jungen unbefriedigten Frau und schenkte ihr in Briefen die Erstlinge seines Stils. Sie war sanft, diese Frau Elisabeth des Regierungsrates Graun; sie hat sich mit einer schleichenden Erotik, gleich der Charlotte von Steins, und wie diese einer „einfachen" Mannesintelligenz angehörend und mehrfache Mutter, den jungen Gentz lange gespart. Sie war eingeweiht in die etwas spröde Beziehung ihres Freundes zu ihrer Base Cölestine Schwinck und hat vielleicht dies gnadenlose Verhältnis zu ihrem Nutzen gepflegt. Denn obwohl das verwöhnte Bürgermädchen sich von ihm abwandte, ging Gentz an Elisabeths Hand noch, bis er, in Berlin Kammerreferendar und angehender Schriftsteller, soviel zu treiben hatte, daß auch der Rest erkaltete. Frau Elisabeth aber hinderte ihre Eheerfahrung nicht, nach der Scheidung einen alten Rivalen ihres verstummten Anbeters zu heiraten. Diese Ehe setzte sich als Lyrismus nicht nur in den Sonetten des Gatten fort. Später ahmte Elisabeth ihre Zeitgenossinnen nach und machte aus ihrer Episode mit einem Berühmten Literatur. Das empfindsam kokette Geheimnis ihres Buches war wertlos; die Briefe von Gentz an sie zeigen ihn nur als Anbeter, der die Linie, auf die Frau Elisabeth sich so viel zugute tat, kaum überschritten haben kann. Viel besser gelang es ihrem zweiten Mann, dem Geheimrat von Stägemann,

als Gatte und Preuße in Gentz einen zwiefach Abtrünnigen hinzustellen; persönlich prallte auch dies an dem Vergnügen ab, mit dem der Gentz des Wiener Kongresses den im Gefolge Friedrich Wilhelms des Dritten gekommenen Stägemann wirksam geärgert hat. — Zu Ende des Lebens zwar wollte sein Freund Prokesch an Gentz bemerkt haben, „daß ihm Elisabeth noch in der Seele sei". — Er verheiratete sich etwas später und unterschied sich von anderen Ehemännern und Staatsbeamten seines Alters nur durch einen hartnäckigen und ausbeutenden Verkehr mit vornehmen Nachtschwärmern und Bücherliebhabern von der Art seines Kollegen Wilhelm von Humboldt und des Schweden Gustav von Brinckmann.

Humboldt und Gentz sind sich immer wieder, so gern sie sich auch ausweichen wollten, auf ihrem Wege begegnet. Humboldt schätzte Gentz zu verschiedenen Zeiten verschieden ein; einen Vorzug vor anderen Menschen hat er ihm eingeräumt, den, daß Gentz ihn gefesselt habe bis zum Schluß. Das hat Humboldt nur einmal von einem Zeitgenossen gesagt; er, der so oft mit Ironie töten konnte, gewann es über sich, den „Mangel an Grazie", den er anfangs bei Gentz beklagte, im Genuß der anderen Gaben zu überwinden. Einen Monat weiter befand er sich schon so mit Gentz, daß er an seine Braut Caroline von Dacheröden am 23. Februar 1791 schreiben konnte: „Er ist nicht geschmeidig genug, um aus dem Wege zu räumen, was den einen oder den anderen bei ihm abstoßen könnte, aber wer ihn ganz sieht, muß ihn lieben. Denn nicht leicht fand ich in einem Mann eine solche Wärme des Charakters, eine solche Aufopferung für das, was ihn einmal anzieht, eine so große Anspruchslosigkeit bei oft anscheinend entschiedenem Ton und dann einen so großen Gehalt intellektueller Kraft." Das unbestechliche Auge Humboldts sah immer die Umrisse, die Plastik der Gestalt; ihm konnte Gentz nicht entstellt werden. Für Gentz aber war Humboldt in Berlin als Ergänzung und als Gegensatz nötig. Der selbstgewisse junge Aristokrat steigerte seine angeborene Gier nach Verfeinerung der Form: das Bewußtwerden seiner Talente, die Erziehung zur Sicherheit verdankte Gentz dem Umgang mit Humboldt. Hingerissen schrieb er im Dezember 1790 seinem Garve: „Er ist besonders ein furchtbarer Dialektiker: nichts ist schöner, aber auch belehrender, als einen langen Streit mit ihm auszuhalten. Ich nenne ihn gewöhnlich den Wetzstein des Verstandes. Wenn ich eine Materie so durchdacht habe, daß ich glaube, nun könnte mich wohl kein Einwurf mehr erschüttern, so erstaune ich zuweilen über seine Kunst, Einwürfe gleichsam zu erschaffen." Es kam so weit, daß er Humboldt gar nicht mehr missen konnte, daß beide das Gespräch zu zweien in der Nacht führten, „bis uns der helle Morgen überraschte". Ihren Freund Ancillon, der zuerst mitdisputieren durfte, hatten sie allmählich ausgeschaltet. Als Humboldt 1797 seine erste lange Auslandsreise antrat, klagte Gentz seinem Freund Brinckmann seine „unbeschreibliche Öde" und spitzte seinen Jammer noch auf das Aperçu zu: „Wenn es keinen Humboldt gäbe, müßte man, wie Voltaire

* * *

von einem gewissen, namens Gott sagt, einen erfinden." In Rom starb Humboldt auf dieser Reise der Sohn, der „Sonnenknabe"; Gentz erfuhr es bald danach. „Vorgestern habe ich einen Brief von Humboldt über den Tod seines Sohnes erhalten, einen Brief, der mein Gemüt bis in seine innersten Tiefen bewegt hat. So über den Tod zu sprechen, ist nur einem gespensterartigen Menschen, wie H., gegeben; ich glaube, er war schon einmal tot, oder ist es jetzt und redet von jenseits herüber. Nein! H. muß geehrt und gepflegt werden: denn verlören wir diesen, wo fänden wir einen zweiten Menschen wieder!"

Die Namen von Gentz und Humboldt umfassen das Reichste, was Berlin unter Friedrichs des Großen Nachfolger an eingeborenem Geist und Jugend besaß. Die Freunde Gentz und Humboldt haben sich gegenseitig erzogen: der eine hat den Adeligen von Geburt, dem der Staat die höchsten Aufgaben bereit halten konnte, erst dazu vermocht, sich für solchen Dienst zu interessieren; Gentz war es unzweifelhaft, durch den Humboldt dem politischen Gewese einen Geschmack abgewann, der allerdings nie mehr als ein geistreicher und zerstreuter Geschmack gewesen ist. Der andere jedoch schliff den funkelnden Geist des bürgerlich Geborenen, der schon heftig an der Fessel eines Amtes zerrte, das staffelweise zu einer Spitze führen konnte, für den Beruf zurecht, darauf ihm der Genius seines Lebens ein Anrecht ins Blut gegeben hatte. Beide führte das Geschick dann in die Welt der großen Politik hinaus. Während der Erregungen und Begegnungen in Wien aber formte Gentz im März 1814 sein Schlußurteil über seinen Freund und Widersacher (an den Empfänger seiner Berichte in die Walachei, den Fürsten Caradja): „Baron Humboldt, durch seinen Geist und seine Kenntnisse einer der hervorragendsten Männer unserer Zeit, von kaltem, leidenschaftslosem Charakter, unfähig der Liebe und des Hasses, dabei mit der Welt und dem Menschengeschlecht sein Spiel treibend." Auf Isabeys Bild vom Wiener Kongreß erscheinen auch Gentz und Humboldt. Beide an Selbstsicherheit das Höchste, das sich denken läßt. Beiden eignet auch dieselbe, von Feierlichkeit wie Nachlässigkeit gleich entfernte Haltung. Die Natur hatte bei ihnen schon sonderliche Umrisse geformt; die Überlegenheit der höchsten Bildung vollendete ihren Ausdruck. Noch einmal vereinigte auf einem Repräsentationsgemälde Rang und Können die Jugendfreunde zu einer Erscheinung von einheitlicher und sich abhebender Bedeutung. Vielleicht hat sich Gentz auch in diesen Tagen überall mehr ausgegeben, Humboldt sich mehr gesammelt; der Zug Verachtung im Schweigen eines häßlichen und klugen Mundes prägte sich, wie bei den Porträtbüsten des Mittelalters, auch bei ihnen aus. Die äußerste Gegnerschaft konnte das Zeichen gleicher Art nicht verwischen. Die rotierende Kraft ihres Wesens, mit der eben ein Staatsmann den andern bekämpft hatte — wie ward sie wenig sichtbar allen Benachbarten, doch wie sehr mengte sich auch hier in beiden das Göttliche mit dem Menschlichen und Kreatürlichen. Es ist wunderlich liebenswürdig

und wahr zugleich, wenn Humboldt, nachdem er Isabey die Sitzung verweigert hatte, vom Kongreßbild sagte: „Er hat sich gerächt. Er hat mich ähnlich gemacht." Vielleicht hat er es für Gentz mitgesagt. Den wehmütigen Reiz solcher Betrachtung verspürten sie erst wieder, als es für sie spät geworden war. Im Alter näherten sie sich einander wieder, als die politischen Schneiden, die sie geschliffen und daran sie sich verletzt hatten, stumpfer wurden. Humboldt hatte die Güte seines Schicksals versagt, sich ganz der Welt verschreiben zu müssen, in der sie zusammen gestanden. Er saß als Privatmann in Tegel, hatte die Statue der Venus seinem Bette gegenüberstehen und war den Geschäften und den Frauen (dem „Salz der Erde", das die Geschäfte gewürzt hatte, wie er sagte), reuelos entglitten. Gentz mußte sich noch mit ihnen schlagen und vertragen. Jedes Jahr empfahl er dem Humboldtschen Paare die heißen Quellen des Gasteiner Bades; dort traf man sich dann, gichtisch und gealtert, aber stets in der lebhaften Höflichkeit, welche diese Menschen durch alle Zwischenfälle hindurch voreinander sicher gemacht hat.

Gustav v. Brinckmann, der herrnhutisch erzogene Schwede und spätere Gesandte seines Hofes in Berlin, Paris und London, war für Gentz das Ohr, das ihn aufnahm. An ihn ließen sich alle Interessen hinreden; von ihm wurde immer verbindlich und oft begeistert angehört, was zu berichten war. Der Bericht war in dieser Freundschaft Hauptsache; er blieb auch, als das Erlebnis der Begegnung schon längst verblaßt war. Brinckmann, der Überlebende von beiden, starb auf seinem Gute bei Stockholm als Sammler von Büchern, Briefen und Berühmtheiten, wie er es von je gewesen war, entgegenkommend bis ans Ende. Er hat drei Königen Schwedens, einem ermordeten, einem abgesetzten und einem ausländischen, den letzten Wasa und dem ersten Bernadotte, gedient, nützlich und ohne Beschwerden. Als Schöngeist, Philosoph und Politiker war er eine Schachfigur für die Gentz, Humboldt und Schleiermacher gewesen. In Brinckmanns Parasitenwert, den ihm Goethe zuerkannte, stak für Gentz alles; er verbrauchte auch hier den Dilettanten, der in seiner Zeit für Geschäfte aller Art noch üppig wuchern konnte.

Prinz Louis Ferdinand spottete über Brinckmann, „er liebe der Briefe wegen"; Gneisenau verurteilte ihn als „witzigen Schwätzer", Arndt ihn gar als „kleine politische Hohlfigur"; Humboldt fand heraus, daß „das meiste in ihm durch Kunst und Fleiß hervorgebracht ist". Es ging ihm aber mit Brinckmanns Liebenswürdigkeit im Reden und im bereitwilligen Verleihen seiner Bibliotheksschätze wie Gentz: er schätzte bei soviel Leichtigkeit des Umgangs zuletzt auch das wahrhaft Seltene an dem nie alternden Schweden richtig ein — das nie ermüdende Interesse an den Freunden. Gentz schüttete über Brinckmann eine Fülle von Briefen aus; sie gehen von 1790 an, mit einer Gentzschen Gleichgültigkeitspause von 1811 bis 1818, durch dreißig Jahre. Brinckmann gegenüber sprach sich Gentz so ziemlich über alles aus — nicht so tief und geheim wie an Adam Müller, aber breiter im Umkreis des Lebens.

* * *

Bei Brinckmann ließ er sich sogar gehen, während er sonst selten die Intensität seiner Briefe durch Kraftstellen verdickte. Ihm gestand er über seine Ehe, was sie vielleicht so früh zerbrochen hat, daß er und seine Frau „schlechterdings nie allein" wären. Er fragte sein literarisches Lexikon, das ihm immer amüsant zitierte: „Wer in der Welt findet denn solche Stellen außer Brinckmann? Wo ist sie denn her, diese goldene?" Er schimpfte aus Berlin 1793 über das „hundsföttische Leben! Und zuletzt noch gar zu vermodern!" und aus Wien im Juni 1803, nach einem politisch infizierten Fieberanfall, den er nachher als „nervenreizende Krankheit" lobte: „Ich hasse nur die Vieheit, Aasheit, die Luderei der jetzigen Menschen." Brinckmann hielt für ihn noch lange Zeit die Berliner Beziehungen aufrecht; Gentz spendete ihm dafür glänzend boshafte Charakteristiken der Wiener Gesellschaft, an der er oft genug kein gutes Haar ließ. Die politische Materie tritt in diesen Briefen, gerade in den Jahren, in denen er am häufigsten schrieb, manchmal auffallend hinter Literatur und Klatsch zurück. Selbst Mitteilungen über seine Arbeiten und Pläne verschwinden rasch wieder hinter Zustandsschilderungen. Sprach Gentz sich aber einmal politisch frei, so hafteten seine Urteile oft wie Nägel in dem Papier. Er riß grobe oder feine Ränder; doch in acht nahm er sich bei Brinckmann nicht. Oft blieb ein rasches Urteil dann lange Jahre sitzen. Das über Metternich vom Februar 1805: „Er ist eine treffliche Porzellannatur, und dabei einer der wohlorganisiertesten Köpfe, die ich je fand. Daß er einst noch an die Spitze der Geschäfte zu stehen kommt, halte ich für gewiß, fürchte aber, es wird zu spät sein," variierte kaum in seiner langjährigen Erfahrung. Wenn er einem guten politischen Einfall Brinckmanns einmal begegnete, manifestierte er sich sofort: „Alle anderen Übel sind entweder heilbar oder verlieren sich in der allgemeinen Vernichtung; aber die Idee, daß die Kanaillen recht behielten, hat etwas Unsterbliches an sich und würde den gequälten Geist noch über die Trümmer der ganzen physischen Welt hinaus verfolgen. In dieser Idee ist die eigentliche Quelle der ganzen antirevolutionären Tendenz meines Lebens zu finden." Auch er hat durch ein Fegefeuer gehen müssen, ehe er sich fand.

Das Sturmläuten unter den Wettern von Frankreich dröhnte 1790 herüber in das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Im Süden und am Rhein hing man sich mit in die Glocken, im weimarischen Deutschland lauschte man dem dumpfen Unterton, und im Norden spitzte — vier Jahre nach der Sterbenacht von Sanssouci — die berlinische Intelligenz die Ohren, daß die von dem Mischlingsvolk überm Meer erklärten Menschenrechte, gegen die das freie England ihm verkaufte deutsche Menschenwürde geschickt hatte, im feudalsten Staat des Kontinents aus der Philosophie einmal in den Alltag übertragen wurden.

Die große Revolution weckte in Gentz nur seinen kräftigsten Impuls: die politische Reagenz. Gleich Humboldt hat er zu keiner der beiden Parteien

gehört, die sich im Vaterland des Wittenbergers auf den fremden Anstoß hin sofort befehdeten. Die Masse der Retter, sichtbar im Staat als seine Verteidigung, zerrieb sich an der ungeschulten Glut der republikanischen Armeen, zerschellte vor Napoleon und sammelte sich wieder in der Freiheit von 1813. Das Häuflein der Helfer, verteilt in der unsichtbaren Volkseinheit des Geistes, leitete einen schwachen Teil nach dem Neuland übern Rhein ab, sandte einen starken in seine Hoffnung von Leipzig und Waterloo und zog mit dem edlen Rest seiner Phantasien über Kerker und Barrikaden weg neben den wirbelnden Trommeln der anderen noch in das neue Deutschland ein.

Aus dem prahlenden Papierdekret der Déclaration des droits de l'homme vom September 1791 drang das Ereignis aus den Sitzungssälen, durch Greuel und Königsblut, im Marschschritt der dreifarbigen Schärpenmänner in die Welt und wurde Napoleon. Die Zeit suchte sich in dem Plebejer Rousseau ihren Vorläufer, wählte den Aristokraten Mirabeau zu ihrem Verkünder und enthüllte sich wild und nackt auch der Erwartung von Friedrich Gentz. Sie hatte ihn nicht erzeugt, aber sie hat sich ihn erzogen. Sie machte ihn frei, aber sie entfesselte ihn nicht. Aus dem räsonierenden Jüngling bildete sie sich den Schriftsteller, der ihren Wandlungen Laut geben konnte, ohne zu schreien, den Wortmeister, der auf ihren Linien schrieb, ohne sie zu verrücken. Sie legte ihm, ehe er, wie tausend andere, seinen Betrachtungen über die französische Revolution Ausdruck geben konnte[1]), das Buch gleichen Namens von dem britischen Whigführer Edmund Burke aufs Pult. Die Ordnung in der Idee und die Zuverlässigkeit der Gründe, die britische Basis der politischen Handlung, kamen an Gentzens blankes Gehirn, als er sich an der rasenden Pathetik der französischen Umwälzung eben ernüchtert hatte.

[1]) Ein fünfbändiges Werk über die Geschichte der Revolution blieb ungedruckt, da er, „wo vollkommene Neutralität nur einen Schafskopf zieren könnte", es verschmähte, „Begebenheiten, die großenteils im Räsonnement empfangen und geboren sind, die man aus Räsonnements hervorsuchen muß, die sich immer um Räsonnements drehen, ohne alles Räsonnement darzustellen".

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen des Großherzogs Karl von Baden (1811 bis 1818).

Zum hundertjährigen Gedenktag der Verfassung.

Von

Georg Tumbült.

Eine der größten politischen Krisen, welche der europäische Kontinent vor der gegenwärtigen durchmachte, ist die der französischen Revolution und der Revolutionskriege. Sie führte den Untergang des alten deutschen Reiches herbei und schuf aus den Trümmern die staatlichen Gebilde, wie sie, von den Veränderungen im Jahre 1866 abgesehen, noch jetzt auf dem Boden des Deutschen Reiches bestehen. Die territoriellen Verschiebungen durch die Säkularisation der Bistümer und Abteien, die Mediatisierung der kleineren Fürstentümer und Reichsstädte und Aufteilung der ritterschaftlichen Besitzungen hatten zum größten Teil im Jahre 1806 ihren Abschluß gefunden; dieses Jahr ist auch das Geburtsjahr des Großherzogtums Baden.

Dem ersten Großherzog Karl Friedrich erwuchs die nicht geringe Aufgabe, aus den verschiedenen bunt zusammengewürfelten Bestandteilen des jungen Staates ein einheitliches Ganzes zu machen. Scharfe Gegensätze, die durch die Verschiedenheit nach Stammesart und Konfession der neuen Untertanen gegeben waren, galt es mählich zu überwinden, althergebrachte Gewohnheiten und Sitten schonend zu behandeln. Denn nicht in gewalttätiger und stürmischer Weise sollte eine engere Verbindung der neu erworbenen Gebiete mit den badischen Stammlanden herbeigeführt werden, sondern Karl Friedrich wünschte diese durch den Geist der Milde, Klugheit und Mäßigung auch innerlich seinem Hause und seiner Verwaltung zu gewinnen. Ganz wesentlich trug hierzu eine Großtat seiner Regierung bei, nämlich die Schaffung eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches durch die Einführung des französischen Zivilrechts. Am 1. Januar 1810 trat das neue Recht in Kraft. Das Gesetzgebungswerk war jedoch — und das ist das Verdienst des Staatsrates Brauer — nicht eine rein äußerliche Übertragung und Übernahme des französischen Rechts, sondern eine Bearbeitung unter sorgfältiger Anpassung an heimische Verhältnisse. Schnell lebte sich daher das neue Recht in das

Volksempfinden ein und wurde hier, wie auch der Code Napoléon in den linksrheinischen Teilen Deutschlands, durchaus beliebt. Das einheitliche Zivilrecht wirkte ganz wesentlich zur Verschmelzung der einzelnen Landesteile mit. So wurde Karl Friedrich auch in tieferem Sinne der Schöpfer des jetzigen Baden.

Seit dem Beginn des Jahres 1810 nahmen die Kräfte des im zweiundachtzigsten Lebensjahr stehenden Großherzogs zusehends ab, aber das Lebenslicht flackerte fort, bis es in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1811 erlosch. In der Regierung folgte, da Karl Friedrichs ältester Sohn Karl Ludwig schon 1801 infolge eines Unglücksfalles gestorben war, des letzteren Sohn Karl, Gemahl der Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons. Der neue Regent war zwar jung, aber schwach. Ein zu frühzeitiger Lebensgenuß hatte seinen ohnehin nicht kräftigen Körper an der Erstarkung behindert. Die Ehe mit der Großherzogin Stephanie war ihm aufgedrungen, und dazu kam, daß ihm überall der übermächtige Wille Napoleons entgegentrat. Das wirkte lähmend auf seine Entschlüsse und Tatkraft ein.

„Eine lastende Unfruchtbarkeit lag auf dieser Natur, die um so trüber wirkte, wenn einmal die liebenswürdigen Züge der Zähringer Familie, natürliche Freundlichkeit und Güte, flüchtig bei ihm durchschimmerten. Er galt allgemein als klug, aber es fehlte ihm die Freude an Entschluß und Verantwortung, die letzten Grundes den Herrscher ausmachen.“ [1]) In diesen Sätzen faßt ein jüngerer Historiker seine Charakterzüge zusammen.

Trotz der persönlichen Unzulänglichkeit dieses Herrschers sind doch zwei gewichtige Erfolge mit seiner Regierungszeit verknüpft: das war einmal das Hindurchsteuern des Staatsschiffes durch die politische Konstellation, die sich aus dem Ende des Rheinbundes und dem Freiheitskampf des deutschen Volkes ergab, und dann die Bewidmung des badischen Staates mit einer Verfassung, deren hundertjähriges Bestehen wir in diesem Jahre feiern können.

In Karlsruhe mühten sich die Staatsmänner um Fragen der neuen Behörden- und Verwaltungsorganisation, währenddes das öffentliche Augenmerk vorwiegend durch den Napoleonischen Feldzug gegen Rußland in Anspruch genommen war. An diesem Feldzug nahmen die badischen Truppen in Stärke von rund 6800 Mann teil; sie mußten als Streitkräfte des Rheinbundes Napoleon Gefolgschaft leisten. Zu ihrem Führer ernannte der Großherzog den Brigadegeneral Grafen Wilhelm von Hochberg.

Dieser Graf Wilhelm von Hochberg war eine markante Erscheinung am badischen Hofe. In seinen „Denkwürdigkeiten“ [2]) hat er uns eine überaus

[1]) Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802 bis 1818. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Erster Band (1913), S. 35.

[2]) Bearbeitet von Karl Obser. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Erster Band (1906).

wichtige Geschichtsquelle hinterlassen, die uns zu einer Beurteilung seiner Persönlichkeit und seiner Zeit befähigt, weshalb es angezeigt ist, hier etwas näher auf ihn einzugehen.

Reichsgraf Wilhelm von Hochberg, später Markgraf von Baden, war ein Sohn des Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg. Er war geboren den 8. April 1792, vermählte sich 1830 mit der Herzogin Elisabeth von Württemberg und wurde der Vater des Geschwisterpaares, der Fürstin Sophie zur Lippe (gestorben zu Karlsruhe am 6. April 1904) und der Fürstin Leopoldine zu Hohenlohe-Langenburg (gestorben zu Straßburg am 23. Dezember 1903). Wie er selbst in seinen „Denkwürdigkeiten" mitteilt[1]), ist seine Ausbildung sehr mangelhaft gewesen; die eigentliche christliche Erziehung hat ihm ganz gefehlt. Unbegreiflicherweise wurde ihm ein Rationalist, der alles Positive verwarf, zum Lehrer gegeben, während doch sein Vater Karl Friedrich auf einem festen religiösen Grunde stand; indes, was hier versäumt wurde, hat das Leben wieder nachgeholt. Den Unterricht im Französischen begann Wilhelm erst im dreizehnten Jahre, und zwar weil die Greuel der französischen Revolution dem Großherzog einen solchen Abscheu vor diesem Volke erzeugt hatten, daß er vorher nichts davon wissen wollte. Ausgesprochen militärische Neigungen und Eigenschaften, persönlicher Mut, Furchtlosigkeit und Entschlossenheit zeichneten den jungen Fürstensohn aus, der früh zum Manne gereift, sich als ein ausgebildeter Charakter, befähigt, kenntnisreich und von trefflichen Grundsätzen erwies. Als Graf Wilhelm zum Kommandeur der badischen Brigade ernannt wurde, war er kein Neuling mehr im Kriegshandwerk; hatte er doch bereits den Feldzug von 1809 gegen Österreich als Adjutant des Marschalls Massena, duc de Rivoli, mitgemacht und für seine vorzügliche Haltung das Kreuz der französischen Ehrenlegion erworben. Nach der Rückkehr aus dem Felde war er mit der Führung eines Regiments in Rastatt betraut worden. Gleichwohl war er von der Nachricht seiner Ernennung zum Brigadeführer sehr überrascht; denn noch nicht zwanzig Jahre alt, fühlte er nach eigenem Geständnis nur zu sehr, wieviel ihm noch fehlte, um dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Jedoch die Wahl hatte keinen Unwürdigen getroffen. Als er sich zu seiner bereits ausgerückten Brigade begab, nahm er seinen Weg über Kassel und war hier einige Tage Gast des Königs Jérome von Westfalen. An dem Kasseler Hof fiel ihm die große Zahl der Frauen von ausgezeichneter Schönheit auf. Neben vielen Franzosen sah er hier eine Menge Abenteurer aus aller Herren Ländern. „Am meisten aber wunderte ich mich," schreibt er, „wie Personen aus den ältesten Geschlechtern Deutschlands sich herandrängten, dem ephemeren König zu huldigen"[2]).

[1]) A. a. O. S. 59.
[2]) Ebenda S. 130.

Die badische Brigade unter Graf Hochberg war der ersten Division des 9. französischen Armeekorps zugeteilt, das sich anfangs August 1812 bei Tilsit sammelte. Korpskommandeur war der Marschall Victor Herzog von Belluno, Führer der 1. Infanteriedivision General Daendels, ein Holländer von Geburt. Während Graf Hochberg den Marschall Victor als einen sehr artigen Mann kennen lernte, war er von dem Divisionär Daendels nicht sehr erbaut; er schildert ihn als einen höchst eigennützigen, selbstsüchtigen Charakter, der bei Zuteilung von Lebensmitteln das Beste stets für sich behielt[1]).

Am 28. September zog das 9. französische Korps in Smolensk ein, das 700 Kilometer östlich von Tilsit entfernt liegt; hier erfuhr man die Nachricht von dem Brande Moskaus. Am 11. Oktober verließ die badische Brigade Smolensk wieder — aber es ging nicht vorwärts, sondern rückwärts. Am 31. Oktober kamen die Truppen zum erstenmal mit dem nachrückenden Feinde, jedoch nicht ernsthaft, in Berührung. Von dem Rückzug und der Verfassung der großen Armee waren im 9. Korps nur dunkle und unsichere Gerüchte verbreitet, bis man am 25. November auf der Straße von Smolensk nach Borisow mit ihr zusammenstieß. „Ich sah nun ein Bild des Jammers," schreibt Markgraf Wilhelm[2]), „das sich nie aus meinem Gedächtnis verwischen wird. Es defilierte gerade die polnische Armee; ich ließ meine Brigade halten, um ein bisher noch nie erlebtes Schauspiel näher zu beobachten. Es mögen ungefähr zwanzig Adler gewesen sein, welche von Unteroffizieren getragen wurden, denen mehrere Generale teils zu Fuß, teils zu Pferde folgten. Mehrere dieser höheren Offiziere trugen Damenmäntel von Seidenzeug, mit Zobel besetzt. Dann kam eine größere Zahl unbewaffneter Soldaten, im ganzen vielleicht 500 Mann — der Rest eines Armeekorps, das mit 30—40 000 Mann ins Feld gerückt war! Das Wetter war an jenem Tage herrlich, und die Sonne beleuchtete mit ihrem hellen Schein diese für uns alle so betrübende Szene. Kaum waren wir im Biwack eingerückt, so sahen wir andere Korps in gleich aufgelöstem Zustand an uns vorüberziehen."

Nun folgten die furchtbaren Kämpfe an der Beresina und die weiteren Rückzugsgefechte, in denen die badischen Truppen sich tapfer hielten. Mehr noch als die nachdrängenden Russen setzten die große Kälte und der Mangel an Verpflegung den Truppen zu. Hören wir wieder den Markgrafen Wilhelm: „Der 7. Dezember war der schrecklichste Tag meines Lebens. Die Kälte war auf 30 Grad gestiegen. Um 3 Uhr morgens befahl der Marschall (Viktor, Herzog von Belluno) den Abmarsch. Als das Signal dazu gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren. Ich begab mich nun zu den einzelnen Soldaten und sprach ihnen Mut zu, aufzustehen und sich zu sammeln: allein alle Mühe war vergebens, kaum fünfzig Leute konnte ich zusammenbringen, der

[1]) A. a. O. S. 155.
[2]) Ebenda S. 170.

Rest, zwischen 200—300 Mann, lag erstarrt und erfroren am Boden ... In wenigen Stunden hatte die bis zu einem furchtbaren Grad gestiegene Kälte die noch in guter Ordnung zusammengehaltenen Reste der badischen und polnischen Brigaden und damit die letzten Trümmer des 9. Korps vernichtet, welche bisher den Anstrengungen eines weit überlegenen Feindes unter fortwährenden Strapazen und Entbehrungen jeder Art Trotz geboten hatten" [1]). Das Verhältnis zwischen den französischen und den Rheinbundstruppen war ein keineswegs kameradschaftliches. Ja, die gegenseitige Abneigung steigerte sich bis zum Haß [2]).

Am 15. Dezember erreichte der Graf von Hochberg die preußische Grenze und konnte von Königsberg aus am 20. Dezember einen umfassenden Bericht über die Kriegsereignisse an den Großherzog nach Karlsruhe senden. In Karlsruhe war man, wenigstens in der großen Öffentlichkeit, über den Stand der Dinge nicht unterrichtet. So berichtete die Karlsruher Zeitung am 22. November 1812, als die vollkommene Niederlage der französischen Armee bereits besiegelt war, es stehe alles ganz vortrefflich, und erst die Zeitung vom 12. Januar 1813 brachte die Nachricht von den Kämpfen an der Beresina. Das war alles, was über das badische Kontingent bekannt gemacht wurde [3]). Die geringe Zahl von Mannschaften, die noch bewaffnet und diensttauglich waren, wurden von Marienwerder aus nach Glogau geschickt; die übrigen marschierten nach Karlsruhe, wo sie am 18. Februar — im ganzen Offiziere und Mannschaften nur noch 164 Köpfe — anlangten. Graf Hochberg war bereits am 7. Februar in der badischen Residenz angekommen. Der Großherzog ernannte ihn zum Generalleutnant, Kaiser Napoleon erteilte ihm das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

Bekanntlich folgten nun in Preußen die Tage der unvergleichlichen flammenden Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit und der hingebungsvollsten, keine Opfer scheuenden Vaterlandsliebe. „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang." Mit diesen Worten wandte sich Friedrich Wilhelm der Dritte an sein Volk. „Ehrenvoller Friede oder ruhmvoller Untergang." Das war der einzige Leitstern, der jedem Preußen vorschwebte. — In Breslau, von wo aus Friedrich Wilhelm der Dritte den Aufruf „An mein Volk" erlassen hat, hat man zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege im Jahre 1913 eine historische Ausstellung veranstaltet. Die Erinnerungen, die dort aus jener Zeit zusammengetragen waren, die Waffen, die Uniformen, dann die Bilder eines Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, eines Kleist von

[1]) A. a. O. S. 200 f.
[2]) Ebenda S. 208.
[3]) Ebenda S. 222.

Nollendorf, Bülow von Dennewitz, eines Yorck und seines im zartesten Jünglingsalter gefallenen Sohnes Heinrich und so vieles andere, es entflammte den Beschauer zur höchsten Begeisterung. Die Brust hob sich, und das Herz weitete sich in dem stolzen Gefühl, ein Deutscher zu sein. — Und doch, was bedeuten die Freiheitskriege gegen den jetzigen Weltkrieg, was die Taten jener Kämpfer gegen die Leistungen unserer Söhne und Brüder in diesem Titanenringen zu Lande, in den Tiefen des Weltmeeres und in den Höhen der Luft!

Im Namen der verbündeten Staaten Rußland und Preußen forderte Fürst Kutusow am 25. März 1813 von Kalisch aus die Fürsten und Völker des Rheinbundes zur Sprengung ihrer Fesseln auf. Freiherr von Stein wollte noch die Drohung hinzugefügt wissen, daß diejenigen Fürsten, welche länger als sechs Wochen zauderten, sich von Napoleon loszusagen, ihrer Lande verlustig gehen sollten. Für die Rheinbundfürsten war die Lage sehr schwierig. Zwar hatte die Niederlage Napoleons in Rußland den Ruf seiner Unüberwindlichkeit vernichtet; aber der Ausgang des bevorstehenden Feldzuges war noch nicht entschieden und auch nicht vorauszusehen. Die Mecklenburger Herzöge, deren Lande vom Feinde frei waren, gaben sofort dem Aufruf Folge; auch Bayern und Württemberg knüpften schon im Frühjahr 1813 mit Österreich und Preußen Verhandlungen an; aber das wechselnde Kriegsglück hielt sie zunächst noch beim Rheinbund fest. Es war nicht gesamtdeutsches Empfinden, welches diesen Staaten den Weg wies, sondern Interessenpolitik, die Wahrung des errungenen Besitzstandes. Wir müssen dabei im Auge behalten, daß ein deutsches Reich, eine deutsche Zentralgewalt nicht mehr existierte, und wir werden es begreiflich finden, daß diese süddeutschen Staaten in erster Reihe auf ihre Selbsterhaltung bedacht waren. Bayern trieb bayerische und Württemberg württembergische Politik. Und diese Politik vom Standpunkt des eigenen Vorteils und der Selbsterhaltung aus zeichnete auch Baden seine Haltung vor — und, wenn man gerecht urteilen will, muß man zugeben, daß dem Staat in seiner exponierten Lage hart an der französischen Grenze und unter den Kanonen der Festung Straßburg kaum etwas anderes übrig blieb. Dazu kamen noch die verwandtschaftlichen Beziehungen des Großherzogs Karl zu Napoleon[1]).

Am 15. April verließ der französische Kaiser St. Cloud, um zur Armee abzugehen. Am 18. war er in Mainz und empfing hier den Besuch des badischen Großherzogs. Baden stellte ein starkes Kontingent zu dem Feldzuge, rund 7000 Mann, und da außerdem noch 2000 Mann in Spanien standen, so hatte der kleine Staat mehr Hilfstruppen geliefert, als wozu er verpflichtet war.

[1]) Vgl. Windelband, Badens Austritt aus dem Rheinbund 1813, in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. 25, S. 102 ff.

Die eine badische Brigade unter dem Generalmajor Karl Ludwig Albrecht Stockhorner von Starein nahm an dem ganzen Feldzug teil und kämpfte erstmals bei Großgörschen am 2. Mai. Eine zweite badische Brigade, wiederum unter dem Oberbefehl des Grafen Wilhelm von Hochberg, rückte am 8. August 1813 nach Sachsen ab. Bei der Musterung seiner Truppe in Mannheim erhielt Graf Hochberg nicht die besten Eindrücke: „Die drei Bataillone bestanden aus lauter ganz jungen Soldaten, die kaum drei Monate im Dienst waren; an Offizieren, sowie besonders an Unteroffizieren fehlte es sehr. Die meisten Leutnants waren erst im März zugegangen und hatten durch Major von Kalenberg eine sehr notdürftige militärische Ausbildung erhalten; früher meist dem Schul- oder Schreiberfach angehörig, besaßen sie weder genügend militärische Erziehung noch Vorkenntnisse für ihren neuen Beruf. Bei dem großen Mangel an Offizieren konnte man bei der Auswahl nicht sehr heikel verfahren; so kam es, daß die Aufführung mancher dieser improvisierten Offiziere dem badischen Korps nicht zur Ehre gereichte und ein Geist der Roheit sich einschlich, der früher unbekannt war“ [1]).

Auf den Gefilden rings um Leipzig sollten bekanntlich die Würfel fallen, die über die nächsten Geschicke Europas entschieden. Seit dem 6. Oktober war Graf Hochberg mit den badischen Truppen in der Stadt, und an den dreitägigen Kämpfen am 16., 18. und 19. Oktober haben die Badener höchst ehrenvollen Anteil gehabt, namentlich das erste Bataillon des Regimentes Hochberg am 16. Oktober bei Lindenau und Plagwitz.

Am Abend dieses Tages erhielt Graf Hochberg von dem Herzog von Bassano den Befehl, den bayerischen General von Raglovich zu arretieren, da Bayern der großen Allianz gegen Frankreich beigetreten sei. Das war für den Grafen ein heikler Auftrag, denn er sah schon voraus, daß in ganz kurzer Zeit Baden in der nämlichen Lage sein würde. Um aus aller Verlegenheit zu kommen, half er sich damit, daß er dem General Raglovich sagen ließ, er habe den Befehl erhalten, ihn zu verhaften, hoffe aber, ihn nicht zu treffen. So geschah es auch [2]). Man sieht hier deutlich, und Graf Hochberg bezeugt es ausdrücklich, auch von den Offizieren seiner Umgebung, daß sie neben aller Pflichttreue ihr deutsches Herz bewahrten und somit nicht selten in Widerstreit mit ihren Gefühlen gerieten [3]). Und wie konnte es anders sein! Die patriotische Welle, die vom Norden Deutschlands ausging, konnte sich doch unmöglich an den Grenzpfählen der Rheinbundstaaten brechen, wenngleich sich deren Staatsmänner, wie schon gesagt, nur von Interessenpolitik leiten ließen. Aus Gründen der Selbsterhaltung schloß Bayern am 8. Oktober 1813 mit Österreich den Rieder Vertrag, der ihm seinen Besitzstand und seine

[1]) „Denkwürdigkeiten“, S. 232.
[2]) Ebenda S. 248.
[3]) Ebenda S. 249.

Souveränität garantierte. Zwar waren darüber der Freiherr von Stein und seine Gesinnungsgenossen entrüstet; sie wollten von einer Schonung der Rheinbundstaaten nichts wissen, die der zukünftigen Umgestaltung Deutschlands in ihrem Sinne zuwiderlief. Der österreichische Minister Metternich war aber für strenge Maßregeln gegen die Rheinbundstaaten nicht zu gewinnen[1]).

Schon am Abend des 18. Oktober war der Rückzug Napoleons beschlossene Sache. Des folgenden Tags früh 4 Uhr setzte sich die Armee in Bewegung. Die Kämpfe im Osten und Norden von Leipzig am 19. Oktober hatten nur den Zweck, den Rückzug der französischen Hauptmacht zu decken. Unter dem Oberkommando des Herzogs von Padua befehligte Graf Hochberg an jenem Tage in der inneren Stadt. Nur zwei badische und ein italienisches Bataillon nebst 1200 Mann Sachsen, die aber zunächst zum Schutze ihres Königs bestimmt waren, standen ihm zur Verfügung. Die erste badische Brigade kämpfte in der 39. französischen Division Marchand vor dem Grimmaischen Tore. Vor den eindringenden Truppen der Verbündeten mußten sich die Gegner, und unter ihnen die badischen Regimenter, auf den Leipziger Marktplatz zurückziehen. Nun bat der Stadtmagistrat den Grafen Hochberg um die Erlaubnis, eine Deputation an die verbündeten Monarchen absenden und um Schonung der Stadt ansuchen zu dürfen. Gleichzeitig kam auch ein schwedischer Parlamentär mit der Aufforderung, dem Blutvergießen Einhalt zu tun. „Durch die Sprengung der Elsterbrücke von der Armee abgeschnitten und ganz umringt von der Übermacht der alliierten Truppen," schreibt Markgraf Wilhelm, „blieb mir keine andere Wahl, als dem an mich gestellten Begehren zu entsprechen und hierdurch wenigstens den geringen Rest der badischen Truppen zu retten, deren Erhaltung bei dem zu erwartenden politischen Umschwung von größter Wichtigkeit war"[2]). Beide Brigaden waren noch 2383 Mann stark. Sie wurden unter preußischer Bedeckung nach Neuruppin abgeführt, die Waffen in Leipzig aufgehoben. Den 16. November wurde Graf Hochberg vor die Wahl gestellt, entweder mit seinen Mannschaften in preußische Dienste einzutreten, ohne die noch ausstehende Entschließung des Großherzogs abzuwarten, oder die badischen Truppen sollten nach Rußland in die Gefangenschaft abgeführt werden. Graf Hochberg wollte jedoch von dem preußischen Anerbieten keinen Gebrauch machen, ohne von dem Großherzog dazu ermächtigt zu sein, und bat, den Transport nach Rußland noch auf einige Zeit zu verschieben[3]).

Inzwischen waren in Karlsruhe die entscheidenden Beschlüsse gefaßt worden. Der Staat war ja in einer schwierigen Lage; wer unter den feindlichen Mächten, Frankreich einer- und den Verbündeten andererseits, die

[1]) Siehe Windelband a. a. O., N. F. 25, S. 108.
[2]) „Denkwürdigkeiten", S. 255.
[3]) Ebenda S. 268.

Oberhand behalten würde, war noch nicht abzusehen, und so war denn der nächstliegende Gedanke der, eine neutrale Stellung einzunehmen. Die Frage war nur die, ob die kriegführenden Mächte darauf eingingen. Und richtig schlug Napoleon die Bitte Badens um Neutralität rundweg ab. Diese Antwort wurde in Karlsruhe am 5. November überreicht. Am gleichen Tage fand ein Staatsrat statt, dem der Großherzog Karl, weiterhin die führenden Männer Edelsheim und Reitzenstein, der bald nachher verstorbene Brauer und andere anwohnten. In dieser Sitzung beantragte Reitzenstein den Anschluß an die Verbündeten und fand für seinen Antrag die Zustimmung aller Anwesenden. Rasches und entschlossenes Handeln tat allerdings not, denn schon standen Truppen der Alliierten auf badischem Boden. Am 2. November hatte Württemberg seinen Anschluß an die Verbündeten erklärt, am 5. November waren die Kaiser Alexander und Franz in Frankfurt a. M. eingezogen; schon fanden hier Verhandlungen über die territoriale Neugestaltung Deutschlands und den weiteren Feldzug gegen Frankreich statt. Noch eben rechtzeitig traf Reitzenstein im Hauptquartier zu Frankfurt ein, um den in Karlsruhe gefaßten Beschluß kundzutun. Der österreichische Minister Metternich äußerte sich höchst ungehalten darüber, daß Baden erst jetzt in Verhandlungen eintrete; Reitzenstein suchte das mit der unmittelbaren Nachbarschaft Frankreichs zu entschuldigen. Am meisten war aber der Einfluß des Freiherrn von Stein zu fürchten, der für eine exemplarische Züchtigung der Rheinbundfürsten war und ihre Länder unter Sequester genommen wissen wollte. Wie die Dinge sich regeln würden, ob der badische Staat ungeschmälert bleiben würde, das waren alles offene Fragen. Unter diesen Umständen hielt Reitzenstein es für unerläßlich, daß Großherzog Karl sich nach Frankfurt begebe und hier sich persönlich mit den Monarchen ins Benehmen setze; nur auf diese Weise glaubte er den Staat erhalten zu können. Großherzog Karl reiste denn auch am 11. November nach Frankfurt ab, so unangenehm ihm persönlich ein Zusammentreffen mit dem Zaren sein mochte. Kaiser Alexander war sein Schwager, der Mann seiner Schwester Elisabeth, und doch hatten badische Truppen gegen Rußland im Felde gestanden. Wenn nun hier in Frankfurt eine Aussöhnung der beiden Schwäger zustande kam, so schreibt man das dem Einfluß der Mutter des Großherzogs Karl, der Markgräfin Amalie von Baden, auf ihren Schwiegersohn, den Kaiser Alexander, zu [1]). In dem Vertrag, den dann Baden am 25. November 1813 mit den Alliierten einging, sagte es sich vom Rheinbund los und verpflichtete sich, mit 10 000 Mann Linientruppen und 10 000 Mann Landwehr die Alliierten zu unterstützen. Dafür erhielt es die Souveränität und seinen Besitzstand unter *Vorbehalt der Änderungen, welche die künftige definitive Regelung der Dinge für die Erhaltung der deutschen Unabhängigkeit* not-

[1]) Siehe Windelband a. a. O., N. F. 25, S. 125 ff.

wendig mache, zugesagt. Allerdings war das ein schwerwiegender Vorbehalt, denn es war zu befürchten, daß Österreich und Bayern es nicht an Versuchen fehlen lassen würden, die von ihnen abgetretenen Gebiete, die ehedem vorderösterreichischen Lande und die schöne Pfalz, wiederzugewinnen. Und in der Tat nahm die Frage der Erhaltung und Wahrung des Landbesitzes gegen Bayern in den nächsten Jahren bis zum Aachener Kongreß 1818 eine gewichtige Stelle ein[1]). Aber immerhin waren die Existenz des Staates gerettet und die badischen Waffen für Gesamtdeutschland gewonnen.

Die Nachricht vom Abschluß des Bündnisvertrages erhielt Graf Hochberg, der sich mit den badischen Truppen in Berlin befand, am 28. November durch den General Tauentzien, gleichzeitig mit der Erlaubnis, in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Am Abend des 9. Dezember war er wieder in Karlsruhe; am 31. Dezember rückten die Truppen in der Stärke von noch 50 Offizieren und 1250 Mann — der Rest von 7000, die ausgezogen waren — still in die Hauptstadt ein. Die Stimmung der Bevölkerung war gedämpft. Wie Graf Hochberg fand, war man dem französischen Wesen zwar im ganzen abhold; allein die Leute getrauten sich nicht recht, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, teils aus Furcht vor einem Umschwung des Waffenglücks, teils aus Scheu vor der Großherzogin[2]). Jedoch fehlte es auch nicht an Männern, die warme deutschnationale Empfindungen im Busen hegten und verbreiteten; zu ihnen gehörte vor allem Rotteck in Freiburg. Er redigierte die „Teutschen Blätter", eine in Freiburg neubegründete Zeitung, die allerdings mehr von Österreich als von Baden inspiriert war. In der ersten Nummer dieser Blätter zu Beginn des Jahres 1814 jubelt Rotteck: „Der Teutsche ist wiedergegeben dem Teutschen, die feilen, die verräterischen Zungen sind verstummt, Wahrheit und Recht treten siegreich hervor." Von glühender nationaler Begeisterung sind auch Aloys Schreibers „Eichenblätter" durchhaucht, die 1814 in Heidelberg erschienen sind und der Sehnsucht nach neuer Reichsherrlichkeit Ausdruck geben:

„Bald bauen wir ihn wieder
Den Königstuhl am Rhein,
Da blüht die deutsche Freiheit,
Da blüht der deutsche Wein.
Und sieben deutsche Fürsten,
Die sitzen da zur Stund
Und schließen neu und fester
Den alten deutschen Bund.
Sie graben eine Satzung
In ehrne Tafeln ein:
Der Strom und nicht die Grenze
Von Deutschland sei der Rhein.

[1]) Über die Einzelheiten siehe Hofmann, Badens Existenzkampf in den Jahren 1814 bis 1819, in der „Karlsruher Zeitung" 1914, Nr. 162 und 165 (vom 17. und 20. Juni).

[2]) „Denkwürdigkeiten", S. 273.

Wo deutsche Sprache waltet,
Da ist auch deutsches Land,
Und Deutschlands Zepter komme
In keines Fremdlings Hand." [1])

Indes, dieses Aufleuchten deutscher Gesinnung und Sichbesinnen auf deutsche Herkunft und Art war doch nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Idealisten heimisch; auf der Bevölkerung im großen und ganzen lastete, was durch die vielen politischen Änderungen des letzten Jahrzehnts in diesem Winkel Deutschlands mitbedingt war, eine gewisse stumpfe Resignation.

Im Jenner 1814 sah die badische Residenzstadt eine Reihe von Fürstlichkeiten bei sich zum Besuch. Am 2. des Monats traf der König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen mit seinen beiden ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, ein, um am andern Tage die Reise nach Freiburg und Basel fortzusetzen. Es war das erste Mal, daß der Prinz von Preußen, damals im Alter von siebzehn Jahren, nach Karlsruhe kam, nach der Stadt, mit welcher ihn später so innige verwandtschaftliche Bande verknüpfen sollten. — Gegen Ende des Monats Januar kam auch der Herzog Friedrich Wilhelm der Erste von Braunschweig, welcher von Napoleon seines Landes beraubt und geächtet worden war. Er hatte eine Schwester des Großherzogs Karl, Marie, zur Frau gehabt, stand also in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Karlsruher Hofe und stattete daher auch der Großherzogin Stephanie einen Besuch ab. Als diese den Wunsch nach Frieden äußerte, stieß der Herzog heftig heraus: „Frieden? Wie kann Frieden geschlossen werden mit diesem Tyrannen, dem kein Wort und kein Vertrag heilig ist? Nur dann kann die Welt Frieden haben, wenn er entthront und auf immer eingesperrt ist" [2]). Diese Antwort war natürlich für die Adoptivtochter Napoleons äußerst peinlich; sie hielt aber an sich und blieb gelassen. Es ist dieses derselbe Herzog von Braunschweig, der bei Quatrebras am 16. Juni 1815 gefallen ist. Seine blutgetränkte Uniform — es ist die Uniform der schwarzen Braunschweiger Husaren — war auch auf der Breslauer Ausstellung von 1913 zu sehen. Deutlich erkennt man die Spur der tödlichen Kugel. Sie hatte das rechte Handgelenk zerschmettert, war dann in die rechte Seite des Leibes eingedrungen und auf der linken Seite wieder ausgetreten.

Den eingegangenen Verpflichtungen entsprechend mußte Baden seine Truppen zu den Verbündeten stoßen lassen. Als Schlußtermin für die Mobilmachung wurde von Fürst Schwarzenberg der 1. Februar bestimmt; indes rückten schon am 1. Januar 1814 das Gardegrenadierbataillon und die reitende

[1]) Nach Windelband, Badens Austritt aus dem Rheinbund, a. a. O. 25, S. 142 ff.
[2]) „Denkwürdigkeiten", S. 286.

Batterie ab, die im Verbande der preußischen Gardebrigade von Alvensleben der Hauptarmee folgten und sich bei dem Sturm auf Paris am 30. März 1814 rühmlichst auszeichneten[1]). Die beiden Dragonerregimenter wurden russischen Armeekorps angegliedert.

Die Truppenzahl, welche Baden für den Feldzug des Jahres 1814 aufstellte, belief sich auf 18000 Mann Linie und Landwehr und 7000 Mann Reserve. Dazu wurde durch eine Verordnung vom 1. März 1814 der Landsturm organisiert, welcher die gesamte waffenfähige Mannschaft vom 17. bis zum 60. Jahre umfaßte, aber nur in einzelnen Fällen zur Verwendung gelangt ist. Der Landsturm war in 9 Brigaden mit 113 Bataillonen eingeteilt und zählte 167536 Mann Fußvolk und 1854 Mann Reiterei[2]).

Die Hauptmasse der für den Felddienst bestimmten badischen Truppen erhielt die Aufgabe, im Verein mit russischen Abteilungen Kehl und die linksrheinischen Festungen Straßburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lichtenberg und Lützelstein zu blockieren. Das Kommando über diese Truppen führte wiederum der Graf Wilhelm von Hochberg, der seinerseits unter dem Oberbefehl des russischen Generals Graf Wittgenstein stand.

Die Nachricht von der Einnahme von Paris am 30. März 1814 durch die Verbündeten traf bei dem Grafen Hochberg am 6. April ein; die Siegesfeier weckte allerdings bei der Landbevölkerung des Elsaß nichts weniger als frohe Gefühle; sie nahm die Nachricht mit stummem Staunen auf; ebenso machten die Maires der Straßburg benachbarten Ortschaften, als ihnen Graf Hochberg die Proklamation Ludwigs des Achtzehnten diktieren ließ, saure Gesichter. Es ist ja bekannt, daß gerade der Bauernstand bis nach Deutschland hinein für Napoleon lebhafte Sympathien hegte, da er in ihm den Befreier von den Feudallasten sah.

In Karlsruhe herrschte dagegen über die Einnahme von Paris großer Jubel; man freute sich, des Druckes, der so lange auf Deutschland gelastet hatte, und der Fremdherrschaft los zu sein und konnte jetzt offen seiner Stimmung Ausdruck geben.

Am 30. Mai 1814 wurde der Pariser Friede geschlossen, welcher Frankreich im allgemeinen die Grenzen von 1792 beließ. Das Elsaß und auch die Festung Landau blieben französisch. Am 8., 9. und 10. Mai waren die Truppen des Grafen Hochberg, welche Kehl und die linksrheinischen Festungen Straßburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lichtenberg und Lützelstein blockiert hatten, wieder über den Rhein zurückgegangen; am 3. Juli kehrte das Leibgardegrenadierregiment nach Karlsruhe zurück.

[1]) Vgl. darüber den eingehenden Artikel von Obser: Die badische Leibgrenadiergarde im Feldzuge 1814. Eine Jahrhunderterinnerung, in der „Karlsruher Zeitung" vom 30. März 1914 (Nr. 88).

[2]) Obser in „Denkwürdigkeiten", S. 281, Anm. 2.

Während der Wiener Kongreß über die politische Neugestaltung Europas beriet, rief das Entweichen Napoleons von Elba (am 1. März 1815) wiederum die Mächte zu den Waffen. Auch Großherzog Karl von Baden trat am 12. Mai dem erneuerten Bündnis gegen Napoleon bei, ließ sich aber von den Großmächten Österreich, Preußen, England und Rußland die ausdrückliche Zusicherung geben, daß die Waffen nicht niedergelegt werden sollten, ohne daß Fürsorge getroffen sei, daß die politische Existenz Badens nicht angetastet werde.

In dem Feldzuge von 1815 fanden die badischen Truppen bei der Einschließung von Straßburg, ebenso von Schlettstadt und Neu-Breisach Verwendung. Durch den entscheidenden Sieg von Waterloo am 18. Juni wurde Napoleons Herrschaft endgültig gestürzt, die Verbündeten zogen das zweite Mal in Paris ein, am 20. November folgte der zweite Pariser Frieden. Schon im Oktober waren die badischen Truppen in die Heimat zurückmarschiert; sie hatten auch ihr Teil zu dem gemeinsamen Siege beigetragen.

Die ungeheueren Opfer, die das deutsche Volk gebracht hatte, um das Vaterland von der Napoleonischen Herrschaft zu befreien, führten zu dem Verlangen nach einer gesetzlich festgelegten Mitbeteiligung des Volkes an der Regierung durch gewählte Vertreter, nach einer konstitutionellen Verfassung. Diesem Verlangen trug der Artikel 13 der deutschen Bundesakte Rechnung, indem er für alle Bundesstaaten eine landständische Verfassung vorschrieb. Schon vor Erlaß der Bundesakte waren in Baden vorbereitende Schritte in dieser Frage getan worden. Der Anlaß dazu ging von dem Freiherrn von Stein aus. Sein Einfluß hatte bereits in Nassau, seiner Heimat, eine Verfassung ins Leben gerufen, und seinem Bemühen war es auch zuzuschreiben, daß sich der Großherzog Karl von Baden herbeiließ, eine besondere fünfköpfige Kommission mit der Ausarbeitung einer Vorlage zu betrauen (12. Januar 1815). Der Kommission lag ein Entwurf vor, der den damaligen badischen Gesandten in Stuttgart, Karl Wilhelm Freiherrn Marschall von Bieberstein (gestorben am 11. August 1817), zum Urheber hatte. In den Grundlagen unbeanstandet ging der Entwurf aus der Kommissionsberatung hervor. Er stellte ein Zweikammersystem auf, die erste Kammer aus den Prinzen des großherzoglichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Landesbischof und den vom grundherrlichen Adel gewählten Vertretern bestehend, die zweite Kammer aus den Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes, je einem Vertreter der Hochschulen und der Geistlichkeit der drei christlichen Bekenntnisse zusammengesetzt. Jedes Gesetz, jede neue Auflage war an die Mitwirkung und Billigung der Kammern gebunden; die Kammern hatten auch von sich aus das Recht, Gesetzesvorschläge einzubringen [1]). Auch

[1]) Andreas, Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung. Erster Band, S. 402 ff.

eine Wahlordnung war bereits entworfen und somit die Verfassungsfrage in gutem Fortgang, als mit dem Wiederausbruch des Krieges naturgemäß ein Stillstand eintrat.

Mit der baldigen Rückkehr friedlicher Zeiten machte sich im Volke erneut die Forderung nach Mitberatung und Mitbeschließung über gesetzgeberische Akte geltend, namentlich beim Adel, aber auch beim Bürger und Bauern. Klagen über ungleiche Verteilung der öffentlichen Lasten und über wirtschaftlichen Druck waren die Triebfedern. Sie hatten insofern Erfolg, als durch einen Erlaß des Großherzogs Karl vom 16. März 1816 den Untertanen die Einführung einer landständischen Verfassung angekündigt wurde, wozu die nötigen Vorarbeiten bereits soweit gediehen seien, daß am 1. August die erste ständische Versammlung des Großherzogtums eröffnet werden solle[1]). Der Termin verstrich, ohne daß sich die Zusage erfüllte. Das Verfassungswerk war bis auf die Sanktion durch den Großherzog fertig, aber die Publikation unterblieb, und zwar, wie das Edikt vom 29. Juli 1816 angab, weil diejenigen Gegenstände der deutschen Bundesakte, „mit welchen Wir die besondere Verfassung Unseres Landes in Einklang zu setzen gedenken," in der Zwischenzeit nicht, wie man gehofft hatte, durch nähere Übereinkunft mit den sämtlichen hohen Bundesgliedern verabredet und bestimmt worden seien[2]). Nicht ohne Erregung wurde dieses Edikt in der öffentlichen Meinung aufgenommen, die die Schuldigen an dem Verzug in den Beratern der Krone suchte. Und doch drängten trotz aller Widerstände die Umstände gebieterisch auf eine landständische Verfassung hin; nur durch sie glaubte man die üble staatliche Finanzgebarung in geordnete Bahnen lenken zu können. Es fehlte auch nicht an Männern, die den Großherzog Karl mahnend auf diesen Weg hinwiesen[3]), und ihr Bestreben wurde durch die Entfernung des Staatsministers Freiherrn von Hacke von seinem Amte als Minister des Äußeren erleichtert. Dazu kamen noch mehrere andere Umstände, die die Entschließung des Regenten günstig beeinflußten.

Großherzog Karl war, nachdem auch sein zweitgeborenes Söhnchen Alexander in zartem Kindesalter am 8. Mai 1817 hingeschieden, ohne männliche Leibeserben. Im gleichen Monat Mai, am 28., starb auch sein kinderloser Oheim (Vatersbruder) Markgraf Friedrich, so daß sich der Mannesstamm der Zähringer aus des Großvaters, des Großherzogs Karl Friedrich, erster Ehe auf den Großherzog Karl und seinen unvermählten Oheim, den Markgrafen Ludwig (geboren am 9. Februar 1763), damals beschränkte. Aus des Großherzogs Karl Friedrich zweiter Ehe mit der Reichsfreiin Luise Karoline Geyer von Geyersberg, Gräfin von Hochberg, stammten drei Söhne, die Grafen

[1]) Siehe Großherzoglich Badisches Regierungsblatt vom 19. März 1816, S. 29. — Andreas a. a. O. S. 429.

[2]) Regierungsblatt vom 30. Juli 1816, S. 99. — Andreas a. a. O. S. 444.

[3]) Vgl. Andreas a. a. O. S. 452 ff.

Leopold, der vorher oft erwähnte Wilhelm, der Verfasser der „Denkwürdigkeiten", und Max von Hochberg, sowie eine Tochter Amalie. Daß Karl Friedrich selbst seine zweite Ehe als eine standesgemäße und die aus derselben entstammten Söhne als erb- und nachfolgeberechtigt ansah, hat er wiederholt urkundlich bekräftigt; es waren hauptsächlich die Rücksichten auf die Finanzen des Hofes, daß bei Eingehung der Ehe die Braut den Verzicht auf Rang und Stand ihres künftigen Gemahls aussprach[1]). Immerhin lagen für die Außenwelt die Rechtsverhältnisse der Grafen von Hochberg, ihre volle Zugehörigkeit zum Hause der Zähringer nicht so klar, als daß sie nicht selbst wünschen mußten, diese Zugehörigkeit auch öffentlich anerkannt zu sehen und über jeden Zweifel erhaben zu wissen, und namentlich der Graf Wilhelm von Hochberg war, wie aus seinen „Denkwürdigkeiten" hervorgeht, in dieser Hinsicht eifrig bemüht, und er wußte dafür den Kaiser Alexander den Ersten von Rußland, den Schwager des Großherzogs, zu interessieren. Dazu kam ein weiteres. Der Fürst Karl Egon der Zweite zu Fürstenberg hielt um die Hand der Gräfin Amalie von Hochberg an. Ihm war es erwünscht, daß der Braut in den Ehepakten der Titel einer Prinzessin von Baden beigelegt werde. In den Tagen der Brautwerbung machte der Großherzog eine Reise nach Frankfurt (24. bis 28. September 1817), um den russischen Gesandten von Anstett zu sprechen, und hier faßte er den Entschluß, die Familien- und Thronfolgeangelegenheit endgültig zu ordnen[2]).

Im Staats- und Regierungsblatt vom 4 Oktober 1817 erschien die unter demselben Datum ausgestellte Urkunde, worin gemäß der Erklärung des Großherzogs Karl Friedrich vom 10. September 1806 die Erbfolgerechte der Grafen von Hochberg öffentlich bekannt gegeben und diese zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen zu Baden mit dem Prädikat „Hoheit" erklärt wurden. Gleichzeitig erfolgte auch die Standeserhöhung der Gräfin Amalie von Hochberg zu einer Prinzessin zu Baden. Diesen beiden Akten schloß sich als dritter die Errichtung eines Familienstatutes an, in dem die Unteilbarkeit der gesamten Lande des Großherzogtums festgelegt und die Thronfolgeordnung genau geregelt wird. Es war der Minister Sigismund Karl Johann von Reitzenstein, welcher den Großherzog zu dem entscheidenden Schritte bestimmt hatte[3]). Derselbe Minister drängte auch auf die Einlösung des schon 1816 gegebenen Versprechens wegen Einführung einer Verfassung; dem Artikel 13 der deutschen Bundesakte hatten bereits andere deutsche Kleinstaaten entsprochen. Durch ein Verfassungsgesetz, welchem die Deklarationen vom 4. Oktober 1817 wegen Unteilbarkeit des Staates und der Thronfolgeordnung eingefügt waren, hoffte man auch am besten den noch fortdauernden Anstrengungen Bayerns

[1]) v. Weech, Badische Geschichte, S. 514.
[2]) „Denkwürdigkeiten", S. 463.
[3]) Ebenda S. 464.

auf Rückgewinnung der rechtsrheinischen Pfalz entgegen zu wirken. Am 28. April 1818 erging endlich ein Handschreiben des Großherzogs an den Staats- und Kabinettsminister von Reitzenstein mit dem Auftrage, in dem für die Bundesangelegenheiten niedergesetzten Komitee (bestehend aus den Ministern von Reitzenstein und von Berstett, Staatsrat Wielandt, Geheimen Referendär Reinhard, Regierungsrat Winter und Finanzrat Nebenius) die Verfassungsfrage erneut in Beratung zu nehmen. Jetzt nahm die Angelegenheit einen raschen Verlauf. Nebenius, welcher sich mit der einschlägigen Materie schon länger vertraut gemacht und schon 1816 einen Entwurf ausgearbeitet hatte, legte einen neuen Entwurf vor, der ohne erhebliche Abänderungen Annahme fand. Er beruhte auf dem Zweikammersystem, während der Nebeniussche Entwurf von 1816 nur eine Kammer vorsah. Die letzte Redaktion fand in Griesbach statt, wo der Großherzog damals weilte; hier auch vollzog er am 22. August 1818 die für den badischen Staat so hochbedeutsame Urkunde. Sie wurde in dem Staats- und Regierungsblatt vom 29. August publiziert[1]). Wenige Monate später, am 8. Dezember 1818, schloß der Großherzog Karl die Augen zur ewigen Ruhe. Die von ihm vollzogene Verfassungsurkunde hat segensreich fortgewirkt; sie ist noch jetzt, allerdings mit mehrfachen Änderungen, namentlich mit der Novelle vom 24. August 1904, das Grundgesetz des badischen Staates. Mit einstimmigem Jubel wurde sie vom Volke aufgenommen und fand auch außerhalb Badens laute Anerkennung. Aus einem Patrimonialstaat war Baden eine konstitutionelle Monarchie geworden.

In diesem durch die festen Mauern der Konstitution geschützten Hause, unter dem schirmenden Dache der Monarchie, da ist gut und ruhig wohnen. Unter seinen monarchischen Verfassungen ist auch Gesamtdeutschland groß und unüberwindlich geworden, und wir sehnen uns ganz gewiß nicht nach den gepriesenen Demokratien des Westens. Was wir dort sehen, ist nur zuviel Korruption und sittliche Fäulnis, und vor solchen Republiken möge ein gütiges Geschick das badische und das ganze deutsche Volk für immer bewahren!

[1]) Auch gedruckt bei v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung, S. 99.

Theodor Mommsen zur deutschen Revolution.

Unveröffentlichte Briefe aus dem Jahre 1848.

Von

Hermann Hagenah.

Die nachstehend mitgeteilten Briefe Mommsens befinden sich im Besitz von Herrn Dr. Ahlmann in Kiel, der sie mir liebenswürdigerweise zum Abdruck zur Verfügung gestellt hat. Sie sind gerichtet an Dr. W. Ahlmann, der vor der Erhebung Schleswig-Holsteins Privatdozent in Kiel war, seitdem im Dienste der „Provisorischen Regierung" der Herzogtümer stand und im Sommer 1848 in ihrem Auftrag in Frankfurt weilte. Gleichzeitig schrieb Ahlmann Berichte über die Nationalversammlung für die „Schleswig-Holsteinische Zeitung", und das war die Veranlassung zu dem Briefwechsel mit Mommsen, der bekanntlich damals in der Redaktion dieser Zeitung tätig war. Die Briefe, in jenem bewegten Jahr an einen politischen Kampfgenossen gerichtet, enthalten naturgemäß vieles, was dem heutigen Leser nicht so ohne weiteres verständlich ist; es wird daher nützlich sein, vorerst in wenigen Strichen den zeitgeschichtlichen Hintergrund anzudeuten.

Der zweite Brief ist am 21. Juni, der dritte am 5. Juli geschrieben. Die dazwischen liegenden Wochen sind hochbedeutsam für die Geschichte des Jahres achtundvierzig. „Der Strom der Revolution fließt noch," sagte Ende Mai oder Anfang Juni ein Redner der Linken in Frankfurt ungefähr, „eine dünne Eisdecke der Reaktion hat ihn nur scheinbar erstarren lassen." Aber wenige Wochen später, und das Bild hat sich doch erheblich geändert. Wieder wird von Paris aus das Zeichen gegeben zu einer Wendung in der europäischen Politik; jetzt allerdings ist kein so jäher Bruch und Neuanfang wie im Februar. Nicht so schlagartig wie die Revolution, aber reichlich so nachhaltig und allgemein wirksam setzt die Reaktion ein, als deren Verkörperung der Name des Generals Cavaignac Ende Juni in den Zeitungen erscheint. Selbst im politischen Leben Schleswig-Holsteins glaubt Mommsen sofort eine Einwirkung des mißglückten Pariser Juniaufstandes spüren zu sollen (an Ahlmann 5. Juli). Die Anhänger des alten Staates, der durch die Revolution weggefegt schien, schöpften wieder neuen Mut.

In Deutschland waren indes die Fortschrittlichen noch nicht geneigt, die Errungenschaften und Hoffnungen des Frühlings kampflos preiszugeben.

Hoffend blickten sie immer noch nach Frankfurt. Hier tagte seit dem 18. Mai die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Nationalversammlung. Ein neues, nach innen freies, nach außen mächtiges Deutschland sollte so geschaffen werden.

Freilich mischten sich in die freudige Hoffnung auch schon bald bange Zweifel, ob durch das Frankfurter Verfassungswerk dies erreicht werden könne. Schon zeigten sich, in Preußen noch nicht so sehr wie in Bayern und Hannover, die ersten Anzeichen, daß den Einzelstaaten gegenüber die — bloß moralische! — Macht der Nationalversammlung schwerlich sich durchsetzen werde. Auf der anderen Seite waren es Parteigänger der Revolution, die durch ihre Maßlosigkeit und mangelnde politische Einsicht das ganze Werk gefährdeten. Der Putsch Heckers und Struves war ja allerdings leicht niedergeschlagen worden. Aber andere Erscheinungen, wie die Vorgänge in Mainz, wo es am 21. Mai zu blutigen Zusammenstößen zwischen Bürgern und preußischem Militär gekommen war, stimmten einsichtsvolle Patrioten trübe. Das Schlimmste aber war, daß alle diese widrigen Strömungen das Parlament selbst durchfluteten. Während man einerseits in den Zeitungen von fortschrittlicher Seite die Bemerkung findet, das Parlament sei konservativer zusammengesetzt, als zu erwarten gewesen sei, schien andererseits der äußerste linke Flügel der Versammlung die Paulskirche lediglich als eine Arena zu betrachten, um sein republikanisches Steckenpferd zu tummeln. Mommsen befürchtet schon Anfang Juni, daß ihr Auftreten die Versammlung sprengen und das ganze Verfassungswerk unmöglich machen könne. Dazu kam aber noch, daß man auch bei den Gemäßigteren offenbar nicht erkannt hatte, daß es vor allem anderen not tat, der Ohnmacht Deutschlands nach außen ein Ziel zu setzen. Bei der ersten Gelegenheit versagte hier das Parlament schon: in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit. Bitter beklagt sich der Berichterstatter der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" über die mangelnde Bereitwilligkeit der Mehrheit, in dieser Veranlassung dem Parlament Geltung zu verschaffen. Auch die Partei, die sonst am entschiedensten auf eine Einheit Deutschlands zusteuerte, das linke Zentrum, war doch viel zu viel von dem inneren Ausbau des Reiches in Anspruch genommen, eines Bauwerks, dessen Außenmauern noch nicht standen.

Man hatte inzwischen begonnen, über eine zu schaffende „Provisorische Zentralgewalt" zu verhandeln, und das gab Gelegenheit, die verschiedensten Standpunkte in grundsätzlichen Fragen verfassungsrechtlicher Natur zu entwickeln. Hauptsächlich darum ging der Kampf, ob das neue Reich, also auch schon die vorläufige Zentralgewalt, durch Vereinbarung mit den Regierungen der Einzelstaaten zustande gebracht werden sollte, oder ob die Versammlung als Ausdruck des souveränen Volkswillens das Werk aus sich heraus schaffen wollte. Dann war im einzelnen die Frage noch die, ob die neue oberste Gewalt durch eine Dreiheit oder eine Einheit von Personen dargestellt werden solle.

In beiden Fragen wurde nach dem Willen der Linken entschieden. Konnte diese schon die endliche Annahme des einen Reichsverwesers als Erfolg für sich buchen, wenn sie wollte — die Art und Weise, wie dieser zustande kam, war unleugbar ein Triumph für ihre Anschauungen. Heinrich von Gagerns berühmtes Wort: „Ich tue einen kühnen Griff und sage, wir müssen die Zentralgewalt selber schaffen", war doch ein eindeutiges Bekenntnis zur Souveränität der Versammlung, das heißt des deutschen Volkes. Trotzdem lehnte die Linke mit fast hundert Stimmen schließlich das Gesetz wegen Einsetzung der Zentralgewalt ab. Warum? Weil sie die Bestimmung nicht hatte verhindern können, daß nicht der Reichsverweser der Versammlung verantwortlich sein solle, nur seine Minister. Darin sah sie eine Verletzung des Grundsatzes der Volkssouveränität. Dabei war der Reichsverweser durch eben dies selbe Gesetz von der Mitwirkung an der endgültigen Verfassung ausgeschlossen! Hier haben wir ein Beispiel dafür, was der Doktrinarismus von 1848 bedeutet, über den nicht Mommsen allein sich erregt.

Immerhin war jetzt — am 4. Juli bringt die „Schleswig-Holsteinische Zeitung" die Meldung vom feierlichen Einzug des Erzherzogs Johann — in Frankfurt der Anfang da zur Erfüllung des deutschen Einheitstraumes. Und wenn es auch den Einsichtigen aller Parteien nicht verborgen blieb, daß man wohl am verkehrten Ende angefangen habe zu bauen, so klammerten sich auch jetzt noch, oder vielmehr nun erneut, alle so lange gehegten Hoffnungen an das Frankfurter Verfassungswerk an. Frankfurt war damals für die deutsche Jugend etwas Ähnliches, wie Rom für Luther gewesen war: auch örtlich zog es alle dahin, und auch hier pflegte nachher die Enttäuschung nicht auszubleiben.

In der Nachschrift des Briefes vom 21. Juni kann man deutlich merken, wie sehr auch Mommsen damals von dieser Frankfurter Sehnsucht beherrscht war. Er beneidet Ahlmann, den Glücklichen, der in Frankfurt zugegen sein darf bei einem Werk von weltgeschichtlicher Geltung, und er muß sich in unbedeutendem Kleinkram verzehren, muß sich mit den Ständen herumschlagen!

Diese Einschätzung der politischen Kämpfe seiner engeren Heimat versteht man leichter, wenn man sich vor Augen hält, was er am 9. Juni in der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" schrieb: „... Der Staat Schleswig-Holstein hat sein Ende erreicht mit dem Tage, wo durch den von allen Regierungen und Ständen genehmigten Zusammentritt des deutschen Reichstages das Deutsche Reich ins Leben trat; wir sind seitdem eine Provinz geworden und in allen politischen Fragen abhängig von dem Frankfurter Parlament." Seine Auffassung ist durch die Überzeugung verursacht, daß alles politische Treiben in den Einzelstaaten vergeblich sei, wenn nicht in Frankfurt etwas Bleibendes geschaffen werde. Ein Gedanke, dessen Richtigkeit die Geschichte bewiesen hat. Aber andererseits muß man doch auch urteilen, daß

damals in der Paulskirche wohl Gedanken und Theorien genug waren, daß aber das Handeln in den Einzelstaaten sich vollzog.

Mehr noch als anderswo galt dies in den Herzogtümern Schleswig-Holstein, denn hier bildete die harte Notwendigkeit, Krieg zu führen, ein Gegengewicht gegen den Überschwang des Zeitgeistes. Allerdings nicht so sehr, daß die innerpolitischen Auseinandersetzungen ganz geschwiegen hätten. Das war nicht einmal im März der Fall gewesen, als der drohende feindliche Einbruch in das wehrlose Land doch alle anderen Fragen in den Hintergrund gedrängt hatte. Damals hatte die „Provisorische Regierung" der Herzogtümer sich indessen mit dem Satz ihres Aufrufs begnügen können: „Den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands werden wir uns mit ganzer Kraft anschließen." Je mehr aber das Jahr vorschritt, desto mehr kam die Regierung in die Lage, zu den strittigen Fragen innerer Politik genauer Stellung nehmen zu müssen. — Sie tat es, von anderen Äußerungen abgesehen, in dem „Entwurf eines Wahlgesetzes für die zur Festsetzung der schleswig-holsteinischen Staatsverfassung zu berufende Versammlungen", die sie der „Vereinigten Ständeversammlung" vorlegte. Über diese letztere wird ein Wort zu sagen sein, da Mommsen ihr, wie er schreibt, seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Die Provisorische Regierung hatte gleich nach ihrem Zusammentreten die bestehenden Ständekammern Holsteins und Schleswigs zu gemeinsamer Tagung einberufen, damit eine Forderung erfüllend, die älter war, als diese Versammlungen selbst. Nach einer kurzen Tagung im April waren die Stände erst wieder im Juni zusammengetreten, und ihre zweite Sitzungsperiode zeigte im Vergleich mit der ersten so recht den Umschwung, der in der allgemeinen Zeitstimmung immerhin schon eingetreten war. Dem Entwurf der Regierung, der eine Wahl nach dem Frankfurter System vorsah: allgemeine, gleiche, direkte Wahl, wurde vom Ausschuß der Stände ein Entwurf entgegengestellt, der einen Zensus einführen wollte. Mehr und mehr bildete sich ein Gegensatz zwischen der Regierung, die den Fortschritt vertrat, und den Ständen heraus, die ihrer ganzen Vergangenheit nach an der vormärzlichen Überlieferung festhielten. Sie waren gewählt worden nach einem natürlich sehr konservativen Wahlmodus auf Grund von Gesetzen von 1831 und 1834. Die damals noch sehr wenig entwickelte Politisierung des Landes hatte es mit sich gebracht, daß die Mitglieder der Ständekammern eine Art Monopol fürs Politiktreiben besaßen. Seit ihrem Bestehen finden wir darum fast immer die gleichen Namen vertreten. Vorherrschend waren in den Kammern die Angehörigen des Adels und der Beamtenschaft, neben denen allerdings auch Vertreter des kleinen ländlichen Grundbesitzes sich Geltung zu verschaffen gewußt hatten.

Der Widerstand gegen das demokratische Wahlrecht der Regierungsvorlage wurde getragen hauptsächlich von der Bürokratie, die den rechten

Flügel der Versammlung bildete. In dem Kieler Advokaten Bargum hatten diese Kreise einen einflußreichen und gewandten Führer, dessen Äußerungen um so mehr bemerkt wurden, weil er als Präsident der Versammlung weithin großes Ansehen besaß. Mommsen glaubt in seinem Verhalten gegen die Regierung den Ausfluß des persönlichen Gekränktseins erblicken zu müssen[1]); Bargum war nämlich am 24. März im letzten Augenblick noch aus der Zahl der Männer ausgeschieden worden, die die Provisorische Regierung bildeten, auf Betreiben der Radikalen. In der Tat meint man etwas wie Gehässigkeit in der überlegenen, fast spöttischen Art zu spüren, in der er die Regierung bisweilen schulmeistert, so besonders in der Sitzung vom 10. Juni, als den Ständen ein Budget von der Regierung vorgelegt wurde[2]). In der Wahlrechtsfrage ergriff nicht er zu grundsätzlichen Äußerungen das Wort; da war es besonders der Oberappellationsgerichtsrat Burchardi, der gegenüber dem Regierungsmitglied Olshausen, dessen Sitz er nebenbei einnahm, einen konservativen Konstitutionalismus im Sinne Montesquieus vertrat. — Die Vertreter des Adels in der Versammlung zeigten sich dem Gedanken der neuen Zeit weit zugänglicher. Einer ihrer Führer, Graf von Reventlow-Farve erklärte am 30. Juni: Da die Verfassung alle binden solle, müßten seiner Ansicht nach auch alle Gelegenheit haben, auf ihr Zustandekommen Einfluß zu üben, er sei daher für „breiteste Basis".

Unter diesen Umständen war die Einsetzung der von Mommsen erwähnten Arbeiterkommission von seiten der Regierung allerdings recht unklug. Die soziale Bewegung, die von der Geschichtsschreibung des Jahres 1848 bis jetzt recht stiefmütterlich behandelt ist, hatte auch in den Herzogtümern ihre Wellen geworfen: in Ostholstein war es zu Unruhen der Landarbeiter gekommen. In der Provisorischen Regierung war nun Theodor Olshausen — früher Leiter des Kieler Korrespondenzblattes — von jeher sozial interessiert gewesen. Er bewirkte die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der Lage der Insten und Tagelöhner in den Landdistrikten des Herzogtums Holstein.

Es läßt sich leicht denken, daß eine solche Kommission bei den Adligen, die sich persönlich angegriffen fühlten — in Ostholstein handelte es sich meist um adlige Güter —, böses Blut machen mußte. In ihrer Presse wurde das

[1]) Dies ist der Sinn des eingeschobenen Satzes in dem Briefe vom 5. Juli: „der bekanntlich nicht in der Regierung ist". Als tatsächliche Mitteilung kann dieser Satz nicht aufgefaßt werden, denn Ahlmann war bei der Bildung der Provisorischen Regierung persönlich beteiligt gewesen und genauer über diese Dinge unterrichtet als Mommsen.

[2]) „... Was den ersten Punkt betrifft [eine „ordnungsmäßige Rechnungsablage"], so enthält das uns zugestellte Budget darüber gar nichts und die dasselbe begleitenden neun Zeilen geben ebensowenig den gewünschten Nachweis ... Daß den Ständen die Initiative zugeschoben wird [Vorschläge für Aufbringung des Geldes zu machen] ist gewiß ungewöhnlich, und daß die Stände die Initiative ergreifen sollten, halte ich nicht für wahrscheinlich." — Die Versammlung beschloß denn auch, die Vorlage der Regierung unbeachtet zu lassen.

Vorgehen der Regierung eine Unternehmung à la Louis Blanc genannt. Und Mommsen hatte sicher recht, wenn er hierauf auch jenen Vorstoß in der Ständeversammlung zurückführt, den er in dem Briefe vom 5. Juli erwähnt.

Es tauchte nämlich bei der Vorberatung des Wahlgesetzes plötzlich die Ansicht auf, die Ständeversammlung habe mit dem Eintreten der Konstituante noch durchaus nicht ihr Ende erreicht. Man ging auf die Bestimmungen der Gesetze von 1831 und 1834 zurück, um zu beweisen, daß die Regierung, die Stellvertreterin des König-Herzogs, nicht das Recht habe, die Versammlung aufzulösen. Vergebens wurde von fortschrittlicher Seite darauf hingewiesen, daß die gegenwärtige Versammlung gar nicht auf jenen Gesetzen beruhe, denn die kennten keine „Vereinigte" Ständeversammlung: es wurde das Bestreben bemerkbar, neben der konstituierenden Versammlung als ein konservierendes Korrektiv bestehen zu bleiben, ja schon wurde die Ansicht laut, die Stände könnten selbst die neue Verfassung beschließen. Der Konflikt, ein Vorbote des bald einsetzenden Pressefeldzuges gegen die Regierung, wurde ebenso schnell, wie er gekommen war, beigelegt durch die überlegene Ruhe Olshausens, der sich ganz gelassen erbötig machte, einen Gesetzentwurf zu beschaffen, der der Regierung die Berechtigung gebe, die Stände aufzulösen. Die Selbstverständlichkeit, mit der er voraussetzte, daß dieser von der Ständeversammlung auch angenommen werden würde, verblüffte offenbar die Gegner so, daß sie — eigentlich ganz unbegründet — ihre Forderungen fallen ließen. — Das Wahlgesetz wurde schließlich am 7. Juli mit 55 gegen 14 Stimmen angenommen, im wesentlichen in der Form der Regierungsvorlage; der Ausschußantrag auf einen Zensus konnte nur 9 Stimmen auf sich vereinen. Die Ritterschaft hat, wie Mommsen richtig vermutet hatte, in ihrer Mehrzahl für das Gesetz gestimmt.

In diese Kämpfe hat nun Theodor Mommsen durch sein Mitwirken an der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" auch eingegriffen. Diese seine Tätigkeit ist ziemlich ausführlich beleuchtet in L. M. Hartmanns biographischer Skizze: „Theodor Mommsen", wo im Anhang auch eine ganze Reihe seiner Artikel in der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" abgedruckt ist. Briefe Mommsens an Ahlmann, wie die unten folgenden, bieten dazu eine wertvolle Ergänzung, da er in ihnen manches sagt, was sich für Zeitungsartikel verbietet, die sich an die Öffentlichkeit wenden und auf ihre Wirkung als politische Kampfmittel berechnet sind.

Seine Stellung zur „deutschen Frage" haben wir schon verschiedentlich angedeutet. Er war ein Radikaler, ein „weit Vorgeschrittener", um in der Sprache jener Zeit zu reden. Das will sagen, er war ein unbedingter Feind des absoluten Staates und insonderheit des „Deutscher Bund" genannten Gebildes, und es war seine Überzeugung, daß die Zeiten Metternichs und seines Systems nie wiederkehren dürften. Darin glich er den vielen Tausenden deutscher Männer, die die Revolution als eine Erlösung begrüßt hatten —

und zwar den radikalsten unter ihnen. Wir sehen aus dem Briefe vom 21. Juni, daß die Beschlüsse der Nationalversammlung, die doch gewiß nicht rückschrittlich ausgefallen waren, ihm in gewisser Beziehung noch nicht konsequent genug erschienen. Aber man darf doch keineswegs seinen Radikalismus mit dem etwa der Männer auf der Frankfurter äußersten Linken gleichsetzen, der „Zitz-Blumschen Fraktion", wie er sie nennt. Kein Schlagwörter- und Personenkultus bei ihm. Auch die größte Volkstümlichkeit eines Robert Blum, ganz zu schweigen von dem Koogsinspektor Tiedemann, kann ihn nicht blenden. Mommsen war radikal, wenn man darunter die Auffassung versteht, daß man zur Erreichung eines großen Zieles nötigenfalls ohne Ängstlichkeit und rücksichtslos durchgreifen muß. Ohne Rücksicht aber auch auf vorgefaßte Theorien! Die Prinzipienreiterei war ihm am verhaßtesten von allen Untugenden der Deutschen. Er geißelt sie bei jeder Gelegenheit, ob man nun das neueR eich von vornherein in den Rahmen des Erbkaisertums zwängen (Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 50, 10. Juni) oder es auf jeden Fall nach dem Leisten der unentwegten Volkssouveränität schustern will. (An Ahlmann, 5. Juli.)

Ein Prinzip liegt allerdings auch Mommsens Auffassung über die Politik des Tages zugrunde, wenn man es ein solches nennen will: er ist, wie auch Hartmann an der genannten Stelle hervorhebt, von der Überzeugung durchdrungen, daß es jetzt nicht auf die oder jene Einzelheit ankomme, sei sie an und für sich auch bedeutend genug: ehe man sich über Formfragen veruneinige, soll man alle Bestrebungen erst einmal dahin vereinigen, daß das einige Deutschland mehr als eine Phrase im Munde der Deutschen und ein Gespött im Auslande[1]) werde. Das ist der leitende Grundsatz für seine Politik. In dem Bestreben, diesem Geltung zu verschaffen, ist Mommsen allerdings auch in den von ihm gerügten Fehler verfallen, den Blick für das Mögliche zu verlieren.

Vielleicht würde sein Urteil über die Provisorische Regierung günstiger ausgefallen sein, wenn er selbst hätte verhandeln müssen wie Reventlou: begütigen, drohen, vermitteln zwischen Berlin und Frankfurt. Kaum hätte er dann auch die Beschlüsse jener Volksversammlung in Rendsburg am 13. Juni gutgeheißen: „IV. . . . Das Volk Schleswig-Holsteins wünscht und hofft, daß Friedrich VII. nicht wieder zur Ausübung der Regierungsgewalt in den Herzogtümern kommt." Dadurch sollte die schleswig-holsteinische Bewegung von dem „Rechtsboden" heruntergedrängt werden, auf den Mommsen so ergrimmt ist[2]). Er übersieht dabei, daß das Balanzieren der Regierung auf

[1]) Das stellt er mit bitterem Hohne den Zeitgenossen vor Augen in dem Artikel in Nr. 40 der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung": „Die Einheit Deutschlands praktisch angewandt". (Vgl. den undatierten Brief.)

[2]) An Ahlmann, 21. Juni. Der „Rechtsboden" war das Schlagwort derer, die der Erhebung Schleswig-Holsteins auf jeden Fall ihren legitimen Charakter gewahrt wissen

diesem Rechtsboden eine Notwendigkeit war angesichts der Haltung der preußischen Regierung, deren Bajonette man doch so bitter nötig hatte.

Aber dennoch, wie wohltuend sticht Mommsens Beurteilung der Provisorischen Regierung oder etwa des schleswig-holsteinischen Adels ab von den doktrinären Reden der radikalen Durchschnittsdemokraten! Er fühlt und achtet das Gehaltvolle, auch beim Gegner. Selbst zum Beispiel aus den verurteilenden Bemerkungen über Bargum hören wir eine entschiedene Hochachtung heraus. Hassens- und verachtenswert dagegen ist ihm nur das Mittelmäßige als ein Feind jeden Aufschwungs. Darum hat er den „Ständen" in Rendsburg Fehde geschworen. Die Fähigen unter ihnen, die in den Jahren des Vormärz den Schleswiger und Itzehoer Ständesaal in Deutschland berühmt gemacht haben, sind fort: der Klosterpropst Graf Reventlou-Preetz, Beseler und Olshausen. Die jetzigen Stände nehmen zu unrecht das Vertrauen des Landes und die Alleinherrschaft in politicis in Anspruch. Ihre Stellung gilt es vor allem zu untergraben. Das ist erlaubtes, ja nötiges „Wühlen"[1]). Die Artikel der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung", mit „? Rendsburg" gezeichnet, sind die Folge dieser Anschauung. In durchaus unehrerbietigem Ton wird darin die würdige Institution selbst, werden einzelne Mitglieder angegriffen, wenn Mommsen gleich nicht so kräftige Worte gebraucht wie in dem Briefe vom 21. Juni über den gefeierten Volksführer der vierziger Jahre, Tiedemann.

Diese „Verfolgung" der Stände wurde schließlich der letzte Anlaß, daß Mommsen seine Tätigkeit an der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" einstellte. Die Stände wollten nämlich in der Tat nicht „ihre eigene Geißel bezahlen". Nun verleugnete auf die Anfragen von Baron Blome u. a. das Regierungsmitglied Bremer die Zeitung und gab lediglich zu, daß sie für die Aufnahme der amtlichen Bekanntmachungen Unterstützungen empfange. Insgeheim aber wurde doch ein steigender Druck auf Mommsen ausgeübt, eine weniger scharfe Feder zu führen. (An Ahlmann, 21. Juni.)

Die Zeitung war ja auch, wie wir neuerdings einwandfrei wissen, das volle Eigentum der Regierung und die Redakteure von ihr bezahlt. Diese geistige Abhängigkeit konnte Mommsen nun aber auf keinen Fall ertragen. Als Brotschreiber war er nicht zu gebrauchen. Darum war es ihm unmöglich, noch zu bleiben, als die Regierung ihr Vorgesetztenverhältnis betonen mußte. Mit Olshausen, zu dessen Bereich die Zeitung gehört hatte, hätte er sich gewiß auch weiterhin verstanden. Aber der Regierung gehörten ja

wollten. In dem Briefe vom 5. Juli greift Mommsen die Gegner, die Adligen, mit ihrer eigenen Waffe an und sagt, sie hätten den Rechtsboden verlassen, wenn sie die Provisorische Regierung angriffen, indem er geschickt die durch den 24. März geschaffene Lage, deren legitimer Charakter ja behauptet wurde, als den „Rechtsboden" ansieht.

[1]) „Wühler" und „Heuler" waren die Bezeichnungen, mit denen Reaktionäre und Revolutionäre sich 1848 gegenseitig belegten.

noch fünf andere Leute an. Und wenn wir selbst nur die beiden einflußreichsten in Betracht ziehen, so waren Beseler und Reventlou zwar konstitutionell gesinnt und durchaus zuverlässig im national-deutschen Sinn. Aber was den „Rechtsboden" anging, so konnte namentlich Reventlou wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber die Auffassung nicht verleugnen, daß die provisorische Regierung lediglich im Namen des „unfreien Herzogs" die Regierungsgewalt ausübe. Er konnte es auf die Dauer nicht dulden, daß ein Blatt, das nach wie vor als Regierungsorgan galt, diese Theorie als „Fiktion" bezeichnete.

Leicht ist es aber Mommsen nicht geworden, den Posten zu verlassen, auf den er sich gestellt sah, wenn er auch sich selbst und andere davon zu überzeugen sucht, daß er des ganzen Treibens in der provinzlichen Enge müde geworden sei. Die Versuche, durch eine reinliche Trennung der Zeitung von der Regierung freie Bahn für seine politische Meinung zu bekommen, sind sicher ernstlich gemeint gewesen. Am 13. August wurde dieser Plan dann auch tatsächlich verwirklicht, und der Ausruf: „Aber wo einen Unternehmer finden?" (Brief vom 21. Juni) ist wohl für Ahlmann der erste Anstoß gewesen seinerseits dem Kauf des Blattes näher zu treten. Mommsen empfand wohl, daß er für die Sache, die er vertrat, in den Herzogtümern unentbehrlich war. Der eigentliche Redakteur der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung", A. F. Hanssen, ein Bruder des berühmten Nationalökonomen, pflegte sich selten den Luxus einer eigenen Meinung zu gestatten. Von den politischen und journalistischen Fähigkeiten des Advokaten Römer, der die „Rendsburger Blätter" herausgab, hält er ebensowenig wie von Hartmeyer, dem damaligen Leiter des „Kieler Korrespondenzblattes". Beides übrigens Blätter, die schon durch ihren geringen Umfang den Forderungen nicht genügen konnten, die in der neuen Zeit an Organe der Fortschrittspartei zu stellen waren. Um so gefährlicher blieb die Gegnerschaft des altangesehenen „Altonaer Merkurs", dessen Herausgeber Poel gute Federn zur Verfügung standen. Die großen Hamburger Zeitungen, namentlich den „Korrespondenten", hätte Mommsen auch noch mit anführen können. Unter diesen Umständen hatte er das Gefühl, fahnenflüchtig geworden zu sein, oder wenigstens meinte er, daß andere seinen Fortgang so auffassen könnten, weshalb er Ahlmann bittet, in Frankfurt den Sachverhalt aufzuklären.

Sein Scheiden von Schleswig-Holstein ist mehr eine augenblickliche Verweigerung[1]) gewesen als eine wirkliche Gleichgültigkeit gegen die politischen

[1]) Daß dies je länger desto mehr die Stimmung war, die ihn erfüllte, sieht man unter anderem auch aus der Kritik, die er, im Gegensatz zu dem früheren Lobe, am 5. Juli an den Berichten Ahlmanns übt. Er gibt mit den Bemerkungen über Einseitigkeit an dieser Stelle übrigens nur einen Vorwurf weiter, den Reventlow-Farve in den Ständeverhandlungen der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" gemacht hatte. Es handelte sich um die Äußerung des schleswig-holsteinischen Abgeordneten Claußen in der National-

Kämpfe in seinem Heimatlande. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt ist er dann auch wieder zurückgekehrt, wie Hartmann an der genannten Stelle vermutet und wie ich in einem Aufsatz in der „Kieler Zeitung", Juli 1914, aus den Abrechnungen der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" und aus Briefen habe genauer nachweisen können. Von Dauer war sein Bleiben in den Herzogtümern allerdings nicht. Mit dem Beginn des Wintersemesters übernahm er eine außerordentliche Professur in Leipzig, wegen der offenbar seit dem Juni schon Verhandlungen schwebten.

Th. Mommsen an W. Ahlmann. o. D.[1])

Lieber Ahlmann, soeben erhalte ich Ihren Zettel. Wir schicken bisjetzt unsere Zeitung noch an das frankfurter Postamt und wissen nicht, welche Herren dort auf sie abonnirt haben. Werden Sie uns ihre Namen aufgeben, so können wir direct an sie senden und das Porto wird erspart. Ihr Auftrag soll besorgt werden mit nächster Post. — Wir bitten sehr uns Ihre Berichte direct zu senden, da uns die Vermittelung durch die Provisorische sowohl verspätete Zusendung Ihrer Briefe, als auch, wie es scheint, Censur- oder Nachlässigkeitslücken veranlaßt. Wie uns hier zu Sinn ist, sehen Sie aus meinem Art[ikel] in No. 40. Wir hoffen auf Frankfurt. Aber wie lange wird es währen daß die Linke secedirt und die Zitz-Blumsche Fraktion die heckersche Rolle im großen spielt? Die Erbitterung gewisser Klassen in Mainz und Frkft. gegen die N. V. wird dann ihre Früchte tragen. Hoffentlich werden Sie bald dort „im Reich" gelernt haben wie man nicht wühlen soll. Dann kommen Sie hierher, wo das rechte Wühlen sehr noth thut.

Ihr M.

Th. Mommsen an W. Ahlmann.

Rendsburg, 21. Juni 1848

Lieber Ahlmann, ich schreibe Ihnen im rendsburger Schauspielhause — ach nicht in Erwartung der Dinge die da kommen sollen. Unsere Stände sind wie Sie wissen vor allem zäh, und daß sie sich seit dem April nicht verbessert haben, die allgemeine Reaktion auch auf sie zurückwirkt und die edle Begeisterung von Woche zu Woche sinkt in unserm armen Lande — nun das sind leider facta, die nicht länger abzuleugnen sind. Neben dem politi-

versammlung vom 21. Juni. Dieser hatte auf eine Rede Vinckes erklärt, die Liebe zu den Fürsten sei Geschmackssache, er liebe Friedrich den Siebenten nicht; man habe bei ihm zu Hause seit drei Monaten die Republik und führe gut dabei. Die Erwiderung Waitzs daraufhin, der für die Schleswig-Holsteiner eine monarchische Gesinnung in Anspruch nahm, hatte der Bericht der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" (Nr. vom 27. Juni) nicht gebracht.

[1]) Der Brief stammt aus den ersten Junitagen. Die Nr. 40 der Zeitung ist die vom 31. Mai. Kurz zuvor waren auch die Mainzer Unruhen im Parlament besprochen worden.

schen Sinne leidet aber auch der ästhetische in diesem Saale wahre Folterqualen; die meneurs sind fort, die Verständigen schweigen und das Advokatengesindel so wie die Bauernaristokratie hat freies Spiel. Tiedemann ist hier ein großer Mann und sein täppisches Dreinfahren, sein tief unter dem Niveau des gemeinen Menschenverstandes gehaltener Quatsch sind leider politische Momente. So der unglaublich corrupte Antrag auf ein verantw[ortliches] Kriegsminist[erium][1]). Die Stellung unseres Blattes ist sehr unangenehm, wir müssen die Stände verfolgen und thun es auch, wie sie sehen, referendo et commentando, aber der Regierung ist es eigentlich nicht recht, daß ihr Blatt eine so scharfe und radikale Opposition macht und die Stände ihre eigene Geißel noch bezahlen müssen. Dazu kommt, daß jetzt, wo die Regierung und die Stände in wichtigen Dingen z. B. im Wahlgesetz in Konflikt gerathen, unsere Angriffe leicht als dictirt vom Gouvernement erscheinen. Ich habe deshalb mich bemüht die Regierung zu bewegen, das Eigenthum des Blattes abzugeben; sie ist jetzt auch wohl geneigt, aber wo einen Unternehmer finden? — Wie ich Ihnen schon einmal sagte

Michel ist noch die Devise
Schafskopf ist noch die Parole

Von der vielen kleinen Autorwuth die wir gegen uns erregen, will ich schweigen; Sie wissen, nichts ist giftiger als ein referendo persifflirter Redner, und zwar steigt die Wuth mit der Einfalt des Betreffenden. Aber was unser Wahlgesetz anbetrifft, so muß ich Ihnen doch noch sagen, daß 6 von 7 der Committee sich geeinigt haben über einen Census von 200 Rt: Grundeigenthum oder 30 Rt: Jahresmiethe und Prangen giebt ein Min[oritäts]-gutachten ein, worin er für den Regierungsvorschlag sich ausspricht. So wird gespielt im rendsburger Schauspielhaus, die Komödie der Volksrechte, der Demokratie auf breitester Basis, und ich möchte wetten, das Land d. h. die jetzt Mächtigen applaudiren! Unsere Aristokraten die Baudissins, Reventlows etc. sind bei weitem die besten, Männer mit weitem Blick und freiem Herzen, die viel eher mit den Insten in eine Reihe sich stellen als unsere Hufner, damn their eyes! Dasselbe zeigt sich bei der Wehrpflicht. Sehen Sie ich habe genug und zuviel von dieser Demokratie und bin ziemlich fest entschlossen zu Michaelis den schleswig-holsteinischen Staub von meinen Füßen zu schütteln und mich irgendwo anzusiedeln, wo kein Rechtsboden existiert. Olshausen räth mir nach Frankfurt zu gehen und dort ein Journal zu gründen, aber das traue ich mir nicht zu und hasse überhaupt alle Speculation. Wissen Sie sonst dort keine Existenz für mich, als Korrespondent, als Bearbeiter gewisser Parteien in den frankfurter Journalen (ich bin des Engl. Franz. Ital. mächtig), so bin ich Ihnen dankbar dafür, denn diese

[1]) Vgl. Hartmann, a. a. O. S. 207 („Schleswig-Holsteinische Zeitung" 22. Juni 1848).

Existenz hier mit ihrer Winkelei und Rückschrittlichkeit ist unerträglich, und frißt mir das Herz. Ich wäre gern eine Weile in Frankfurt um unsere Politik dort in der Nähe zu beobachten. Geht dies nicht, so gehe ich wohl Michaelis nach Leipzig. — Daß unsere Regierung — der Provisorische Onkel, wie die Freischaaren sie vortrefflich getauft haben, auch schwach und schwankend ist und gern den Ständen die Initiative läßt, kann nicht geleugnet werden; die Verzögerung der Rüstungen, die mit Eventualitäten und Gegenbedenken überfüllte Finanzvorlage, die Abweisung der Entscheidung der Frage wegen des Kriegsministeriums sind sehr üble Erscheinungen — aber was will man machen? Die Regierung ist doch noch der einzige Halt freisinnigen Fortschritts. Das vergaß ich Ihnen noch zu sagen, daß Bargum — bekanntlich nicht in der Regierung — jetzt seinen durch nichts balancirten Einfluß in der Ständeversammlung zu einem ziemlich perfiden Krieg gegen die Reg. benutzt und z. B. die Schlappe in der Finanzsache ihr durch seine Fragestellung und durch Ablehnung des angebotenen „Vergleichs" zugezogen hat.

Ich habe die übrige Zeit[un]gswirtschaft fast ganz abgegeben und bin fast ausschließlich mit den Ständen beschäftigt. Ihre Briefe sind uns viel werth, möchten sie nur öfters tröstlicher sein! Sie werden sehen daß ich Recht behalte mit dem was ich gleich zu Anfang sagte: es kommt bei dem Reichstag weder eine entschiedene Einheit noch völlige Lösung des deutschen Bundes heraus, sondern irgend eine halbe Maßregel, die keinen unglücklich und alle verdrießlich macht. Es wird dann von den Umständen abhängen ob Deutschland Zeit hat, seine Wunden unter diesem ersten Verbande vorläufig sich schließen zu lassen, oder ob dieser Verband gewaltsam gerissen werden wird. Leben Sie wohl. Unsere Zeitung erhalten Sie ja wohl regelmäßig, wenigstens klagen Sie nicht mehr. Sollen die Exemplare noch immer an Clausen gehen? Grüßen Sie Waitz, Clausen und wer mich sonst dort noch kennt — pauci aut nemo.

Rendsburg
21 Juni 1848

Ihr Mommsen

Abends. Eben war Ihr Bruder hier sammt Ihrem Schwager. Hanßen grüßt. Sie fehlen uns oft hier, namentlich wo etwas, was wie eine Demonstration aussieht organisirt werden soll z. B. bei unserer letzten Volksversammlung. Schaffen Sie denn da etwas in Frankfurt oder sehen Sie nur zu wie man Geschichte macht? Doch ich habe nicht das Recht Ihnen Vorwürfe zu machen, denn ich werde wohl auch bald im Parterre sitzen und höchstens sachte pfeifen — to whistle and to cave not, das ist mein Ziel. Gestern Abend versicherte mir Olshausen, daß nun die Friedensverhandlungen definitiv abgebrochen wären.

Th. Mommsen an W. Ahlmann.

Rendsburg den 5. Juli 1848.

Sie werden sich nicht sehr wundern, lieber Ahlmann, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Redaktion der S. H. Zeitung niedergelegt habe. Sie wissen, daß ich von Anfang an schrieb in der Erwartung demnächst abgesetzt zu werden; bei der Atonie der Regierung und dem Phlegma der Stände, welches die offene Reaktion einer kleinen doch gewichtigen Minorität aufkommen ließ, war mehr Mäßigung als ich bewiesen habe unmöglich. Ich opponirte den Ständen, diese beschwerten sich über die Zeit[un]g, die Regierung untersagte die weitere Polemik und so legte ich meine Feder weg. Ich finde es ganz in der Ordnung daß eine farblose oder vielmehr vielfarbige Regierung ein Blatt von bestimmter Farbe nicht haben kann, aber für unser Land bedaure ich es daß ein größeres politisches Blatt durchaus mangeln solle und die Presse jetzt unter der Oberleitung der Herren Poel, Hartmeyer und Römer steht. — Ich bitte Sie den Herren Deputirten, die mich kennen, namentlich Droysen und Clausen, dies zu sagen damit ich nicht für fremde Sünden verantwortlich gemacht werde.

Mir wird es schwer mich aus einer gespannten Thätigkeit auf einmal wieder in die völlige Unthätigkeit zu gewöhnen, — abgesehen davon, daß das Blatt mir lieb geworden war und sich allmählich mehr und mehr die Gunst des Publikums — selbst der Bauern in gewissen Distrikten z. B. im Amte Rendsburg und Segeberg — erworben hatte. Wir hatten 2300 Abonnenten. Ich wiederhole Ihnen meine Bitte meiner zu gedenken, wenn Sie dort eine Thätigkeit für mich wissen, die mich nicht zu sehr abhängig macht.

Die Wendung unserer Verhältnisse ist eine sehr eigenthümliche; die Ritterschaft hat es gewagt, den Rechtsboden des 24. März in Frage zu stellen! Ich glaube es war in dieser Opposition ein bischen Rückschlag der der pariser Reaktion, sehr viel Gereiztheit gegen das etwas entschiedene Auftreten der Linken in der Presse und in Versammlungen, vor allem aber viel persönliche Gereiztheit gegen Olshausen (der mit seiner Arbeitercommission allerdings einen dummen Streich gemacht und einen Wechsel gezogen hat der ihm d. h. der Regierung die Aristokraten zu ewigen Feinden macht und den er beim Verfall nie einlösen kann) und eine starke Dosis aristokratischer Tappigkeit. Der Klosterprobst fehlte um dem Manöver Inhalt und Form zu geben. Daß tiefere Pläne, Secession, Protest u. s. w. dahinter stecken, glaube ich nicht; die Sache wäre sonst schwerlich so in den Sand verlaufen. Bleibt übrigens den Aristokraten gut geschrieben. — Es ist übel, daß die Opposition gegen die Zulassung der kleinen Leute[1]) (die richtig verstanden — d. h. wie Lüders[2])

[1]) Die „kleinen Leute" sind in der Ausdrucksweise der Schleswig-Holsteiner noch heute die Klasse der Abhängigen, vornehmlich auf dem Lande. Nach den in der Versammlung vorgetragenen Theorien im Geiste Montesquieus waren sie vom Wahlrecht auszuschließen. In jenen agrarwirtschaftlichen Verhältnissen der vierte Stand.

[2]) Etatsrat Lüders aus Schleswig, Abgeordneter der Ständeversammlung.

sie versteht — keineswegs eine wesentliche Prinzipienfrage trifft) und die gegen das Zusammentreten der Constituante confluiren, besonders da Bargum die Karten mischt; doch hoffe ich daß bei der Schlußabstimmung die Censusmänner mit Ja stimmen. Die Ritterschaftlichen stimmen wahrscheinlich gegen den Census, wenn sie sich nicht, was ich nicht glaube, des Stimmens enthalten. Ich zweifle nicht, daß das Gesetz tale quale durchgeht [doch] hörte ich, daß die Gegenparthei noch hofft. Ich kann es der Linken nimmermehr vergeben, daß sie wegen der „unverantwortlichen" Niederlage gegen das Gesetz d. h. wie ich es verstehe gegen die deutsche Einheit gestimmt haben[1]). Das ist ächte Burchardische Bornirtheit, nur umgekehrt. Bessern Sie sich, wenn Sie es noch nicht gethan haben und noch immer auf dem Prinzip reiten. Das einerseits, die Unversöhnlichkeit der Prinzipienmenschen, und andererseits die Feigheit der Masse ist Deutschlands Verderben. Ihre Briefe sind auch zu parteiisch. Sie müssen nicht bloß das pro hinsetzen und das contra weglassen, das ist unrecht und ungeschickt. Feinere Schattirungen sind auch nützlicher. Sie sehen ich bin noch immer mit Gott und aller Welt unzufrieden, ich habe aber Recht. Wahrscheinlich gehe ich nach Oldesloe zu meinen Aeltern.

Rendsbg 5 Juli 1848. Ihr Mommsen.

[1]) Hier ist nicht mehr die schleswig-holsteinische Ständeversammlung, sondern die Frankfurter Nationalversammlung gemeint. (Vergl. hierzu S. 52.)

Das Paradies der Touristen.

Von

Ewald Banse.

Tunis el chadra, Tunis die Grüne, diese Stadt heimelt den Orientkenner merkwürdig traut an.

Sie ist vielleicht die Verkörperung Nordafrikas. Vereinigt das internationale Fluidum Kairos mit dem Summen der stillen Gassen von Mursuk, den pittoresken Theateraufbau Algers mit der Bleiche von Tripolis, das Barbareskenhafte von Dschidschelli mit dem Wüstenbilde von Benrasi, die Waldberge des Tellatlas mit der Ackerschwere des Niltals, das Hafenrasseln Alexandrias mit der Steppenstille der Großen Syrte, den Minarestil des westlichen Ghiralda mit dem gefälligeren Achtkanter des Ostens, die Erinnerungen des ältesten Mittelmeerhandels mit der Haremsmystik längst vermoderter Beïs und dem Hörnerklang der Napoleonen.

In dieser Stadt findest du alles, was dir der Erdteil Orient zu bieten hat. Du kannst ganz abgeschlossen, nur für dich, Märchenzauber genießen oder aber Varietés und Spielsäle besuchen. Kannst summende Rotationsmaschinen durch große Spiegelscheiben betrachten oder bunte Koraneinbände durch deine Finger gleiten lassen. Es ist eine seltsam anheimelnde Stadt, eine Großstadt mit Kleinstadtcharakter. —

Von den grünen Höhen vor Bab Bu Saadun kannst du dir eine Meinung bilden über das Antlitz von Tunis. Die weiße, ganz weiße Stadt liegt an die dreißig Meter unter dir, eingerenkt in eine gelbe Mauer, die einförmig und ohne Zinnen um die alte Stadt der Beïs läuft. Darin wogt es von flachen Terrassen, von steilen Wänden, von runden Kuppeln und von viereckigen Minare. Alles ist weiß und liegt breit da, wie eine Braut, die den Prinzen erwartet. Dazwischen kannst du einige gelbliche Gebäude und Türme bemerken, ein paar lebhaft hervorspringende Baumgruppen, die noch grüner scheinen als sie sind, mehrere ganz vereinzelt schlafende Palmkronen. Ganz hinten, scheinbar in den See von Tunis hineinragend, taucht eine lange Reihe schrägroter Ziegeldächer auf. Das ist die neue Franzosenstadt, der Sitz der strahlenden Magazine und der wogenden Europäer. Sie erscheint aber doch nur als eine dünne Linie und fällt kaum auf. —

Also wieder eine weiße Stadt, und weiße Städte kennzeichnen ja das Bereich des Narb, des fernen Westens des Islam. Das geht so von Casa-

blanca bis Benrasi, und Marrakesch mag die einzige größere Ausnahme sein, Marrakesch die Rote. Mit Alexandria ostwärts aber beginnt die Herrschaft der farbigen, der mindestens gelben oder grauen Städtebilder. Auch dies ist eine neue Erfahrung.

Jedoch, Tunis ist mehr als nur eine weiße Stadt. Tunis el chadra, die Grüne, sagt die arabische Zunge. Und das ist so wahr wie selten etwas im Volksmunde. Denn diese Stadt ist eingebettet in einen Kranz duftiggrüner Berge und grüner Hügel, grüner Ebenen und grüner Wasserflächen.

Da steigen links im Norden die sanftlinigen Höhen der Dschebel Merkes an, gefüttert mit hellgrünen Feldern und dunkleren Olivenhainen, und denen hängt eine muntere Schar rotdachiger neuerer Gebäude am Saume. Zwischen ihnen stehen vier Schornsteine, die eindringlichen Zeugen des Werdens.

Rechts im Südosten wächst der schroffe Doppeldom des machtvollen Bu Kurnên aus einem grünen Gebirgssockel in die Höhe. Das erweckt eine flüchtige Erinnerung an die Zuckerhüte und die grüne Bai von Rio. Dieser Doppeldom aber ist der wahrste Zug im Bilde von Tunis und — von Karthago. Er beherrscht mit seiner charaktervollen Linie das ganze Panorama, und du kannst ihn nirgends übersehen.

In weiter Ferne, ganz hinten im Osten, taucht als dunkler, häuserreicher Küstenstreif unter grünen, schöngeschwungenen Höhen die Halbinsel Bon auf. Davor ahnt man mehr, als man es sieht, die blaßblaue Linie des offenen Golfs. Der See von Tunis liegt wie ein straff gespanntes, gelblichgraues Tuch da, und hinter ihm blinken die grünen Berge von Karthago und die weißen Häuser von Goletta. Auf der dunklen Linie des Kanals im See zieht ein schwarzer Dampfer dahin, wohl nicht größer als eine gut genährte Hummel. —

So hat Tunis eine der reizendsten Stadtlagen im Morgenlande. Sein Weiß, Blau und Grün dürften kaum viel von einer anderen Großstadt übertroffen werden. Dies herrliche Bild ist wertvoller als aller Krimskrams drin, als alle Sehenswürdigkeiten der Touristen.

Die Altstadt steigt vom See in einer sehr ansprechenden Linie zu einem Höhenzug an, auf dem die Kasbah liegt. Auf seinem Rücken geht es sich hübsch zwischen grünen Gerstefeldern und buntblühenden Kräutern, zwischen Opuntienbeständen und Kiefern, zwischen weißen Häusern und altersgrauen Fortruinen. Ihr Anblick ruft dir die Reisigen des fünften Karl in Erinnerung, und auch gar nicht so wenig deine nördliche Heimat.

Westwärts fällt der Höhenrücken sehr schroff zur Tiefe, und da ist es dann sehr verlockend, zu vergleichen. Auf der Seeseite grüne Höhen, grüne Wasser und weiße Stadt. Auf der Landseite aber — erst ein Streifen grüner Felder und Weiden, mit Ziegen, Kühen und jungen Baumstreifen. Dahinter ein sehr breites Blachfeld von hellbraunem, samtweichem Ton, in der Nähe duff und mattiert, weiter weg heller und nicht selten glänzend, ganz hinten

aber von einer flachen Wasserschicht hellblaugrau bedeckt. Das ist der Salzsumpf E'Sfedschumi. Du hast die Empfindung, hier auf den Rücken eines Menschen zu blicken, der diesen selber nicht sieht. So wendet sich Tunis von seinem Hinterlande ab.

Jenseits der Sumpfpfanne erheben sich anmutige grüne Berge und Hügel, von den hellen Flecken einiger Dörfer belebt. Genau im Süden und ganz weit entfernt türmt sich die Bergbastion des Saruan mächtig empor.

Das ist die Landschaft von Tunis. An ihrem Saume entwickelte sich die Meere beherrschende Landaussaugerin Karthago. In ihr erwuchs das heutige Tunis, in den letzten Jahrhunderten die Säule des untergehenden altorientalischen Luxus.

Eine kultivierte Stadt in dieser anregenden Umgebung, auf dieser Bühne von Meer, Ackerebene und Waldgebirg. Kultur und Stil auf Kosten der geplagten Bauern eines weiten, zerstampften Landes, was verschlägt's? Höhepunkte der Menschenkunst treten nur aus plattem, aus ganz plattem Untergrund hervor, erfordern Gegensätze. Grade wie eine lebhafte schöne Frau einer häßlichen, stillen Freundin bedarf, um eine volle Wirkung zu entfalten. Lieber einmal alle dreihundert Jahre ragende Kulturgipfel und dazwischen Tiefstand, als drei Jahrhunderte lang Mittelmäßigkeit. —

Die Neustadt vor der Porte de France besteht aus einer Anzahl wahrhaft glänzender Straßen. Du sitzest vor den offenen Cafés der baumbeschatteten Avenue de France oder Avenue Jules Ferry und beschaust dir die strahlenden Läden und die elegant gekleideten Passanten, die Droschken und Trams. Du kannst dich unmöglich im Morgenlande wähnen, orientalische Trachten siehst du fast gar nicht, alles Südeuropäer und französische Juden. Aber es gefällt dir doch.

In der Altstadt, hinter der Porte de France kannst du den alten Orient finden, wenn du Augen hast. Die alte Porte de France mit ihren Barbareskenkulissen, mit ihren Reklamen und ihrem Menschengewühl ist eigentlich Tunis. Ist alt und sagenhaft, ist Milieu und ist eine Notwendigkeit. Sie erscheint mir wie der konfliktreiche Angelpunkt eines ganzen Kranzes von Novellen über Braun und Weiß.

Die Porte de France mit ihrem ein wenig ungeschickten R. F. ist eine jener Stellen auf der Welt, wo Menschenschicksale immer und immer wieder vorbei müssen und wo Tag um Tag Dramen sich abspielen von erschütternder Tragik und seltener Schönheit. Es gibt noch so einige Meilensteine des Weltlebens da draußen, von Sankt Pauli angefangen bis Port Saïd, von Wall Street bis London Bridge. —

In den tieferen, den östlichen Straßen der Altstadt herrscht noch das maltesische und jüdische Element vor und erzeugt hier eine zwar pittoreske und kribbelnde, aber immerhin reichlich schmutzige und kreischende Levantiner-Atmosphäre. Die höher ansteigenden Gassen dagegen sind weiß, ruhiger und

großenteils völlig altorientalisch. Viele Steinbogen und Gewölbe. Hufeisenförmige oder gerade Portale, benagelte Tore. Die blanken Moscheen fallen nicht sehr ins Auge, da sie nur selten an freieren Plätzen liegen. —

Von den steingewölbten Sfuks nur dies.

Das gedämpfte Licht der Sfuks des Rarb, welches es, so der Geheimnisse, Ahnungen und Anregungen voll, anderswo nicht gibt, gleitet schimmernd über die bunten Auslagen der Händler. Die weißen Gewölbrippen und Gewölbkuppeln der Gänge, der Katakomben ziehen in langer Flucht in eine nahe und doch scheinbar sehr weite Ferne. Die rotgrün, immer rot und grün bemalten Säulen zu beiden Seiten werfen erfreusame Flecke dazwischen.

Über das holprige, geböschte Pflaster ziehen hellgekleidete Burnusse und braune Dschellaben. Zu Seiten sitzen die Händler mit gelben Gesichtern, oder sie kauen oder sie liegen in ahnungsvollen Halbträumen, und sie halten die halbgeschlossenen Augen träge auf einen festen Punkt gerichtet.

Aus den Magazinen der Inder und Perser ziehen die fein abgestimmten Farbensymphonien der Teppiche von Saraband und Buchara und Afghanistan. Und der bunten Zackenmuster der kurdischen Killim. Und der schwarzroten Seidentücher von Tunis. Und die schreienden Klexe der europäischen Baumwolltücher.

Und es stehen dort die gedämpft gelben Säulen syrischer Messingleuchter, wie auch die Börte mit jenen gelbschwarzen Schalen und Räucherbecken, mit jenen Leuchtern und Tieren. Alles in mattem Messing und in handgetriebener Arbeit, oft mit Silber und Kupfer eingelegt oder schwarz geätzt.

Persische Baumwolldrucke mit roten und gelben Pflanzen und blauen Vögeln hängen von den Decken herab, und indische Stickereien werfen ihre Farbenträume von der Wand.

Vor einem Gewölbe sitzt auf einem Hocker von Elfenbeinarbeit, eingelegt in Nußholz, halb liegend gegen einen Stoß bunter Teppiche aus dem heiligen Keruan, ein junger Inder. Zwischen seinen Schenkeln steht ein achtjähriger Malteserbengel.

Die träge Schwüle des orientalischen Mittags zieht schwer durch die Hallen der Gänge. Dem Inder schatten die langwimprigen Lider weit über die Augen herab. Sein Arm hält den Knaben fest umschlungen. Seine Hand streicht leise und langsam am Leib des Jungen auf und nieder. So sanft, wie vielleicht nur dieses Volk der Träume streicheln kann.

Im gelben Gesicht des Inders zuckt keine Muskel. Der Kleine räkelt sich in unverstandener Lust. Der süßbrünstige Geruch von Ambra schwelgt schwer und üppig durch die Basare. Der wollüstige Dampf glimmenden Sandelholzes steigt aus durchbrochenen Räucherpfannen auf. Alles streckt sich in behaglicher, träger Sinnenlust, in passiver Erotik.

So schreitet Pan, der große, der heilige Pan, durch den Basar von Tunis. —

Die Basare des Orients, und dies wißt ihr noch nicht, sind Schauplätze sinniger Erotik. Nicht einer Erotik des Leibes, sondern einer Erotik des

Geistes. Und die ist viel feiner ... Alles arbeitet da auf die Erzeugung einer seltsamen, satt und verhalten zitternden Erregung hin. Hier in Tunis habe ich das zum erstenmal empfunden und mich dem Trieb mit vollem Bewußtsein überlassen.

In dieser Atmosphäre erlesener Dinge und Wohlgerüche ahnst du die Vorhalle einer alten, fertigen Kultur, dergleichen wir in Europa nicht haben. Hier ist alles abgerundet und fest in sich abgeschlossen, hier allein noch in den Städten des Morgenlandes.

Die trägen Tage im Basar von Tunis zogen sanft und nachhaltig Schleier von meinen Augen und öffneten ein Land und eine Kultur vor mir, die ich seit langem, vielleicht seit Jahrtausenden dumpf geahnt und heiß ersehnt hatte. Ich glaube, es klang darin etwas von der Lorbeer- und Marmorsehnsucht der Wikinge, von der Inbrunst der Kreuzesfahrer und von der unfertigen Zerrissenheit des Modernen.

Ich glaube nicht, daß die neuen Wandlungen des Morgenlandes, die man besonders in Nordafrika bemerken kann, unter Europas Einfluß dem Orientalen Glück bringen. Den größten Teil der einheimischen Industrien haben wir durch unser Angebot billiger Fabrikdutzendware ausgerottet, den Rest nach Güte und Geschmack verschlechtert. Den einfachen, stilreinen Geschmack der Orientalen haben wir durch Schund verderbt.

Wir haben das Volk gewaltsam aus seinem ruhigen, einfachen, durch naturgeborene und deshalb stilreine Kunst verschönten Zustand herausgerissen und es in einen unbefriedigenden Halbzustand gebracht, der jeden Einsichtigen entsetzen muß. Wir haben dem Orientalen den Alkohol gebracht, dem Mohammedaner zumal. In Europa ist man ja inzwischen leidlich immun gegen seine Wirkungen geworden. Diese Orientalen aber trinken ihn wie das kühle Wasser ihrer Zisternen, in großen Zügen, so wie das Tier trinkt, ohne Arg vor Folgen. Mohammeds größte Kulturtat war vielleicht die Errettung der Orientalen von der Sauferei der Antike, von Mischkrügen und Orgien. Europas elendestes Verbrechen ist vielleicht die neuerliche Versumpfung der Orientalen. Selbst im heiligen Keruan erblickte ich ja Mohammedaner öffentlich Wein trinken. Ich sehe schon die Zeit nahen, in der sich ein blauer Halbmond bilden wird. Er wäre notwendig, aber mir scheint, er würde nicht viel ausrichten. —

Glaubet doch nicht, daß ich den wirtschaftlichen Aufschwung des Morgenlandes verkenne, der unter der Mitwirkung Neueuropas eingesetzt hat. Erst wir haben die Länder wirtschaftlich höher gebracht. Erst wir führen ihre Exportziffern Werten entgegen, von denen sich sämtliche Blüteperioden der Vergangenheit auch nicht das Geringste träumen ließen. Aber es ist dies Spiel und Gegenspiel. Wir erwecken die Länder und morphisieren die Bewohner.

Und da frage ich: ist denn der Zweck des menschlichen Erdenlebens allein, der Natur möglichst viel zu entlocken? Oder ist es nicht vielmehr sein End-

ziel, selber möglichst glücklich zu leben, das heißt mit sich selbst zufrieden, gleichviel ob ärmer oder reicher? Im letzteren Sinne lebte der Orient einstmals und bewies damit, daß er das Leben im Grunde doch besser erkannt hatte als wir Kinder unserer Tage.

Werden wir jemals die schwere Schuld tilgen können, ihn aus seiner buntgeblümten Biedermeierstille herausgerissen zu haben!

Spät saß ich abends vor einem Café der Avenue de France. Da sprach mich ein Händler an, gekleidet in eine Art schmuddligen Nachthemdes, und wollte mir wertlose Kleinigkeiten verkaufen.

Plötzlich wies er mich auf meinen für Tunis fremdartigen Dialekt hin und fragte mich, ob ich aus Tripolis käme. Es ging etwas durch seine Glieder und seine Züge, und er fragte noch schnell, ob ich Inglîs wäre. Nein, Allmân.

Da lachte er heimlich auf, und seine Augen strahlten, und er schien ein ganz anderer Mann.

Ich bin dann mit ihm mehrere Stunden durch das nächtige Tunis gewandert. Er ließ seinen Krimskrams und vergaß des Verkaufens. Wir sahen nichts von den Gesichten in der Nacht. Wir dachten nur an die weiße Stadt der Syrte, an ihre Oasen, an ihre Steppen und an ihre Berge.

Er stammte von Fessato, wo er noch Land und Ölbäume besaß. Auch seine Familie ist noch dort. Er aber mußte flüchten vor den Italienern, gegen die er monatelang gekämpft hatte. Er zeigte mir die Male von einem halben Dutzend Schußwunden — welche Posen hätte ein Italiener in seinem Falle angenommen!

Er und noch Dreißigtausend jammern in Tunisien umher und sehnen sich nach der Heimat und ihren Kindern. Aber sie trauen sich nicht zurück. Ihre Augen funkeln beim Anblick eines Italieners, und sie leuchten, hören sie den Namen ihres verbannten Freiheitshelden Baruni. Keiner singt ihnen ein Lied, nur vielleicht ein kleiner halbnackter Beduinenjunge in irgendeinem Steinwinkel der Sahara.

Der Mann von Fessato weinte und fluchte abwechselnd, und sein Gesicht war kummervoll.

Diese Menschen können das Wirkliche, das Neue noch jetzt, nach drei Jahren, nicht fassen. Sie stöhnen unter dem Albdruck, aber sie wissen kein Mittel der Erleichterung, keines der Abwehr.

Wären sie ein Schiff, die Ratten würden es verlassen von Stund an.

Im Weltkrieg haben die Eingeborenen Tripolitaniens die welschen Eindringlinge ans Meer gejagt. Wie mögen da die Trommeln gedröhnt und die Dudelsäcke gegellt haben, wie mögen die Weiber geschrillt haben, zum Tanz der Männer!

Aber wie lange? Wie lange noch, und der Feind ist wieder da und mordet, sengt und brennt durch das tripolitanische Land, durch mein tripolitanisches Land ...

Strindbergs naturwissenschaftliche Schriften.

Von

Günther Schmid.

Als Strindberg 1896 den ersten Teil des Buches Sylva Sylvarum in Paris vollendete, hat er „zum ersten Male in seinem Leben die Überzeugung, etwas Großes, Neues und Schönes gesagt zu haben". Er schrieb über naturwissenschaftliche Dinge außerdem noch acht Bücher und Hefte und eine Reihe von Aufsätzen. Wie Strindberg alles mit Ernst genommen hat, was er im vielbewegten Leben anpackte, geschah dies nicht leichthin.

Er hat zu den Naturwissenschaften eine besondere Stellung gehabt von Jugend auf. „Der Sohn einer Magd" baut Elektrisierapparate mit bitterem Eifer und botanisiert die Stockholmer Umgegend bis auf die letzte Pflanze aus. Das Werk des vollen Mannes „Am offenen Meer" durchwuchtet kosmisch die Gewalt seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, Träume, Erlebnisse, Phantasien. Strindbergs Übermensch wird ein Naturforscher und Techniker. Und in den Blaubüchern wühlt noch einmal der durch die Infernozeit veränderte Vorgang seines Denkens die letzten Fragen auf, mit denen die Naturwissenschaft umgeht.

Wieviel sein Schrifttum und seine Kunst selber naturwissenschaftlichen Untergrund gespürt haben, soll hier beiseite bleiben, lediglich der naturwissenschaftlich geformte Stoff betrachtet werden. Es ist überall das Merkwürdige an diesem Geist, daß er eigentlich nie empfangen und nehmen wollte, ja, daß er trotzig dagegenstand und immer verarbeiten, schaffen, bewegen wollte.

Das Sehnen, das wohl sonst so ganz nebenher einfacher Naturforscher Arbeiten begleiten mag, irgendwie loszukommen von der nüchternen, entseelenden Deutung der Naturwissenschaft, die immer sicherer den immer breiter werdenden Weg beschreitet, loszukommen, aber nicht dürfen und nicht können, dies Sehnen liegt in diesem Geiste ganz und schwillt auf. Hierin liegt sein Werk. Strindberg will nicht dem Laien eine wissenschaftliche Welt volkstümlich unterbreiten. Er will Forscher sein durch und durch.

In den neunziger Jahren tritt der naturwissenschaftliche Verfasser vor. Die einzelnen Bücher erscheinen zunächst im Abstand von drei, vier Jahren, dann in zwei Jahren; schließlich hat jedes Jahr seine naturwissenschaftliche Neuigkeit. Da war des Dichters Werkstätte das chemische Laboratorium geworden. „Stücke und Romane schreiben kann ich nicht, habe das Interesse verloren und die Fähigkeit dazu," sagt Strindberg irgendwo brieflich in dieser Zeit. Stück für Stück sich entwickelnd treten die Schriften in die

Öffentlichkeit, klein im Beginn ihrer Art nach, wie Spielzeug scheinbar, und haben schließlich einen lastenden Dom hervorgeboren.

„Blumenmalereien und Tierstücke" ist der Titel des ersten Buches. Es ist 1888 geschrieben. Hier lesen wir zunächst noch wenig von eigentlicher Naturwissenschaft. Es ist dies alles noch gleichsam Liebhaberei in einer Gartenwelt. Wer philosophiert viel, wenn er in einem Garten spazieren geht? Der Dichter spricht mehr denn der Forscher oder Gelehrte.

Er spricht von den Blumen, die man einst hatte und die man jetzt im Garten hat, solchen, die er liebt und die er nicht liebt. Weiße Pelargonien kommen darin vor, schön wie weiße Schmetterlinge auf dunkelgrünem Laubwerk, altmodische Stockrosen, welche sonnige Vorstellungen erwecken, Tulpen mit dem Lichtglanz von Alabaster und Marmor, Schneeglöckchen auf umgegrabenen Rabatten, die edlen Narzissen, Astern und Immortellen und im nassen Herbst unter der erbleichten Sonne die aristokratischen Dahlien, — Blumen. „Man wurde beklommen bei all den Geschäften in der Stadt; nun wird man froh beim Anblick eines Gartens." Strindberg sagt es mit Liebe, daß er auf einem Bergfelsen in den Schären bei Stockholm Pflanzen setzt und in einer Badewanne die Erde herzuträgt. Er hat das geheime Besitzgefühl eines Kindes, einen kleinen Garten für sich zu haben, achtzehn Schritt lang, achtzehn breit. Er bereitet sich in niederen, beim Krämer erstandenen Seifenkasten Mistbeete, zieht Salat und Blumenkohl, Melonen und Gurken heran, trägt alles behutsam eingewickelt hinaus und wärmt sie draußen mit herausgenommenen Doppelfenstern, seiner „Erfindung". Petersilie und Dill kommen in ihren Schatten und werden mit besonderen Mitteln schnellwüchsig gemacht. Das wird mit großer Neigung und beinahe behaglicher Ausführlichkeit geschildert. Fast keine gärtnerische Arbeit wird vergessen; wie die Kartoffeln gelegt werden müssen, Erdbeeren gepflanzt, wie man den Melonen Unterwärme verschafft, Artischocken vor dem Nordwind schützt, die einfachen Gartenblumen am besten sät, die Quecke ausrottet, Regenwürmer fernhält, Erdflöhe, Raupen.

Nicht wahr, da ist von Naturwissenschaft keine Rede. Aber das Vergnügen, zuzuschauen, wie es wächst und zunimmt, „was angenehmer ist, als eine gekaufte Pflanze rückwärts zu Schwindsucht und Tod gehen zu sehen", zieht einen weiteren Horizont; und Blumenliebhaberei ist leicht der Anfang zu botanischen Studien. So wurde öfter ein Gärtner zum Botaniker. Für Strindberg beweisen diese Dinge, daß er sich mit dem Kleinsten der Naturwelt liebevoll vertraut gemacht hat. Er ist sehr ins Genaue gegangen, hat, wie immer, die Literatur nicht versäumt, und so studierte er auch Gartenbücher und die Gärtnerzeitungen. Von hier zu einfachem, wissenschaftlichem Betrachten ist nur ein Schritt, und bei Strindberg ist schon im selben Augenblick Tätigsein oder Anschauen mit dem Nachdenken gepaart. Es entsteht ein Aufsatz über die Pflanzen, er schreibt über den Verstand der Tiere, er plaudert über die Nachtigall, über das Angeln, über die Jagd. Vor den

Toren Stockholms schoß der Knabe nach den Krammetsvögeln und Eichhörnchen im Parke. Als Mann machte er Hasenjagden mit, jagte Eidergänse und erlegte sogar einmal zwei junge Fischadler.

Wo Wissenschaftliches beginnt, beginnt Strindberg zu zweifeln. Wenn Forschen heißt, immer wieder mit einer scheinbaren Naivität an die Natur treten, so ist bei Strindberg die richtige Anlage zum Forscher da. Er zweifelt an den geläufigen Meinungen der Jäger und Landleute über die Tiere, tadelt Äußerungen einzelner Vertreter der Wissenschaft, die manches zu oft oder zu sehr herausgehoben haben. Die Beobachtungen und Beispiele Strindbergs sind nicht schlecht erwogen. Ob sie richtig gesehen, richtig eingeschätzt sind? Seine Studien wollen hier mehr als ein ergötzliches Denken gewürdigt sein. Er ist einer der guten Dilettanten, wie der Wissenschaftler sie sich wünschen mag. Er sagt es auch selber, daß alles Weitere er den Gelehrten überlassen will. Sie mögen urteilen.

Wirklich? Beginnt er nicht auch, der Wissenschaft Fragen zu stellen? Probiert er nicht seine Gedanken, und vermutet, und versucht er nicht, ihr die Wege zu weisen und sogar zurechtzuweisen? Gewiß, er geht diesen Schritt weiter. Er glaubt, in der Botanik sich zu Hause fühlen zu dürfen. „Über die Farben der Blumen" heißt ein anderer Aufsatz.

Die Beobachtung, daß Gurkenblüten ohne Insektenbestäubung Früchte ansetzen, läßt ihn an der Autorität der großen Blütenbiologen gründlich zweifeln. Er vergißt natürlich, daß diese Forscher und Denker die vorsichtigsten Beobachter von der Welt waren. Und es erscheint gleich hier im Erstlingswerk Strindbergscher Naturwissenschaft eine Denkart, welche in anderen naturwissenschaftlichen Schriften beinahe gewalttätig sich vordrängt. Er will lieber gleich das Ungewöhnliche als das Naheliegende, Fertige, will mit Beweisen beweisen, die schwieriger zu vollführen sind als die landläufigen der Wissenschaft.

Um zu zeigen, daß Blüten (diejenigen der sogenannten Insektenblütler) ohne Insekten keine Früchte treiben, ziehen die Botaniker wohl ein Drahtnetz über die blühende Pflanze. Luft und Wind haben ungehindert Zutritt, nicht aber größere Insekten, welche von den Netzmaschen nicht durchgelassen werden. So wenden Strindbergs Gedanken ein: „Man bedenke, was ein Metallnetz bei einer Grubenlampe hindern kann, wo es die Entzündung des Gases durch die Flamme hindert!" Wozu dann der Nektar in den Blüten? Alle Nektareinrichtungen sind nach ihm möglicherweise Drüsen wie die Milchdrüsen der Tiere, die nur während der Fortpflanzungszeit tätig sind. Doch ist die Hilfe der verschiedenen Insekten bei der Bestäubung tausender von Pflanzen unumstößlich erwiesen. Wenn Strindberg über einen Sonderfall erstaunt, hätte er bloß in einem der dicken Handbücher unter dem Namen seiner vermutlichen Ausnahmepflanze wie in einem Konversationslexikon nachzuschlagen brauchen.

Doch ist nicht Strindberg auch Schriftsteller, und geht nicht etwa der Dichter mit ihm durch? Davon wollen wir nicht sprechen.

Er greift weiter zu einer rein physiologischen Theorie der Blumen. Die Farben der Blüten, das Gelb, Weiß, Rot, Blau sollen durch die verschiedene Belichtung hervorgerufen werden. Weiter sieht er keinen Sinn dahinter. Das Bedürfnis nach einer ökologischen Frage, nach dem tatsächlichen Wirken im Haushalt des Naturganges, liegt ihm nicht. Weiße Farbe ist ihm Ausdruck mangelnden Lichtgenusses und ein Anzeichen großer Schwäche überhaupt. Daher weiße Blumen auf dem dunkeln Grunde des Waldes. Auch die weißen Wasser- und Sumpfblüten sollen schwach sein, denn der Boden sei „wasserkrank". Es kommen andere Fragen. Hat die Sonne an Stärke verloren seit der Kreidezeit der Erde, als die Blütenpflanzen zuerst aus dem Grün hervorleuchteten? Waren sie damals gelb, wurden sie im Laufe der Zeiten blau? Fragen, die Fragen sind und wieder untertauchen. Werden unsere Blumen später andersfarbig blühen? Strindberg lenkt seine Gedanken hin und her und immer in neue Straßen, wenn er auf Sackgassen stößt. Er ist aber, wenn auch etwas lächelnder Miene, jeder Mystik noch frei — später ist das anders. Denn auch das Suchen nach Analogien und der Hinweis auf eine gewisse Analogie zwischen der Folge im Farbenfächer des Prismas und der Häufigkeit der Blütenfarben, die, nebenbei gesagt, von ihm sehr zugestutzt sind, sind noch nicht Mystik.

Blumenmalereien und Tierstücke sind Präludien. Was aber bleibt uns zum Hauptspiel für ein Nachklang im Sinn? Will solche Art Zweifel und Analogienfreude zunehmen und nachher so etwas wie verwirrendes Notbrückenschlagen unter Leuchtraketen beginnen?

Doch noch ein Zwischenstück und eine frohe Enttäuschung. Rein naturwissenschaftliche Pläne scheinen vorläufig gar nicht weiterzuwachsen. Drei bis vier Jahre später wird das Buch über die schwedische Natur geschrieben, ein geographisches Buch. Die Geographie ist ja nicht schlechthin Naturwissenschaft; ein geschichtlich-kulturwissenschaftlicher Berggrund lebt in ihr auch. Und dies Buch wendet sich an alle, an das Volk Schwedens, an die Reisenden, welche über Schweden als geographisches Land angenehm unterrichtet werden wollen. Es ist gefährlich, da Theorien zu spinnen. „Schwedische Natur" ist eines der schönsten unter den schriftstellerischen Büchern Strindbergs geworden.

Im April 1889 kommt ihm der Plan dazu, „eine klassische Arbeit, wertvoll für alle Zeiten", möchte er schreiben. 1892 ist der Entwurf erst fertig, und erst 1896 wird das Buch veröffentlicht. Er macht eifrige Vorstudien. Im Herbst 1890 beginnt die erste Rundreise durch Schweden; einen Monat ist er mit der Eisenbahn oder zu Fuß andauernd unterwegs, eigens um Eindrücke, Gedanken, Einfälle zu sammeln und die ersten Zeilen zu entwerfen. Von Stockholm nach Dalekarlien, von da nach Westergotland, Ostergotland, Schonen, Jonköping, von da nach Gotenburg, zurück nach Stockholm. Briefe an den Verleger Bonnier geben darüber telegrammäßig Aufschluß. Im

August 1891 ist er in Norrland. Was Strindberg sich bei solchem Buche über die schwedische Natur selber dachte, geht aus einem Brief an Emil Schering hervor, welcher der deutschen Ausgabe als Anhang beigegeben ist. Landschaftstypen wollte er darstellen und Volkstypen, von Bauernhäusern sprechen, etwas von Flora und Fauna und dem Ganzen ein wenig historischen Hintergrund und Völkerpsychologie hinzugeben. So wenigstens hat sich Strindberg ein gleichzeitiges Buch über Deutschland vorgestellt.

Im Reisen ist das Buch geschrieben; und Strindberg tritt an seine Aufgabe heran mit europäischen Augen eines Reisenden, der nicht aus Schweden stammt. Wie ein Vielgereister, der plötzlich Liebe zu diesem Lande Schweden erwachen fühlt. Er vergleicht im geheimen mit Frankreich und Deutschland. Uns beschäftigt der naturwissenschaftliche Anteil.

Strindberg hat verständnisvoll und vielseitig gereist. Wir fragen hier nicht, woher er die Kenntnisse genommen; denn entschieden hat er vielerlei über seinen Stoff gelesen. Aber wir erstaunen, daß sie tüchtig verarbeitet sind von einem Manne, der Dilettant war und Dilettant hierin neben vielen Beschäftigungen, die ihn erfüllten, und der zuerst Dichter war. Wir merken nicht die Übereile, ja Flüchtigkeit anderer naturwissenschaftlicher Schriften, deren Gedanken in ihm sprunghaft aufgestanden waren, bei denen er es darauf anlegte, sie gerade so eigenartig und persönlich als möglich wiederzugeben. Hier sind Tatsächlichkeiten, und die Aufgabe des Darstellers war es, sie lebendig zu machen und zu bewegen. Das alles nicht als Dichter oder mit literarischen Anspielungen oder geschichtlichen Durchblicken, rein als Geograph, etwa in der schildernden Art Friedrich Ratzels. Als er vom Silja-See sprechen will, nennt das Strindberg einmal selber: „Wir sind genötigt, das alte Bild, das wir im Gedächtnis tragen, rein zu kratzen; Tradition, Herkommen und Geschichte auszutilgen; Engelbrecht, Gustav Wasa und die Talmannen zu vergessen . . ., um ihn (den Silja-See) nur als ein interessantes Objekt für den Topographen, Geologen und Naturhistoriker zu betrachten." Eigenart und Schönheit, Dürftigkeit oder Pracht, Ernst oder Anmut einer Gegend darstellend, ist es ihm ebenso Hauptsache, vom geologischen Aufbau und der Physik der Oberfläche zu sprechen, der Vegetation und Tierwelt und damit im Zusammenhang vom Acker und dem Wald als Forst, wie von der Beschäftigung der Bewohner, ihrer Abhängigkeit von den geographischen Verhältnissen, von der Lage der Städte, von Frucht- und Jagderträgen, Volkscharakter, Erzen und Häuserfarbanstrich.

Fünf Landschaftshauptteile ziehen an uns vorüber (es sind nicht alle Provinzen Schwedens vertreten, das Buch ist ja ein Bruchstück geblieben), in großen geographischen Bildern gesehen. Man beachte den ersten Anblick des Oreskutaberges. Wie prächtig ist die Besteigung geschildert, die Veränderungen in der Bodenneigung, der Wechsel im Klima, die Pflanzenwelt, die Gewässer, die Gesteine. „Wenn man sich dem Oreskuta von Südost

nähert, wird ein Tieflandschwede, der noch keine Fjälle gesehen hat, sich mächtig ergriffen fühlen, denn ein hoher Berg drückt nicht, er stützt, schützt und gibt Lehne und Dach überm Kopf. Der Tourist dagegen, der die Alpen gesehen hat, findet sich vor einem sehr hohen Berg und sieht sofort an den Konturen der Aufrichtung, an den bestimmten scharfgekielten Zacken und Dächern der Kämme, daß es weder die rundgehauene aber einfache Zeichnung eines Granitgusses ist noch die lotrechten Abschüsse und Treppenstege des Gneises, sondern ein großer, pyramidenförmiger Haufen von Schiefern und Konglomeraten." Das sind Sätze, wie sie auch ein reisender Naturforscher von Beruf schreiben könnte. Strindberg erkennt, daß Schwedens physische Geographie noch in der Luft schwebt. Selbst in dem fleißigen Deutschland ist ja das Antlitz der Erde noch wenig in seiner geschichtlichen Bedingtheit erforscht. Dem geologisch geschulten Leser fällt aber doch auf, daß Strindberg nicht wenigstens vom Boden spricht, wie dieser von der Vereisung des Diluviums in den auffälligsten Gebilden herausgeformt wurde. Selbst an die Hauptstadt tritt die vom bewegten Eis geschliffene Rundhöckerlandschaft des Granites heran; und wer wie Strindberg mit der Eisenbahn durchs Land fährt, immer wieder mit frischen Blicken durchs Fenster sieht, hat unbedingt den starken Eindruck eines von großen Eismassen verlassenen Landes, gerade so, als sei das noch gar nicht lange her. Strindbergs Widerspruchsgeist hält aber wenig von der Eiszeittheorie, da sie seiner Meinung nach merkwürdigerweise nichts erkläre.

Dem Botaniker fällt auf, daß nirgends der ungeheueren Flechtenentwicklung Erwähnung getan wird. Denn beinahe kein Baumstamm, kein Stein und Zaun ist in Schweden landstrichweise frei von Flechten, diesen langsam wachsenden, niederen Pflanzen in ihren wirkungsvollen Krusten oder kleinen Blatt- und Strauchgebilden. Strindberg als Schweden war die geographisch bemerkenswerte, ihm aber alltägliche Kleinwelt unter den Pflanzen nicht aufgefallen. Ist doch sonst der Text von Pflanzennamen durchsprenkelt, verbreiteten Charakterpflanzen, auch nicht gewöhnlichen und sogar Seltenheiten, die geographisch irgendwie eine Rolle spielen. Geographisch wichtig sind auch — und das hat Strindberg anziehend hervorgehoben — das landschaftsbestimmende Erscheinen der Grauerle, das Verschwinden der sonst häufigen Schwarzerle, die Verteilung der Buchen und Eichen, die vorgeschobenen Grenzpfähle dieser Bäume am Wasserfall von Elfkarleby. Er weiß die letzten Weißdornhecken, die letzten Berberitzen und Haselsträucher. Er erläutert einleuchtend den Einfluß der warmen und kalten, geologisch verschiedenen Bodenunterlage auf das pflanzengeographische Klima, erklärt hieraus die Landflächen, wo Getreidefelder noch gute Erträge bringen, verweilt, wo Aprikosen und Pfirsiche in gepflegten Gärten vor geschützten Mauern Früchte tragen, wo noch der Maulbeerbaum vorwärtskommt oder die Feige oder Thujen, die „Zypressen des Nordens", auf dem Rasen stehen.

Reizvoll ist es, kleine botanische Einzelheiten zu beobachten. Der Buchenwald bringt nur eine Frühlingsflora an Kräutern hervor, weil im Sommer und Herbst von oben her das Licht abgesperrt ist. Das wird beiläufig gesagt, wie auch zum Beispiel, daß das Laub auf den Bergen dicker wird, um sich, wie Strindberg meint, vor Kälte zu schützen, oder aus demselben Grunde Laubbäume niedrig bleiben, der Wacholder wie eine Bärlappmatte sich ausbreitet, der Steinbrech ein euphorbienähnliches Gewächs wird und Weiden sich behaaren. So konnte das befremdende Bild, die Weißbuche trage Ahornfrüchte, nur ein Schriftsteller gebrauchen, welcher die Flugsamen dieser Baumfrüchte in ihrer Wirkung im Winde verglichen hat, wo sie leicht ergriffen und fortgewirbelt werden. Der Vortrupp auf dem nackten Fels erscheint Strindberg in der richtigen Bedeutung; es sind jene Flechten als vortreffliche Staubbehälter, welche die erste Grundlage zu einer kommenden Ackerkrume legen. Die Flechten sind kümmerlich. Danach kommen die grünen Moose, viel später Heidekraut, Bärentraube, Mauerpfeffer, wilde Stiefmütterchen. Des kälteempfindlichen Efeus gedenkt er, wenn er von der schützenden Wärme des bewohnten Hauses spricht.

Im letzten Abschnitt berührt Strindberg auch urgeschichtliche Fragen. Schonen, das Land einer uralten Kultur, mit seinen vielen Resten der Vorzeit gibt ihm zu denken. Aber wie merkwürdig, Strindberg macht sich daran und betrachtet zeichnend die Steine auf zusammengelesenen Haufen in der Nähe der Gehöfte und fängt an, heidnische Götzenbilder zu entdecken, Steine, die wie Köpfe aussehen, Pferde oder Spukgebilde. Das Buch über die schwedische Natur, sonst für Strindbergs Seele und von einem geistigen Überblicke aus durchaus unproblematisch und wissenschaftlich am meisten genießbar von allen naturwissenschaftlichen Schriften, weist hier einen eigenartigen Einschlag auf. Nur bei der letzten Bearbeitung können Züge wie diese zwischen die Zeilen eingeschrieben worden sein. Der Leser ahnt von hier aus die unheimlichen Spaziergänge auf den Kirchhöfen von Paris. Strindberg, der die Totenluft über den Gräbern mit essigsaurem Blei analysiert! Das aber steht in „Sylva Sylvarum" zu lesen. Die Gedanken zu der Sammlung Sylva Sylvarum hatten nämlich mittlerweile sich ihm eröffnet. Es kam ein schneller Schluß für die schwedische Natur. Er fand nicht weiter Vergnügen, das sachlich geographische Buch fortzusetzen, und ließ es erscheinen, so wie es jetzt vorliegt.

Wir sind in den Jahren 1896, 1897. Strindberg war nach seiner Meinung ganz Naturforscher geworden. Er hatte weiter gedacht, viel chemisch, physikalisch, botanisch, auch astronomisch. Er hatte mehrfach über Chemie und Physik Aufsätze und kleine Bücher in die Welt gesandt. Für den Schriftsteller stehen diese ganz abseits. Auch der Strindbergverehrer wird sie kaum kennen.

In Sylva Sylvarum lebt der Schriftsteller in jedem Wort. Es ist ein viel gelesenes, viel bestauntes Werk Strindbergs. Man bestaunt in den reichen

Kenntnissen dieses Mannes den Tumult seiner Gedanken, die Gabe, zu verknüpfen und Probleme aufzuwerfen. Man bestaunt auch den Forscher und Entdecker. Den Entdecker? Wo haben die Pflanzen ihre Nerven? Wir hörten diese Frage nie. Indigo und Kupferstrich, Sonne und Sonnenblume, Pflanze und Seele, wann lasen wir von solchen Dingen, daß sie zusammengehören?

Da wollen wir gleich der Erfahrung eingedenk sein, daß, wenn Dichter ernstlich zur Naturwissenschaft kommen, sie nicht einfach hinnehmen wollen und mit den Gelehrten ein Bündnis schließen und weiter bauen. Dann wollen sie umwälzen. Sie kamen aus besonderen Gefühls- und Gedankenbereichen auch auf die Erde der Wissenschaft hernieder. So ging es Goethe, so etwa Novalis, Maeterlinck, Johannes Schlaf und anderen. Doch war es bei Chamisso nicht anders, der am botanischen Museum in Berlin ein braver Kustos war, oder dem Dänen J. P. Jacobsen, der anfangs nur mit Fachbotanikern zusammenhielt und gerne sein Leben für Pflanzensuchen und Algologie hingeben wollte?

Der Forscher von Beruf glaubt an den Fortschritt der Wissenschaft durch die Zusammenarbeit vieler. Könige und Kärrner gehören dazu. Strindberg ist ein Einsiedler. Männer wie er glauben nicht daran. Ihnen genügt es und ist es Ziel, daß es dann und wann blitzt in der Gedankenwelt der Geister.

Begeisterte Strindberganhänger mögen es nicht übelnehmen, wenn ich einzelne Sätze aus diesem Buche Sylva Sylvarum herausgreife und sie rein als Naturforscher betrachte. Wohl, aber das große Weben der Strindbergschen Naturphilosophie? Auch davon wollen wir sprechen. Sehen wir einmal zu:

„Sie lieben sich, die Blumen, in Monogamie, in Polygamie wie Androgynen!"

Das wäre Strindberg oberflächlich gelesen und verstanden, sagten wir: gewiß kein wissenschaftlicher Ausspruch; denn mit vollem Anspruch darauf geschah diese Behauptung. Wir nennen's Gefühl, das dichterische Naturen und Religiöse haben können, wenn sie mit Blumen umgehen. Schöner Traum, der auch eines rechten Naturforschers Arbeit begleiten mag, wenn er vergißt und sinnt, und doch noch mehr Unwissenschaft, als etwa des phantasievollen Ernst Haeckels poesiegeborene „Erototaxis" bei den Einzelligen. Kann aus Gefühlen ein gedanklicher Schluß kommen? Strindberg nämlich folgert weiter: „Und meine Kiefer auch, sie liebt! dann muß sie Nerven haben!" In den Gefühlen sind die Nerven nicht, wenn ich Liebe habe, Liebe sehe. Sie liegen unter der Haut, im Fleisch, an den Eingeweiden uff. Nüchternes Zuschauen hat sie bloßgelegt. Warum hat nicht die Kiefer Gehirn und Herz, Augen und Fingerspitzen, wenn sie liebt? Einfach grübelnde Menschen, noch reich an dieser Mischung von Verstand und Gemüt, möchten auch so etwas wohl glauben. Noch lange über den Pisaner Professor Caesalpino (1583 gestorben) hinaus wohnte in den Pflanzen ein Herz und darin die Seele. Wo der Stengel aufhört und die Wurzel beginnt, sollte es sitzen. Leuchten nicht den Träumern selige Gefilde in dinglicher Wirklichkeit, Granatbäume

und blauumspülte Inseln? Sie würden erschrecken, wollte jemand solches Land in eine geographische Erd- oder astronomische Himmelsbeschreibung aufnehmen. Strindberg erschrickt nicht. Wo sind dann die Nerven? Hier sei eine Aufgabe für die pünktliche Wissenschaft. Er will die Anhaltspunkte geben.

„Eine Generation, die den Mut gehabt hat, Gott abzuschaffen, den Staat, die Kirche, die Gesellschaft und die Sitten niederzureißen, verneigte sich noch vor der Wissenschaft. Und in der Wissenschaft, wo die Freiheit regieren sollte, galt die Parole: glaub an die Autorität oder stirb!" Es geht oft so, eigentlich immer, daß die Angreifer der sogenannten Fachwissenschaft und Nebenläufer mit vielem Lärm Lehren feilbieten, die schon längst jene Wissenschaft vom Fach durchlaufen haben. Freilich deshalb könnten sie doch wieder neu und schließlich richtig sein.

Bei Strindberg ist es zum Teil auch künstlich sich selbst gegebene Angriffsstellung. Doch wirklich nur zum kleineren Teil und nur insofern, als der Schriftsteller mit einem schriftstellerischen Mittel arbeitet. Darum ist Sylva Sylvarum in seiner Grundlage und Haltung Angriff. Uns beschäftigt dies wenig um der Sache willen — denn die Wissenschaft spürte nichts von alledem — als um Strindberg selber, seiner Wertung als naturwissenschaftlicher Denker, ja als Forscher.

Will man einen für Strindberg vorbildlichen Gedankensprung erfahren, lese man ein anderes Mal in seiner Schlußkette: „Es ist sicher, daß die vielzelligen Tiere und Pflanzen von den Protisten herkommen; in diesem Satz hat Haeckel den Mut gehabt, zu bejahen, daß die Pflanzen von den Tieren abstammen; und da seine Beweisführung mir unwiderlegbar erscheint, zögere ich nicht, a posteriori den Satz aufzustellen: Die Pflanzen besitzen Nerven." Aber sind denn Protisten Tiere? Nichts anderes konnte Strindberg dabei gedacht haben, als daß Haeckels Lehre die Möglichkeit einschließt, daß die Pflanzen von den Protisten abstammen, diese aber in rückläufiger Entwicklung von den Tieren. (Zwar Haeckel hat sich dergleichen nicht vorgestellt.) Diese Möglichkeit ist für Strindberg eine Brücke, und kühn folgert er von den Nerven der höheren Tiere auf solche bei den Pflanzen. Er ist ein unruhiger Finder. Vom Inosit des Gehirns springt er ab und über zu chemischen Stoffen bei Kletterpflanzen, von gewissen Zellröhren der Pflanzen zum Rückenmark der Tiere. Er entdeckt zuviel und beirrt sein Suchen dadurch, lenkt hin und her, aber er entdeckt nur immer mit der Seele. Ja, jeder Gedanke, jedes Vorhaben, jeder Fund und jede Tatsache soll zugleich sein Gemüt und die Leidenschaft erregen. Das ist der wissenschaftliche Fehler, die Ursache zu aller Unlogik.

Daher empfindet er es als größte Glückseligkeit des Lebens, wenn die Geheimnisse in den Analogien sich ihm gegenseitig wie ebensoviele Spiegel zu beleuchten scheinen und das blitzende Spiegelwerk in seiner Seele wiederfunkelt. Die Analogie ist das Hauptwerkzeug seiner Forschung. Das Alpenveilchen (Cyclamen), ein Gewächs aus der Familie der Primelverwandten

(Primulaceen), soll zugleich fünf verschiedenen Pflanzenfamilien angehören. Weil die Blüten denen des Veilchens ähnlich seien, auch der Duft sei nicht verschieden; die scheibenförmige Knolle erinnere an Aristolochia und die physiologische Wirkung dieser Knolle an Haselwurz; und da die Blüte graziös gebaut, könnte sie auch eine Orchidee sein; und schließlich gleichen noch die Blätter denjenigen der Seerose. Den Querschnitt der unreifen Samenkapsel bezieht er geheimnisvoll auf den Querschnitt der Wurzel, und die Samenkörner könnten Brutzwiebeln sein. Das ist Strindbergs botanische Systematik und Morphologie. Sie ist, so scheint es, vergleichbar mit der Betrachtungsweise eines ungelehrten Bauern oder Kindes. Sie ist andererseits voller Mystik. Strindberg hat ganze Reihen solcher Analogien im botanischen Garten zu Lund studiert und sie aufgeschrieben. Diese Vorstudien zu Sylva Sylvarum finden sich unter den nachgelassenen Papieren. Er entdeckt unter anderem auf seine Art einen Zusammenhang zwischen der Form des Efeublattes und der weißen Zeichnung auf dem Blatt des Cyclamen. Diesmal macht er sogar ganz kurz den Versuch, die angebliche Beziehung modern mechanistisch zu fassen; dann fällt ihm ebenso schnell ein, daß Pflanzen, die Tausende von Jahren nebeneinander standen, sehr wohl einen Eindruck voneinander empfangen haben könnten (wie Eheleute gleiche Gesichtszüge bekommen). Das sind botanische Dinge. In dem Buch ist noch sehr viel von Chemie die Rede, die später bei Gelegenheit der chemischen Schriften gewertet werden soll.

Es ist aber nicht anders: Sylva Sylvarum ist, wissenschaftlich genommen, eine Sammlung merkwürdiger, teils altertümlicher, teils falsch berichteter Tatsachen, die in ihrer Fülle verwirren können und reizvoll wirken. Und der rastlos beobachtende, tags und nachts, unter allen Verhältnissen sinnende, verknüpfende Geist Strindbergs ist es, der uns fesselt, trotz aller Unwissenschaftlichkeit, aller Ergebnislosigkeit. Hier ist das — man darf es wohl so nennen — lyrische Leben eines modernen, übernervösen Forschers (wenn hier nicht auch der Begriff des Forschers aufhörte), der immerzu und tausendfach die Dinge abtastet, seine verfeinerten Fühler hin- und herschickt in endlosem Spiel. Dabei ist denn viel Irrtum und meist Irrtum, Echtes und Ahnung gemischt in ihm, halb bewußt, halb unbewußt.

Aber Sylva Sylvarum kann noch anders gelesen werden. Strindberg durchlebt das Leben, das er selber in seinem „Inferno" geschildert hat, und „Seltsame Eindrücke" heißt bezeichnend das erste Stück in Sylva Sylvarum. Es sind jene Tage, wo Strindberg die Bilder an der Wand täglich beobachtet, ob sie durch die sausende Umdrehung der Erde ein Stückchen schief geschoben werden, wo er einen Psychomagneten zu bilden glaubt, wenn er mit seinen Armen den eisernen Laternenpfahl umschließt, wo er die Spannkräfte eines Hausgewölbes gleich einem Nordlicht über die Arkaden ausstrahlen sieht. Er liebt die dunkeln Wege nachts in den düsteren Vororten von Paris und läßt sich von nebensächlichen Gegenständen des Zufalls eigentümliche Ein-

flüsterungen über die großen Dinge der Natur sagen: „Das Leben verläuft in einer anderen Sphäre." Strindberg muß fest an diese Gesichte glauben, denn er schaut sie leibhaftig mit allen Zweifeln eines Naturwissenschaftlers und macht sich immer von neuem klar, daß Täuschungen unmöglich vorliegen können. Sollte er nicht, so fragt er sich, so fragt der Leser, einer der kommenden Menschen sein, deren Sinne so überfeinert sind, daß er sieht, riecht, schmeckt, hört, was niemand bisher empfinden konnte, und nicht einmal die Apparate der Wissenschaft? Von hier aus nimmt Strindberg die Geheimnisse, die er also nicht nur glaubt, die ihm Gewißheit sind. Wenn auch kein Anderer es ihm so nachleben kann, wegwischen oder beweisen lassen sie sich nicht, es sei denn auf der Grundlage solcher Sinne. Darum wurde seine Wissenschaft die Wissenschaft eines Einzelnen, die nur für einen Einzelnen Gültigkeit haben kann. Vom medizinischen Standpunkt aber liegt eine ganz andere Vorstellungswelt vor, die Eingebungen eines krankhaft überarbeiteten und gereizten Menschen, der Beginn eines Irrsinns, der zur Melancholia daemomaniaca sich steigern sollte. S. Rahmer (August Strindberg, eine pathologische Studie, München 1907) legte diese Seite eingehend dar.

Für uns bleibt die Frage nach dem Kranken beiseite. Halten wir uns an Theorie und Lehre, wie Strindberg sie gibt. Wir umgingen bisher die chemischen Studien, welche Strindberg unter seinen naturwissenschaftlichen Werken als seine reinste Wissenschaft wohl am höchsten wert hielt.

Schon 1894 wurde an die Öffentlichkeit der deutschen Gelehrten ein merkwürdiges Buch gerichtet, das „Antibarbarus" hieß. Es war ein Jahr zuvor in Brünn in Mähren geschrieben worden und erschien vorläufig nur deutsch. Strindberg hat es überaus geschätzt. 1906 kam in Schweden, rein auf seine persönliche Veranlassung, eine numerierte Luxusausgabe heraus.

Antibarbarus ist durch und durch Chemie. Um es gleich zu sagen, ist das Buch mit Strindbergs eigenen Titelworten „eine weitläufige Untersuchung über die Natur des Grundstoffes und eine neue Betrachtungsweise über den Verlauf der chemischen Operationen nach den herrschenden monistischen Theorien über Allheit und Einheit der Natur, wie sie Darwin und Haeckel auf die anderen Naturwissenschaften angewandt haben." Das klingt wie ein Anschluß an die geläufige Wissenschaft, die von der Allgemeinheit für recht befunden wird. Strindberg ist in den chemischen Schriften im allgemeinen überhaupt weniger angreifend. In den, sagen wir, biologischen Schriften konnte er nicht im Ernst zu den Biologen von Fach sprechen wollen; er schrieb für eine große Leserschaft. Jenen herausfordernden Stil unterdrückt er offenbar, wenn er chemisch redet. Er war selber Chemiker gewesen; wenigstens hatte er als junger Mann eine Zeitlang auf der Universität Upsala Chemie studiert. Man hält bekanntlich immer auf einen gewissen anständigen Ton in der Gesellschaft, der man selber angehört hat. Doch Strindberg wollte noch mehr. Er rechnete voll mit ihr, wollte auf sie wirken und von ihr aufgenommen werden (als Student fiel er im Examen in Chemie durch).

Antibarbarus, ein neues Buch mit den Lockungen der Analogie. Was ist das gleich für eine gemischte Reihe von Erscheinungen, mit denen die chemischen Elemente aus einem einzigen Urstoffe hergeleitet werden sollen: Verdichtung und Verdünnung, Addition und Substitution und Umwandlung nicht nur, sondern auch Kopulation und Kreuzung, Vererbung, Zuchtwahl und Kampf.

Was ist der Schwefel, den die Chemiker für einen chemisch unzerlegbaren Grundstoff ausgeben? Mit dieser Frage leiten Strindbergs Untersuchungen ein. Was sind Kohle, Luft und Wasser, was die Metalle? Was sind überhaupt chemische Elemente und chemische Verbindungen?

Der chemische Grundstoff Schwefel zeigt viele Merkwürdigkeiten, so daß er in vielen, bestimmten Gestaltungen auftreten kann, welche zumeist von den Bedingungen der Wärme abhängen. Man kennt allein fünf solcher „allotropen Modifikationen" für den festen, zwei für den flüssigen Zustand, dazu die gasförmigen. Diese Tatsache, von der Chemie mit der Neigung des Schwefels zu verschieden großer Molekülbildung erklärt, reizte Strindberg sehr. Strindberg sah in der Chamäleonnatur des Schwefels etwas anderes. Das Chamäleon verbarg ihm zugleich einen Proteus. Ihm erschien hierin ein äußerst wandelbarer Stoff, der fortwährend auch seine chemische Natur abwandelt, weil er ohne Unterlaß seine innerste Zusammensetzung ändert. Denn Schwefel ist für Strindberg gar kein Grundstoff, kein nicht mehr zerlegbares Element, sondern eine chemische Verbindung, deren genaue Formel man eben wegen seiner Proteusnatur nicht fassen kann. Darum ist Schwefel ein „Interimselement" Seine wahre Zusammensetzung kommt am ehesten der eines fossilen Harzes gleich, eines Stoffes also, der chemisch aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht. Es wäre nutzloses Unterfangen gewesen, nach den herkömmlichen Untersuchungsverfahren noch einmal den Schwefel analytisch durchzuprüfen. Strindberg selber aber hat keine neuen Methoden. Nichts anderes bietet sich ihm als die Analogie. Es wird bei ihm darum alles ein unentwegtes Aufspüren und Beobachten der Nebendinge. Er schmilzt Schwefel im Tiegel. Er erzeugt jene Modifikationen nach der bekannten Weise. Geschmolzener Schwefel, behauptet er dann, sei schon zersetzt, habe den von Strindberg hypothetisch geforderten Sauerstoff schon größtenteils verloren. So sei er, im Beginne des Schmelzens, noch ein ziemlich sauerstoffhaltiges Harz; bei 160° Hitze entweiche jedoch viel mehr Sauerstoffgas, und nun liege ein sauerstoffarmer Kampher vor. Schließlich, flüssiger Schwefel, plötzlich in kaltem Wasser abgekühlt (der Beschaffenheit nach eine unkristallisierte, gummiartige Masse), soll ein völlig sauerstoffreier Kohlenwasserstoff (= Kautschuk) sein. Wenn aber Schwefel ein Harz ist, sind seine Verbindungen ganz der Abteilung der Chemie zuzustellen, die sich mit den Vereinigungen des Kohlenstoffs beschäftigt, der organischen Chemie. Das gibt nun Strindberg ein weites Feld zu neuen Analogien.

Die bekannte Flüssigkeit Schwefelkohlenstoff, die entsteht, wenn man

glühende Kohle ohne Luft mit Schwefel zusammenbringt, soll ein Kohlenwasserstoff aus der Benzolreihe sein. Man braucht kein besonderes Verständnis für Chemie zu besitzen, um überall Experimentalfehler — Denkfehler — in den Versuchen und Erwägungen Strindbergs zu erkennen. „Warum ich glaube, daß Schwefelkohlenstoff Benzol ist?" fragt er. „Weil ich glaube, daß Schwefel aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff besteht, finde ich es äußerst logisch, daß, wenn man Schwefeldämpfe über glühende Kohle leitet, diese Dämpfe ihres Sauerstoffs beraubt und von CHO (= Kohlenstoff + Wasserstoff + Sauerstoff) zu CH (Kohlenstoff + Wasserstoff) werden müssen." Das müßte dann freilich vor sich gehen. Es entstünde also CH, das heißt ein Kohlenwasserstoff, den Strindberg Benzol nennt. Wo aber bleibt der Sauerstoff, das O der Formel CHO? Der müßte, was jeder Schulknabe weiß, mit glühender Kohle zusammen Kohlensäure liefern. Tatsächlich bildet sich beim Zusammensein von Schwefel mit erhitzter Kohle keine Kohlensäure und lediglich Schwefelkohlenstoff, jene Flüssigkeit. Strindberg kann nicht darum herum, an Stelle der zu erwartenden Kohlensäure selber auch nur immer wieder Schwefelkohlenstoff vorzufinden. Ist damit des Kreises Lücke ausgefüllt? Er schließt den kühnen Schluß und sagt, daß neben obigem Kohlenwasserstoff, welcher Schwefelkohlenstoff ist, auch noch die sich bildende Kohlensäure durch Umwandlung Schwefelkohlenstoff erzeugt. Strindberg beweist mit dem, was zu beweisen war; circulus vitiosus! Wir sind mitten in seiner Chemie. Dies Beispiel für viele. Auf solchem Wege ist es leicht, die chemischen Eigenschaften der Grundstoffe gegeneinander auszuspielen und überall von Dieselbigkeit zu sprechen.

Strindberg macht zwar viele Experimente. Aber in Wirklichkeit kommt er nicht zu den klaren Einzelaufgaben der Chemie. Wie den Abstammungstheoretiker die schwankenden Formen, die „schlechten Arten" beschäftigen, haben für ihn vor allem die wandelbaren chemischen Elemente Reiz, solche mit allotropen Modifikationen. So kommt er vom Schwefel auf den Kohlenstoff. Indem er immer wieder den Entwicklungsgedanken heranträgt, entsteht ihm der Gedanke: Kohle kann unmöglich selber ein einfacher Stoff sein, und er muß schon eine lange Ahnenreihe haben, damit er die Quelle für die ungeheure Reihe seiner schwierigen Verbindungen werden konnte (die organische Chemie zählt etwa hundertfünfzigtausend). Von hier aus geht Strindberg in die Sache. Auch der kristallene, wasserhelle Diamant ist Kohlenstoff, wie die schwarze Steinkohle oder der glänzende Graphit, ist Kohlenstoff in der reinsten Erscheinungsform, kristallisierter Kohlenstoff. Daß Diamant brennbar ist, ist kein Beweis für seine Kohlenatur, sagt Strindberg. Ganz gewiß nicht. Daß Kohlensäure beim Verbrennen entsteht, ist auch kein voller Beweis für seine Kohlenatur. Gewiß nicht. Diese Kohlensäure könnte aus mikroskopischen Hohlräumen im Diamanten herrühren. Aber gibt es denn nicht auch eine Mengen- und Gewichtsanalyse? Strindberg erwähnt sie nicht. Versuchen

wir die Maßstäbe der „Schulwissenschaft" möglichst beiseite zu halten. Strindberg fällt es auf, daß meist Kieselmineralien (Quarz zum Beispiel, Topas usw.) Einschlüsse aus kohlensäurehaltigem Wasser oder verdichteter Kohlensäure enthalten. Sollte nicht die Kohlensäure aus dem Kiesel durch Umwandlung entstanden sein? Kiesel und Kohle wird seine neue Gegenüberstellung. Sie kristallisieren in gleichen Formsystemen, können amorph sein, sind Bildner schwacher Säuren, können sich in organischen Verbindungen gegenseitig vertreten — denn es gibt auch Kieselalkohol und Kieselchloroform.

Man möchte Strindbergs Chemie eine vergleichende Chemie nennen, wie es zum Beispiel eine vergleichende Anatomie gibt. Fragt es sich nur, wieweit sich die Methoden wirklich decken. Er zieht die Gesamtheit der Stoffe heran, ihre chemischen Eigenschaften, die Gestalt der Kristalle, Gewichte, Dichten, Siede- und Schmelzpunkte, die physiologischen Wirkungen auf Tiere und Pflanzen, ihre Geschichte auf der Erde und den Gestirnen. Um seine Sache sich einleuchtend zu gestalten, ist es Strindberg gleich, ob er Ergebnisse einer Jahrhundertforschung, die sicher gegründet ist wie nur irgendetwas in der Wissenschaft, mit irrtümlichen Einwänden abtut, solchen, über die man nicht mehr streiten kann.

So soll der bekannte Schulversuch, eine Wasserpflanze im Wasser bei Sonnenschein Sauerstoff aus dem durchschnittenen Stengel ausscheiden zu lassen, ein kindliches Experiment sein, da nach Strindberg ein abgeschnittenes Blatt tot oder im Absterben begriffen ist. Beim Absterben entstünde Kohlensäure, und diese zersetze sich im Sonnenlicht. Daß ein abgeschnittenes Blatt nicht tot ist, weiß jedermann; daß es im Wasser abstirbt, trifft vielfach auch nicht zu, schon gar nicht für die zum Experiment benutzten Wasserpflanzen, welche unbeschadet aller Verletzungen vermöge ihrer riesigen Regenerationskraft ruhig weiter wachsen. Daß aber Kohlensäure im Sonnenlichte Sauerstoff abgeben soll, ist eine grundlose Behauptung, die ein Kind widerlegen kann. Der Vielwisser Strindberg scheitert zuweilen an den einfachsten wissenschaftlichen Grundlagen. Es zeigt sich bei ihm ein seltsames Gemisch aus weither geholten seltenen Kenntnissen und Erfahrungen und unerhörter Unwissenheit. Gleich daneben sagt er uns, daß er weiß, daß Stickoxydul einen leicht brennbaren Stoff entzünde und im Brennen unterhalten kann.

Um aber auf den Grundgedanken des Antibarbarus zurückzukommen, so glaubt Strindberg an die Umwandlung des Kiesels (Siliciums) zu Kohle. Er findet, daß die kohlenstoffreichen Böden der Moore pflanzenarm sind und die kohlenstoffschwachen Böden, welche aus Kieselmineralien bestehen (Ackerboden, Sand, Fels), die pflanzenreichsten sind. Durch die lebendige Tätigkeit der Pflanzen würde Kiesel in Kohlenstoff umgewandelt. Er glaubt gleicherweise an die Umwandlung des Schwefels zu Selen, von Blei zu Thallium, Kalium, Natrium zu Cäsium und Rubidium. Auch Eisen und Kohle sind eins. Er glaubt an die Gleichheit von Silber, Quecksilber und Blei. „Wer weiß, ob nicht schmelzendes Blei in einem gewissen Augenblick

Queckſilber iſt?" „Wer weiß, ob nicht Kalium und Natrium, wenn ſie wie Queckſilber zuſammenfließen, in einem Augenblick Queckſilber ſind, deſſen Reaktion man nicht ausführen kann, da im ſelben Augenblick, wo das Reaktionsmittel herankommt, die ganze Sachlage ſich verändert?"

Das Leſen des Buches Antibarbarus ermüdet ſehr. Ein Genuß, wie ihn die Darſtellung gut durchgeführter, pünktlicher Verſuche gibt, bietet ſich hier auch nicht in einem Körnchen. Andererſeits wirft Strindberg, ohne daß er es diesmal ſagt, oder daß er anklagt, der geſamten modernen Chemie (mit ihren ungeheuren techniſchen Erfolgen, die ſchließlich doch die große Probe auf ihre Theorie ſind) Ungenauigkeit vor. Was iſt es denn ſonſt, daß er immer wieder die älteſten Chemiker als Zeugen der zeitgenöſſiſchen Wiſſenſchaft entgegenbringt?

Gedanken über die Umwandlungen der Stoffe liegen in der Luft. Ein ſpäteres Jahrhundert wird hoffentlich nicht alle zeitgenöſſiſche Chemie ungeſchichtlich vergeſſen und wiſſen, wieviel Anſätze unſere Zeit in der Frage getan hat. Würde ſie aber, durch den launiſchen Gang der Geſchichte, einen Strindberg über die Maßen verherrlichen, Strindberg als Naturforſcher, ſo erlebten wir einen zweiten Fall Goethe. Man gedächte nicht mehr der Namen Crookes, Becquerel, Curie, Rutherford, Ramſay uſf. Denn auch Goethes Metamorphoſe der Pflanzen, der Fund des Zwiſchenkiefers und die Wirbeltheorie des Schädels — das muß immer wieder geſagt werden — ſind zu hoch bewertet worden, zum Nachteil der Wertſchätzung der Naturforſchung ſeiner Zeit. Goethe behauptete nur — ganz wie Strindberg —, was auch die Zeitgenoſſen vom Fach in ſtetem Forſchen wollten oder ſchon herausgeſtellt hatten, oder er fand, was andere vorher gefunden hatten und denen das Vorrecht des Finders zu teil werden muß.

„Liebe oder Wiſſenſchaft." Strindberg verläßt ſeine Frau und läßt ſich weiter ganz von dieſer dunkeln Wiſſenſchaft umfangen, die er Chemie nennt. Was muß den für ein Glück durchzittern, der eine allumfaſſende Einheit der organiſchen und anorganiſchen Welt nicht nur gefühlt, auch naturwiſſenſchaftlich genau bewieſen, ſo „die herrſchende Chemie geſtürzt und die Sterblichen vergönnte Unſterblichkeit erworben" zu haben glaubt! Mehrere Jahre arbeitet Strindberg in dieſem einen Gedanken: Chemie. Seine Hände ſind ſchwarz und blutig von den giftigen Gaſen der Experimente, eine ſchwere Blutvergiftung ſtellt ſich ein, ſo daß er ſchließlich längere Zeit im Krankenhaus verbringen muß. Von neuem beſchäftigt ihn das Geheimnis des Schwefels, er geht an die „Syntheſe" des Jods und der Schwefelſäure, zieht die Metalle in ſeinen Bereich, dabei unter anderen auch das Gold. Er arbeitet mit den Apparaten und Chemikalien der modernen Chemie und kennt ihre Methoden, ſchreibt genaue Verſuchsberichte unter Berückſichtigung aller Angaben über Zeit, Temperatur, Luftdruck uſw. Er verſucht ſich auch mit Tieren. Hummeln, Viper und Ratte werden in den Aufzeichnungen genannt.

Im Antibarbarus hatte Strindberg „bewieſen", daß die chemiſchen Grund-

stoffe auf zwei Ursprungselemente, Sauerstoff und Wasserstoff, als die beiden Pole der chemischen Welt, zurückgehen. Das war mehr ein großes Programm gewesen. Nachdem dies geschrieben, kann es daher nicht wunder nehmen, daß das Buch über die „Typen und Prototypen in der Mineralchemie" entstand, dessen Endergebnisse teilweise zeitlich dem Antibarbarus hätten vorausgehen müssen. Er will nun praktisch die Kluft zwischen organischer und anorganischer Chemie beseitigen, beide wirklich zu einem Ganzen festschmieden. Wie in einer Werbeschrift beginnt er ganz von vorn. Er findet wieder die Ursprungselemente, merkwürdigerweise weniger monistisch eine schwankende Zahl, aber seine Überzeugung lebt an diesen Prototypen um so mehr auf, daß die Natur im letzten Untergrunde nur mit einem Stoffe arbeitet. Aber er hat auch einen neuen Weg gefunden. Was hatte ihn das Mengenverhältnis in den Verbindungen gekümmert; quantitative Analyse gab es für ihn bisher nicht. Daß Strindberg in der Wissenschaft von den gesetzmäßig nach Zahlen verbundenen und sich verbindenden Stoffen, den Gewichts- und Maßgrößen in den verschiedenen chemischen Gebilden, seine besondere Art hat, ungestüm vordringend wie überall, ist von vornherein klar.

Der Chemiker Strindberg entdeckt die Zahl. Nicht, daß er die Zahlen erblickt, wohin sie die Vernunft in strenger logischer Anschauung gestellt hat; er nimmt sie gar in die Hand, und gleichsam mit seinen aufgeregten Fingern stellt er sie auf wie Figuren auf einem Schachbrett. Da spielen sie sich gegeneinander aus. Sie fügen sich harmonisch in Gruppen oder geben häßliche Stellungen, verwirren und entwirren sich. Das gibt ein Theater der Zahlen, in das der erstaunte Strindberg hineinschaut. Er weiß nicht, was er selber angerichtet hat — und er glaubt den Lebens- und Glückspuls des großen Forschers zu fühlen. Und er durchschaut, daß alle Zahlen sich seinem Willen fügen. Sträuben sie sich aber zu sehr, schlägt er mit dem Präpariermesser hier und da kleine Glieder ab. Was sind solche Abfallteilchen wert, wo ein Schöpfer am Werke ist? Denn nachdem alle Stellungen seines Schachbrettes ausprobiert sind, will er gestalten und gestaltet das Bild der Zahlen zu einer einzigen großen Harmonie. So kamen die Typen und Prototypen in der anorganischen und organischen Chemie, im System der Planeten, der Chemie und Physik der Gestirne zustande. Ob das Wissenschaft ist?

„Typen und Prototypen" ist eine Abhandlung. Äußerlich knapp gefügt wie eine Abhandlung, ohne Erläuterungen mit chemischen Formeln durchsetzt und wissenschaftlichen Namen; nirgends ein dichterischer Vergleich, nirgends ein dilettantischer Angriff auf die Allgemeinwissenschaft. Kein Buch Strindbergs ist so ohne Umschweife geschrieben, im Stile des Faches, als sei es nur für Fachleute bestimmt. Das war es auch. Zum fünfzigjährigen Erinnerungstage an den Tod des großen schwedischen Chemikers Berzelius sollte es mit hervortreten und vollwertig neben den Arbeiten der Fachwissenschaft seinen Platz behaupten. Denn dieser Tag (7. August 1898) war ein Feier-

tag der Wissenschaft. Dem Andenken des Altmeisters und Mitbegründers der modernen Chemie wurde öffentlich von der schwedischen Akademie in Stockholm gehuldigt. Aus allen Ländern waren Gelehrte geladen. Strindberg saß damals in Paris. Wie mag er eine besondere Vorfreude genossen haben im Gesichte der Umwälzung und des Sturmes, die nach ihm kommen sollten, als er am 27. März 1898 seine Handschrift abschloß.

Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß wohl wenige Chemiker das Buch zur Hand nahmen und keiner es zu Ende gelesen hat. Das nannte Strindberg die „Schurkenstreiche der Wissenschaft" (Blaubuch).

Ausgesucht veraltete Sätze stellt er an den Anfang der Abhandlung, Sätze aus einem alten Lehrbuche Berzelius', längst überholte Vermutungen, die auf falschen Fährten gingen. Diese Sätze sind Strindbergs Leitzeichen. Von vornherein trennt er sich ab von den Kenntnissen der zeitgenössischen Allgemeinwissenschaft, und trotz des harmlosen Gewandes sind die „Typen und Prototypen" so auch wieder ein Streitbuch.

Ohne nähere Begründung dieser Methode überrascht er den Leser damit, daß er den Vorgang der sogenannten Wechselzersetzung (Dekomposition heißt es bei Strindberg) auf beliebige Verbindungen überträgt, aber nicht so, wie der Vorgang sich tatsächlich und tausendfach ereignet und jeder Anfänger ihn lernt, daß sich nämlich kreuzweise die Elemente gegenseitig austauschen: er setzt die Zahlen in Bewegung. Er ruft sozusagen eine Zersetzung der Zahlen hervor, er läßt sie „kommutieren". Das erstaunt den Leser ungeheuerlich, und er hält einen Augenblick inne; und dem unkritischen Geiste wird es vorkommen, als leuchte plötzlich ein tiefstes Geheimnis hervor, das Strindberg zum erstenmal aus dem Dunkel holt.

Ist es an dem? Braucht man nur nach Art der Kommutation im Mineral Realgar die prozentischen Gewichtszahlen seiner Elemente, Arsen und Schwefel, zu vertauschen, um neue Zahlen zu gewinnen, die ohne weiteres für das verwandte Mineral Auripigment Gültigkeit besitzen? Strindberg ist uns eine Berechnung schuldig geblieben, wie seine Zahlen zustande kommen. Auripigment führt zwar in Wirklichkeit 39 Prozent Schwefel und 61 Prozent Arsen, die er angibt; doch kann man Realgar nie mehr als 30 Prozent Schwefel und 70 Prozent Arsen zusprechen. Das gibt gegenüber Strindberg einen Unterschied von je 1 Prozent für jedes Element, für Strindberg zu wenig, um mit ihm zu rechnen, hinreichend für den Kritiker aber, um die ganze Theorie zu stürzen. Dieser scheinbar kleine, doch weit außerhalb aller Analysenfehler liegende und damit also verhältnismäßig große Unterschied macht alles Gesetz der Kommutation zunichte. Strindberg hat mit diesem Beispiel begonnen. Es ist sozusagen der Eckpfeiler seines Gebäudes. Alle weiteren Beispiele und Stützen seiner Lehre sind ähnlich beschaffen und hängen angemauert daran.

Er folgert weiter: „Will man dem Schwefel und dem Arsen nicht Eigenschaften zusammengesetzter Stoffe, die hier die Komponenten austauschen, zu-

erkennen, so muß man sich zu der äußersten Annahme begeben und annehmen, daß die einfachen Stoffe Schwefel und Arsen auf unerforschliche Weise sich ineinander verwandeln können." Etwas sehr Rätselhaftes soll vor sich gehen. In einer einfachen chemischen Verbindung, wie sie ja zum Beispiel Realgar ist, sollen die Zahlen wie lebende Atome hin- und herwandern können. Nicht nur die ganzen Zahlen als Einheiten, diese sollen sich zu beliebigen kleineren Einheiten zergliedern können, und erst die kleineren Zahlen setzen sich in Bewegung. Das kann nicht begriffen werden: eine Wanderung stoffloser Zahlen. Die Zahl muß demnach der Ausdruck eines begleitenden Stoffteiles sein. Und so können nach Strindberg zugleich auch wieder die Stoffteilchen nur beweglich sein. Was bleibt uns weiter übrig, als zu folgern, daß entweder die Elemente Arsen und Schwefel keine einfachen Stoffe sind, oder aber — und dem stimmt Strindberg zu —, daß diese beiden Elemente sich vertauschen können, „auf unerforschliche Weise ineinander verwandeln". Seine Beweiskette ist geschlossen.

Wie Strindberg logisch zur alleinigen Bedeutung der Zahlen kommt, läßt sich aus einer Reihe Folgerungen schließen, die er einmal in der Pariser Zeitschrift „L'Hyperchimie" gezogen hat. Da heißt es zum Beispiel: „Das Atom ist ein unendlich kleines und unteilbares Teilchen", und ferner: „Das unendlich Kleine ist unteilbar und unwägbar". Mithin ist das Atom nicht nur unwägbar, sondern auch wirklich ohne Gewicht. Er verfällt aber nicht auf den Gedanken eines Kräftepunktes, er setzt dafür die nackte Zahl ein. Und damit ist hier Mystik durch und durch. Um Strindbergs ganze Chemie zu verstehen, muß man überhaupt die in den kleineren Aufsätzen (welche die schwedische Gesamtausgabe jetzt mitherausgegeben hat) versteckten Sätze dazuhalten. „Gibt es wirklich einen Chemiker," sagt er einmal, „welcher da glaubt, daß das Eisen, mit Schwefelsäure behandelt, nicht zerstört werden würde?" Strindberg lehrt, wie es der unwissenschaftliche Mensch auch denkt, daß der Stoff zerstört wird, während ja die Chemie die Täuschung aufgedeckt hat, welche hier vorliegt. Es ist nicht Zerstörung des Eisens, sondern Verbindung des Eisens mit der Schwefelsäure. Es entsteht das Salz des schwefelsauren Eisens. Und die Gewichtsmenge des Salzes ist mehr als die des Eisens war und mehr als die der Schwefelsäure, die sich bei der Auflösung verbraucht; ja, die Gewichtsmenge ist gleich der Summe der Gewichte von Eisen und Säure. Das läßt sich genau mittelst der Wage erweisen. Strindberg kann sich von dem Anblick nicht trennen: das Stück Eisen verschwindet in der Schwefelsäure, es wird aufgelöst, es wird zerstört, es ist nicht mehr Eisen, sondern etwas anderes. Das Element Eisen besteht hier nicht mehr. Aber es ist nicht unwiederbringlich. Es läßt sich durch eine Lauge aus dieser Salzlösung wieder ausfällen. Ausfällen, sagt Strindberg, heißt einen zerstörten Stoff wieder herstellen, in diesem Falle ein zerstörtes Element wiederbringen. Er kommt zu der Vorstellung, mit der auch die „Typen und Prototypen" unterbaut sind, daß ein Stoff den anderen durch seine Gegenwart umwandelt.

Darum kann der sogenannte chemische Grundstoff nie derselbe sein, wenn er mit anderen Grundstoffen sich paart. Er ist immer ein anderer, je nach der Art und Herrschaft des anderen Elementes, mit dem er eine Verbindung eingeht. Das ist die stete Umwandlung der Elemente, das aber ist für ihn auch der Beweis für die Gegenwart ein und desselben, immer sich verdichtenden und verdünnenden, kopulierenden und sich entzweienden Urstoffes. Hätte Strindberg diese Anschauung im Rahmen wissenschaftlich pünktlicher Möglichkeit ausgebaut, sie durchgeprüft an den Tatsächlichkeiten des Erforschten! Er aber verwischte alle Grenze und schweifte ins uferlos Verschwommene.

Die erste Stufe seines Urstoffes ist der Wasserstoff. Das ist der Urstoff in der Kondensation 1. Die anderen Elemente, die ja alle schwerer als Wasserstoff sind, stellen weitere Kondensationen des Wasserstoffes dar; zum Beispiel ist Kohlenstoff eine zwölffache Verdichtung. (Dies von Strindberg besonders in dem Hefte: „Introduction à une Chimie unitaire", Paris 1895, ausgesprochen.) Die Lehre stammt zweifellos von Crookes, dessen Schriften Strindberg offenbar kannte. Crookes hatte 1888 ein Buch über die Genesis der Elemente geschrieben. Alle Grundstoffe sind nach diesem Forscher aus einer Urmaterie, Protyl genannt, durch langsame Verdichtung nach und nach entstanden. Crookes Anschauung wird von Strindberg verquickt mit einer anderen, welche von Prout sich herleitet, der den Wasserstoff als Urmaterie zu erkennen glaubte. Auch stellt Prout Typen und Prototypen auf. Er behauptete, daß alle zu einer natürlichen Familie gehörenden Elemente von noch einfacheren Grundstoffen herrühren. Prouts Abhandlungen erschienen 1815 und 1816. Prout bestärkte Strindberg auch darin, die Atomgewichte (also Zahlen mit Dezimalbrüchen) als ganze Zahlen zu nehmen. Ebenso willkürlich verfuhr jener Engländer damit.

Strindberg überflog natürlich die Typenlehre Prouts bei weitem. Zumal hier im Buche „Typen und Prototypen", wo er das Stoffliche ganz beiseite tut und nur mit Zahlen arbeitet. Daß die Elemente ihre Atomgewichte austauschen, ja Verbindungen ihre Gewichte den Elementen überliefern könnten und umgekehrt, ist bei Strindberg nur eine Folge und ohne weiteres zu verstehen aus dem Satze von der Wandelbarkeit der Elemente, deren jeweilige Änderung von der Gegenwart der beeinflussenden Stoffe bestimmt wird. Auf solchen Grundlagen, mit der bis ins Unsinnige dehnbaren Methode der Zahlenverstellungen und -verschmelzungen, der Kommutationen und willkürlichen Zahlenabrundungen, ist es entschieden leicht, alles zu beweisen, was bewiesen werden soll. Luft ist bald als Sauerstoff, bald als Stickstoff gefügt, bald nach der Art des Wassers zusammengesetzt, je nach den Umständen. Sie treibt zwischen verschiedenen chemischen Polen hin und her. Es wimmelt von solchen Transmutationen durch Zahlenverschiebung.

Die Urgesteine der Erde scheinen sich zum Eiweiß der Lebewesen in Beziehung zu setzen. Dann sind sie nach Strindberg zugleich wie Stärke gebaut

und letzthin auch wie die Luft und das Wasser. Tonerde ist gärungsfähig, und in den kleinen Flüssigkeitseinschlüssen der Tonerdemineralien glaubt er die Gestalt des Gärungserregers Bacillus amylobacter wiederzuerkennen. Der klingende Feuerstein aus dem Kreidegebirge ist ein Eiweißkörper und seine kreidige Kruste vergleichbar mit der Kalkschale eines Hühnereies. Er vergleicht Blut und Eisenerze mit dem Bernstein, Zucker mit Schwefel. Die verschiedenen Steinkohlenarten geht er durch und läßt eine Überraschung nach der anderen über sich ergehen. Auch Steinkohle ist Stärke oder kann Stärke werden. Sie ist es im selben Augenblick und ist es nicht. Und dann das Leuchtgas, die Lava und die Salze des Kraterrandes. Aus den Vulkanen steigt der Urstoff der lebenden Materie. Und dann die Meteore, die vom Himmel auf die Erde fallen. Überall entdeckt er dieselben Typen, die also zu Prototypen werden. Von hier aus hebt er das Für und Wider des Streites um den berüchtigten Bathybius Haeckeli auf, denn beide Parteien hätten nach seiner Lehre recht gehabt.

Bei alledem wird es nirgends klar, welches eigentlich die Urtypen der Stoffe sind. Bald sind es deren mehr, bald weniger; und wenn Strindberg zumeist auch Wasser, Luft und Kohlensäure vorgeschwebt haben, scheinen schließlich wohl Wasser und Luft die Väter aller Typen zu sein. Die Zahl andererseits ist ihm nicht nur Methode. Sie ist ebenso Prinzip und letzter Untergrund der Dinge. Sie ist letzte Einheit wie etwa die Substanz im philosophischen Sinne. Ist sie dies, warum sollte sie nur in den Gewichten und Gewichtsverhältnissen der Chemikalien und Mineralien auftauchen? Warum nicht auch in den Siedepunkten und Schmelzpunkten, spezifischen Gewichten, Kristallwinkeln, spezifischen Wärmen, allen meßbaren Größen? Vorausgesetzt, daß Strindbergs Zahlen Prototypen für die Erde sind, mußten sie dies auch für das ganze Weltall sein. Größen und Dichten der Gestirne kommen hier in Frage, die Entfernungen der Weltkörper voneinander, die Winkel ihrer Bewegungsbahnen, ihrer Achsenstellungen, die sphärischen Abplattungen. Schließlich entsprechen Strindberg die Planeten selber einzelnen Elementen, Metallen oder Metalloiden. „Das Chrommolekül 104 findet man in den 104 Millionen geographischen Meilen wieder, welche Jupiter von der Sonne trennen."

Die „Fachabhandlungen" Strindbergs, Antibarbarus, Introduktion, Typen und Prototypen, und alle jene zerstreuten Aufsätze, die so ganz jedes schriftstellerischen Reizes bar sind, verfehlten ihr Ziel. Ein Urteil wie das, welches Strindbergs Landsmann, der bekannte Physiker und Chemiker Svante Arrhenius, mir über Typen und Prototypen schrieb, kann als nicht zu hart angesehen werden: „Es ist ja ganz unglaublich, was er für Phantasien losläßt, absolut wertlose vom chemischen Standpunkt. Auch seine Angaben über Tatsachen sind häufig falsch. So sagt er, daß Wasser aus 15 Prozent (Gewichts-) H_2 und 85 Prozent O_2 besteht; das Richtige ist 11 beziehungsweise 89. Weiter sagt er, daß H_2O aus 11 Volumenteilen H_2 und 88 Volumenteilen O_2 besteht,

anstatt 67 beziehungsweise 33. Alkohol C_2H_6O soll aus 53 Prozent C und 46 Prozent H_2O bestehen, anstatt 53 Prozent C, 39 Prozent H_2O und 9 Prozent H_2. Er will 46 Prozent H_2O haben, weil es mit dem Molekulargewicht (46) des Alkohols koinzidiert. Das Ganze ist ein regelloses Spiel mit Ziffern. Von gleichem Wert sind die astronomischen und physikalischen Betrachtungen in dieser Arbeit (Typen und Prototypen). Strindbergs Auffassung erinnert sehr an diejenige der Alchemisten. Die Mystik spielt bei beiden eine Hauptrolle, ebenso die Hervorhebung von rein oberflächlichen Ähnlichkeiten. Wertlos sind sie auf alle Fälle."

Arrhenius' Brief wäre ein Stück Öffentlichkeit. Und wir fragen, wie stand überhaupt die Öffentlichkeit zu all dem chemischen, alchemistischen Treiben Strindbergs?

Als er 1895 glückerfüllt in die Sorbonne eintrat und täglich dort im Laboratorium arbeitete, zeigte sich sein Abteilungsleiter, Professor Riban, „sehr uninteressiert", und mit Lächeln fragte ihn dieser beim Abschied, ob er mit dem Ergebnis zufrieden sei. (Erinnerungen an die Sorbonne.) Lächelnd gibt ihm der berühmte Landolt in Berlin seine vermeintlichen Goldblättchen zurück, und Liebreich hatte fünfzehn Jahre nach dem Besuch noch keine Zeit für Strindbergs Chemie gefunden. (Schleich, Erinnerungen an Strindberg. München 1917.) Die chemische Gesellschaft in Stockholm empfängt eine Schrift, die an sie gerichtet ist, „Die Goldmacherei der Gegenwart", und läßt Strindbergsches Gold durch einen Chemiker Landin prüfen. Landin gibt öffentlich in „Stockholms Dagblad" (vom 13. und 20. Oktober 1896) die Analyse wieder: nichts als gewöhnlicher Eisenrost wäre, zwar in dünnen, goldglänzenden Splittern, die Probe gewesen. Das ärgert Strindberg, und er erklärt ebenso öffentlich Landins Analyse für falsch. Und 1904 untersucht Landin, der an Strindberg durchaus Anteil nimmt, nochmals glänzende Schüppchen anderer Herkunft. Diesmal war es ein dünner, metallisch bräunlich angelaufener Silberbeschlag gewesen. — Anders eine Menge interessierter Nichtchemiker. Briefe fliegen Strindberg von überall ins Haus, was es mit dem Golde sei, und er muß eigens eine Broschüre („Syntheſe des Goldes", wenige Seiten stark) in hundert Stücken drucken lassen, um nicht in „hundert Briefen über dieselbe Sache Antwort geben zu brauchen". — Und anders die französischen Zeitungen. In Paris kommen die Zeitungsleute ihm ins Haus gelaufen und wollen Neuigkeiten aus seiner Werkstätte. Der „Temps" bringt einen Artikel von ihm, und der „Figaro" schreibt einen Aufsatz über seine Untersuchungen. Der Vertreter einer Jodfabrik erscheint und will mit dem Forscher ein Abkommen treffen, so daß Strindberg ihm gelinde die Tür weisen muß. Die Schwefelsäurefabrikanten in Rouen aber erheben Einspruch gegen die Theorie der Schwefelsäurebildung. Strindberg reist nach Rouen. Selbst französische Wissenschaftler schreiben in Fachblättern Aufsätze über seine Umwandlungen des Schwefels, des Jods, über Gold usf. 1896 wird

er Mitarbeiter der von der eben begründeten „Societé alchimique de France" herausgegebenen Zeitschrift „L'Hyperchimie". Die praktischen Erfolge aber scheiterten trotz allen Schrifttums, da schon im Laboratorium die Dinge faßbar nicht so gingen, wie sie sollten. Was gibt es sonst in der Chemie für ein genaueres Maß?

Theoretisch wußten auch die Biologen, denen Strindberg Stücke seines Buches „Sylva Sylvarum" übersandte, nichts mit all den botanisch-physiologischen Erwägungen anzufangen. Ist da wirklich eine „erstaunliche Fülle botanischer Ahnungen, die schon heute durchaus diskutabel geworden sind", wie der Berliner Professor der Chirurgie K. L. Schleich in seinen Freundschaftserinnerungen an Strindberg meint, „so seine Gedanken über Pflanzenreizbarkeit, ihre nervöse Tätigkeit, ihren Schlaf und ihr Wachen, ja über ihre Seele"? Bei allem erstaunlichen Wissen Strindbergs in Chemie, Botanik und Sternkunde, einer Universalität der Neigungen, die für Schleich beispiellos ist, bleibt es doch noch übrig, auch über Strindbergs Ahnungen zu sprechen.

Strindbergs wissenschaftliches Folgern war ein Tasten, sein Experimentieren ein Probieren. Er war nicht imstande, ein Problem sauber herauszuschälen. Er vermochte es nicht, ein Experiment mit den Tafeln der Induktion ohne Idole so anzustellen, wie es Francis Bacon, den er selber seinen Meister nennt, zum ersten Male gelehrt hatte. Wo ist wohl eine Ahnung, in der nicht auch die zeitgenössische Wissenschaft lebt? Vergessen wir nicht den Leser Strindberg, der noch ein Vielleser war. Trotz aller Beobachtungen, trotz aller Experimente und wissenschaftlichen Apparate sind all seine wissenschaftlichen Bemühungen rein literarisch zu nehmen. Gewiß ist die tiefste Anregung nicht Literatur gewesen; aber die Probleme entnimmt er zweifellos ihr, und alle Forschungsmittel stammen letzthin daher. Er hat eine Freude am Kramen in Bibliotheken und alten Büchern, und das ist nicht ein Zug, der einem Naturforscher gut stände. Der Naturforscher traut seinen eigenen Fachschriften kaum über ein Jahrzehnt zurück. So schnell ändern sich Instrumente und Methoden, die Sinne der Wissenschaft.

Wie ist es aber merkwürdig, daß es beinahe schwer fällt, bei Strindberg einen zeitgenössischen Forschernamen unter den vielen Gewährsleuten seiner Zitate zu finden? All das ist durchsprenkelt von Namen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, dem siebzehnten und sechzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und allen Jahrhunderten vorher bis ins Altertum hinein.

Die Chemiker aus der „Glanzzeit der Chemie" treten vor, Berzelius voran, Davy, Thenard, Saussure, Boussingault usw. Es ist ihm Wasser auf seine Mühle, daß Berzelius beharrlich daran festhielt, Chlor nicht als einen Grundstoff anzusehen. — Strindberg aber wußte anscheinend nicht, daß derselbe Berzelius später ebenso mit aller Macht für die inzwischen sicher entdeckte elementare Natur des Chlors eingetreten war. — Es gefällt ihm

und er übernimmt es, daß Berzelius Ammonium als ein Metall anspricht. Das Lehrbuch der Chemie eines Chemikers Orfila aus den dreißiger Jahren vorigen Jahrhunderts wird ein Markstein seines Denkens über die Grundeigenschaften des Schwefels. Denn hierin steht es auch, daß Schwefel Wasserstoff, Sauerstoff und eine Base in sich schlösse. Eine alte Mineralogie Prijoulx's aus dem Jahre 1813 taucht auf. Um die wissenschaftliche Auffassung von der Zusammensetzung der Luft anzuzweifeln, übt Strindberg Kritik an den Experimenten Scheeles, der schon 1786 starb. Lemery (gestorben 1715) und Geoffroy (gestorben 1731) geben Beleg dafür, daß die Pflanzenaschen eisenhaltig sind, und Lemery soll seine Behauptung stützen, daß lebende Pflanzen dies Eisen nicht erweisen ließen, mithin nicht enthielten. Der Reisende im achtzehnten Jahrhundert Petrus Kalm regt ihn über die Feuersteine nachzudenken an. Diamant läßt Strindberg auf altertümliche Art durch einen Brennspiegel sich entzünden und verbrennen. Berhardin de St. Pierre, der Dichter von Paul und Virginie, der 1792 Nachfolger des berühmten Buffon in Paris wurde, Tournefort, Biot, Lampadius, Hauy und viele andere aus dieser Zeit werden genannt. Boyle, einen Zeitgenossen Cromwells, heißt er einen der feinsten Chemiker, und Bacons Beobachtung, daß Bleidämpfe flüssiges Queckſilber zu einem festen Körper machen (also amalgamieren, nach heutigem Begriff), soll die Umwandlung Queckſilbers zu Blei beweisen.

Paracelsus von Hohenheim, der Chemiker der Renaissance, soll seine alte Macht erneuern, und aus dem dreizehnten Jahrhundert ragt verjüngt Albertus Magnus herüber. Die Lehrmeinung Alberts aber ist, daß Arsenik, Schwefel und Wasser die Grundbestandteile aller Metalle sind. Je weiter zurück, desto mehr Alchemie, bis zu dem Araber Avicenna, der schon im frühen Mittelalter wegen der Transmutation der Metalle mit anderen arabischen Alchemisten im Streite lag. Bei diesen Arabern spielen Realgar und Auripigment, dieselben Körper, mit denen merkwürdigerweise auch Strindbergs Nachdenken in den „Typen und Prototypen" einsetzt, als roter und gelber Arsenik eine große Rolle und ebenso wieder bei den deutschen Alchemisten des vierzehnten Jahrhunderts. Und ist nicht der Schwefel, der Angelpunkt Strindbergscher Chemie, der umstrittenste Stoff während des ganzen Mittelalters? Es ist wohl auch kein Zufall, daß eine der ältesten Quellenschriften für die Alchemie, der „Papyrus von Stockholm" aus dem dritten Jahrhundert, in derselben Bibliothek aufbewahrt wird, an der Strindberg mehrere Jahre Bibliothekar war. Die Alchemisten sind Strindbergs Stärke und Stütze. Ja, er läßt sich schließlich selber einen Alchemisten nennen. In der schwedischen Luxusausgabe des Antibarbarus findet man seine Gestalt in einem Schmuckbild der Titelseite wieder, als einen mittelalterlichen Faustus in seinem alchemistischen Museum.

Aus dem Mittelalter empfängt er wahrscheinlich auch den Einfluß Aristoteles', und er nennt sich selber einen Schüler des alten Griechen. Aristotelisch ist die Lehre von der Verwandlung der Stoffe ineinander nach ihren Eigen-

schaften, indem die Eigenschaften des einen sich unter der Einwirkung des anderen Stoffes verwandeln; der Unterbau der Strindbergschen Chemie. Aber der aristotelischen Züge laufen im einzelnen noch viele unter. So zum Beispiel, wenn er einmal vom Vorkommen des Mangans im Blattstiel der Wasserpflanze Victoria regia spricht und Mangan in Vergleich stellt zum Eisen im Blatt dieser Pflanze und annimmt, daß das Eisen im Blatt ein „höher gebildetes Mangan" sei. Erinnert das aber nicht zugleich etwas an Goethe, nach dessen „kabbalistischer Chemie" laut eines Briefes an Schering Strindberg immer verlangte, an den Grundgedanken der Metamorphose der Pflanzen nämlich, die Vorstellung von den feineren und geistigen Säften, die die Pflanze von der Wurzel bis zum Blatt und der Blüte immer mehr entwickelt? Auch bei Goethe liegt hier bei Aristoteles entschieden der Ursprung. Strindbergs Denken ist moderner im Stoff.

Goethe und Strindberg. Es würden sich der bewußten und unbewußten Anlehnungen und Quellen noch mehr finden lassen, wenn man suchen würde. Die merkwürdigen Betrachtungen über „Indigo und Kupferstrich" in Sylva Sylvarum sind denn so auch keineswegs neu. Strindberg wird aus alten, vergessenen Abhandlungen angeregt worden sein. Unter den Briefen des Jenaer Chemikers Döbereiner an Goethe gibt es zwei, die vom Indigo handeln und die Erscheinungen streifen, welche Strindberg mit geheimnisvoller Miene aufdeckt. „Dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Kupfer, dessen Oxyd und Salzen", schreibt Döbereiner (1. Mai 1815), „und ich glaube daher, jenes (Indigo) mit diesen paralleliſieren zu dürfen." Döbereiner hatte sogar das Indigblau seines metallischen Glanzes und anderer Eigenschaften wegen als Pflanzenmetall oder Indigmetall bezeichnet. Aber die Parallele geht noch weiter. Auch die Eigenart des Berliner Blaues, jener dunkelblauen Masse mit kupferglänzendem Bruch, beschäftigt den Jenaer Gelehrten, und er schickt Goethe eine Probe des „blausauren Eisenoxydes, welches wie der reinste Indigo mit dem schönsten Kupferglanz begabt ist". (2. Dezember 1822.) Goethe war wie Strindberg stets auf der Suche nach solchen Analogien und hatte, wie alle Naturphilosophen seiner Zeit, nichts lieber. Dies waren ihm Haupterfolge der Wissenschaft. — Goethe und Strindberg berühren sich gewißlich auf der gleichen Grundlage. Dies zu wissen, ist entschieden wichtig.

Warum aber schließt Strindberg immer ein wenig daneben, immer ein wenig anders, als die Verhältnisse in der Natur tatsächlich nun einmal sind? Warum seine häufige Redewendung: „ich kann mir nicht denken". Man versteht nicht, warum er sich nicht denken kann beispielsweise, daß in der Lufthülle neben dem Sauerstoff noch der „Fremdkörper" Stickstoff sei. Uns anderen scheint dies offenbar, weil es die Logik der Versuche und Beweise jedem leicht zuführen kann. Strindberg hat eine andere Grundvorstellung von den Dingen, die er nicht erst ableitet, die er mitbringt, woraus er immer Widersacher der Naturwissenschaft wird. Hier liegt ein Denkgesetz zugrunde. Es ist das der

Deduktion. Mannigfach von ihm durchdacht, gefühlsmäßig erlebt und in Aussprüchen abgewandelt, sind der Naturphilosophie Strindbergs Leitsatz und Leitgefühle: Alles ist in allem. „Omnia in omnibus; omne omne est." „Ich weiß, daß es Ähnlichkeiten überall gibt, weil alles in allem ist überall." Diese Anschauung kommt aus einer anderen Welt. Und wir fügen gleich hinzu, sie wurde zuerst und vor allem von Strindberg mystisch und künstlerisch erlebt. Daher konnte sie zu seiner tiefsten, unwandelbaren Überzeugung werden, gegen die keine Logik, keine Gegenlehren irgend etwas vermochten. Der alte Goethe, dessen dichterische und philosophische Berührungen mit der Romantik keineswegs überall entdeckt sind, lebte als Naturforscher — zum mindesten im Biologischen — ganz in Abhängigkeit von der romantischen Naturwissenschaft seiner Zeit. Beobachten wir bei Strindberg nicht ähnliche Gedanken wie bei den geächteten Naturphilosophen um 1800?

Ob Strindberg die Nees von Esenbeck, Schelver, Oken, Steffens, Schubert oder Wilbrandt usw. gekannt hat, ist fraglich. Sätze aber wie diese im Antibarbarus, daß die Wurzeln der Pflanze Därme seien, die Blätter Kiemen, die Wurzelhaube das Pankreas sei, erinnern sie nicht an ähnliche Vergleiche des französischen Schellingschülers Geoffroy St. Hilaire? Lehrreich ist es, Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur", 1803, aufzuschlagen, etwa Seite 425. Da beschäftigt auch Schelling die Zusammensetzung der Luft, und wie Strindberg, kann er es sich nicht anders denken, als daß die Luft eine Art chemischer Verbindung sein muß. Oder ein anderes Mal Seite 422 wörtlich: „Der Mechanismus des Wachstums aller organischen Produkte läßt keinen Zweifel übrig, daß die Organe desselben in der Hand der Natur Instrumente sind, durch welche sie Modifikationen der Materie bewirkt, welche wir mit all unserer chemischen Kunst vergebens zu bewirken streben." Durch die Pflanzentätigkeit solle aus aufgesogenem Wasser Kohlenstoff werden und der Kohlenstoff nur eine andere Form des brennbaren Grundstoffes (des Wasserstoffes) im Wasser sein. Alles wie bei Strindberg. Natürlich gibt es auch bei Schelling nur einen Grundstoff, der sich in mannigfaltigen Gestalten „gebiert". Die Metamorphosenlehre vor hundert Jahren entspricht der Deszendenztheorie der Naturforscher von heute. Schelling kann sich zu Erforschung und Darstellung seiner Transmutation der Elemente nicht der Analogien mit den biologischen Metamorphosen entschlagen. In der Metamorphose empfange die Urmaterie die Form. „Wie sich die Blätter, Blüten und sämtlichen Organe der Pflanzen zu der Identität der Pflanze verhalten, so die sämtlichen Verschiedenheiten der Körper zu der einen Substanz, aus der sie durch stufenweise Verwandlung hervorgehen." Wie steht es bei Strindberg hiermit? Der lange Titelsatz des Antibarbarusbuches gibt die Antwort. Man setze statt Metamorphose Deszendenz.

Hier liegen zum mindesten merkwürdige parallele Anschauungen und Gedankenformen vor. Eins aber ist sicher: Strindbergs Art zu denken, die

überreiche Verwendung der Analogien, welche Erkenntnisse fördern sollen, das häufige Einspringen schneller Einfälle aus einem Gefühlsgrunde, sein leidenschaftliches Untergefühl für die Allheit und Einheit der Natur im Makro- und Mikrokosmus sind romantisch, wie die Lehren Schellings und seines Kreises romantisch gewesen sind. Durchaus romantisch sind auch Strindbergs Vorstellungen von der proteusartigen Wandelbarkeit der Elemente. Hier überbietet er noch die geschichtliche Romantik. Schwefel etwa könnte man geradezu ein romantisches Element heißen. Romantisch sind seine Anschauungen von den Typen und Prototypen in der chemischen Welt. Bald sind es deren mehr, bald weniger. Solch ein Typus ist abwechselnd groß und klein, oder umfaßt gar zu gleicher Zeit kleine und große Bereiche. Und daher wird es nirgends recht klar, welches denn eigentlich die faßbaren Urtypen sind. Sie sind eben nicht faßbar. Nichts Faßbares, nirgends Begrenztes. In der botanischen Systematik kann er den Unterschied zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen nicht verstehen. Das Blatt hat denselben systematischen Wert wie die Blüte, der Wurzelstock wie die Frucht. Da die Tanne in gewisser Hinsicht — wesentlich oder unwesentlich, gleichviel — der Birke ähnelt und die Birke dem Klee, also sei auch die Tanne dem Klee gleich, führt Strindberg einmal in einem Aufsatze „Geheimnisse einiger Blumen" aus. Der logische Fehler liegt auf der Hand. Es ist ein mystischer Beweis. Jede Ähnlichkeit deutet eben auf einen gleichen Untergrund der Pflanzen, auf ein nicht faßbares Urwesen.

Wie Strindbergs mystischer Drang in den naturwissenschaftlichen Schriften sich in eins fassen läßt mit Strindbergs künstlerischem Naturalismus? Es fehlt den übrigen Schriften Strindbergs dies mystische Wesen durchaus nicht. Ein Literarhistoriker wird das „zauberhafte Ineinandertreiben einer greifbar realistischen und poetisch überwirklich transzendent-mystischen ergreifenden Welt" (Eßwein) zu deuten haben. Jedenfalls ist es nicht neu, daß Menschen mystische und zugleich realistische Züge beherbergen, gar in unserer Zeit, wo mystische Lyriker naturalistischen Dramatikern ihre Bücher zueignen. Daß aber Strindberg auch als Künstler mit realistischen Mitteln romantisch war, hat schon Julius Bab in einer klugen Schrift über den Kampf des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik („Fortinbras," Berlin 1914) deutlich erkannt.

Die deutsche Romantik im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts erneuerte die mystische Naturphilosophie der Renaissance. Dasselbe tat Strindberg. Wir haben gesehen, wie gut er die alten alchemistischen Lehren kannte, aber doch nur einmal („Skizze zur Einführung in eine einheitliche Chemie") nennt er ausdrücklich als seine Lehrmeister „die großen Chemiker des Mittelalters und der Renaissance". An dieser gemeinsamen Quelle nun wird noch einmal Strindbergs naturforscherisches Wesen klar. Wie war ihm doch das Kramen in den Büchern und das Herbeiholen von Anregungen aus dieser Blütezeit der Alchemie, Astrologie und Magie ein romantischer Genuß! Man

erinnere sich der Lehre Agrippas von Nettesheim, des Verfassers der „Occulta philosophia“: wie im menschlichen Körper ein Glied durch Mitempfinden der Bewegung des anderen bewegt werde, so werden mit einem Teil der Welt alle anderen Teile berührt, und da die Worte zur Welt mitgehören, könne ein Magus durch sie kraft dieser Wechselliebe bis in den Himmel hinaufreichen. Das ist das durchdringendste Gefühl für die Einheit der Natur. Alles ist in allem und wirkt auf alles. Alle Dinge sind um des Menschen willen da. Strindberg deutet Steine und Zweige am Wege aus und liest daraus Schicksale. Ist er frei von Magie? Und auch die Renaissancemystiker hatten die gleiche Vorstellung von dem beständigen Verändern der Elemente. Die Natur war ihnen ein beständiges Gebären in fließender Wandlung, ein Hinundher der Dinge, daß man sie nicht fassen konnte. Heraklit war ihr Vorbild. „Der Renaissancephilosoph“, sagt Karl Joël, „hat so ein intensives Gefühl für die Wandlungen der Natur, weil er selber in seiner Seele so wandlungsfähig und wandlungslustig, so lebensvoll ist. Er fordert diese große Resonanz der Natur, weil seine Seele überschwillt von Lebensdrang.“ So der Romantiker Schelling, so der Romantiker Strindberg. Strindbergs Deduktion ist der ausschweifende Gefühlsdrang nach der Einheit der Welt.

Sein mystisches Allgefühl schreitet über die Chemie der Elemente hinaus, wird zur Chemie der Sterne und des Kosmos. Astronomie, Physik und Chemie verschwimmen in eins. Das Zauberzeichen aber, das dies alles löst und bindet, ist die Zahl. Er hebt die Grenzen auf, die Materie und Geist trennen, und „im stolzen Gefühl hellseherischer Kraft glaubt er die Geheimnisse der Schöpfung, und besonders auch im Pflanzen- und Tierreich zu durchschauen“ (Inferno). Nur aus dem romantisch-mystischen Erleben heraus kann Strindberg den Mut haben, dies alles fassen und in eins erklären zu wollen.

Hieraus erklärt sich auch die Ungeduld Strindbergs, die wie eines Kindes war. Aus dem sicheren mystischen Gefühl heraus wollte er erzwingen, was er nicht klar dachte. Dazu war jedes Mittel recht. Auf der einen Seite soviel Wissen und der Mann, der Vielwissen aufrichtig bewunderte, drüben das hochgespannte Vorurteil, das nichts mehr lernen, nur Bestätigung schaffen wollte. Es wurde mir erzählt, daß er eines Abends bei dem schwedischen Botaniker Lidforß, bei dem er öfters mikroskopische Präparate zu sehen bekam, das Mikroskoprohr aus dem Gestell nahm, zum Fenster trat und wie ein Seher das ungeschickte Werkzeug auf den gestirnten Himmel richtete. Mikroskopierte Sterne!

Es fehlt nicht viel, und Strindberg wird noch Astrologe auch. Warum sollte er in dem Alleins nicht auch die Sterne in sein Menschenleben herunterziehen? Naturwissenschaft ist ihm auch nicht nur einfache Wissenschaft, sie ist ihm Religion zugleich. „Une fausse science fait les athées“ (Voltaire),

setzt er vor die trockene Abhandlung über die Typen und Prototypen und: „Viel Philosophie führt zur Religion zurück" (Bacon). Es ist wohl kein Zufall, daß dieser selbe Naturphilosoph Strindberg die Welt voller Dämonen sieht, wie die Naturmystiker der Renaissance überall Geister und seelenhafte Gestalten erlebten (etwa Jakob Böhme, Paracelsus). Das Buch Inferno gibt davon ein erschreckendes Bild.

Aus diesem flatternden Auf und Nieder Strindbergscher Romantik fließt von selbst die Eigenart seiner schriftstellerischen Form.

Auch der Forscher hat Neigung zu jeder Denkmöglichkeit, ja zum Spiel der Gedanken. Das ist es, was des Forschers Phantasie ausmacht. Aber er strebt und benutzt dies auf seinem Wege zu einem ruhigen, klaren und unumstößlichen Wissen. Die Wissenschaft selber will — nennen wir es so — das Klassische allein. Und mögen ihre Förderer und Bereicherer der angeborenen Natur nach selbst Stürmer oder Romantiker sein, hier muß die Zucht walten. Sonst ist für sie nicht Platz.

Eine andere Art kann zuweilen wie Blitze scheinen und schnell ins Dunkel der Geheimnisse leuchten. Gewiß, das ist das Unterhaltende aller romantischen Art. Man weiß nachher nicht mehr, wie die Dinge draußen im Wetter standen. So schnell leuchtete es. Man soll nur halb nachdenken. So scheint Strindbergs Naturphilosophie immer augenblicklich schnell gefaßt zu werden, ohne Formel gleich ausgedrückt, wie es ist, ohne Beziehung auf ein festgefügtes, wissenschaftliches Allgemeines, lediglich phantasievoll, interessiert geschrieben; so scheint es, und ruht doch alles auf der großen Unterlage eines breiten und tiefen Stromes. Es ist eine Hast in Strindbergs Betrachten und Grübeln über die Einzelheiten der Natur. Nichts wird in diesem Bezuge zu Ende gefühlt und gedacht. Schließlich löst sich alles in Frage auf, die nicht Forschungsaufgabe sein will, sondern eher Lösung eben in der Frage. Halb an den Dingen der Wirklichkeit hängen, mit halber Seele sich sehnen nach dem viel freieren Spiele der Gedanken, ist auch in dieser Form noch Romantik.

So ist Strindbergs Forschen für die Wissenschaften Literatur geworden in dem Sinne, wie einmal der Antiromantiker Nietzsche es sagt: „Man soll nur reden, wo man nicht schweigen darf, und nur von dem reden, was man überwunden hat — alles andere ist Geschwätz, ‚Literatur'."

Strindberg war kein Naturforscher, wie er nie ein Philosoph war, nie Historiker, Sozialreformer, Religionsstifter. Denn alles ist bei ihm sein Individuum. Er sah das Weltgeschehen immer nur aus hundert einzelnen Erlebnissen heraus, von denen jedes ganz persönlich war, jedes vom anderen verschieden, kaum mit dem anderen verknüpft, sprunghaft. So entsteht aber Wissenschaft nicht, so wird es immer nur Romantik im wahrsten Sinne sein. Hier fehlt der klar geordnete Untergrund des Geistes, das ruhige Weben der Gedanken, um den sicheren Weg der Wissenschaft zu gehen.

Acht Briefe Gottfried Kellers an Ludmilla Assing.

Mitgeteilt von

Adolf Frey.

Die Zürcher Zentralbibliothek verwahrt in der Nachlassenschaft Gottfried Kellers neunundvierzig Briefe und Briefchen der Ludmilla Assing. Einundzwanzig seiner Antworten hat Jakob Bächtold mitgeteilt, nämlich siebzehn aus den Jahren 1856 bis 1861 und je eine von 1867, 1868, 1870 und 1872. Seither erwarb ein Schweizer acht weitere Stücke bei einem Londoner Antiquar: sieben aus den Jahren 1865 bis 1867, einen von 1873. Es fehlen also noch die Jahre 1862 bis 1864. Besäßen wir auch noch den Ertrag dieser Jahre 1862 bis 1864, sagen wir ein halbes Dutzend[1]) Briefe etwa, so wäre wohl so ziemlich zutage gefördert, was der Dichter an Varnhagens Nichte schrieb. Es wären also ungefähr fünfunddreißig Briefe Kellers gegen neunundvierzig der Ludmilla, was sich daraus erklärt, daß eine Reihe der Briefchen Ludmillas, Einladungen in Berlin und anläßlich ihrer Aufenthalte in Zürich und dergleichen, eine Rückäußerung überhaupt nicht erforderten und Keller die Betuliche mehrfach zweimal ins Horn stoßen ließ, ehe er Laut gab.

Über Verkehr und Briefverkehr hat Bächtold das Erforderliche beigebracht. Ich möchte nur zu einem Punkt etwas sagen. Er schreibt: „Kellers Antworten galten indessen sicherlich mehr dem Oheim als der Nichte; wie jene denn auch nach Varnhagens Tode (Oktober 1858) sehr einsilbig oder malitiös werden." Ein Blick auf die von ihm selbst veröffentlichten Briefe aus den Jahren 1859 und 1860 konnte ihn eines Besseren belehren. Erst ungefähr ein Jahrzehnt nämlich nach Varnhagens Ende zieht Keller andere Saiten auf und läßt durchblicken, daß er auf Briefwechsel und Verkehr mit Ludmilla nicht eben mehr viel gebe. Vermutlich ärgerte es den ungewöhnlich Reizbaren und Selbständigen, daß sie ihn in die Verlagsschwierigkeiten der Tagebücher hineinzerrte und ihn mit dem Ansinnen einer Durchsicht und allfälligen Korrektur eines Bandes derselben behelligte. Auch ihr Auftreten verstimmte ihn. Alles Auffallende und Herausfordernde war ihm in der Seele zuwider,

[1]) Es scheinen höchstens vier zu sein, soweit aus Ludmillas Briefen geschlossen werden kann.

namentlich wenn sich jemand — nach seiner Meinung — in einer Weise kleidete und benahm, die zu den vorgerückten Semestern nicht mehr paßte. Nach sechs Jahren hielt er ihr die rote Hutfeder vor, mit der sie 1860 in Zürich angetreten war; und noch zweimal kommt er darauf zurück. Auch mochte ihn der Lärm stutzig machen, den ihre Publikationen aus dem Nachlaß des Oheims erregten. Wer steht dafür, daß den leicht Mißtrauischen nicht das Unbehagen anwandelte, sie möchte eines Tages auch mit seinen Briefen zu Markte gehen? Sie setzte sein verändertes Gebaren seinem „sonderbaren" Wesen auf Rechnung und blieb immer gleich freundlich. Sie hatte sich, meldet er im Mai 1854 dem Freunde Hettner, schon in Berlin „höllisch" für ihn erklärt; sie schrieb für die in Hamburg erscheinenden „Jahreszeiten" die erste Rezension über die „Seldwyler", die ihm zu Gesicht kam, und „konterfetete" ihn in Pastell ab. Vielleicht taucht das Werk noch irgendwo auf. Aber wer verlebendigt uns die köstliche Szene, wie der fünfunddreißigjährige Schöpfer des „Grünen Heinrich" mit der um acht Lenze Jüngeren behufs dieser Verewigung zusammensitzt?

Anscheinend fühlte sie gute Lust, ein neues berühmtes Liebespaar, Gottfried und Ludmilla, zu konstituieren. Natürlich hätte sie dann, die herausgebendste deutsche Schriftstellerin des neunzehnten Jahrhunderts, bei Gelegenheit auch den Briefwechsel mit dem Zürcher Poeten vom Stapel gelassen oder doch entsprechende Schritte getan. Und hier darf man vielleicht einen Fingerzeig dafür vermuten, wie die acht Briefe von den übrigen wegkamen. Ich nehme an, Ludmilla habe sie, als die weniger warmen, interessanten und schmeichelhaften, ausgeschieden, vielleicht in der Absicht, sie zu beseitigen, woran sie dann ihr trübes Los hinderte.

Diese Annahme würde allerdings das Fehlen der Briefe von 1862 bis 1864 nicht erklären.

Zürich den 14 März 1865.

Verehrteste Fräulein Assing!

Das köstliche Geschenk, welches Sie mir abermals mit dem neuesten Briefbuche aus Varnhagens Nachlaß[1]) zu machen die Güte hatten, treibt mich, Ihnen meine alten Briefschulden endlich abzuzahlen. Mein Dank ist um so aufrichtiger, als hier stofflich wieder einmal recht was für unsere Küche geliefert ist, menschlich Interessantes und Pikantes und manch seltenes Forellchen darunter.

Die Briefe der Bettina mit den Aufzeichnungen Varnhagens sind geradezu ein Neues und Selbständiges in der Literatur. Ich mußte lachen, als ich jene Züge las, von denen Sie mir erzählten; Ihnen hab' ich sie nicht recht

[1]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig 1865. (Herausgegeben von Ludmilla Assing.)

geglaubt oder vielmehr (als) für Äußerungen der Opposition einer geistreichen Frau gegen die andere gehalten. Nun da ich sie so trocken und sachgemäß von einem Mann und Sachkenner aufgeschrieben finde, ist mir die Sache auf einmal klar und ganz natürlich. Dennoch kann ich mir diesen bedenklichen Grad eines renommistischen Schwindelwesens bei so viel positivem Ideengehalt (u künstle) nur dadurch erklären, daß dieser sich in keiner fertigen Form produziren konnte. Mit der Person hätte ich kurioſe Sträuße bekommen, wenn ich in Berlin einer ihrer Bekannten geworden wäre. Sie werden übrigens zu schnupfen bekommen. Hermann Grimm, der Mann der Giſela, hat soeben einen Band neue Essai's herausgegeben, worunter ein Aufſatz über die 2 ersten Bände der Varnhagenschen Tagebücher, nicht grob, aber bedenklich und schließlich die Moral der Veröffentlichung derselben anzweifelnd[1]). Von dieser Seite werden Sie also sich auf Widerstand gefaßt zu machen haben.

Heine[2]) ist in den vorhandenen Briefen auch viel werthvoller und liebenswürdiger, als in denjenigen, welche die letzten Bände der Gesammtausgabe bilden von Hoffmann und Campe, und worin seine Geld- und Ehrenhändel sozusagen seine Noth- und Skandaltechnik sich entwickeln. Schriebe ich nicht an Sie, so würde ich hier doch ausrufen, wenn nur der Teufel alle Nachlaßherausgeber holte!

Ihr freundlicher Brief vom 28 October vorigen Jahres liegt vor mir; seither hat Ihnen der gute Arno aber kein sanftes Lied vorgesungen; hoffentlich hat er Sie mit seinen Fluten nicht erreicht; wenigstens habe ich nicht gehört, daß Sie von der Überschwemmung berührt worden seien. Ist es doch der Fall gewesen, so sind Sie jetzt wieder trocken und käme mein Mitleid zu spät. So sehr ich den Unmuth der Italiener begreife, so glaube ich doch, daß nicht alles nach der Schnur gehen kann, wie die Ungeduldigen sich denken. Die Regierung ist eben noch in den Klauen Frankreichs; die auswärtigen Freunde Italiens und zwar gewiß seine zuverlässigsten, fürchten aber einstweilen noch seinen Zusammenstoß mit Oestreich *ohne* Frankreich und wünschen doch dessen Mithülfe nicht. Man fürchtet, daß das Garibaldische Wesen nicht so leichtes Spiel hätte, wie mit dem verlorenen Neapel. Man fürchtet auch, daß der alte Garibaldi in seiner Kindlichkeit zu sehr den Einflüssen Solcher zugänglich sei, die eigentlich noch nirgends etwas anderes als mißlungene Spektakel zu Stande gebracht haben und nun an ihm einen Stab für ihre eigene Haltlosigkeit suchen. Doch stehe ich diesen Dingen zu fern, um sie zu verstehen.

Ich finde mich sachte wieder in Muße und literarische Thätigkeit und bereite mich gemächlich aber ernstlich auf eine Zeit rüstigen Schaffens vor,

[1]) Herman Grimm, Neue Essays über Kunst und Literatur. Berlin 1865. (S. 164 bis 176: Herrn von Varnhagens Tagebücher.)

[2]) S. 127 bis 258 in „Briefe von Stägemann" usw.

da ich die letzte Abtheilung meiner besseren Jahre vor mir habe. (und) Ich mache endlich die vorhandenen Sachen fertig, überdenke die verschiedenen Gattungen und Gegenstände, welche ich mit mehr Kritik als früher noch vornehmen kann und bin, was die Hauptsache ist, nun Herr meiner Zeiteintheilung. Beten Sie für mich zu den Göttern von Florenz, daß mir irgend ein mäßiges (Bu) Werklein noch wohl gelinge. Ein altes Projekt von mir ist auch ein Trauerspiel Savonarola[1]). Eine Hauptdekoration wäre der Platz der loggia dei lanzi, auch die Kirche des Klosters, wenn sie noch steht, was ich nicht weiß, kurz vielleicht komme ich einmal hin, um mir die Sache anzusehen. Der Prophet müßte natürlich verliebt sein, ohne es recht zu wissen, eine umgekehrte Johanna (d) von Orleans. Nun finde ich nirgends Ihre Adresse, in Ihrem Briefe steht sie nicht. Ich muß also den Brief auf gut Glück abgehen lassen. Wenn Sie ihn nicht bekommen, so haben Sie doch die Güte, auf der Post darnach zu fragen.

Ihr Gottfried Keller

Hochverehrtes Fräulein Assing

Ich bin Ihnen schon wieder einen Dankbrief schuldig für den Briefwechsel Varnhagens mit Oelsner[2]), welchen ich schon seit geraumer Zeit empfangen und nun gelesen habe. Derselbe ist sehr reichhaltig und namentlich auch besonders ausgezeichnet durch die Briefe Rahels. Ich bin beinahe in Verlegenheit durch Ihre fortgesetzte Güte und will diese Verlegenheit, wie es öfter in der Weltgeschichte geschieht, durch eine Unverschämtheit manifestiren.

Ich ging nämlich neulich an der Buchhandlung Meyer und Zeller dahier vorüber und bemerkte den neuen Band der Tagebücher, welche ich abgeschlossen geglaubt. Ich ging hinein, um mir das Buch zeigen zu lassen und übersah dabei, daß dasselbe bei dieser Handlung[3]) selbst verlegt ist, da ich unten die Firma selten ansehe. Der (Ch) Herr Chef der Handlung selbst sagte, er wolle mir den Band sogleich zur Einsicht schicken. Ich Esel dankte dafür, indem ich mich rühmte, von Ihnen alle bisherigen Editionen geschenkt erhalten zu haben und werde wahrscheinlich auch vorliegendes Buch durch Ihre Güte zugesandt erhalten. Der Schuft lächelte hiezu und sagte nichts weiter, während ich von meiner Dummheit keine Ahnung hatte. Im Falle Sie nun nach Ihrer freundlichen Gewohnheit den (He) Buchhändler angewiesen haben, mir ein Exemplar zuzustellen, so ist die Sache in Ordnung, da derselbe dann machen kann, was er will und ich (mit meinen) aus der Sache bin. Haben

[1]) Siehe Bächtold II, S. 26 ff.; III, S. 102 ff.

[2]) Varnhagen von Ense und K. E. Oelsner. Briefwechsel. Drei Bände. Herausgegeben von Ludmilla Assing.

[3]) Die Bände 1 bis 6 der Tagebücher erschienen bei Brockhaus in Leipzig, 7 und 8 bei Meyer und Zeller in Zürich, der Rest bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

Sie es aber unterlassen, so bitte ich Sie, diesmal noch fortzufahren, damit der Mann für sein perfides Lächeln bestraft wird.

Hoffentlich haben Sie das famose Dantefest gut überstanden und dabei mit auf dem ersten Rang gesessen als illustrissima straniera. Dafür sind Sie wieder um etwas weiter von Berlin entfernt wegen des 7 Bandes? Uebrigens ist es in Deutschland jetzt schwerlich erbaulich zu leben. Schillerstiftungsspittelgeschichten, selbstmördende Schriftsteller, sterbende oder hinsiechende Dichter, die Allmosengenössigkeit der kränkelnden Genies behaglich beklagt und beklatscht, puh (wofü) welch' ein Geschlecht!

Wenn Herr Vittorio ein Concordat mit dem Papste macht, so soll ihn doch endlich der Teufel holen.

Die Affaire zwischen Napoleon und seinem Vetter wegen Ajaccio ist (schon?) sehr köstlich.

Ich schreibe diesen Brief in unserm alterthümlichen Regierungszimmer während einer langweiligen Debatte über den Entwurf eines Duellgesetzes, da unsere jungen Leute sich nicht mehr schlagen sollen, wie sie allerdings unbeschadet des übrigen Weltlaufes können bleiben lassen.

Jetzt muß ich bald § 2 vorlesen, wie es mir scheint; leben Sie also wohl und gesund, kontrahiren Sie auch keine Duelle.

In alter Gesinnung
Ihr ergeb.

Zürich den 3 Juni 1865. Gottfr. Keller

Hochverehrtes Fräulein!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Frauen-Aufsatz; ich habe gleich zwischen den Geschäften zwei Seiten gelesen, das fängt sehr kühn an!

Ich bin heute in die Buchhandlung von Meyer und Zeller gegangen und habe den Herrn Reimann selbst gesprochen, was ich Ihnen hierdurch pflichtschuldigst anzeige.

Zürich 27/8. 66 Ihr ergeb.
Gottfr. Keller

Verehrtestes Fräulein!

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen aus Lugano; es ist gut, daß der betrübte Graf, wenn er beim Zeitungslesen weint, sich gleich mit der Zeitung die Augen trocknen kann; mit der Opinione das linke und mit dem Diritto das rechte Auge!

Ganz Europa und darin alle Parteien sind der Meinung, daß die Italiener für den Augenblick zufrieden sein dürften.

Ich habe nach Ihrem Wunsche mit einem Rechtsanwalt, Herrn Goll, gesprochen wegen Ihres Verlagshandels. Hr. Goll ging vorerst zu Herrn

Reimann, um vorläufig zu hören, was er eigentlich meine. Er hat mir das Ergebniß der Unterredung und sein Gutachten über die Sache schriftlich mitgetheilt. Ich lege Ihnen den Brief bei, damit Sie sich über Ihr weiteres Vorgehen bedenken und entschließen können.

Wollen Sie dem Anwalt bestimmte Aufträge geben, so wird er vor Allem aus den Contrakt kennen müssen. Auch wäre es gut, wenn Sie schriftliche Äußerungen des Reimann, wonach er Sie früher aufgefordert hat, ja (gar) nichts zu streichen oder abzuschwächen, etwa besäßen, was ich nicht weiß.

Inzwischen sind Sie amnestirt worden und Sie können nun, ehe Sie neue Staatsverbrechen verüben, und bis der Handel abgewickelt ist, prächtig nach Berlin gehen!

Ich danke Ihnen auch für die Posizione sociale, den Dank der Frau Wesendonk[1]) kann ich Ihnen noch nicht ausrichten, da ich dieselbe seither noch nicht gesehen. Ich habe ihr Exemplar nämlich sogleich mit Billet geschickt.

Ich wünsche Ihnen noch schöne Tage in Lugano und der Enden und gewärtige Ihre weitern Befehle, die Sie dem erwähnten Fürsprech auch direkt können zugehen lassen.

Ihr ergeb.

Zürich 23/IX 66 G. Keller

Verehrtes Fräulein!

Ich komme endlich dazu, Ihren letzten freundlichen Brief zu beantworten und danke Ihnen vor Allem aus für die verschiedenen Mittheilungen, die Sie mir wohlwollend zukommen lassen.

Ich war sofort bereit, das Manuscript Ihres 9t. Bandes zu durchgehen und habe dasselbe sofort gelesen; allein ich sah mich nach gemachter Lektüre außer Stande, Ihrem Wunsche in der Weise zu entsprechen, daß das Werk zu bewußtem Zweck gerichtsfähig geworden wäre. Die Injurienfrage spaltet sich in politischer und rechtlicher Beziehung hauptsächlich in zwei Theile, nämlich in die Partie des Louis Napoleon und in diejenige der preußischen Seite. Die französische Partie hätte ich leicht besorgen können, ich brauchte nur das unzählige Male vorkommende Wörtchen Schuft zu streichen (wozu ich beim Lesen vorläufige Bleistiftstrichelchen am Rande angebracht hatte); einige wenige kurze Sätze, die auch entweder gestrichen oder etwas abgeändert worden wären, hätten dem Buche keinen veränderten Charakter verliehen. Wenn man statt (der) „der Schuft in Paris" jedesmal gesagt hätte „der in Paris", so wäre auch das zur Noth bezeichnend gewesen.

[1]) Die bekannte Freundin Richard Wagners.

Ganz anders aber verhält es sich mit den preußischen Dingen. Hier handelt es sich, um dem Verleger seinen Vorwand zu nehmen, nicht um Ausmerzung einzelner Ausdrücke, sondern um eine massenhafte Umschreibung ganzer und halber Seiten; nicht nur der verstorbene König, auch die Minister, die Kammern werden als Lumpenpack und con amore en canaille behandelt, so daß, wenn (de) Reimann oder sein Advokat Belege für seine Einrede suchen will, dieselben aus allen Ecken hervorspringen. Ich glaube zwar nicht einmal, daß die preußische Regierung jetzt Händel anfinge, auch wenn das Buch unverändert erschiene; es ist sogar möglich, daß gerade Bismarck, der jetzt als der Löwe des Tages und das große Thier Europas erscheint, sich belustigen würde, da er in den Tagebüchern als unfähig und unzulänglich (ge) verhöhnt wird.

Allein das kommt bei einem Prozeß, wie Reimann ihn angehoben, nicht in Erwägung.

Item Sie werden mir soviel Takt und Bescheidenheit zutrauen, daß ich Ihnen nicht vorzuschlagen (wag) wagen würde, diejenigen Aenderungen am Manuscript vorzunehmen, die zur Sicherstellung erforderlich wären. (S) Ich müßte förmlich redigiren, ich an einem Varnhagenschen Buche! Ich habe Hr. Goll, der das Manuscript wieder an sich nahm, dies mitgetheilt. Ich glaube, es würde das beste sein, es beim bloßen Anerbieten, die Stellen, welche Reimann als gefährlich bezeichnen wolle, zu streichen, (zu) bewandt sein zu lassen; es dürfte rechtlich die gleiche Wirkung thun, da es sich vor der Hand um eine Ausgleichung durch Entschädigung handelt und Reimann doch nicht drucken wird.

Ich habe Hr. Goll seither nicht gesehen und weiß nicht wie die Sache im Augenblick steht.

Uebrigens hat mir die Lektüre des Bandes großen Genuß gewährt; es hat mich fast gerührt, mich selbst eines Tages in die Wohnung an der Mauerstraße eintreten zu sehen[1]), wie in ferner vergessener Zeit, und zu vernehmen, was ich für längst vergessene Dinge gesagt oder gebrummt habe.

Dieser Tage lernte ich einen famosen französischen Autor zum ersten Mal kennen, der leider schon in 40er Jahren gestorben ist, Claude Tillier. Sein Onkel Benjamin ist ein klassisches Werk, ganz nach meinem Geschmack, ein köstliches kleines Ding.

In einer Uebersetzung von Ludwig Pfau, Stuttgart bei Emil Ebner, ist eine gute und interessante biographische Vorrede dazu. Es dürfte indessen eine neuere Gesammtausgabe Tillier's in Frankreich geben, da er erst in neuerer Zeit auch dort bekannter geworden ist! Doch Sie kennen ihn wahrscheinlich schon längst!

[1]) Zum ersten Mal, nach den Tagebüchern, am 4. März 1852. Den 22. Mai 1855 überbrachte er Varnhagen den vierten Band des „Grünen Heinrich".

Ich muß jetzt wieder an meine Amtsgeschäfte und empfehle mich daher Ihrem ferneren Wohlwollen.

Zürich 5 Dec. 1866 Ihr freundschaftl. ergebener
Gottfr. Keller.

Verehrtes Fräulein!

In Ihrem letzten freundlichen Briefe vom vorigen December haben Sie die Andeutung gemacht, daß Sie doch in kommendem Frühling nach Berlin zu gehen gedenken. Ich muß mich daher beeilen, wenn ein Lebenszeichen von mir Sie noch in dem schönen Florenz treffen soll. Vor allem habe ich Ihnen für Ihren famosen Piero Cironi[1]) mein Dankopfer darzubringen, dessen pompöse Einfachheit und klassisch gedrängte Kapitelweise mir höchlichst imponirt. Ergötzt hat mich wieder die huldvolle Herablassung, mit welcher Sie wieder dessen populäre Liebschaften behandeln.

Ferner bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihre Photographie; ich schwanke noch immer, ob ich dieselbe zwischen die weiblichen Genien in meinem Album, die George Sand, Fanny Lewald u. s. w. placiren soll, oder zu Ihren Freunden, den Garibaldi, Mazzini und wie sie Alle heißen. Letzterem habe ich eigentlich schon eine Stelle vorbehalten. Ich (leg) lege mir nämlich auch eine Sammlung von vertriebenen oder sonst in den letzten Völkerbewegungen (nothleiden) verunglückten Fürstinnen und Prinzessinnen an, aber nur von schönen. Diesen stelle ich dann als Vogt und Aufseher ein (sp) prächtiges Bild von Garibaldi voran. Aehnlich sammle ich auch Bildchen von schönen Schauspielerinnen, welche den Shakespeare zum Vorsteher bekommen sollen.

Ihren Prozeß haben Sie vor der ersten Instanz gewonnen und bei dem Obergerichte sollen die Chancen auch so gut gewesen sein, daß Reimann Miene gemacht habe, gütlich zu unterhandeln: es ist jedoch mehrere Wochen her, seit ich etwas gehört habe. Für Ihren Advokaten habe ich damals zum Gebrauch vor dem Appellationsgericht in den früheren theils von Brockhaus, theils von Reimann selbst gedruckten Bänden eine Menge Stellen angestrichen, welche beweisen, daß der Verleger bei Abschluß seines Contraktes sich vollkommen bewußt war, (wa) um was es sich handle.

Ich danke Ihnen auch für den interessanten Brief vom November, welchen ich wie ich glaube undankbarer Weise auch noch nicht erwidert habe. Dafür las ich denselben heute wieder. Soeben lese ich auch in der Zeitung, daß die Wahlen in Italien gouvernemental auszufallen scheinen, was mich Angesichts der Reise Garibaldi's wundert. Diesen Heros zählen Sie also jetzt auch zu Ihren persönlichen Freunden, wodurch ich mich, der ich mich wiederum zu den Ihrigen zähle, mit der Weltgeschichte im Zusammenhang fühle, wie der Schuhputzer Rothschilds mit der hohen Finanz.

[1]) Ludmilla Assing, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien 1867.

Gestern habe ich auch zwei niedliche Pendants für meine Albums gekauft: Eine Photographie Liszts als Abbé und eine der Gräfin Hahn-Hahn als Nonne, zwei trostlos pikante Bilder! Sie kommen intim aufeinander zu liegen, wenn man das Buch zuklappt, und küssen sich dann, wie ich schon in stillen Nächten gemerkt habe.

Ich muß aber jetzt wieder an meinen Geschäftssachen fortschreiben und empfehle mich daher bis auf Weiteres mit den besten Grüßen als Ihren

ergebensten

Zürich d. 12 März 1867. Gottfr. Keller

Zürich d. 10 October 1867.

Verehrtes Fräulein!

Sie sind unerschöpflich Ihn (lies: in) Ihrer Güte und beantworten auch die widerhaarigsten Meinungen mit immer gleicher Gelassenheit. So danke ich Ihnen abermals für Ihren freundlichen Florentiner-Brief [1]). Wegen der Pauline Wiesel [2]) hatte ich meine Aeußerungen schon halbwegs bereut, habe nun aber dafür sofort wieder ein anderes Attentat zu begehen. Ich habe nämlich seither manches in den Briefen Wilhelms von Humboldt (gel) an die Herz gelesen und finde dieselben, (trotzt) trotzdem es Liebesbriefe sind, oder gerade als solche, trocken langweilig und schlecht geschrieben, eine Leidenschaft, die keine Gedanken, sondern nur Worte ohne Glanz, ohne Gold, ohne Phantasie einflößte.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für den Aufschluß über Harscher [3]); es interessirte mich, die Analogie zu kennen, auf welche Varnhagen gerathen war.

Ihre Fahrten in Deutschland und Frankreich sind sehr inhaltreich. Haben Sie in Dresden Hettner nicht gesehen und was haben Sie in Berlin von Dunkers gesehen oder gehört? Was treibt jetzt die böse Line [4]) für Possen, hat sie noch nicht klein beigegeben?

Aber Sie sind jetzt in höheren Verhältnissen und Zeitläufen, Sie sind Zeugin vielleicht von baldigen großen Dingen! Garibaldi, der jetzt den Menschen ein Kind scheint, wird, (mag) mag die Sache sich abwickeln, wie sie will, doch einst als der Befreier Roms gelten; möchte er auch der Vernichter des Pabstes einst heißen können. Daß er sich persönlich dem Unwesen mitten in der romanischen Welt so rücksichtslos gegenüberstellt, ist immerhin eine volle That. Der alte Pionoggel [5]) mit seinen 10,000 Bischöffen reicht nicht aus, den Eindruck dieser Erscheinung in ihrer Einfachheit zu

[1]) Er scheint verloren.

[2]) Brief vom 6. August 1867 bei Bächtold, III, S. 652.

[3]) Nikolaus Harscher aus Basel, wie die Tagebücher ergeben, ein früh verstorbener Studienfreund Varnhagens. Vgl. Basler Jahrbuch 1886: „Erinnerungen an Dr. N. H."

[4]) Dunker.

[5]) Pio nono; das Wort vielleicht im Anschluß an das in der Schweiz beliebte Kartenspiel Binoggel.

mindern. Hier scheint mir der alte Kriegsmann größer, (als in den) und sogar eigenthümlicher, als in den verunglückten Conspirationen, die aber, ich gebe es zu, vielleicht zum Verlauf des Ganzen auch nöthig sind.

In Zürich haben wir auch einen früheren Agitator, Gottfried Kinkel, der ruhig und fleißig Vorträge über Kunst- und Literaturgeschichte hält und sehr liebenswürdig ist. Er hat mir den „Hans Ibeles", ein Buch seiner ersten Frau Johanna, geschenkt, sodaß ich es jetzt erst gelesen; es ist ein vortrefflich geschriebenes Buch. Ich selbst habe meine Schriftstellerei endlich in einem energischen Anlauf von meiner Staatsschreiberei ausgeschieden und im Nebenzimmer einen hübschen Privatarbeitstisch etablirt, an den ich mich behaglich zurückziehen kann. Dort sind in verschiedenen Schubladen die Novellen, dramatischen Anfänge u. d. gl. geordnet aufbewahrt, sodaß mir nichts mehr Jahre lang gar nicht mehr vor die Augen kommen und so aus der Erinnerung fallen kann. Auch meine Bücher habe ich dort aufgestellt. Die Varnhagen-Assing Sammlung nimmt ein ganzes Brett ein.

Ich wünsche Ihnen einen schönen italienischen October; hier schneit es seit 8 Tagen zuweilen. Die Cholera, die wir stark gehabt, ist am Verschwinden. Zum ersten Male seit ihrem Erscheinen ist sie in diesem Umfange nach der Schweiz gekommen. Es war eine große Aufregung, alle Fremden geflohen und die Straßen verödet; dafür eine schöne Thätigkeit in der Hülfeleistung, gute Ordnung, Geschick und vieles Vergnügen bei samaritanischen Bethätigungen. Es werden jetzt noch tausende von armen Leuten täglich (mit) gespeist, damit sie bei gutem Humor und Kräften bleiben.

Hiemit wäre mein Papier zu Ende und ich em(pfl)pfehle mich Ihrem weitern Wohlwollen.

Ihr ergeb.

G. Keller.

Ihre Adresse ist mir wieder abhanden.

Zürich 27. II. 73.

Verehrtes Fräulein

Ein längst für Sie angefangener Brief ist wieder einmal liegen geblieben und ich muß einen neuen machen, um Ihnen endlich meinen herzlichen Dank für Ihre Pückler-Bücher[1]), die ich durch Ihre unzerstörliche Güte, erhalten, auszusprechen. Obgleich es im Ganzen ein wenig erquicklicher Stoff ist, so ist die Fixirung dieser seltsamen Gestalt doch eine Ergänzung und Bereicherung unserer Literatur und Kulturdarstellung und darum ein verdienstliches Werk, dem Sie sich mit Geschicklichkeit und geschmackvoller Gedrängtheit unterzogen haben. Ich muß hier ein bischen den Schulmeister machen und bemerken, daß Sie als Erbin des Stylisten Varnhagen bei der Correktur zuweilen etwas

[1]) Ludmilla Assing, Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie. 1873. Zwei Bände, und dessen „Briefwechsel und Tagebücher", Band 1 bis 8, 1873 bis 1875.

aufmerksamer verfahren und kleine Schreibnachlässigkeiten ausmerzen sollten. So sprechen Sie S. 90 von einem „berühmten Doktor Jurine[1]), der eines großen Rufes genoß," Seite 125 heißt es „südliche Vegetation des Südens" und „napoleonistische Fremdherrschaft" statt „napoleonische". Das erstere gebraucht man nämlich für die Bezeichnung einer Gesinnung oder eines Systems etc., das letztere für den konkreten Fall u. s. w. Doch will ich Sie mit diesem miserablen Kritteln nicht länger ennuyiren. In den Briefen sind die 3 Briefwechsel mit den 3 Schriftstellerinnen wie drei Molièresche Comödien, famos. Für die Bettina sind Ihre Publikationen geradezu vernichtend und es nimmt mich nur Wunder, daß Ihnen Hermann Grimm noch keinen Bravo auf den Hals geschickt hat. Es war doch ein unerlaubt verdrehter, verlogener und geckenhafter Charakter, diese gescheidte Dame. Bei der Hahn trat nun Pückler in die Gecken Rolle und fuhr höchst rapid komisch bei ihr ab, aber wahrscheinlich nur, weil sie mit einem Jüngeren schon versehen war und ihn nicht brauchte. Bei der Marlitt erreicht nun das Unglaubliche die Spitze, daß der Ueber-Achziger eine ihm unbekannte, unschöne und kränkliche Frau überrumpeln will, bloß weil sie eine vielgelesene Romanschriftstellerin ist und ein gewisses Furore macht. Ihre Frau Tante Steinheil, die hier lebt und die ich aber nie sehe, da sie eine ermüdende Schwatzmama und Rechthaberin sein soll, hat durch einen gemeinschaftlichen Bekannten die beiden Briefbände von mir erhalten und sei entzückt von der würdigen Manier, mit welcher (die) ihr Liebling Marlitt den Helden habe ablaufen lassen, und ganz stolz darauf. Zu meinem Bedauern habe ich heute in der Allg. Augsb. Zeitung gelesen, daß die Vollendung der Biographie auf Schwierigkeiten stoße. Was ist daran?

Mein 2t. Band Leute von Seldwyla kommt endlich nächstens unter die Presse und zugleich die 2t. Auflage des ersten Teiles; beide als „Neue Ausgabe in 2 Bänden". Auch jene kleinen Legendchen haben es zu einer 2t. Auflage gebracht. Herr Stein empfiehlt sich Ihnen und wird immer schwächer am Geist; er schimpft über Alles, was jetzt politisirt und angestrebt wird, und spricht immer nur vom Geld, wenn ich nur dem „Schweinehund" hier oder dort seine Millionen hätte, was tut er damit etc. etc. höchst langweilig, aber ein Beweis von Mißbehagen im Alter, das Mitleid erregt.

So geht es, wir wissen nicht, wie wir unser Finale spielen, wenn wir uns nicht zusammen nehmen.

Nun sind Sie schon mitten im Frühling, während hier noch Schnee am Horizonte herumlungert.

Leben Sie daher wohl und vergnügt in Ihrer Blumenstadt bei Sa Maria del fiore

Ihr alter ergeb.

Gottfr. Keller

[1]) Der damals berühmte Mediziner Jurine in Genf.

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

„Als ich von Augsburg fortritt, war es dunkle Nacht. Am Himmel standen die Sterne; aber den Mond sah man nicht. Der Stadtreiter, der mein Führer war, nahm mich mit. Mein Pferd lief hinter dem seinen her.

„Anfangs dachte ich nichts, als wie ich es mache, daß ich auf dem Gaul bleibe. Mit seinem mächtig steifen Hintergestell warf er mich mehrmals auf seinen Hals, und hatte ich mich aufgerichtet, so glitt ich unerwartet nach einer der beiden Seiten. Ich hielt mich dann mit der Ferse, und es war ein Glück, daß ich keinen Sporn daran hatte. Sonst müßte ich wohl dem Gaul die Seiten aufgeschlitzt haben."

Der Erzähler lachte, und die Zuhörer taten ihm darin Bescheid. Sie wußten alle, daß, wenn der Sporn den Gaul gekitzelt hätte, erst etwas anderes gekommen wäre, als das Aufschlitzen seiner Flanke.

„Doch manchmal", fuhr der Doktor wieder ernsthafter fort, „saß ich auch fest und tat meinen Zug einige Schritte lang mit Ruhe vorwärts. Dann fiel mir ein, daß ich meinen Verfolgern entging. Da spürte ich den frischen Wind und meinte mich fast schon in Gottes Garten.

„Als wir eine gute Strecke gekommen waren, konnten wir uns erlauben, Schritt zu reiten. Wir kamen vom Feldweg auf die Hauptstraße. Genau an dieser Stelle lag ein Mensch. Mein Pferd muß ihn beinahe getreten haben. Er rief uns um eine Gabe an. Aber wir wollten nicht gekannt sein. Der Stadtknecht ließ sein Roß anspringen, und das meine ging mit. Da schrie er uns nach: ‚Der Teufel reitet mit euch'.

„Von da an erhoben sich in mir schwerere Gedanken. Ich dachte an meine Verhandlungen mit dem Kardinal. Vorwürfe stiegen in mir auf. Bei den Verhandlungen war nichts herausgekommen. Ich konnte sagen, was ich wollte. Mit Hoffnungen war ich hingegangen, zurück brachte ich eine Verurteilung. Ich dachte: das leibliche Leben wird mir vielleicht bleiben, aber werde ich Recht behalten?

„Als wir wieder im Schritt ritten, fragte mich der Alte: ‚Werdet Ihr nun zu Wittenberg Euren Widerruf tun?'

„Ich will euch nicht damit aufhalten, was ich ihm antwortete und welche Hitze sich meines Gemütes bemächtigte. Bald nahm mich die Reiterei wieder in Anspruch. Wenn es schnell ging, hätte ich hinausschreien mögen, so weh taten mir die Glieder. Aber noch tiefer spürte ich den Schmerz der Frage: ‚Wie rechtfertige ich mich gegen den Kardinal?'

„Um zwei Uhr nachts erreichten wir das Städtchen Monheim, und weil mein Alter nicht mehr glaubte, daß ich weiterkomme, stellten wir ein. Er war in der Herberge gut bekannt. Man machte uns auf. Als wir im Hof vor dem Stall standen, hielten wir. Er stieg ab, aber mir mußte er und der Knecht miteinander das rechte Bein über das Pferd heben. Und dann wäre ich noch zur Erde gefallen, hätten sie nicht den ganzen Mann mit vereinten Kräften unterstützt. Es war wie bei einer Kreuzabnahme.

„Nachher ging mein Alter im Gespräch mit dem Knecht in den Stall hinein, wahrscheinlich, um ihm beim Anbinden und Absatteln der Pferde zu helfen. Ich stand in der Stalltür und weiß nicht, wie ich merkte, daß gleich daneben ein Haufen Streu aufgeschüttet lag. Es war mein Glück. Sonst wär ich sicherlich auf dem Steinboden in den Dreck gelegen.

„Kaum ausgestreckt, kommt mir vor, hatte ich einen Traum. Sie schleppten mich in Rom vor den Richter. Ohne daß ich wußte, wie es ging, war ich verurteilt. Am Scheiterhaufen war großes Gedränge. Alle Hohen der Kirche standen da. Ich stieg schon hinauf. Da schrie ich zuletzt ein Wort. Es war ein Wort gegen den Papst. Ich glaubte, er höre es. Nach diesem Worte schwand der Scheiterhaufen unter meinen Füßen. Ich stand größer da als alle und war frei.

„Was ich weiter träumte, habe ich nicht behalten. Das Wort, das mir damals im Traum gegen den Papst eingegeben wurde, weiß ich noch. Ich werde es euch aber erst nachher sagen, wenn ich erzähle, bei welchem Anlaß es mir wieder einfiel.

„Die beiden Knechte kamen von den Pferden zurück, und es fehlte wenig, so wären sie an mir vorbeigegangen. Dann rüttelten sie mich, wobei ich mich mit Geschrei wehrte, und ich schlief zuletzt doch noch in einem Bett der Herberge.

„Am nächsten Morgen grüßten mich die Wirtsleute freundlich. Lieber wäre es mir gewesen, sie hätten mich nicht gekannt. Aber ich hatte dem Knecht nicht vors Maul sitzen können. Wie ich meine Morgensuppe aß, nahmen sie bei mir Platz. Sie unterhielten sich und hatten Mitleid mit mir. Ich solle mich nicht bekümmern, sagte der Mann, daß ich's nicht gezwungen habe. Der Papst sei gar zu mächtig.

„Als ich das hörte, stand ich jäh auf, ging hinauf in meine Kammer, setzte mich aufs Bett und las in meinem Psalter. ‚Ist es denn möglich', sagte ich mir, ‚daß ich keine Hilfe habe?' Die Sprüche, in denen die Bosheit der Mächtigen enthüllt wird, daß sie zuletzt fallen, trösteten mich.

„Mein Kamerad sah nach mir. Ich drängte ihn, daß wir aufsaßen und lieber auf dem Felde rasteten. Wir ritten sogleich weg. Die Wirtsleute waren bei ihren Geschäften und sahen uns nicht. Aber mit Essen waren wir wohl versehen.

„Am liebsten hätte ich jetzt bei Tage einen andern Weg gemacht als auf der Herreise. Aber es gab nur eine Straße, die gut und bequem war. In vielen Dörfern kannten sie mich wieder. Sie müssen's einander förmlich übers Feld gerufen haben, der Wittenberger komme. Als ich hingezogen war, hatten sie geschrien und gejubelt. Jetzt grüßten sie mich nur mit Achtung. Ich sah es auf den Gesichtern, daß sie mich für besiegt hielten. In einem Nest lagen alle unter den Fenstern. Einer schrie mir zu: ‚Da reitet der Eulenspiegel.' Hätte der Ruf bloß meiner Reiterei gegolten, ich hätte gelacht. Aber es war ein anderer Sinn in ihm.

„Ich schämte mich vor den Vögeln im Wald, durch den wir nachher ritten, und vor den Bäumen. Vor einem Baum mit langen Ästen, auf dem es zwitscherte, hielt ich, hörte eine Weile und fragte: Bin ich denn wert, frei wie ihr meinem Herrgott ein Lied zu singen?

„Ich hörte keine Antwort und ritt trüben Sinnes weiter.

„Mein Begleiter merkte, daß ich niedergeschlagen war, und fing an, Galopp zu reiten. Er verstand es, mir mit der Reiterei Mühe zu machen. Ich weiß auch seitdem wohl, warum ein Reitersmann ein fröhlicher Mensch ist. Da sein Körper niemals still steht, kann auch sein Geist nicht still stehen und hat keine Ruhe, schweren Gedanken nachzuhängen.

„Aber wir mußten auch wieder Schritt reiten.

„Als das geschah, dachte ich ohne besonderen Anlaß an meine öffentlichen Widersacher. Ich wußte, daß sie allenthalben über mich herfallen würden, und überlegte mir, was ich zu meiner Verteidigung sagen könnte. Sollte ich sagen, ich sei vor dem Kardinal zu scheu und schüchtern gewesen und deswegen habe er mich nicht verstanden? Damit würde ich kläglich dastehen, und jeder würde einwenden: so geh wieder zum Kardinal, demütige dich vor ihm und bitte ihn von neuem, dich zu hören. Auch würden sie fragen: warum bist du dann so grob gegen den Kardinal gewesen?

„Ich sah ein, daß mir diese Entschuldigung nicht helfe.

„Sollte ich angeben, man habe mich beim Kardinal verleumdet, daß er mich nicht hören wollte?

„Ich wußte wohl, daß ich das mit Recht schreiben könnte. Aber ich ritt ein paar Schritt weiter und sah schon, daß ich auch mit dieser Angabe nichts ausrichten würde. Wenn der Kardinal meinen Geist würdig befunden hätte, so würde ihn kein Verleumder abgehalten haben, mir seine Gnade zuzuwenden. Zu dieser Einsicht kam ich und merkte, daß die Berufung auf Verleumder nichts als eine Ausrede wäre. Damit verging mir auch zu dieser Verteidigung die Lust.

„Ritt ich weiter und wurde durch mein stolperndes Pferd erschreckt. Wir merkten beide, daß alle vier müde waren. Der Knecht schlug vor, im nächsten Dorf zum Füttern einzustellen. Ich hatte Angst, die Leute würden mich vielleicht wieder kennen, und es möchte einen unangenehmen Auftritt geben. Deshalb zögerte ich, dem Vorschlag zuzustimmen, und fragte meinen Knecht, ob er nicht ein einsames Wirtshaus oder einen Hof zum Einstellen wisse. ‚Nein', sagte er, ‚aber hinter dem Dorf, nicht weit weg, ist mir ein Schafhaus bekannt, das jetzt noch leer sein muß. Wenn wir es offen finden, stellen wir die Pferde hinein, du bleibst dort, und ich gehe ins Dorf zurück und hole, was wir brauchen. Treffen wir es verschlossen, so müssen wir in Gottes Namen in dem kleinen Holz, das auch nicht weit ist, absatteln und Rast machen. Ihr paßt dann dort auf die Rosse auf, derweil ich gleichfalls ins Dorf gehe.'

„Mir war beides recht, obgleich es mir leid tat, daß der Alte den unnötigen Weg zum Dorf und wieder hinaus machen sollte. Als ich ihm das sagte, murmelte er etwas, woraus ich entnahm, daß es darauf nicht ankomme. Dann bog er in einen Feldweg ein, um das Dorf zu vermeiden.

„Es dauerte auf diesem Wege nicht lange, so fand mich die verscheuchte Sorge wieder. Es ging im Schritt. Ich zweifelte von neuem, ob ich mit dem Kardinal richtig umgegangen war. Nach kurzem Sinnen spann sich der alte Faden fort. Ich dachte wieder, was ich meinen Gegnern im öffentlichen Wortgefecht erwidern solle.

„Sollte ich sagen, fragte ich mich, der Kardinal sei in der Wissenschaft unbewandert und habe mich aus diesem Grunde nicht verstanden? Ich leugne nicht, daß mir dieser Gedanke eine Zeitlang gefiel. Ich war stolz in der Erinnerung. Die Verhandlung stieg mit allen Einzelheiten vor mir auf. Ich hörte vor meinem inneren Ohr die Sätze, mit denen ich mich mühte, dem Kardinal meine Meinung zu sagen. Ich hörte ihn wieder Satz für Satz seine Antwort geben. War ich aber damals mühsam Rede um Rede weiter gekommen, so fand ich die Erwiderungen jetzt spielend.

„Glaubt ihr, daß ein Gaul solch fröhlichen Geist spüren kann?

„Ich sage euch, er ging bei diesen Reden, die ich im Innern führte, auf einmal schneller. Ich erinnere mich dessen ganz genau. Mein Alter sah auch, wie ich aufrecht saß, und er benutzte mein Feuer, um noch ein Stück weit zu traben. Aber es war Monat Oktober. Der Feldweg war dreckig und hatte tiefe Geleise. Mein Pferd trat alsbald in ein Loch, und ich wäre ihm fast über den Kopf geschossen. Als ich zurecht saß, ging's wieder im Schritt.

„Ich sah das Land an. Bauern fanden sich da und dort bei der Arbeit. Meine Augen gingen von einem zum anderen und verfolgten das Geschäft.

„Aber wer weiß, wie des Menschen Gedanken zusammenhängen?

„Bald war mir mein eigenes Bauen, das ich im Geiste vollbringen mußte, wieder wichtiger.

„Ich merkte auf einmal, daß mich die Freude des wissenschaftlichen Streitens verließ. Ich kam mir selber eitel vor.

‚Du wirst kein Herz befriedigen, wenn du das schreibst,' sagte ich mir.

„Mir fiel ein, daß ein Mensch den anderen immer versteht, wenn die Herzen gleich sind. Und ich suchte nach dem Unterschied des Herzens zwischen mir und dem Kardinal. Ich spürte die Liebe, die ich zu ihm hegte. Verehrungswürdig ist der Schmuck und das Amt der Kirche. Wenn er mich empfangen hätte! Ich wäre hingeschmolzen in der Seligkeit, sein Sohn und Diener zu sein."

Der Erzähler machte eine Pause. Das tiefe Gefühl, das von neuem erregt war, ließ ihn nicht weiter reden. In den Zuhörern meldete sich zuerst Widerspruch. Mit dem Widerspruch kämpfte der Eindruck, der von des Doktors Person ausging. Der Eindruck drang durch, und aller, selbst den Hans von Narren nicht ausgenommen, bemächtigte sich ein wunderbares Glauben.

„Solches fühlte ich während meines Reitens wieder," fuhr des Sprechers wohllautende Stimme fort, „wie ich es gefühlt hatte, als ich mich vor ihm niederwarf. Um so bitterer war die Erinnerung an sein Verschmähen. Aber indem ich es wieder erlitt, spähte ich wie ein Kämpfer mit geschärftem Sinn nach des Kardinals Schwäche. Ich hörte mich deutlich etwas sagen. Mein Gefühl war fromm. Der Geschmack heiliger Schrift, aus der mein Wort aufstieg, lag auf meiner Zunge. Ich erinnerte mich, genau so in Augsburg gestimmt gewesen zu sein. Auch des Kardinals Antwort fiel mir wieder ein. Wie er in Augsburg gesprochen hatte, so hörte ich ihn jetzt. Und was ich damals nur im Drange gefühlt und schnell wieder verloren hatte, das sah ich jetzt klar und erkannte es. Ich sah es und erkannte: in des Kardinals Antwort fehlt der Verstand der Heiligen Schrift.

„Als ich das bedachte, rollte es durch mein Blut wie ein feuriger Ball. Ich atmete ein und aus und ließ den Gedanken nicht los. Als er mit meiner Seele vermählt und unvergeßlich war, hob ich meinen Sinn rückwärts. Mit dem Hinweis auf die Verleumder, sagte ich mir, wäre es nichts gewesen. Und rein wissenschaftlich den Gegensatz auszulegen, hätte zu keiner Wirkung geführt. ‚Aber das', sagte ich im Innern, ‚das ist ein Gedanke.'

„Noch einmal prägte ich ihn unter den Schritten des Pferdes tief mir ein. Dann sah ich abermals auf das Land und suchte mit dem Blick das Haus, von dem mein alter Knecht gesagt hatte, daß wir darin einstellen könnten. Es war nicht mehr weit, und wir fanden es wie erwartet leer. Ich rastete, derweil er ins Dorf ging, um mich zu bedienen.

„Allerhand Vergleiche kamen mir da, und ich weiß nicht recht, ob ich wachte oder schlief."

Bei diesen Worten senkte sich des Erzählers Stimme und setzte aus, als fordere er die Einbildungskraft der Zuhörer auf, ihm schweigend eine Weile

zu folgen. Als das weit genug geschehen sein konnte, fing er wieder an und fuhr fort.

„Nun erzähle ich euch," sprach er, „welcher Erfolg mir in Nürnberg zuteil ward.

„Ich blieb in dieser Stadt nicht länger als den Abend, an dem ich ankam, und dann noch einen Tag. Am folgenden Morgen gings wieder weiter. Mein Gastfreund war natürlich Link, der vor mir aus Augsburg Entkommene, mit dem ich unter der Türe seines Hauses ein freudiges Wiedersehen feierte. Bei ihm fand ich zu meiner Überraschung unseren Theologen und Sekretarius Spalatin. Wir konnten uns beide des Staunens kaum genug tun. Was im weiteren der Gegenstand unseres Gespräches war, ist euch nicht unbekannt, doch will ichs erzählen.

„Wir saßen in Links Stube im engsten Geheimnis, wie Räuber ums Feuer. Da holte Spalatin aus der Tiefe seiner Tasche mit vielbedeutendem Blick ein Schriftstück hervor. Dem Link reichte er es zuerst. Mich wunderte, wie dessen Augen größer wurden. Ich dachte: man sagt dergleichen oft, hier sehe ichs zum erstenmal.

„Dann nahm ich selbst es in die Hand. Ihr wißt, was für ein Geheimnis in dem Papier stand. Ich sollte als ein Ketzer, dessen Schuld nicht mehr bewiesen zu werden brauche, gefangen genommen und nach Rom gebracht werden. Der Kardinal war dazu ausersehen, den Plan zu verwirklichen. Ich fragte mich: was ist das für ein merkwürdiger Befehl, und von wann stammt er? Als ich aufs Datum sah und rechnete, kam ich darauf, daß er geschrieben war, kaum daß man mich vorher eingeladen hatte, binnen sechzig Tagen von selbst nach Rom zu kommen. Man glaubte also vielleicht nicht, daß der Sachse von selbst nach Rom komme. Möglich, daß dort einer auftauchte, der den Menschen vom ersten Mal, da er in der verdammten Stadt sich aufhielt, noch kannte und den andern sagte: ein zweites Mal kommt dieser nicht. Oder waren es andere Gründe; das weiß ich nicht. Ich sah nur, man wollte sorgen, daß ich mit Gewalt gebracht würde. Und die Überschrift lautete: An den Kardinal Kajetanus. So nannte man den, der in des Papstes Namen nach Deutschland gezogen war, um alles für ihn auszurichten, was er vom Kaiser und den Fürsten oder sonst einer Gewalt verlangte. Und zu Augsburg, weil da der Reichstag ratschlagte, hielt er Hof. Kurz und gut: ich sah, ich war nach Augsburg gegangen und zuletzt in einem Wagen gefahren, wie der Wolf in die Grube. Er hört nur das Zicklein, mit dessen Stimme man ihn lockt; aber ehe er dazu kommt, sein Maul aufzumachen, bricht er ein und ist gefangen.

„Mir sank die Hand nieder und zitterte ein wenig, als ich das alles verstand.

„Dann sah ich meine Genossen nacheinander an, die beide diesen Blick erwartet hatten. Ihrer Augen Erwiderung bestätigte mir schweigend, was ich dachte. Ich saß an diesem Tisch als einer, der einer großen Gefahr, in die er ahnungslos geraten, entronnen war.

„Die Entdeckung bildete den ganzen Abend den Gegenstand unseres Gesprächs. Es würde zu viel werden, wollte ich alles wiedersagen, was ich über die Wege hörte, auf denen die Kenntnis zum Hof oder vielmehr der Hof zu ihr gelangt war. Nachträglich zweifelte ich auch an der Richtigkeit der Abschrift oder an der Echtheit des Briefes selbst. Aber die andern ließen keinen Einwand gelten.

„Spalatin tat mir kund, daß er vormittags mit den Nürnberger Freunden lebhafte Verhandlungen geführt habe, die meine Rettung bezweckten. Wir kamen überein, daß an die Wichtigsten sofort Botschaft geschickt würde, die mitteilte, daß ich hier sei.

„Wenn mich vielleicht auch meine Bekanntschaft allein auf den Weg zu dem reichen, seltsamen und berühmten Herrn Willibald Pirkheimer geführt hätte, so weiß ich es doch nicht sicher. Nun war es aber neben unserem treuen und gelehrten, aller Sachen kundigen Rat Christoph Scheurl, den ihr von Angesicht kennt, kein anderer, als jener Pirkheimer, der ganz Augsburg erregen wollte, um mich dem Kardinal aus den Zähnen zu reißen. Er bekam deshalb Nachricht von meiner wie durch ein Wunder geschehenen Rettung, und der Bote brachte von ihm die Antwort, seine Seele warte begierig auf meinen Geist, und sein Haus bitte um die Ehre, mich aufzunehmen. Es möge mir lieb sein, ihn am nächsten Morgen zu besuchen.

„Ich erbebte bei dieser wohllautenden Einladung vor Freude. Mir war zu Mut, wie vor einer Hochzeit, als ich bedachte, daß der bedeutende Mann in solcher Stimmung mich erwarte. Meine Freunde waren nicht weniger freudig. Wir stellten im Verlauf unseres Gesprächs Vermutungen darüber an, welchen Gang die Unterhaltung bei Willibald Pirkheimer wohl nehmen werde, und machten uns Vorstellungen, wie fest der Rückhalt sei, den ich an diesem Manne nach jeder Richtung gewinne.

„Um euch nicht aufzuhalten, erzähle ich kurz die Hauptsache.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Ein Friedensziel in den Vogesen.

Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen. Von Dr. Karl Kiesel. Mit 16 Textbildern, 10 Lichtdrucktafeln und farbigen Karten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1918.

Es ist erstaunlich, wie selten man auf dem geistigen Feld dieses Krieges eine Überraschung erlebt, die von bleibendem Wert sein wird. Das politische Feld ist nun vier Jahre lang von Berufenen und Unberufenen nach allen Seiten hin durchpflügt und beackert worden. Trotzdem haben die Berufenen ihre besten Dinge schon vor dem Kriege gesagt (sie wiederholen sie nur jetzt massiver, weil sie vorher nicht gelesen und nicht erwünscht waren) oder sie werden sie erst nach ihm sagen, weil sie mit ihm selbst zuviel zu tun haben. Von den aber bisher nicht Berufenen, soweit sie nicht als unberufenste Unfähige sofort nach dem Kriege sich wieder ihren alten Berufen zuwenden, etwa Literatur zu machen oder Bilanzen zu ziehen, sondert sich schon hier und da eine Gestalt ab, die etwas zu sagen hat und gehört werden soll. Sie ist dann eine Erscheinung, der man dankt, daß sie an die Öffentlichkeit getreten ist.

So schreibt ein bayerischer Hauptmann im Felde — im Frieden ein Berliner Rechtsanwalt — im saubersten Deutsch das elsässische Grenzbuch, im Namen der Hochweide Petershüttly, stützt mit der Gründlichkeit eines Fachmannes aus geographischen, geschichtlichen und militärischen Belegen deutscher und französischer Herkunft seinen wohldurchdachten Plan und spricht mit dem hellen Auge und dem Tatsachensinn eines Kämpfers aus dem Westen seine Ansichten und Absichten aus.

Ein tapferes und aussichtsreiches Buch. Es wird von jedem politisch denkenden Deutschen (und dem, der dazu erzogen werden soll, mögen es seine Führer erst recht in die Hand geben, denn gerade durch solche Klarheit und Wärme wird er politisch verstehen lernen) gelesen werden müssen, wenn er über Grenzfragen im Westen unterrichtet sein will. Die Zehntausende aber, die auf elsässischem und lothringischem Boden fochten, können nach ihrer persönlichen Anschauung und Erinnerung den Hunderttausenden der anderen Kameraden in diesem Buch westliche Wege zeigen. Sie finden darin, was sie vielleicht nur dumpf dachten und fühlten. Im Reichstag wird die weltverlorene Alm Petershüttly eine Stimme bekommen; denn zweifellos wird der Abgeordnete, dem das Buch zuerst in die Hand kam, sich in kurzem hören lassen und beweisen, daß in den Vogesen die Verständigung mit einem friedenwollenden Gegner bereits von den Verhältnissen vorbereitet und von der Geschichte endlich reif gemacht wurde. An fremden Parlamentariern, die derartige Bücher von rede- und beweiskräftigen „Laien" mit Begier aufzunehmen und zu erörtern pflegen, weil die politische Schulung von vornherein den nationalen Gegenstand einer Schrift auszuwerten weiß, wird sich das M. d. R. hoffentlich auch diesmal das beliebte und sonst unnötige Beispiel nehmen. Denn der Gegenstand Petershüttly ist, ganz nach dem Herzen der Reichstagsmehrheit, eine Sicherung —: „Der Landstreifen, den wir als Heimatschutz fordern, ist unser durch Natur und Geschichte, ist unser durch tausendjährige Arbeit fleißiger deutscher Hände."

In den fünf Teilen des Buches wird das Recht auf Sicherung, dessen Anspruch aus sehr alten Bedürfnissen und Gewohnheiten von Land und Leuten zu

deutschen Gunsten hergeleitet ist, samt der geographischen Unzulässigkeit einer so wie bisher beschaffenen und geschaffenen Grenze begründet. Zum Schluß laufen alle scharf punktierten Linien im Zug einer neuen Grenze zusammen; die Notwendigkeit einer solchen Grenzkorrektur ist als unumgänglich erachtet und durch Vergleiche mit der Gestaltung der spanisch-französischen und französisch-italienischen Grenze, die weder Gebirgskämme noch Wasserscheiden als „gegebene" Staatsgrenzen anerkannt hat, wird unverrückbaren Begriffen entgegengehalten, daß, was damals in den Pyrenäen und den Seealpen sich ausgeglichen habe, sich heute in den Vogesen vollziehen kann — nach dem einfachen Sätzchen, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei. Mehr aber noch nach dem Gesichtspunkt eines Buches, das wie dieses elsässischen Soldaten gewidmet ist, für deren „Soldatengeist es ein unerträglicher Gedanke sei, daß das eigene Haus nicht verteidigungsfähig ist". Die vor- und überlauten Rücksichten auf die Psychologie anzugliedernder oder grenzkorrigierter Volksteile aus fremden Staaten dürfen sich einmal für die natürliche Schutzvorstellung des eigenen Volkes an der Westgrenze rücksichtslos betätigen.

Mit dem deutschen Wahn vom „Vogesenwall" räumt Hauptmann Kiesel schon im ersten Teil tüchtig auf. Dieser Vorstellung sind nicht bloß Autoritäten, sondern leider auch die verschleppten Elsässer hart hinterm „Grenzbollwerk" zum Opfer gefallen. Es traf nur ein, was die französische Militärgeographie nie verschwiegen und die deutsche sich nicht verhehlt hat: der Steilabfall der Vogesen gegen die Rheinebene und ihre allmähliche Abdachung gegen Frankreich hat den französischen Einfall erleichtert, ja herausgefordert, die deutsche Verteidigung oder die Vertreibung des Feindes aber unmöglich gemacht, oder nur mit schweren Opfern zu erlangen. „Kein einziger Vogesenpaß war in deutscher Hand" — es bedarf nur noch der späteren Vorstellung, wie die aus öderen Grenzbezirken kommenden Franzosen schon immer die Verlockung der Landschaft empfinden mußten, die von den Kammhöhen aus vor ihnen lag: „schwerlich findet sich zum zweitenmal in Europa eine Grenzlinie, die sich dermaßen zur Agitation eignet" —, um zu fassen, wie durch die heutige Grenze militärische und politische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten mit völkischen Reizungen zusammentrafen, die auf deutscher Seite wertvolles Blut und Vertrauen gekostet und auf französischer die eine Welt in Bann schlagende Frage nach Elsaß-Lothringen gezüchtet haben. Was bald nach dem Frankfurter Frieden den Eingeweihten klar war — der im nächsten Krieg mit Frankreich gewisse „Zusammenbruch des deutschen Grenzsystems", wie er im August 1914 erfolgte — das sieht jetzt ganz Deutschland; die militärische Geschichtsschreibung der Vogesenkämpfe darf nur nachschreiben, was hier als Memento gesagt ist: „Ehre den tapferen Truppen, die dort erlagen, Ehre den Führern, die an der unlösbaren Aufgabe scheiterten."

In dem Grenzland zwischen der Mosel und den Hochvogesen — französisch ursprünglich richtig „le Vosge" genannt — und den zur Rheinseite niedergehenden Tälern laufen jahrhundertelang dem mächtigen Strom der großen geschichtlichen Kämpfe deutschen Kaisertums, französischer Königsgewalt und lothringischen Herzogsrechts die vielen Bäche und Rinnsale ortsbedeutsamer Ereignisse und Entfaltungen zu. Auch um die „Hochweiden des Münstertales" und den „Vogesenstaat Romberg (Remiremont)", die des zweiten und dritten Teiles Inhalt sind, gehen, ins Winzige versickert, die letzten Strömungen weltgeschichtlicher Begebenheiten. Lothringische Fürsten und elsässische Herren, Abt und Äbtissin vornehmer Reichsstifte, Bürger und Bauern der Täler und nicht zuletzt Hirten und Melker der Hochweiden stehen und fallen um die Notdurft des täglichen Lebens wie um das Recht der Entwicklung mit dem Eigensinn erprobten Willens, ja mit Größe, mitten zwischen den herrischen und oft zügellosen Ansprüchen von Königen und Reichen. Von

der Zeit fast der ersten Rodung an über Dreißigjährigen Krieg und Ludwig den Vierzehnten bis zu den zerschlagenen Hoffnungen der deutschen Befreiungskriege lebte im Bergland der Vogesen jener Kampf der Staaten fort in dem Beharrungstrieb an uralter Überlieferung, an wirklichem und vermeintlichem Recht. Noch kurz vor dem Kriege zittert das in „Grenzkonflikten" der Melker droben auf den Hochweiden nach; als er ausbrach, mußten nochmals und wieder Hirten und Herden büßen für die höheren Warten, von denen aus man die Grenzverhältnisse zu überschauen — im Wortsinn — gewohnt war. Aber es wäre lange nicht das erste Mal in der Weltgeschichte, daß mit Hirten und Herden eine ihrer neuen Epochen begonnen hat.

Aus unbegreiflichem Dunkel tritt im Petershüttly-Buch auch ein Kampf ans Licht, der den Deutschen, die das Lied vom Andreas Hofer singen und, Schillers Tell im Herzen, in der Schweiz die alten Eidgenossen suchen, den Widerstand *eines* elsässischen Tales gegen das große Frankreich zeigt. Er hat an heldischer Einfalt und Treue zu Heimat und ererbter Sitte kaum seinesgleichen. Bauern und Hirten der Hochvogesen, „vom Deutschen Reich trotz aller Treue verlassen", schworen gegen brennendes Unrecht sich zu Verteidigern des Heimattales, setzten 1727 zu Münster den König von Frankreich als ihren Herrn ab und erlagen, wenig Tage später, tapfer streitend der Übermacht. Die Münsterer hatten sich nicht an Kaiser oder König gehalten, sondern an ein in der Hauptsache ungeschriebenes Gesetz: an die für das Leben der Vogesen hüben wie drüben unerläßliche *Einheit* von Wirtschaft, Handel und Verkehr. Der Einheitlichkeit jener Vogesenlandschaften, die ein Grenzstrich zerschnitt, gilt die sorgsame Kleinarbeit des Verfassers. Er gibt die kulturelle und die wirtschaftliche Geschichte von Tal und Hochland nur mit der Sicht auf ihre Untrennbarkeit und Zusammengehörigkeit, die er eben aus ihrem Verfolg gewonnen hat. Von den Rodungs- und Weideanfängen bis zu der nun im Krieg wieder einmal vernichteten Bodenkultur der jüngsten Zeit, dem auf fast dreißigtausend Stück berechneten Viehbestand der Almen, der auf einige Hundert gesunken ist: Opfer um Opfer, die vom elsässischen Volkswohlstand der schlechten Grenze gebracht werden mußten. „Wir wollen den Münsterern niemals vergessen, wie sie sich gegen die welsche Geierkralle tapfer und trotzig, tollkühn und verzweiflungsvoll gewehrt haben." Und fordern daher, was schon Ostpreußen fordern durfte, eine Grenze, die Schutz und Schirm ist — im Namen der Elsässer, die unter des Reiches Fahnen gestritten und geblutet haben.

Dieser Forderung und der Beweisführung für eine neue starke Grenze gehört der vierte Teil, die „Kammkritik". Auf genaue Kenntnis aller Verhältnisse diesseits und jenseits baut sich eine scharfe Verneinung der bisherigen Annahme einer gesicherten Grenze auf. Kiesel gibt die bündigsten Beweise, daß die 1871 gezogene „natürliche" Grenze gar keine Naturgrenze ist. Der „*Frankfurter Kamm*", wie er ihn mit Betonung nennt, „scheidet" weder Land noch Leute. „Der Wasgen ist in der Sprache der modernen Geographie ein geographisches Individuum, eine länderkundliche Einheit." Es wurden, nach geographischem Begriff, „durch den rein willkürlichen Akt der politischen Grenzlegung" Gegensätze von Landschaft und Volkstum erst künstlich geschaffen. „Jedes der elsässischen Täler ist eine Individualität für sich." Daraus wurde fälschlich auf die Grundverschiedenheit des Ganzen geschlossen. Kiesel entnimmt seinen Vergleichungen beider Teile des heutigen Grenzgebietes das entscheidende Urteil: „Gewiß ist das Elsaß eine geographische Einheit, aber die breite Basis der auf Einheit gerichteten Entwicklung liegt in der Ebene. Im Gebirge hat sich ein kraftvolles Sonderleben erhalten, und man wird der reichen Mannigfaltigkeit der Typen nicht gerecht, wenn

man mitten durch das Gebirge längs des Frankfurter Kammes eine unhistorische magische Linie zieht, um die Talbewohner der Thur, Fecht und Bechine zusammenfassen und den ‚französischen' Bewohnern des Mosel-Schlüchtli- und Mörthetals entgegenstellen zu können". Er untersucht aber auch Entstehung und Verlauf der alten politischen Grenzen und kommt zu dem Ergebnis, daß das Gebirge der Fremdherrschaft aus der Ebene trotzte und daß „die Kammgrenze auf den Vogesen ein Pariser Fabrikat von 1790 ist", das nicht allein geographischen und ethnographischen Befunden ins Gesicht geschlagen hat und noch schlägt, weil Deutschland 1871 sich die „alte Departementsgrenze hat gefallen lassen", welche erst die Revolution in ihrer Zerstörungs- und Neuerungssucht geschaffen hatte. Ein Provisorium wurde zum Dauerzustand; die Vogesen dürfen erst die „elsässische Grenzmark" genannt werden, wenn sie wieder eine geographisch-politische Einheit bilden, wenn man „darunter die Gesamtheit des Gebirges einschließlich der Belchenkette am linken Moselufer versteht". Man verstand aber weder die landschaftliche noch die traditionelle Gliederung des Vogesenhochlandes und übernahm ungeprüft die fremde Auffassung, die nicht nur das Kammprinzip, sondern auch das der Wasserscheide gebraucht hatte. Die „schwächliche und passive Grenzpolitik" Deutschlands im Verlauf der jahrhundertelangen Kämpfe brachte auch die Ansicht von der Mosel als eines rein französischen Flusses, gab so ihren Oberlauf preis und vergaß ganz besonders, daß auch die geologische Struktur nicht der Hauptpunkt bei einer Grenzfestsetzung ist; denn die Verteidigungsfähigkeit, ihr oberstes Prinzip, setzt sich noch aus anderen Momenten zusammen. Die große Bestimmung der Grenzlegung ist immer die, eine „Zweckschöpfung" zu sein; nur „Interessenschutz soll Motiv der Grenzpolitik sein". Die Bedingungen des starken Grenzschutzes waren aber bisher nur für Frankreich da. Kiesel stellt nun nach seiner Durchforschung des Grenzgebietes, welcher der Leser mit dem beigegebenen, gut ausgewählten und wirksam unterstützenden Kartenmaterial mühelos folgen kann, für die elsässische Grenze — wohlgemerkt nur für diese — eine neue, noch recht mäßig an Ausdehnung, aber praktisch bedingungslos gedachte Grenze her, die den „Sicherungsgedanken" erst vollenden würde, der schon 1815 bis 1871 die Politik der besten Deutschen erfüllte, von denen namentlich süddeutsche Minister, dann Stein, Lagarde, Moltke und Roon, „der die ‚Westseite' der Vogesen behalten wollte", angeführt sind.

Im letzten Teil steht das moderne Elsaß vor Deutschland da, ein Land, für dessen Grenze nur „wirtschaftspolitische und militärische Faktoren entscheidend sind". Militärisch ergeben die Ausführungen Kiesels, daß bei der Gestaltung der Vogesen die „bisherige Grenze auf dem Frankfurter Kamm eine falsche Front hat". Er übernimmt die Penckschе Auffassung von der Bedeutung der Engtäler, nicht der Kämme, für eine Gebirgsgrenze, die Penck für das österreichisch-italienische Grenzgebiet begründet hat. Der „Überlegenheit der französischen Vogesenstellung" durch ein nur nach strategischen Rücksichten ausgebautes Straßen- und Eisenbahnnetz läßt sich deutscherseits kein Gegengewicht, ja nicht einmal die einfachste Vorbedingung zum Schutze gegenüberstellen. Die Franzosen besitzen aber noch mehr als jenseits der Vogesengrenze die uneinnehmbar gemachte Festung Epinal mit ihren Forts; sie beherrschen von den wichtigsten Punkten aus taktisch den ganzen Kamm und können auch dadurch die strategische Vorhand benützen, die ihnen Belfort und das obere Moseltal bieten. „Das Ziel der Grenzänderung muß sein, die Gewalt der Offensive einzuschränken." Die „Frontière militaire", der einzig und allein die französische Sorge gilt, liegt auf dem linken Moselufer; wir sind daher genötigt, die Grenze so zu verlegen, daß wir „auf dem Südwestabhang der Vogesen eine

widerstandsfähige Stellung bekommen". Wirtschaftspolitisch tritt die Wichtigkeit einer Grenzkorrektur ebenfalls verlangend in Erscheinung. Für Landwirtschaft und Industrie bilden „die Hochtäler diesseits und jenseits der Mosel-Ill-Wasserscheide mit ihren gleichartigen Lebensbedingungen eine geschlossene wirtschaftsgeographische Einheit; die wirtschaftliche Entwicklung dieses einheitlichen Territoriums vollzieht sich unter elsässischer Führung". Der Frankfurter Friede schnitt Lebensadern, nicht nur Beziehungen entzwei; die alten Ursprungsgebiete müssen wieder vereinigt werden. Das bedeute keine Sonderinteressenvertretung, doch eine großzügige Staatspolitik, die in erster Linie dafür zu sorgen habe, daß Eisenbahn und Verkehr nicht mehr vor der „chinesischen Mauer" Halt mache, die den altmodisch unerträglichen Verhältnissen im Grenzgebiet so lange Dauer gegeben hat. Die elsässische Einwanderung hat einst dort den „Wasgenwäldlern", Vosges, wie sich die angeblichen Franzosen nennen, Antrieb, Arbeit und Aufschwung gegeben; dies elsässische Wachstum wird nach dem Kriege mit erneutem Elan in die Welt hinausdrängen. Das verkehrspolitische Denken sogar der lothringischen Franzosen wendet sich selbst dem elsässischen Nachbarn zu; die Handelskammer Nancy hat sich bereits 1911 für den Anschluß an die Strecke Flandern—Mittelmeer über Basel statt über Lyon entschieden. Der Weg, das Elsaß in die große Weltverkehrslinie von der atlantischen Küste bis zu den Dardanellen einzureihen, ist gegeben.

In Deutschland aber setzte man dem Verlangen nach den Reichslanden nicht die „Forderung der Mosel—Maas-Linie" entgegen, sondern man ließ von sozialdemokratischer Seite verkünden: „Was französisch ist, soll französisch bleiben." Dem Unfug der ungeschichtlichen und ungeographischen Theorie wurde eine politische Zielrichtung geopfert, die jedenfalls gedämmt und verkürzt haben würde. Für das Grenzgebiet jenseit des Kammes ist aber der Begriff des Franzosentums gar nicht aufrecht zu erhalten. Kiesel bemüht sich immer wieder, durch Schilderung der Bevölkerungs- und Arbeitszustände dieser vorgefaßten Meinung zu begegnen. Das „seelzagende Elsaß" braucht, durch eine feste Grenze gesichert, dann keine „zermürbenden Seelenkämpfe", wie Straßburgs Bürgermeister klagt, mehr zu erleben; auch „das deutsche Volkstum kann", wie es in einer schon 1815 von Hardenberg und Humboldt gepriesenen Denkschrift heißt, „ohne diese feste und durchgreifende Naturgrenze" nimmer wieder zu seiner, besonders durch Frankreichs Einfluß befleckten und getrübten Reinheit gelangen". Über das elsässische Vogesenvorland die Grenze hinauszuschieben, heißt Sicherung des deutschen Aufmarsches auch im Osten, heißt vor allem Wahrung und ungestörter Ausbau des für Deutschland so überaus wertvollen Elsaß mit seinen Naturschätzen, wie Kali und Stickstoff, und seinen Erzeugnissen. Frankreich hat das Stück Land, das künftige Grenze sein soll, nicht nötig, denn es ist von ihm aus nicht in dem Maße zu besiedeln und verwendungsmöglich wie von Deutschland aus, — dennoch will dies reichgesegnete Frankreich nicht von dem elsässischen Kleinod lassen und hat sich mit allen Mitteln dort oben die militärische Übermacht gesichert. Es bedroht heute noch das Rheintal, es besitzt „im Oberelsaß den idealen französischen Kriegsschauplatz", weiß, daß auf der jetzigen oberelsässischen Grenze „nur eine französische, aber keine deutsche Offensive denkbar ist", und schaut nimmermüde nach dem elsässischen Volk aus, dessen Eigenschaften ihm von früher her wohl und glänzend bekannt sind. Frankreich bildet ein Lähmungs- und Unruheelement zugleich für das westliche Deutschland, so lange ihm keine strenge Grenze Halt und Einkehr gebietet, ja, „diese Disharmonie der Vorlandzonen bedeutet für den Frieden des europäischen Kontinents ein Gefahrmoment ersten Ranges".

Ein dauernder Frieden wäre, gerade wegen der Kenntnis des französischen

Volkscharakters, nur durch eine Zone zu erlangen, die „auf die Erregbarkeit des französischen Nationalcharakters wie eine Isolierschicht wirken würde". Kiesel erhärtet sein ganzes Buch durch die Gefahr der heutigen — die Notwendigkeit einer ohne Verletzung des französischen Dünkels vollziehbaren neuen Grenze. Er hat alle Dinge besprochen, die seinem Zweck dienen können, und darf mit ruhiger Zuversicht zum Schluß behaupten, daß „die Hauptzäsur im Leben der Südvogesen nicht der Frankfurter, sondern der burgundische Kamm bildet". Dieser Satz ist Rechtfertigung wie Verantwortung seines Werkes und — er kann beides mit Genugtuung tragen. Er ist wie alle, die heißen Herzens und kühlen Kopfes an vaterländische Dinge herangehen, ein Mahner an die Allzuvielen des unpolitischen Deutschland —: „Die Menschenfreunde aller Nationen, die durch ein internationales Schiedsgerichtsverfahren das goldene Zeitalter des Menschheitsfriedens herbeiführen wollen, dürfen das geographische ABC nicht mit Füßen treten" — und er ist, der Offizier und Jurist, seinen Deutschen auch ein Wecker:

„Nichts ist, daß man den Adler führt,
Wenn man des Adlers Mut nicht spürt!"

* * *

„Johann-Christoph und seine Sendung" [1]).

Als ich über der genannten Anzeige des letzten deutschen Übersetzungsbandes von Rollands „Jean-Christophe" den geachteten Namen Paul Bekkers las, ein weiterer Blick mich dann belehrte, daß fast der ganze Artikel dem Kampf gegen meine angeführte Rundschauarbeit gewidmet war, kam's über mich wie die Verheißung einer sachlichen Aussprache und wirksamen Klärung der Tatsachen, selbst um den Preis prinzipieller Gegnerschaft. Näheres Zusehen aber hat mich bitter enttäuscht: Was da nach den einleitenden Worten, die eine erstaunliche Verkennung der Absicht meiner Arbeit bekunden, wider meine Auffassung vorgebracht wird, ist eine jeder Originalität bare Neuauflage des aus dem Wunsche geborenen Gedankens von der reinen Menschlichkeit des Rollandschen Kulturideals; und mit den Gründen, darauf jener Gedanke selbstgewiß dahergefahren kommt, werden Türen eingerannt, die meine Darlegungen längst weit und bequem geöffnet haben. Es sei gestattet, die Angriffspunkte einzeln vorzunehmen.

Zuvörderst also: Der von Bekker meinen Ausführungen angehängte Vorwurf des Fanatismus geht am Zwecke meiner Kritik vorüber. Es konnte mir natürlich nicht im entferntesten einfallen, überflüssigerweise neuen Haß zwischen zwei Völkern säen zu wollen, die vom Schicksal auf engem Raum nebeneinander geschmiedet sind. Schon deshalb nicht, weil nach meiner erlebten Überzeugung (und jeder, der mit den Franzosen unvoreingenommen eine Zeitlang zusammengelebt hat, wird meine Überzeugung teilen) der Deutsche von heute seinem westlichen Nachbarn zu fraglos überlegen ist, als daß er sich das Kampfmittel des Hasses zu leisten brauchte. Was mir die scharfe Kritik dieses von mir durchaus nicht überschätzten Werkes abzwang (vgl. Seite 58 meines Aufsatzes), war vielmehr der Unmut über den trotz aller Lehren der Geschichte unausrottbaren Hang des Deutschen, die Anerkennung des eigenen Wertes von fremdem Gerechtigkeitsgefühl zu erhoffen, einen Hang,

[1]) Zu Paul Bekkers Artikel in der „Frankfurter Zeitung" vom 28. Februar 1918. Vgl. Band 174, Heft 1 der „Deutschen Rundschau", Januar 1918: „Jean Christophe" und die deutsche Kultur.

dem auch Bekker „unbelehrbar" verfallen ist; der aus dieser Grundstimmung heraus erklärliche, keineswegs nur aus den Kriegsläuften geborene deutsche Riesenerfolg eines fremden Werkes von zweitem Rang; die selbstgefällig-prophetenhafte Verhöhnung deutscher Kulturrückstände, dagegen die heimische Geistigkeit längst einen wechselvollen, im ganzen aber siegreichen Kampf eröffnet hat. Zweck meiner Arbeit war nach alledem, das beim Deutschen immer noch schlummernde echte Selbstgefühl zu wecken, die alte Forderung nach kulturellem Selbstvertrauen, nach Abwendung von schwächlichem Ausländertum gelegentlich einer mißglückten fremden Wertung weithin hallend zu wiederholen, um so am Ausbau jener Charaktereigenschaft jedes großen Volkes mitzuarbeiten, die allein der mißgünstigen Fremde Anerkennung abzuringen vermag. Denn erst muß die werdende deutsche Kultur über die Erde hin unangreifbar fest in der Achtung stehen, ehe sie sich zu bestenfalls zweifelhaften Experimenten vom Schlage der Rollandschen Kultursynthese verstehen darf.

Ich übergehe Bekkers Ablehnung des „Grünen Heinrich" und „Wilhelm Meister" als Vorbilder von Rollands Roman, da sich bei richtigem Lesen meine Feststellung des rein äußerlichen Einflusses mit dem hier gemachten Vorhalt deckt, und wende mich zur „Lauterkeit von Rollands Streben nach einer Mittlerschaft zwischen Deutschland und Frankreich".

Da bitte ich um folgende Überlegung: Grundlage der Lauterkeit alles Strebens ist die klare Einsicht in das Wesen des erstrebten Gegenstandes. Wenn jemand sich wie Rolland erwiesenermaßen (vgl. Seippel, Rolland, S. 175: Rolland war nie längere Zeit in Deutschland) nicht die Mühe nimmt, ein Lebensproblem folgenschwerster Art, wie es doch alle Kulturvermittlung darstellt, selbst durchzuleben, kann man da von Lauterkeit sprechen? — Aber diese Lauterkeit der Absicht sogar zugegeben, was soll eine Kulturvermittlung für das praktische Leben bedeuten, die mit untauglichen Mitteln, auf gänzlich veralteten oder mißverstandenen Voraussetzungen fußend, einem phantastischen Ziel entgegenführen möchte, einem Ziel, das nicht nur durch alle Geschichte, sondern in unserer unmittelbaren Erfahrung durch die Erscheinungen vor dem und während des Weltkriegs in seiner ganzen grotesken Unzulänglichkeit klargelegt worden ist?

Nun zum Kapitel der Musik, die Bekker als Musiker begreiflicherweise besonders am Herzen liegt. Auf die ergötzliche Tatsache, daß ein Kritiker Gefühlsurteile aus seinem speziellen Fache zum Wertmesser von fremden Feststellungen auf Gebieten nimmt, die ihm augenscheinlich fernliegen, ein Verfahren, das schon einen Voltaire zu göttlicher Heiterkeit gestimmt hat, sei nur im Vorbeigehen hingewiesen. („Daß er dabei nicht durchweg überzeugend argumentiert, wurde im Hinblick auf seine Bemerkungen über das deutsche Musikleben bereits festgestellt.")

Was ich Bekker zugeben kann, ist lediglich, daß die Darstellung deutscher Musikverhältnisse, wie sie Rolland bis in die jüngste Vergangenheit ausdehnt (vgl. X, 251), im wesentlichen einmal richtig war. Das Unerträgliche aber ist, daß die Anwürfe dagegen von dem Franzosen zweifellos aus deutschen Musikkritiken und Büchern geschöpft sind: denn der Schriftsteller war zu kurze Zeit in Deutschland, um aus eigener Erfahrung zu reden; daß also alle diese Klagen in Deutschland lange vorher und zum guten Teil mit offenbarem Besserungserfolg erhoben worden sind (auch von Bekker selbst) und nun von einem Ausländer übernommen werden, als wäre er der erste, der Prophet, der hier Erleuchtung bringt. Kein deutscher Musikfreund kann das Vorhandensein dieser Mängel tiefer empfunden und deren Abstellung dringender gewünscht haben als ich, und die Einleitung des Musikabschnittes in meinem Aufsatz gibt davon genugsam Kunde („bei allem Zu-

geständnis vielfacher Mängel" [S. 71]). Aber es sind das so vielfach Mißstände, die in notwendiger Folge eines musikalischen Großbetriebes zutage treten (man vergleiche die Frage der Konzertdirektionen, oder die Operettenschande, die bezeichnenderweise von Rolland kaum gestreift werden). Und steht es einem Ausländer an, diese betrüblichen Nebenerfolge zur Herabsetzung einer beneideten Musikkultur hervorzuzerren, der gegenüber die übrige Welt nur insofern im Vorteil ist, als der Mangel eines großen öffentlichen Musiklebens das Mitauftreten jener Erscheinungen dort unmöglich gemacht hat?

Im übrigen kann ich Bekker nach mannigfacher Erfahrung versichern, daß eine Umfrage unter den ernsten Musikfreunden über den „himmelstürmenden Titanismus" von Brahms (Aufsatz S. 72) meinem Kritiker schwerlich recht geben würde (siehe die beiden Rhapsodien für Klavier, das Schicksalslied, die Symphonien C-Moll und F-Dur, um nur ein paar Beispiele zu nennen; übrigens auch Klingers „Brahmsphantasie"); daß gerade uns „romanisch-sinnenfreudigen" Österreichern im Gegensatz zur Abschätzung des Romanen Rolland die Werke dieses Großmeisters gar der Maßstab elementarer Leidenschaft und glutvoller Innigkeit geworden sind; und daß für mich wenigstens kaum ein Zweifel besteht, Rollands Beziehungen zum Hause Wagner haben hier auf sein Mißurteil abgefärbt; wie ja auch Wagners Abneigung gegen Wien der Rollandschen Kritik österreichischer Musikzustände in seinem „Beethoven" ihre Spitze geliehen hat.

Weiter: „Rolland fehlt, was Toth allerdings nicht bemerkt, die Kenntnis des ‚inneren' Deutschland und der Kräfte, die im vollen Bewußtsein der von ihm gerügten Fehler einer Neugestaltung zustreben."

Hinter jedem Satz meiner Arbeit steht dieser Vorwurf, und es ist mir ganz unerfindlich, wie Bekker behaupten kann, ich hätte diesen Mangel bei Rolland nicht gesehen (vgl. besonders S. 73 f.: Wahrheitsliebe Jean-Christophes). Ja, dieser Vorwurf ist der Angelpunkt meiner gesamten Beweisführung. Nur zählt dieses „innere Deutschland" seine Bekenner seit Jahr und Tag nach Millionen (siehe nur Dürerbund, Werkbund und Jugendbewegung), während das „innere Frankreich" erst lange nach dem „inneren Deutschland" sich zu regen begonnen hat, offenbar und in seinen Einzelerscheinungen nachweisbar von dem „inneren Deutschland" beeinflußt und als Reaktion darauf. (Man sehe nur die Universitäts- und Volkshochschulfragen und vergleiche den französischen Kunstwart, die „Annales Politiques et Littéraires" oder die nationalistische „Revue Hebdomadaire" der letzten zehn Jahre.) In völliger Unkenntnis aber oder wissentlichem Verschweigen der vorbildlichen deutschen Erscheinungen wird von Rolland in seinem Roman eine Verjüngung des Menschengeschlechtes durch französische Neugeburt gepredigt.

Sodann: „Ist es überhaupt statthaft, im Falle Rollands Objektivität in unserem Sinne zu fordern?"

Ich antworte mit der Gegenfrage: Hält mich Bekker wirklich für so kindlich, daß ich Objektivität von einem Ausländer, und gar von einem Franzosen Unvoreingenommenheit allem Deutschen gegenüber erwartete? Auch nach dem Goetheschen Motto am Kopfe meiner Arbeit, auch da ein Leitsatz der Abhandlung diese Tatsache klipp und klar herausgestellt hat: Rolland kann als egozentrischer Franzose gar nicht objektiv sein? (S. 59). Wogegen ich mich gewendet habe, wogegen sich jeder wenden wird, der lange vor dem Kriege schaudernd miterleben mußte, wie die Gier der Ententevölker nach Schwächezeichen des imaginären Gegners ins Krankhafte wuchs, das ist der **Schein** der Objektivität, der aus dem Erleben heimatlicher Verhältnisse durch den vorgeblichen Deutschen Jean-Christophe erfließt, dem die parallele Kritik an zeitgenössischen französischen Zuständen greif-

bare Wirkung gibt und der bei der Weltverbreitung des Werkes unendlichen Schaden stiften muß.

Nun zum Gipfelpunkt von Bekkers Ausführungen: „Toth übersieht in seiner langen Polemik eine Kleinigkeit, die seiner gesamten Beweisführung den Boden entzieht: den Umstand nämlich, daß Rolland zum Helden seines Werkes, zum Träger seiner Zukunftshoffnung, zum Heilsbringer im Sinne des Rollandschen Ideals den deutschen Künstler nimmt, nicht den französischen und erst recht nicht den italienischen."

Dem gegenüber folge man nachstehendem Gedankengang:

Rolland nimmt zum Helden seines Werkes einen deutschen Musiker. Welches nun muß die Genesis dieser bei einem Franzosen zunächst erstaunlichen Tatsache gewesen sein? — Rolland ist von Haus aus Musikschriftsteller, beherrscht dieses Gebiet mit der bei einem Franzosen überhaupt möglichen Gründlichkeit, während ihm die übrigen Künste ferner liegen, wie die nur allgemein dichterische Betrachtung der französischen bildenden Kunst, besonders aber das Schweigen über das zeitgenössische deutsche Kunstleben und die Verhöhnung des deutschen Ungeschmacks beweisen. Welterlösung durch die bildende Kunst also, die bei der Bedeutung dieser französischen Kulturäußerung die Wahl eines französischen Helden gerechtfertigt hätte, kam für den Schriftsteller nicht in Betracht. Nur auf musikalischem Gebiet durfte er nach diesen Voraussetzungen hoffen, seinen Versuch einer Erneuerung des Menschengeschlechtes von einigem Erfolg begleitet zu sehen: Soweit dieser Versuch überhaupt Erfolg haben konnte, denn der Gedanke, einen Künstler, gar einen Musiker, den nervösesten, unberechenbarsten von allen Künstlern, zum Träger der Menschheitsidee zu machen, und nicht einen Tatsachenmenschen voll ruhig wirkender Kraft, war von vornherein verfehlt. Aber weiter: Diese Prämissen einmal festgestellt, wo anders als in Deutschland konnte Rolland diesen Christophorusstarken Helden seines Romans finden, als bei den Deutschen, deren Musik ihm, dem Schüler der Meysenbug, dem modischen Anbeter Wagners, immerhin als die beachtenswerteste erscheinen mußte? Hätte er einen der schwächlichen französischen Musiker wählen und sich so der angesichts der offenkundigen Kräfteverhältnisse doppelt gefährlichen Lächerlichkeit eines direkten französischen Messianismus aussetzen sollen? Oder gar einen Vertreter der italienischen Musik, die er geradeswegs als schamlose Unkunst wertet? Wollte er seinen Roman überhaupt ins Leben setzen, so blieb ihm keine andere Wahl. — Dieses von den Umständen erzwungene Zugeständnis nun hat der Franzose im Schicksal des Helden reichlich wett gemacht; ja es ist der höchste Triumph eben des überlegenen Franzosentums, daß der Genius Johann-Christophs in dem Deutschland des Romans meteorgleich ohne Umwelt bleibt, daß er gar nicht zur Auswirkung kommt und daß erst die Berührung mit dem französischen Geist die Früchte seiner Begabung überhaupt reifen läßt. Kein Wunder, denn Jean-Christophe ist in Wirklichkeit Vollblutfranzose (V, VI) (vgl. die nationalistische „Revue Hebdomadaire" 1913, 23, S. 95 f.); Frankreich ist sein wahres Vaterland, auf französischem Boden als der wahren Heimaterde legt er sich zum Sterben hin. Von all dem so stolz betonten Deutschtum Jean-Christophes also bleibt letztlich nichts übrig als der Name. Und auch der wird noch wesenloser durch die belgische Abstammung des Helden (Antwerpen I, 57) und durch die Wahl des Schauplatzes seiner Jugend an dem von den Franzosen als keltisch in Anspruch genommenen Rhein. (Letztere Feststellung wäre dem Abschnitt über den Ort des Geschehens, Aufsatz S. 61 hinzuzufügen.)

Dieser ganze Gedankengang ist als mir selbstverständlich in zwei Stellen meiner Abhandlung zusammengedrängt: in den Hinweis, daß Rolland durch musikgeschicht-

liche Studien mit Notwendigkeit auf die deutsche Tonkunst hingewiesen wurde (S. 59) und in die Zergliederung des in Wahrheit vollblütig französischen Charakters dieses „Deutschen" (S. 72 ff.). Bei genauerer Lektüre meiner Arbeit also hätte Bekker sehen müssen, daß Johann-Christophs „Deutschtum" im Grunde gar kein Problem bedeuten kann. Und er hätte sich die Mühe gespart, meiner „gesamten Beweisführung den Boden zu entziehen".

Die Anklage „gewaltsam herausgeklaubter und tendenziös aneinandergereihter Scheinbeweise" also, die Bekker zusammenfassend wider mich erhebt, fällt wohl nach diesem Gedankengang, der dem Problem des „Deutschtums" von Jean-Christophe noch kräftiger ans Scheindasein greift, als das mein Aufsatz getan hat, in nichts zusammen. Um so gründlicher als jene Aneinanderreihung von Aussprüchen des Schriftstellers in meiner Abhandlung aus der wohlerwogenen Absicht heraus entstanden ist, in einer Materie, wo eigene, direkte Kritik so leicht als Animosität und Fanatismus ausgelegt werden könnte, den Angegriffenen seine Sache selbst führen zu lassen; und zwar völlig unbeschränkt, denn es ist kaum eine Äußerung über deutsches Leben in dem Roman vernachlässigt worden. Leider scheint diese Vorsichtsmaßregel, wie Bekkers Auffassung beweist, nutzlos geblieben zu sein.

Auch der Vorwurf, nach meinen Darlegungen könnte es scheinen, als erschöpfe sich Rollands Werk mit der Kritik deutschen Lebens, während doch nur ein Drittel des Romans dieser Betrachtung gilt, übersieht meine ausdrücklichen Feststellungen auf Seite 60 und geht vor allem an der Absicht meines Aufsatzes weit vorbei, die dem Titel gemäß nur auf Jean-Christophes Verhältnis zur deutschen Kultur gerichtet war. (Vgl. übrigens den zweiten Leitsatz S. 59.) Die Darstellung des zeitgenössischen Frankreich und Italien in dem Roman wird jeder, der in beiden Ländern gelebt hat, fast restlos zu seiner eigenen machen können; für meinen Aufsatz aber kam sie nur insofern in Betracht, als von dem Erlebnis heimischer französischer Unwürdigkeiten autoritativ auf Parallelerscheinungen in Deutschland geschlossen wird, vornehmlich in politischen Dingen. Welch letztere Tatsache in meiner Arbeit reichliche Berücksichtigung gefunden hat (S. 75 ff.)

Was aber soll man zu Bekkers Behauptung sagen, „das Verbrechen Rollands bestehe für mich darin, daß er nicht nach dem Beispiele etwa eines Chamberlain sein eigenes Volkstum verleugnet und das Heil der Welt von den Deutschen allein erwartet"? — Aus welcher Stelle meiner Ausführungen geht hervor, daß ich das Heil der Welt von den Deutschen allein erwarte? Klingt nicht gerade jener „hochpathetische Warnungsruf" am Schlusse meines Aufsatzes in die Verheißung aus: „Dann werdet ihr neben den Herren der Erde hinschreiten, gebend und nehmend bis in den Dämmer der Zeiten, und der Vielklang der Völker wird zusammenstimmen zum reinsten Hymnus auf die Menschheit"? Also neben und nicht als Götter vor den Herren der Erde, ihnen endlich gleichberechtigt, bei allem verschwenderischen Schenken reichliche Gegengaben empfangend, den Chor der Völkerstimmen lenkend mit der Kraft und dem Geschick des Kapellmeisters. Die lateinischen Völker, darüber ist für den Eingeweihten gar kein Zweifel, **haben** der Menschheit bereits alles gegeben, wessen ihre besondere Begabung fähig war, mit einer Ausschließlichkeit und Rücksichtslosigkeit der Selbstbehauptung, die nur in der Ungestörtheit der Kulturen des Ostens, in der Vollendung griechischer und römischer Lebensform, in der Tyrannei der englischen Weltzivilisation von heute ihre Vergleichsgegenstände besitzt. Einer Ausschließlichkeit aber, die jedem, der geschichtlich denken kann, zur Evidenz beweist, daß in aller großen Kultur sich nur eine ausgesprochene Volksbegabung ungestört ausleben muß, daß ein Kulturkonglomerat ein Unding ist, dem Untergang geweiht im Kampfe der widerstrebenden Teile. Die

Deutschen allein unter den großen Völkern des Westens, sie, in der Anlage das kulturschöpferischste der Völker, sind trotz Goethe, Kant und Beethoven bislang vor lauter Synthese mit fremder Lebensformung noch überhaupt zu keiner eigenen Gesamtkultur gekommen. Seit zwanzig Jahren endlich ist als Frucht der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte eine verheißungsvolle Kultur im Werden: die einzig gesunde Synthese des Tatmenschen (bisher etwa in der Völkerwanderung oder zur Gründerzeit allein wirksam) und des „Träumers" (Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg) zu jenem hoffnungsstarken „inneren Deutschland", dessen Vernachlässigung mir Bekker zum bitteren Vorwurf macht und das doch aus jedem Satz meiner Arbeit nach Erlösung ruft. Soll diese junge Verheißung durch den Rückfall in den Nationalfehler der Deutschen, die Fremdmannssucht, abermals im Keim erstickt werden? Schon mehren sich die Zeichen der Gefahr, etwa im Schmuckproblem des Kunstgewerbes. Rollands Werk aber ist im Grunde und unbewußt das eindrucksvollste Geständnis eines Romanen, daß es mit der eigenen Kultur allein nicht mehr weiter geht, es ist eine Art Abwehr der übermächtig herandringenden fremden Kulturkraft und nach alten Mustern der Versuch, sie durch Verschmelzung mit der eigenen dekadenten Feinheit zu paralysieren. — Darum Hände weg! bis das Werdende zur gesunden Frucht herangereift ist. Scheidung besonders von Kultureinflüssen des westlichen Nachbars, der alle deutsche Lebensgestaltung noch zu Tode gesegnet hat.

Im Anschluß daran erledigt sich auch der weitere erstaunliche Vorhalt Bekkers: „Niemals ist es ein Zeichen von Kraft gewesen, eine fremde Kultur aus Angst um die Bewahrung nationaler Eigenart geringschätzig abzuweisen und als minderwertig hinzustellen."

Hier sei es mir aber außerdem gestattet, dem Gedächtnis meines Kritikers ein wenig nachzuhelfen: Auf Seite 68 meines Aufsatzes wird er einen Hymnus auf die französische bildende Kunst finden, die einzige, die der Menschheit wirklich Dauerndes zu geben hat, wie er ihn auch bei einem französischen Nationalisten nicht volltönender erwarten könnte. Aber eben weil ich die französische Luxuskultur der Vergangenheit in ihrer Art so hoch schätze, weil deren Aufpfropfung auf deutsches Wesen solchen Unsegen gestiftet hat, erhebe ich abermals jenen „fanatischen" Ruf nach Scheidung. Und diese französische Kunst war groß, solange sie sich in unbekümmertem natürlichen Wachstum der Menschheit aufdrängte. Das aber hat sie zu jeder Zeit getan, sie versucht es wieder einmal verschleiert mit Rollands Roman (vgl. „Revue Hebdomadaire" 1912, 23, S. 93 ff.), am ausschließlichsten aber tat sie's im sogenannten Zeitalter des Kosmopolitismus, dem achtzehnten Jahrhundert, das in Wahrheit lediglich die französische Wesensart zur Weltherrschaft berief. — Für das wirre Umhertappen freilich der heutigen französischen Zivilisation kann der ruhige Beobachter nur ein Achselzucken übrig haben. Verächtliche Abweisung aber für die tiefe Unwahrheit, den Schein des französischen Lebens, der in der Selbsttäuschung eines Rolland noch ihren sympathischsten Ausdruck findet und der nach den Erfahrungen des Krieges von 1870 dem Franzosen Amiel das Wort von der französischen „Lüge" entrungen hat (Journal II, 111/185).

Endlich die Kunde von dem „inneren Frankreich", die uns Rollands Werk bringt, und die ethische Bedeutung seines Romans.

Die Beleuchtung dieses völlig im Schatten lebenden Teiles der französischen Nation dürfen wir uns gefallen lassen, aber nur mit Neugierde wie die Vorführung eines Kuriosums. Das „innere Frankreich" hat vor dem Krieg nicht die Kraft aufgebracht, sich aus dem tödlichen Jammer aller mittleren Lebensführung dieser Nation zur Achtung emporzuringen, es hat zu Beginn des Kampfes trotz

besserer Einsicht fast lächerlich versagt, soweit es nicht mit jähem Stimmungswechsel ins Lager der ärgsten Kriegshetzer hinübersprang; und diese schwächlichen Verzichter oder impotenten Hasser sollten wir „als positive Größe in die Rechnung der Menschheitszukunft einstellen" dürfen?

Dem ethischen Wert des Romans aber wird folgende Überlegung am nächsten kommen: Welches ist der Werdegang aller zur Wirksamkeit bestimmten Ethik? Daß sie von den Wirklichkeiten des erlebten Lebens ausgeht und daraus alle Richtlinien des Handelns ableitet. Wie kann es danach einem Deutschen einfallen, Rollands Werk in seiner ethischen Bedeutung hochzuschätzen, da als Grundlage künftiger Verständigung der deutsche Volkscharakter darin gewaltsam verzerrt, das lebendige Zukunftshoffen gerade der Besten unter uns, auf denen das Schicksal der Nation im tiefsten beruht, ignoriert oder lächerlich gemacht wird? Nur ein Übermaß der sprichwörtlichen deutschen Langmut und des verlorensten Idealismus kann zu dieser Selbsttäuschung führen. Wir aber weigern uns, durch Selbsttäuschung die deutsche Zukunft zu gefährden.

Karl Toth.

Aus Kurlands Befreiungstagen. Kriegserlebnisse eines Kurländers. Von Hanns Dohrmann. Berlin-Steglitz, Fritz Würtz.

Die Literatur über Kurland ist in den letzten drei Jahren — als unmittelbare Folge der glänzenden deutschen Waffentaten im Osten — recht beträchtlich angewachsen. Neben den meist aus baltischer Feder stammenden Arbeiten historischen, geographischen, politischen und wirtschaftlichen Inhalts haben auch viele Reichsdeutsche, die als Offiziere und Soldaten im feldgrauen Ehrenkleide ins Land kamen, ihre dort empfangenen erfreulichen Eindrücke in zahlreichen feuilletonistischen Skizzen und Flugschriften wiedergegeben. Unter der reichen Fülle dieser Schriften verdient das kleine Buch des Kurländers Hanns Dohrmann deshalb besondere Beachtung, weil es in der Gesamtheit seiner subjektiven Eindrücke für den in Jahrhunderten gefestigten, wahrhaft deutschen Geist der Bewohner des alten Herzogtums ein beredteres Zeugnis ablegt, als lange historische und politische Erörterungen es vermöchten. — Die ersten Kapitel behandeln die schwülen Tage, die dem Kriegsausbruch unmittelbar vorausgingen, die Kriegserklärung, die ganz unerwartet wie ein Donnerschlag auf den immer noch, trotz aller russischen und lettischen Hetzereien, idyllischen Frieden des „Gottesländchens" wirkten, und den ersten Kanonendonner am 2. August 1914, der alle Kurländer halb erschreckt, halb hoffnungsfreudig aufhorchen ließ. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt aber in der Schilderung der Zeit vom Mai bis zum August 1915, in der sich die glückliche Wiedervereinigung des ehemals deutschen Landes mit dem Deutschen Reiche vollzog. Die bewegteste und aufregendste Zeit für den Verfasser und seine Angehörigen, wie für alle Bewohner des südwestlichen Kurlands, war der Mai, als die schneidigen deutschen Reiterscharen nach der Eroberung Libaus nach Osten und Norden vorzurücken suchten, sich aber mitunter zeitweilig vor den Kosaken wieder zurückziehen mußten. Was die von barbarisch wilden Kosaken und gehässig zum Deutschtum stehenden Letten umgebenen Kurländer dieser Gegend in dieser Zeit innerlich und äußerlich durchzumachen hatten, das wird sehr lebendig und anschaulich, zum Teil in herzbewegender Weise geschildert. Und über allen diesen, in Furcht und schwerer Sorge, dann wieder in jubelnder Hoffnung zitternden Menschenherzen blaut beständig der lachende Himmel des kurischen Frühlings mit seiner frischen, duftigen Schönheit, die der Verfasser als anmutigen Rahmen für die großen Ereignisse zu verwenden weiß. Erst als die deutschen Truppen gegen Mitau vorrückten, konnten die nach Süden zum „Feinde" geflüchteten Kurländer und deutschen Bauernkolonisten zu ihren verlassenen Heimstätten zurückkehren. — Die sehr hübsch geschriebenen Erinnerungsblätter bieten nur einen kleinen Ausschnitt aus den persönlichen Erlebnissen und Stimmungen einer kurischen Familie, die aber im Sturmeswehen der großen Zeit für den Einzelnen zu einem wahrhaft großen und unvergeßlichen Erlebnis werden. — Wenn noch im März dieses Jahres im Reichstag vom Abgeordneten Haase das — freilich nur ihn selbst herabsetzende — Wort fallen konnte: „Die Balten haben ihr deutsches Herz erst entdeckt, als ihr Geldbeutel in Gefahr kam", wenn weite Kreise über die wahre Stimmung der Kurländer noch so schlecht unterrichtet sind, muß die Lektüre eines solchen, aus einem warm empfindenden deutschen Herzen kommenden Buches um so dringender empfohlen werden. *ρδ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andrejew. — Das Joch des Krieges. Roman. 183 Seiten. (Europäische Bücherei.) Zürich, Max Rascher.

Arrasschlacht. — Aus den Kämpfen vor Arras 1917. Herausgegeben von der Feldpressestelle des Feldheeres. 84 Seiten. Lille, Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 1918.

Below. — Die Bedeutung der Reformation für die politische Entwicklung. Von G. v. Below. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 9. Band. 1918. Heft 1. 38 Seiten. Leipzig und Dresden, B. G. Teubner.

Berger. — Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich. Von Karl Berger. 364 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1918.

Berzeviczy. — Ungarn. Land und Volk, Geschichte, Staatsrechte, Verwaltung und Rechtspflege, Landwirtschaft, Industrie und Handel, Schulwesen, wissenschaftliches Leben, Literatur, bildende Kunst. Mit einem Vorwort von Berzeviczy. 471 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Bettelheim. — Ein biographisches Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josefs I. Vortrag, gehalten am 12. April 1918 zum Besten der Kriegspatenschaft im Festsaal der nied.-öst. Handels- und Gewerbekammer zu Wien. Von Anton Bettelheim. 38 Seiten. Wien und Leipzig, Carl Fromme G. m. b. H. 1918.

Borchardt. — Internationale Sozialisten Deutschlands. Demokratie und Freiheit. Eine Untersuchung über das parlamentarische System und seine Wirkungen in den westlichen Kulturstaaten. Heft 3: Frankreich. Von Julian Borchardt. 38 S. Berlin, Buch- und Zeitschriften-Verlagshaus Georg Sturm.

Bötte. — Kant und der Krieg. In gemeinverständlicher Darstellung von Lic. Dr. W. Bötte. 62 Seiten. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). 1918.

Braun. — Ostpreußen-Chronik. Kriegsbilder aus den beiden Russeneinfällen in den Jahren 1914/15 von G. Braun, Superintendent in Angerburg (Ostpreußen). Mit Buchschmuck von Prof. Kurt Liebich in Gutach. 311 Seiten. München und Leipzig, Otto Nemnich.

Buber. — Mein Weg zum Chassidismus. Erinnerungen von Martin Buber. 28 Seiten. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten und Loening. 1918.

Carlyle. — Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Von Thomas Carlyle. Sechs Vorlesungen. Erste deutsche, vom Verfasser autorisierte Uebersetzung von J. Neuberg. 5. Auflage. Mit einer Einführung von Walter von Molo. 584 Seiten. Berlin, R. v. Deckers Verlag. 1917.

Charmatz. — Österreich als Völkerstaat. Von Richard Charmatz. 92 Seiten. (Österreich Bücherei. Herausgeg. von der österreich. waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Prof. Dr. R. v. Waltstein. 3. Bändchen.) Wien und Leipzig, Carl Fromme G. m. b. H.

Christian-Albrecht-Universität. — Die Feier der Grundsteinlegung für das neue Haus des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel, Kaiser-Wilhelm-Stiftung am 9. Februar 1918. Die Reden und Ansprachen. 103 Seiten. Kiel 1918.

Dopsch. — Österreichs geschichtliche Sendung von Dr. Alphons Dopsch (Österr. Bücherei. Herausgeg. von der österreich. waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Prof. Dr. R. v. Waltstein. 1. Bändchen. 95 Seiten. Wien und Leipzig, Carl Fromme G. m. b. H.

Dyck. — Der Herr Revisor. Russische Kulturskizzen von Siegfried Dyck. 62 Seiten. Konstanz a. B., Reuß und Itta.

Ebrard und Liebmann. — Johann Konrad Friedrich, ein vergessener Schriftsteller. Von Friedrich Clemens Ebrard und Louis Liebmann. Mit 18 Abbildungen. 329 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1918.

Emin. — Die Türkei. Von Achmed Emin. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben.) 92 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Engelhardt. — Die Weltpolitik der Vereinigten Staaten von Washington bis Wilson. Von Emil Engelhardt. 48 S. Hamburg, F. W. Vogel. 1918.

Feld. — Anti-Dumping, Prämienklausel und Ausgleichzölle als weltwirtschaftliche Kampfmittel gegen fremdländische Ausfuhrbeförderung. Von Dr. Wilhelm Feld. 51 Seiten. Tübingen, J. C. P. Mohr (Paul Siebeck). 1918.

Feulner. — Lille. Ein Führer durch die Baudenkmäler der Altstadt von Adolf Feulner, Leutnant d. L. Mit 100 Abbildungen. 183 Seiten. Lille, Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Februar 1918.

Findeisen. — Heimwege. Geschichten aus dem Erzgebirge und dem Vogtland von Kurt Arnold Findeisen. 73 S. Konstanz a. B., Reuß und Itta. 1918.

Flandernschlacht. — Aus der Flandernschlacht 1917. Kriegsaufsätze, herausgegeben von der Kriegspressestelle beim Generalstab des Feldheeres. 208 Seiten. Lille, Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Februar 1918.

Flex. — Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg. Von Walter Flex. 122 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Franke. — Albrecht Dürers Zeichnungen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Willibald Franke. 112 S. Leipzig u. Berlin, Grethlein u. Co. G. m. b. H.

Grießbauer. — Die Lüge vom Eroberungskrieg. Von Ludwig Grießbauer. 16 Seiten. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten und Loening. 1918.

Günther. — Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre (bis 1788). Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Dr. Carl Günther. 280 Seiten. Aarau, H. R. Sauerländer und Co. 1918.

Haberlandt. — Die nationale Kultur der österreich. Völkerstämme. Von Prof. Dr. M. Haberlandt. (Österreichische Bücherei. Herausgegeben von der österreich. waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Prof. Dr. v. Waltstein. 2. Bändchen.) 96 S. Wien u. Leipzig, Carl Fromme G. m. b. H.

Hamsun. — Knut Hamsuns gesammelte Werke. In 10 Bänden. Band I: Hunger, Roman. Mysterien, Roman. 516 Seiten. München, Albert Langen.

Harms. — Das Königliche Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel, Kaiser Wilhelm-Stiftung. Vierte, anläßlich der Feier der Grundsteinlegung für das neue Haus des Instituts veranstaltete Ausgabe von Bernhard Harms, o. Prof. a. d. Univ. Kiel u. Direktor d. Instit. f. Seeverkehr u. Weltwirtschaft.

Haupt. — Hessische Biographien, in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert herausgegeben von Hermann Haupt (Band I. Lieferung 4. Arbeiten der historischen Kommission für das Großherzogtum Hessen.) 220 Seiten. Darmstadt, Großh. Hessischer Staatsverlag. 1918.

Hepner. — Heinrich von Treitschke. Das Werden des Kämpfers und Historikers. Von Fritz Hepner. 57 Seiten. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1918.

Höffner. — Die Hohenzollern und das Reich. Von Johannes Höffner. 204 Seiten. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse).

Huber. — Im Reiche der Pharaonen. Von Michael Huber. O. S. B. Erster Band mit 37 Bildern. Zweiter Band mit 17 Bildern und einer Karte. (Aus aller Welt. Eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde.) 271 u. 240 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Flanderns Erwachen.

Von einem Vlamen.

Flandern erwacht.

Seit drei Jahrhunderten lastet die schwere Hand der Fremdherrschaft auf unserm Volke. Spanier, Österreicher, Franzosen sind bis 1815 seine Herren gewesen, selten gerechte, aber auch dann noch immer Herren. Von 1815 bis 1830 war es vereinigt mit den Niederlanden, seine glücklichsten Tage in dieser langen Zeit, bis die Wallonen mit Hilfe von französischen Truppen 1830 sich durch eine revolutionäre Farce in den Besitz des Landes setzten, das den Decknamen Belgien erhielt. Von nun an diente es wallonischen Vögten zu versteckter Ausbeutung und völkischer Unterdrückung. Das Germanentum sollte ausgerottet werden. Moralisch, seelisch schien diese Aufgabe, die sich das Welschtum in Belgien gesetzt hatte, nahezu gelungen; aber das germanische Blut in den Adern unseres zähen Stammes und sein Kindersegen — ungeachtet der großen Säuglingssterblichkeit — haben bisher verhindert, daß die Vlamen mit romanisch-keltischen Wallonen an dieser alten Völkergrenzscheide in einem Mischvolke von Belgiern untergingen.

Dieser zu verlogenen Zwecken mißbrauchte Deckmantel, dieses künstliche, widernatürliche Gebilde muß verschwinden, sollen anders die tausend Fang- und Saugarme welscher Kultur unschädlich gemacht werden, die die Seele des vlämischen Volkes schmarotzerhaft umspannt halten. Ein freies, selbstbewußtes Flandern will erstehen auf dem immer noch jungfräulichen Boden seiner uralten Kultur. Das Schwergewicht dieser Erkenntnis ist nicht mehr aufzuwiegen, seit der Blick des Staatsmannes und des in die Tiefe forschenden Gelehrten in das Dunkel eingedrungen ist, in das die lichtlose letzte Vergangenheit Vlamland einhüllte.

Es ist etwas Erhebendes um ein wiedererwachendes Volk, das so lange dumpf und stumpf vor sich hingebrütet hat. Nicht daß es ihm seit 1830 an Männern gefehlt hätte, die seine Belange im belgischen Parlament vertraten. Aber da saßen Parlamentarier und keine Persönlichkeiten, die zum Herzen des Volkes sprachen. Sie waren diplomatische Mittler zwischen Vlamen und Wallonen, Kompromißler, die sich mit Gesetzen zufrieden gaben, sofern sie nur auf dem Papier standen, aber keine Männer mit feurigen Zungen, die den heiligen Geist dieser Gesetze über unser Volk ausgossen. Vertreter waren es des ausgleichenden Volksgedankens im gemeinsamen Staate Belgien. Was aber dem Vlamentum seit Jahrhunderten gefehlt hatte, waren jene streitbaren

Mannen, die in der Güldensporenschlacht 1302 die Welschen zum Lande hinausjagten, nachdem ihre dornigen „Goedendags" den französischen Rittern die Köpfe zerschmettert hatten. Nur Männer von Glut und Blut wären befähigt gewesen, die vlämische Volksseele wachzurütteln.

Erst im Kriege sind sie auferstanden mit Stimmen wie klingendes Erz, mit der Redegewalt und Überzeugungskraft von Propheten. Voran Domela Nieuwenhuis Nyegaard, der aufrechte Protestant niederländisch-dänischer Herkunft, der mit der Unerbittlichkeit des Fanatikers kämpft, der starrgläubige Seelsorger, der so stark und zuversichtlich an Flanderns Erlösung glaubt wie an Gott und Himmelreich. Dann Gustaaf Vermeersch, die schlanke, edle Dichtergestalt mit den zarten, leidenden Gesichtszügen des durchgeistigten Vlamen aus dem Volke. Diesen beiden Männern der Feder gesellten sich Dr. Borms, die Glocke von Flandern, wie er im Volksmund heißt, und der urwüchsige René De Clercq, Dichter und Volksmann aus einem Guß. Diese wahren Propheten unsres Volkes erkannten, jeder auf seine Art, mit visionärer Kraft, daß Gott den Vlamen in höchster Not seinen schützenden Beistand lieh: Deutschland sollte der berufene Schirmherr stammverwandten Vlamentums werden. Der große Augenblick des Handelns war gekommen. Auf nichts als den reinen Herzensgrund ihrer vlämischen Heimatliebe gestellt, vom eigenen Volke unverstanden, von abtrünnigen welschgesinnten Vlamen als Verräter gebrandmarkt, ihrer harterrungenen Lebensstellung im belgischen Staatsdienste enthoben, brotlos in heiligster Seelennot begannen diese selbstlosen Männer kraft innerer Berufung ihr läuterndes Werk der Aufklärung, der Sammlung zum Streite. Feurige Worte der Begeisterung warfen sie wie Brandfackeln unter die Menge, die in immer stärker anschwellenden Versammlungen ihnen zuströmte. Domelas Kampfschrift: „Flandern frei!", die vom heiligen Feuer der Begeisterung durchglühten Aufsätze von Vermeersch, De Clercqs schmetternde Heroldsrufe zündeten an allen Ecken des Landes. Wo es noch mutige, treuvlämische Männer und Frauen gab, entfachten sich die Herzen an den Liedern, Schriften und Reden der Führer, die alle diejenigen, welche noch ohne Zagen für das nationale Programm einzutreten wagten, unter die Fahne der Jungvlamen vereinigten. Flandern stand in Flammen! Endlich, nach dreihundertjähriger Versklavung, begann der vlämische Mittelstand zum Selbstbewußtsein zu erwachen. Ein jungfrischer Hauch vergangener Größe wehte durchs Land, die alten herrlichen Tage von Brügge und Kortrijk, von Gent und Antwerpen wurden wieder lebendig.

Der Löwe von Flandern begann seine Glieder zu recken.

Noch freilich hing der schwere Himmel der Vorkriegstage über dem Lande, der wie bleierner Schlaf auf Leib und Seele lastete:

Finster, verdrossen dräuen Belfriede im Lande,
und der Beliaard dröhnt noch immer das Lied deiner Schande:

„Mutter Flandern, wo klappert dein hölzerner Schuh,
kauert dein greises Haupt, labt dich erbettelte Ruh?

„Träumst, dich rühmte noch immer im Kreise der Länder
jedes als schönste der Frauen, üppig und sinnengefällig,
fröhlich beim schäumenden Weine, herbe und doch so gesellig,
köstlich dein lockendes Lächeln, prunkvoll die samtnen Gewänder.

„Denk es, o Mutter, wie du dem Welschen verfallen,
wie er dich lüstern umschlang, gierig mit teuflischen Krallen.

„Ach, du wurdest zur Hure, Mutter, am ärmlichen Herde,
Bastarde wurden die Kinder, Belgier auf vlämischer Erde!"

Waren die Vlamen doch vor dem Kriege bereits in einen solchen Zustand des Verfalls geraten, daß das Volk kaum etwas ahnte von der Größe seiner einstigen Kultur und in seinem versklavten Bewußtsein keine Hoffnungen in eine bessere Zukunft zu setzen wagte. In einer derart abgestumpften Seele läßt sich kein patriotischer Stolz erzeugen, kein Gefühl des eigenstarken Blutes, das ewig fortzeugend in der kommenden Generation die Zeiten der Schmach überwindet, aufs neue lernt, die Überlieferungen der Väter zu pflegen, sich daran zu erbauen und neue Kulturwerte zu schaffen, volkswirtschaftlich neue Taten zu vollbringen.

Den Propheten des flandrischen Gedankens ist es wahrlich nicht leicht geworden, sich im Chaosschwalle des Krieges Gehör zu verschaffen. Sie stießen vor allem auf Gleichgültigkeit, die nur durch den starken Willen überzeugter Persönlichkeiten zu überwinden war. Noch schwieriger war es, der von Kindesbeinen an gepflegten Anbetung des belgischen Götzen entgegenzuwirken, der viel Ängstliche und Schwachmütige unter den stammestreuen Vlamen nicht absagen mochten. Am schwierigsten aber war der Kampf gegen die Französischgesinnten, die Franskiljons, denen ihre vlämische Abkunft als etwas Erniedrigendes gilt, die lieber ihr lächerliches Französisch wie Kieselsteine im Munde führen, anstatt ihr reines, edles, erdgewachsenes Vlämisch zu sprechen, stark an ursprünglicher Bildkraft und reich an schönen, ausdrucksvollen Worten. Dieser Kampf gegen die Abtrünnigen, die heute, wie vor dem Kriege, das belgische Mäntelchen um ihre welsche Gesinnung hängen, als empfänden sie noch eine letzte Spur von Scham, den Verrat am eigenen Volkstum vor den Augen der Welt ganz zu entblößen — der Kampf gegen diese Entarteten wurde mit einer Leidenschaft auf beiden Seiten geführt, die den elementar-einfachen Gedankengang der Jungvlamen vor den Augen der deutschen Behörden in eine große Sturmwolke hüllte. Die Jungvlamen wurden als Ideologen verschrien, ihr Programm, das selbstverständlichste von der Welt, als Blasphemie gebrandmarkt.

Wie aber ein gesundes Geschlecht sich schließlich zum Nachteil eines entarteten durchsetzt, so dringen gesunde, auf dem Volkstum beruhende Ideen

allmählich doch zum Ziel. Der sonnige flandrische Gedanke überstrahlt schon heute den künstlich gezüchteten belgischen. Die stille Arbeit vlämischer Gelehrter, welche die Dichter und Sprachgewaltigen unermüdlich sekundierten, hat Frucht getragen. Deutsche und vlämische Männer der Wissenschaft reichen sich hier die Hände.

Die am Anfang des dritten Kriegsjahres zu Gent eröffnete Universität, die heute schon eine Belegschaft von über vierhundert aufweist, rechtfertigt das Vertrauen in die Lebensfähigkeit des jungvlämischen Gedankens. Und dieser, ein Zeugnis reifster Selbstbesinnung und elementarer Einfachheit zugleich, gründet sich auf dem unbeirrbaren Instinkt des aufsprießenden Geschlechts: keine Konzessionen mehr, keine Halbheiten und künstliche Geburten, kein Belgien, keine Personalunion von Flandern und Wallonei, sondern ein auf absolutes Vlamentum gestellter Staat Flandern.

Dem jungen, aufstrebenden Volksstaat ein gesundes, natürliches Wachstum zu gewährleisten, hat die deutsche Regierung als eine ihrer vornehmsten Pflichten bekannt:

„Das Deutsche Reich wird bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun, was dazu dienen kann, die freie Entwicklung des vlämischen Stammes zu fördern und sicher zu stellen." (Der Reichskanzler, März 1917.)

Es darf nicht befremden, daß die Anhänger des jungvlämischen Programms vorläufig noch in der Minderzahl sind. Wer sich hierauf beruft, um die Notwendigkeit der Wiederherstellung Belgiens daraus abzuleiten, verkennt, daß es sich um ein erwachendes Volk handelt, das unter welschem Joch zu unmündigem Helotentum herabgesunken war. Nur wenige waren noch imstande, sich gegen die Menschenunwürdigkeit ihrer Lebensbedingungen aufzulehnen. Die Masse, zum Arbeitsvieh erniedrigt, vegetierte, stumpf und unempfindlich für die eigenen Belange, in hilfloser Verzweiflung dahin. Und die belgische Regierung tat noch ein Übriges, sie systematisch in Unwissenheit zu halten und seelisch verblöden zu lassen. Nur so konnte es gelingen, die Stimme des Blutes vorübergehend zum Schweigen zu bringen und ein Viermillionenvolk in einen künstlichen Haß gegen das große Brudervolk hineinzutreiben.

Das Schicksal hat es gewollt, daß der Deutsche als Feind nach Flandern kam; aber eine gütige Wendung hat ihn zum rettenden Arzt werden lassen. Die von der deutschen Verwaltung getroffenen Vorkehrungen beginnen segensreich zu wirken. Um den wirtschaftlichen Tiefstand zu heben, wo er noch vorherrscht — die bäuerische Bevölkerung ist zum Beispiel im Kriege zum größten Teil wohlhabend geworden —, werden die von den welschen Vögten geschaffenen Einrichtungen, die zu Verarmung des Volkes führen mußten, mit den rechtmäßigen Ansprüchen der Vlamen in Einklang gebracht. Mit der welschen Mißwirtschaft hört die ärgste Bedrückung des Volkes auf. Ein freies Flandern ist also Voraussetzung für eine gerechtere

Verteilung auch der irdischen Güter. Wird die Schulbildung, die dem einfachen Manne bisher nicht in seiner Muttersprache, sondern höchstens in einer fremden und, weil sich nur wenige diesen Luxus leisten konnten, meist überhaupt nicht geboten wurde, erst durchgeführt (womit der Anfang gemacht ist), so wird auch er fähig sein, leitende Stellungen einzunehmen, ja sogar, weil er zuverlässiger ist, den Vorzug genießen. Bisher war der Vlame gerade gut genug zum Kuli in Bergwerken und zum kleinen Pächter. Die niedrigste Arbeit fiel ihm zu. Als Pächter wallonischer oder selbst französischer Landeigentümer — der verwelschte vlämische Adel besitzt einen größeren Teil des Bodens nur um Brügge und Antwerpen — wurden ihm die Daumenschrauben der stets nur kurzfristigen und seit den letzten Jahrzehnten dauernd steigenden Pachten angesetzt. Hierdurch verlor er jedes Interesse, den Boden intensiv zu bewirtschaften. Die einzige landwirtschaftliche Versuchsstation, in Gembloux bei Lüttich, war französisch. Die Universität Gent hat sich mit diesen wichtigen Fragen seit ihrer Begründung eingehend beschäftigt; es steht zu erwarten, daß sie bereits heute für die himmelschreienden Mißstände Abhilfe weiß und die Ausarbeitung eines staatswirtschaftlichen Planes in allen Einzelheiten erwogen hat. Leider entbehrt sie noch des intensiven Gedankenaustausches mit den deutschen Universitäten. Das gegenseitige Verständnis der beiden Völker würde sich dadurch erweitern und vertiefen lassen. Sollte eine innigere Verbindung durch die Lage der Stadt Gent im Etappengebiet erschwert sein, so wäre eine Milderung der unvermeidlich einschränkenden Post- und Zensurbestimmungen hier in Erwägung zu ziehen.

Niemals wird die Unterstützung eines fleißigen und noch immer gesundblütigen Volkes vergeblich sein. Wird die vlämische Industrie, die Landwirtschaft und der Handel durch zweckentsprechende Vorkehrungen geschützt — und dieses ist die allerwichtigste Maßnahme zur Regeneration des durch Raubbau entwerteten Landes —, so kann ein wirtschaftliches Emporblühen Flanderns zu eigenem und zu Deutschlands Nutz und Frommen nicht ausbleiben. Zwei Aufgaben vornehmlich müssen in nächster Zukunft in Angriff genommen werden. Erstens die Einbeziehung Flanderns in den deutschen Zollverein, um es von der Wallonei unabhängig zu machen; eine drakonische, aber notwendige Maßregel. Um die geschäftliche Verbindung zwischen Flandern und der Wallonei aufrecht zu erhalten und die bisherigen engen Beziehungen nicht abrupt zu stören, dürfte für die Übergangszeit ein Zollausgleich gefunden werden. Auch sollte ein ähnlicher Transitverkehr von dem wallonischen Lande nach der Hafenstadt Antwerpen ins Auge gefaßt werden, wie er vor dem Kriege zwischen Deutschland und Antwerpen bestand und grundlegend für alle anderen diesbezüglichen Einrichtungen in der Welt wurde. Die Einbeziehung in den deutschen Zollverein würde erst dem wirtschaftlichen Aufstieg des Landes die Grundfeste geben. Die andere Lebensader, die zu schaffen wäre,

besteht in dem bisher von der belgischen Regierung absichtlich vernachlässigten Ausbau der Verkehrswege von Antwerpen und Gent nach Deutschland. Neue viergleisige Bahnlinien müssen in gerader Linie Antwerpen mit dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet verbinden. Die schon seit bald einem Jahrhundert geplante Donau-Rhein-Wasserstraße sollte endlich Ereignis werden. So wäre das Aufblühen eines freien Flanderns unter deutschem Schutz keine Chimäre. Aber selbst wenn es Chimäre sein sollte, so wäre schon die Entwelschung Grund genug, die Bürgschaft für ein freies Flandern zu übernehmen. Es darf dem deutschen Staate nicht mehr gleichgültig sein, ob vier Millionen Vlamen in Zukunft Sklaven der Entente bleiben oder nicht. Solange aber ein Belgien besteht, solange französisch gesinnte Vlamen, die den wohlhabenden Kreisen angehören, die immer Deutschenfeinde und Verächter ihres eigenen Stammes sein und bleiben werden, in Flandern das Regiment ausüben, das heißt die Macht des Geldes dazu mißbrauchen, die Masse des Volkes zu knechten, solange wird, trotz der gutgemeinten, aber dann nicht mehr streng durchzuführenden Verwaltungstrennung, sich kein unverfälschtes Vlamentum frei entwickeln können. Hindernis einer solchen Entwicklung sind auch gewisse Kaufmannsfamilien deutscher Abstammung, hinter deren welsche Gesinnung niemals das kleinste Fragezeichen gesetzt worden ist. Die Jungvlamen bezeichnen diese „Deutschen" stets als Franskiljons und warnen vor deren welschgerichteten Ansichten, die ein Aufblühen des vlämischen Volkes aus Gründen verhinderten, die bereits bei ihren belgischen Gesinnungsgenossen gekennzeichnet wurden. Auch in Deutschland selbst gibt es manche Mischehen mit belgischen Frauen, die von alten Vorurteilen gegen die Vlamen so stark belastet sind, daß ihnen jede nüchterne Beurteilung vlämischer Belange abzusprechen ist.

Und noch eines erfüllt die Jungvlamen mit ernster Besorgnis: Werden sie auf Deutschlands militärischen Schutz gegen innere Feinde rechnen dürfen, solange Flandern noch kein Heer aus der erst heranwachsenden, stammgetreuen Generation stellen kann? Ist Frieden geschlossen, so strömen von allen Seiten, hauptsächlich aus Frankreich, England und den Niederlanden, die geflüchteten Belgier nach Flandern zurück. Es ist kein Geheimnis, daß es zwischen ihnen und den Jungvlamen und Gesinnungsgenossen zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kommen muß, wenn das deutsche Besatzungsheer allzuzeitig aus Flandern zurückgezogen würde. Es wird daher Vorsorge zu treffen sein, daß den von Deutschlands Sendung überzeugten Vlamen — und ihre Anzahl ist ständig im Wachsen begriffen — die schützende Hand so lange gewährt wird, bis sie ihrer entraten können.

Würde sich das hier angedeutete jungvlämische Programm in gemeinsamer Arbeit mit der deutschen Regierung ausführen lassen — und es bestehen keine triftigen Gründe, weshalb dieses Erlösungswerk aus langjähriger Unterdrückung nicht restlos zu Ende geführt werden sollte —,

so wäre das machtvoll ins Leben drängende vlämische Nationalbewußtsein nicht wieder zu hemmen und einzudämmen. Auf seiner fürsorglichen Pflege beruht nicht weniger als auf der Entwelschung die Kraft des kommenden Geschlechtes, dem die große Aufgabe obliegt, mit seinem angeborenen Fleiß und Unternehmungsgeist das Erbe zu verwalten, das ihre Väter in schwerer Zeit erworben haben. Handel und Wandel können bei ausreichendem Schutz und Anlehnung an das Deutsche Reich als gesichert erscheinen; eine leistungsfähige vlämische Industrie würde sich im limburgischen Kempenland zur Hebung seiner ungeheuren Kohlenschätze anbauen, die über das nahe gelegene Antwerpen unter billigen Frachtsätzen zur Ausfuhr gelangen oder zur Versorgung der transatlantischen Dampfer Verwendung finden würden. Der Landwirt würde durch den Segen des Annuitätensystems langsam Eigentümer seines Pachtlandes werden und eigen Grund und Boden bestellen können, um seinen Stolz, seine Treue zur Scholle zu nähren und das Erträgnis seiner Ernte durch liebevollere Bewirtschaftung zu steigern. Die Arbeiterkinder unter vierzehn Jahren wären dann nicht mehr verdammt, in den Fabriken bei einem Sklavenlohn körperlich und seelisch zu entarten. Man wird sie wieder aus der Schule lärmen hören und sich an ihren hellen Stimmen ergötzen. Es wird wieder Herzensfreude und Herzensglück unter dem Volke herrschen, nicht wie jetzt nur an vereinzelten Kirmestagen; die Kindersterblichkeit mit ihrem entsetzlichen Umfange von 20 bis 25 v. H. bei Kindern unter einem Jahr wird nicht mehr Ströme von Muttertränen entfesseln. Die altberühmte Fruchtbarkeit der vlämischen Frauen wird einem starken, stolzen Geschlecht das Leben schenken, das den alten, guten Namen der Vlamen wieder zu Ehren bringt.

Deutsches Volk, in deine Hand ist es gegeben, einen Bruderstamm zu retten. Verschließe sie nicht — du zerdrückteſt damit die einzige Hoffnung von Tausenden in trüber Zeit —, sondern öffne sie weit und laß ihr Segen entströmen in Zukunft und Ewigkeit!

Propaganda und Kriegsziele.

Von

Philipp Hiltebrandt.

Über das Ergebnis unserer Auslandspropaganda braucht man nicht viel Worte zu verlieren: es ist trotz aller auf diesem Gebiete gemachten Anstrengungen nahezu gleich Null. Wenn man für dieses negative Resultat mangelnde propagandistische Begabung und Erfahrung, ungenügende Organisation und beschränkte Wirkungsmöglichkeiten verantwortlich gemacht hat, so berühren diese Anklagen gewiß wichtige Punkte, aber den Kern der Sache treffen sie nicht. Eine Propaganda, die stoßkräftig und wirksam sein soll, bedarf vor allem positiver und klarer Grundgedanken, die zu einem in sich geschlossenen System vereinigt sein müssen. Ein solches kann aber immer nur von der leitenden Stelle des Reiches selbst aufgestellt und verkündet werden. Nur dann vermag die für den Erfolg absolut notwendige Einheit des Gedankens und der Aktion hergestellt und den Grundsätzen der deutschen Politik ein wirksames Echo im Ausland verschafft werden. Auch in der Politik ist die strategische Führung das Entscheidende: versagt sie, dann sind die Propagandastellen und Zeitungen, mögen sie auch noch so geschickt und eifrig arbeiten, nur imstande, taktische Arbeit zu leisten und lokale Erfolge zu erringen, aber niemals einen politischen Feldzug zu gewinnen.

Es bedarf heute kaum der Erwähnung mehr, daß sich die deutsche Politik in dieser Hinsicht nicht auf der Höhe der gestellten Aufgabe gezeigt hat. Es wäre ungerecht, wenn man deshalb die deutsche Diplomatie, wie schon mehr gewohnheitsmäßig und gedankenlos geschieht, in Grund und Boden verdammen wollte. Betrachtet man heute die ungeheuren Rechenfehler, die von den russischen, französischen, englischen und italienischen Staatsmännern ohne Ausnahme beim Beginn des Krieges durch ihr Eintreten für Serbien und in seinem Verlaufe durch Ablehnung des deutschen Friedensangebotes gemacht worden sind, zieht man ferner die Tatsache in Betracht, daß Deutschland infolge seiner eingekreisten Lage und seiner gewaltigen ökonomischen Entwicklung sich von vornherein in einer schwierigen diplomatischen Position befand, deren verhängnisvolle Wirkung sich vor allem in der Frage der Kriegserklärungen zeigte, so wird man in diesem Punkte vielleicht objektiver denken. Um in dieser ungünstigen politischen Lage der Entente gewachsen zu sein, mußte die deutsche Diplomatie sich den feindlichen Staatsmännern nicht nur ebenbürtig, sondern um ein Vielfaches überlegen erweisen, wenn sie nicht, wie es im August 1914 der Fall war, von vornherein das Spiel verlieren wollte. So aber konnte das harte Urteil Platz greifen, die deutsche Diplomatie habe es weder verstanden, den Frieden zu erhalten noch den Krieg zu führen. In der Zeit

des Friedens übersah sie im Juli 1914 die Gefahr eines nahen Krieges, und nach dem Ausbruch des Krieges dachte sie beständig an das Kommen eines baldigen Friedens. Mochten die angelsächsischen Staatsmänner eine auch noch so brutal-deutliche Sprache führen, sie glaubte immer von neuem an die Möglichkeit einer Verständigung mit England. Sie verkannte die historische Tatsache, daß England, einmal im Kampf, alle seine Kriege mit Aufbietung aller Mittel geführt und nicht eher geruht hatte, bis der Gegner zerschmettert am Boden lag. Nachdem einmal die ungeheure Katastrophe entstanden, in der es sich um Existenz und Zukunft mächtiger Staaten handelte, war es ein völlig aussichtsloses Unternehmen, das Feuer durch gütiges Zureden löschen zu wollen. Die Entente, aus imperialistisch-kapitalistischen Regierungen zusammengesetzt, war ihrer Natur nach gar nicht in der Lage, den Krieg vorzeitig zu beendigen, ehe sie nicht die Eroberungsziele aller ihrer Teilnehmer durchgesetzt hatte. Denn sie bildete einen durch expansiv-annexionistische Pläne zusammengeführten Zweckverband von im übrigen miteinander vielfach im Interessengegensatz stehenden Mächten, der mit dem Zweck auch den Verband aufgegeben hätte und schon aus diesem Grunde ein auf der Basis des Status quo ante gemachtes Friedensangebot als eine gefährliche Falle ansehen mußte. Durch die gemeinsamen Ideale der Demokratie zusammengehalten und im Besitz von den Mittelmächten unendlich weit überlegenen Machtmitteln, mußte die Entente ihre Sache zu einem vollständigen Siege führen, wenn sie die bereits vor dem Kriege in den Augen ihrer Völker infolge ihrer politischen und sozialen Unfähigkeit vielfach kompromittierte kapitalistische Demokratie nicht vollends diskreditieren wollte. Es war deshalb unschwer zu erkennen, daß die feindlichen Kapitalisten- und Advokatenregierungen nicht eher die Waffen niederlegen würden, ehe sie nicht, durch äußere Schläge oder innere Umwälzungen zur Ohnmacht verurteilt, dazu genötigt wurden. Nicht bei den feindlichen Regierungen, sondern allein bei den von ihnen geleiteten und verleiteten Völkern konnte der Sache des Friedens freie Bahn gebrochen werden. Jene mußten deshalb mit allen Mitteln einer militärischen und politischen Kriegsführung rücksichtslos bekämpft, diese aber durch ein großzügiges deutsches Programm für einen dauernden Frieden gewonnen werden.

Die von der deutschen Regierung aufgestellten Formeln waren aber beinahe ausschließlich für den inneren Gebrauch zur Erhaltung und Stärkung der inneren Einheit des deutschen Volkes berechnet. Sie haben im wesentlichen diese Aufgabe erfüllt, und alle von seiten der Entente mit Hilfe einer raffinierten Propaganda unternommenen Versuche, durch eine Spaltung der deutschen Nation ihren Widerstand zu brechen, sind gänzlich ergebnislos verlaufen, und sie haben häufig das Gegenteil vom Erstrebten erreicht. Für eine erfolgreiche Einwirkung auf das neutrale und das feindliche Ausland erwiesen sich diese Formeln als viel zu unzulänglich und zu schwach. Die Formel vom Verteidigungskrieg, so richtig sie objektiv in jeder Beziehung auch war, krankte an dem Fehler, daß Österreich Serbien und Deutschland

Rußland und Frankreich den Krieg erklärt hatten. Während die Entente die äußeren Tatsachen für sich hatte, mußte Deutschland einen komplizierten und verwickelten Indizienbeweis antreten, der schon, weil er zu spät kam, auf die in ihren falschen Anschauungen bereits verhärtete öffentliche Meinung des Auslandes keine Wirkung mehr ausübte. In ihren Augen blieb Deutschland der Schuldige am Weltkrieg. Infolgedessen war auch die Sicherungsformel wertlos. Die Gegner antworteten auf diese Forderung mit der Frage: Sicherungen gegen wen? und für wen? Gegen die „friedlichen" Völker der Demokratie für die Vergewaltiger des kleinen und unschuldigen Serbiens und Belgiens? Nicht die Mittelmächte, sondern die Entente hat „Wiederherstellungen, Wiedergutmachungen und Sicherheiten" gegen ein ähnliches „Attentat und Verbrechen" des deutschen Militarismus zu verlangen. Die Forderung Bethmann Hollwegs, daß der Friede auf Grund der „Kriegskarte" abgeschlossen werden müsse, gab dann den Feinden Gelegenheit, zu erklären, daß Deutschland einen Frieden der Gewalt, nicht aber der Gerechtigkeit wolle. Das Friedensangebot vom Dezember 1916 mußte infolgedessen im Ausland ganz wirkungslos bleiben. Es galt der Entente als der klare Beweis dafür, daß Deutschland am Erfolge der „rohen Gewalt" verzweifele, und es wurde als der plumpe Versuch der deutschen Diplomatie hingestellt, durch eine „Friedensoffensive" die Entente zu trennen, um auf diese hinterlistige Weise ihre Vergewaltigungspläne durchführen zu können. Diese Mißerfolge führten schließlich zum Sturze Bethmann Hollwegs und zur Friedensresolution des Reichstages. Sie bedeutete an sich einen erheblichen Fortschritt, hatte aber das doppelte Mißgeschick, daß sie vor allem im Hinblick auf Rußland zu spät kam und daß sie durch die bekannte Wendung des Reichskanzlers Michaelis: „Wie ich sie auffasse," entwertet wurde.

Nach seinem Abgange versuchten Kühlmann und Czernin den Frieden durch eine Anlehnung an die politische Terminologie Wilsons zu erreichen, und Graf Hertling nahm die vier Sätze des amerikanischen Präsidenten im Prinzip an. Unschwer vermochten die Staatsmänner der Entente ihren Völkern die Überzeugung beizubringen, daß es sich bei dieser politischen Wendung der Mittelmächte lediglich um ein „Manöver", eine „Falle" handele und daß ihre Zustimmung zu den Grundsätzen der Demokratie mit der Reservatio mentalis „Wie ich sie auffasse" gegeben sei. Das Ergebnis war somit wiederum gänzlich negativ, und Graf Hertling erhielt auf seine Rede vom 24. Februar nicht einmal eine offizielle Antwort.

Dieser vollkommene Mißerfolg der Politik der Mittelmächte lag nicht nur an dem bösen Willen der feindlichen Regierungen, er lag zugleich in der Natur der von den Mittelmächten aufgestellten Formeln selbst. Während die Entente es meisterhaft verstanden hatte, ihre Ziele scheinbar mit den großen Zukunftsinteressen der Menschheit, der dauernden Sicherung des Weltfriedens und der Selbständigkeit der Nationen in Einklang zu setzen und sie dadurch äußerlich mit einem idealistischen Gewande zu umgeben, hatten die

deutschen Kriegsziele für die öffentliche Meinung des neutralen und feindlichen Auslandes etwas Egoistisches, nüchtern Materialistisches, Unklares und beschränkt Defensiv-negatives. Infolge ihrer rein defensiven und politisch zaghaften Haltung konnten die Mittelmächte als schuldbewußt und infolge ihrer Forderungen nach realen militärischen Garantien als militaristisch-gewalttätig hingestellt werden, während ihre Unbestimmtheit in den Zielen sie in den Ruf der Hinterhältigkeit brachte. Was im übrigen von der deutschen Publizistik an Kriegszielen aufgestellt wurde, lieferte der feindlichen Propaganda geradezu die Anhaltspunkte für ihre deutschfeindliche Agitation in die Hand. Das in vieler Hinsicht unglücklich gewählte Wort „Weltpolitik", der unsinnige Ausdruck „Alldeutschentum" und die falsche Übersetzung des Verses „Deutschland über alles" gaben zusammen mit der dröhnenden Art, mit der die deutsche „Weltpolitik" eingeleitet wurde, die Basis für die überall geglaubte törichte Beschuldigung ab, Deutschland strebe nach der Herrschaft über das Weltall. Der „kontinentale Zusammenschluß", obwohl er nach der Idee seiner Anhänger auf der Verständigung der europäischen Nationen beruhen sollte, verschaffte den englischen Staatsmännern immer wieder die Gelegenheit, Deutschland napoleonische Pläne unterzuschieben. Mitteleuropa aber, das einen Schutz gegen den geplanten Wirtschaftskrieg der Entente bilden soll, stellt, wenn es zustande kommt, nach seiner geographischen Lage mit seinen hundertfünfzig Millionen militärisch am meisten organisierten Menschen das mächtigste Staatengebilde der Erde dar. Allein schon das Phantom eines solchen Staatenbundes von Hamburg bis Bagdad trieb und hielt, wie man aus der Januarrede Wilsons ersehen kann, die Entente zusammen und beunruhigte die nichtgermanischen Völker der mit Deutschland verbündeten Staaten, die einer deutschen Vorherrschaft noch abgeneigter gegenüberstehen, als einer russischen.

Die negativen Ergebnisse der deutschen Politik drohten die innere Einheit des deutschen Volkes in Frage zu stellen. Es kam zu erregten Auseinandersetzungen zwischen den sogenannten Alldeutschen und den Anhängern der Reichstagsresolution, die noch durch den Kampf um die Wahlrechtsfrage verschärft wurden. Die Argumente der Mehrheitsparteien zerschellten an dem harten Vernichtungs- und Eroberungswillen der Ententeregierungen, der in der höhnischen Abweisung jeder noch so ehrlich gemeinten deutschen Friedensabsicht zum Ausdruck kam. Die Reden Lloyd Georges, Clemenceaus und vor allem die von abgrundtiefer Heuchelei durchtränkten politischen Sermone Wilsons lieferten den sogenannten Alldeutschen einen geradezu unerschöpflichen Agitationsstoff und verschafften ihnen selbst in nicht nationalistisch gesinnten Kreisen der öffentlichen Meinung Deutschlands die Oberhand.

Es ist nach den gemachten Erfahrungen klar, daß die verstockte, durch humane Phrasen und Spiegelfechtereien nur schlecht verhüllte Gewaltpolitik der Entente allein durch zweckentsprechende Mittel erfolgreich bekämpft werden kann. Während die uns feindlichen Völker den Krieg mit ganzer Seele und haßerfüllter Leidenschaft führen, haben die unvergleichlichen Erfolge unserer

Waffen das deutsche Volk dazu verleitet, am Kampfe mehr passiv teilzunehmen und jeden Stillstand im Siegeslauf sorgenvoll bereits als Mißerfolg zu betrachten. Um einen baldigen Frieden zu erhalten, muß Deutschland sich moralisch und materiell auf einen Krieg von langer Dauer einrichten, und es darf keine Unruhe, geschweige denn Erregung hervorrufen, wenn über seine scheinbar unabsehbare Länge pessimistische Prophezeiungen laut werden. Den Angelsachsen ist nur mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Zielbewußtsein unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel beizukommen. Jede Äußerung oder Handlung, die als Schwäche ausgelegt werden kann, muß künftighin unterbleiben, denn sie wirkt nach den gemachten Erfahrungen kriegsverlängernd. Die Hoffnung der Ententeregierungen, das deutsche Volk durch endlose Verlängerung des Krieges schließlich zur Unterwerfung zu zwingen und der materialistische Glaube der Gegner, daß die Übermacht des Materials und der Zahl die Oberhand über den Geist und die Organisation behalte, muß den Feinden gründlich genommen werden. Ein Volk, das mit den großen Siegen über die Russen, Serben, Rumänen und Italiener in vier Jahren des Weltkrieges mehr militärischen Ruhm zu verzeichnen hat, als die Franzosen in vier Jahrhunderten, und das gleichzeitig im Westen einer doppelten Übermacht an Menschen und der dreifachen an Material siegreich zu widerstehen vermochte, vermag, wenn es seine Kräfte auf eine Front konzentrieren kann, niemals niedergeworfen zu werden. Wenn die eingekreisten und von aller Welt abgeschnittenen Buren sich drei Jahre lang gegen eine zehnfache englische Übermacht zu behaupten imstande waren, so muß eine Besiegung der kriegsgewohnten und von genialen Feldherren geführten deutschen Heere als ganz ausgeschlossen gelten, selbst wenn die Entente mit Hilfe der Amerikaner in ein bis zwei Jahren eine doppelte Übermacht zur Verfügung hätte. Die Gefahr einer Aushungerung oder des Versiegens der Rohstoffe darf als überwunden gelten, nachdem der ganze Osten sich für Deutschland aufgetan hat und zu friedlicher Arbeit übergegangen ist. Da die Ententeregierungen um Vernichtungs- und Eroberungsziele, die Mittelmächte aber lediglich um ihre Existenz kämpfen, so sind sie die Sieger, wenn es ihnen gelingt, sich in einem in der Geschichte unerhört dastehenden Kampfe gegen die ganze Welt zu behaupten. Die weiteren Schläge, die die Ententeheere erhalten werden, verfolgen nur das Ziel, den Ententeregierungen die Aussichtslosigkeit ihrer Pläne vor Augen zu führen, denn es kann niemals die deutsche Absicht sein, die ganze Entente, die sich aus drei Weltstaaten, zwei Großmächten und etwa zwanzig kleineren Mächten zusammensetzt, niederzuwerfen, und es spricht nur für die Achtung, die die Feinde vor Deutschland haben, wenn sie ihm einen derartigen gigantischen Plan unterlegen. Im übrigen vermehrt der Unterseebootskrieg die Kriegskosten der Entente derartig, daß sie, selbst wenn die Zahl der erbauten Tonnen die versenkten erreichen sollte, eines Tages auch von den reichsten Nationen nicht mehr getragen werden können.

Ist Deutschland nach seiner glänzenden militärischen Position im Notfalle in der Lage, sich strategisch auf die Defensive zu beschränken, so muß es auf dem Gebiete der politischen Ideen unter allen Umständen die Offensive ergreifen. Dazu bedarf es eines klaren und positiven politischen Programms, das der Lage, den Traditionen und den großen Zukunftsinteressen des deutschen Reiches entspricht, eines Programms, das alle Parteien des deutschen Volkes in seinem Rahmen vereinigt und das den feindlichen Regierungen die Vorwände zur Fortsetzung des nutzlosen Kampfes nimmt, wenn sie sich nicht selbst mit ihren Prinzipien in Widerspruch setzen wollen. Ein solches Programm kann niemals ein imperialistisches sein; dem steht allein schon die geographisch-politische Situation Deutschlands entgegen. Ein deutscher Imperialismus hätte die unbedingte Sicherheit Deutschlands auf dem Kontinent zur Vorbedingung, und sie wäre nur durch eine deutsche Hegemonie über Europa fest zu begründen. Eine deutsche Vorherrschaft in irgend welcher Form aber werden die europäischen Staaten niemals freiwillig anerkennen, und mit Gewalt läßt sie sich auf die Dauer selbst durch Errichtung eines Two powers standard zu Lande nicht aufrecht erhalten. Ferner aber: zur See führt der Weg zum Weltmeere und den überseeischen Kolonien an den britischen Inseln vorbei, die durch ihre geographisch-strategische Lage Deutschland in der Nordsee verriegeln. Ein deutscher Imperialismus wäre somit dann erst mit Sicherheit durchführbar, wenn England zuvor niedergeworfen und in deutsche Abhängigkeit gebracht wäre. Ein solches Ziel liegt außerhalb der deutschen Zukunftsinteressen: denn es würde zu unendlichen Kriegen führen, nachdem England sich in die Arme Amerikas geworfen und dafür die Kräfte des neubegründeten amerikanischen Militarismus für sich gewonnen hat. Beschritte Deutschland die Bahnen des Imperialismus, es würde die Völker des Kontinents mit England und dieses mit den Vereinigten Staaten für immer zusammentreiben und damit die Einheit Europas für immer zerstören. Die Verantwortung für eine derartig törichte Politik kann kein deutscher Staatsmann übernehmen.

Ebensowenig läßt sich ein imperialistisches Programm mit den geschichtlichen Traditionen des deutschen Volkes vereinigen. Die Deutschen traten in die Weltgeschichte ein, indem sie das Imperium des alten Roms zertrümmerten und die Bahn frei machten für die Entstehung und Entwicklung der europäischen Nationen. Mit Recht konnte deshalb schon Montesquieu sagen, die Freiheit Europas sei in den germanischen Wäldern erwachsen. An dem Unabhängigkeitssinn der Deutschen sind die universalen Pläne der mittelalterlichen Kaiser wie der römischen Päpste nacheinander zu Grunde gegangen. So oft in der Neuzeit der Versuch zur Gründung einer Weltherrschaft gemacht wurde, ist er am deutschen Volke gescheitert. Das spanische Weltreich Karls des Fünften, die Universalmonarchie Ludwigs des Vierzehnten und das Empire Napoleons des Ersten sind unter deutschen Schlägen zusammengesunken.

Andererseits hat die deutsche Nation zu schwer und zu nachhaltig unter den imperialistischen Bestrebungen ihrer Nachbarn gelitten, um fremden Völkern

ihre Herrschaft aufzudrängen. Viermal im Laufe von zwei Jahrhunderten wurde in der Neuzeit der Boden Deutschlands, jedes Mal auf mehrere Jahrzehnte, der Schauplatz europäischer Kriege. Mehrere Male war Deutschland in Gefahr, das Schicksal Polens zu erleiden und unter die fremden Mächte aufgeteilt zu werden. Die Mündungen seiner großen Ströme und die Grenzgebiete seines nationalen Bodens gingen ihm verloren, und sie konnten nur zum Teil nach langen und schweren Kämpfen wieder gewonnen werden. Dem deutschen Volke fehlt auch die psychologische Voraussetzung für einen starken Imperialismus, das Bewußtsein von seiner eigenen Bedeutung und die Gleichsetzung seiner eigenen egoistischen nationalen Interessen mit denen der Menschheit, wie es bei den Franzosen, Engländern und selbst bei den Russen der Fall ist. Es gibt für den menschlichen Verstand und die menschliche Kultur keine beschämendere Tatsache, als die, daß das Zerrbild, das die feindliche Propaganda von Deutschland entworfen hat, im zwanzigsten Jahrhundert von dem größten Teile der Menschheit geglaubt werden konnte. Denn in Wirklichkeit besitzt kein anderes Volk so wenig nationalen und so viel weltbürgerlichen, mit Verständnis für fremde Völker und Kulturen verbundenen Sinn, wie das deutsche, das in der Mitte der zivilisierten Menschheit wohnt. Mit Recht hat der englische Dichter Bulwer einmal von dem „großen deutschen Volke" gesprochen, „der Rasse von Denkern und Kritikern, das gründlich ist im Urteil, ehrlich im Tadel und weitherzig in der Anerkennung". Seine Philosophie, seine Wissenschaft, seine Dichtkunst, seine Musik ist die universalste von allen, und keine Nation hat unter ihren großen Männern Namen aufzuweisen, die freier von jeglicher nationalen Beschränktheit sind, als Leibniz, Goethe, Beethoven und Ranke. In keinem Staate haben zwei auf internationaler Grundlage beruhende Parteien einen solchen Einfluß wie in Deutschland; nirgends sind die politischen Bildungen mannigfaltiger und die gesellschaftlichen Verhältnisse freier und nirgends die Fürsorge für die Schwachen und Unterdrückten größer, als in dem Lande der sozialen Versicherung, in dem die Herrschaft des Kapitals durch die Macht der Bildung und der Arbeit in Schranken gehalten wird.

Durch seine Vergangenheit und seinen Charakter ist die welthistorische Mission des deutschen Volkes unverrückbar festgelegt. Sie kann niemals darin bestehen, einen neuen Imperialismus nach Art des englischen zu begründen: sie kann nur dahin zielen, jede imperialistische Gewaltherrschaft zu brechen und den unterdrückten Völkern der Erde Licht und Luft zu einem freien und selbständigen Leben und zur Wiedererstehung und Ausbildung ihrer nationalen Eigenart zu verschaffen.

Faßt man auf dieser Grundlage die konkreten Einzelheiten des deutschen Programms ins Auge, so ergeben sich folgende vier Punkte: Gleichgewicht, dauernder Friede, freies Meer und freie Märkte.

Der Weltkrieg war in seinem Ursprung ein Kampf für das europäische Gleichgewicht. Seit einem Jahrhundert lastete die Gefahr der Hegemonie des panslawistischen und absolutistischen russischen Riesenreiches — dessen

Volkszahl zweieinhalbmal, dessen Bevölkerungszunahme viermal so groß war, wie die des Deutschen Reiches — über Europa und beunruhigte bis zum Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts die Gemüter der französischen, englischen und italienischen Staatsmänner. Die beiden Dämme gegen diese Gefahr waren das osmanische Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie. Ging letztere infolge der von Rußland aus geschürten serbisch-südslawischen Bewegung durch innere irredentistische Zersetzung oder im Kampfe mit den russischen Massen zugrunde, dann war nicht nur die Selbständigkeit und Existenz des nach Osten hin durch keine natürliche Grenze geschützten Deutschen Reiches, sondern zugleich die Freiheit Europas durch den russischen Koloß bedroht. Deutschland hat den Kampf nicht gewollt; es hat vielmehr alles getan, um ihn zu vermeiden. Aber selbst, wenn es ihn gewollt, es wäre vor seinem Gewissen und vor dem Urteile der Nachwelt gerechtfertigt. Denn es übernahm damit die Aufgabe, die bisher die Westmächte für die westeuropäische Kultur getragen, und führte sie weit gründlicher durch, als sie diesen im Krimkriege und im Jahre 1879 auf dem Berliner Kongreß gelungen war. Die Zertrümmerung des panslawistischen Zarenreiches ist eine der größten Befreiungstaten, die die Geschichte kennt. Durch sie wurde nicht nur die Selbständigkeit des europäischen Kontinents gerettet, sondern zugleich das russische Volk von dem Joche des zaristischen Despotismus erlöst. Indem die Deutschen das Zarenreich, die Fortsetzung des oströmisch-byzantinischen Staates, zerstörten, vollendeten sie die Aufgabe, die sie vor fünfzehnhundert Jahren durch Vernichtung des weströmischen Reiches begonnen hatten. Wie damals die westeuropäischen Nationen, so entstehen heute die osteuropäischen Völker, die Finnen, die Esten, die Letten, die Balten, die Polen, die Ukrainer, die Tartaren, die Kaukasier und Georgier, zu neuem nationalen Leben. Nichts wäre verfehlter, als diesen Völkern deutsche Herrschaft, Sprache und Kultur aufdrängen zu wollen. Deutschlands Aufgabe kann es nur sein, im Interesse des Gleichgewichts die Entstehung eines panslawistischen Riesenreiches von Danzig bis Triest und von Warschau bis Konstantinopel zu verhindern. Das beste Mittel zu diesem Ziele ist die Ausbildung der genannten osteuropäischen Völker zu eigener nationaler und politischer Selbständigkeit. Sie müssen nach außen gegen den zweifellos von neuem zu erwartenden russischen Expansionsdrang und im Innern gegen den sozialen Umsturz geschützt werden. Je weniger Deutschland sich in die inneren Verhältnisse dieser Staaten mischt und je freier und selbständiger es sie gewähren läßt, um so eher werden sie sich an Deutschland anschließen, das dann den sichersten Schutz ihrer nationalen Unabhängigkeit gegenüber einer Wiederkehr des russischen Imperialismus bildet. Dies gilt vor allem für die von außen und innen am meisten bedrohten baltischen Provinzen, in denen die politisch maßgebenden und einsichtigen Kreise der deutschen, litauischen, lettischen und estnischen Bevölkerung freiwillig den Anschluß an Deutschland vollzogen haben.

Bereits nach den großen Siegen über Rußland und der Rettung

Österreich-Ungarns und der Türkei konnte das europäische Gleichgewicht als gerettet und das deutsche Kriegsziel im Osten als erreicht gelten. Schon damals hätte Deutschland bei einer klugen und nachgiebigen russischen Politik, die Deutschland die notwendigen Grenzsicherungen gewährte und dafür dem russischen Volke zahllose Leiden ersparte, sich seiner zweiten großen kontinentalpolitischen Aufgabe zuwenden können, der dauernden Sicherung des europäischen Friedens. Sie ist nur durch Vernichtung des französischen Chauvinismus möglich. Er bildet den Grund, wenn der europäische Kontinent, seit Jahrhunderten in immer neue Kriegswirren hineingerissen, bis heutigen Tages nicht zur Ruhe kommen konnte. Ohne des Beistandes des chauvinistischen Frankreichs sicher zu sein, wären Rußland und England niemals in den Kampf gegen Deutschland gegangen. Vergebens hatte Deutschland versucht, den französischen Chauvinismus, dadurch, daß es ihn unter Verzicht auf den nur allzu gerechtfertigten Präventivkrieg in seiner kolonialen Expansion unterstützte, mit der nationalen Einheit des deutschen Volkes auszusöhnen und von seinem in jeder Hinsicht unsinnigen Streben nach der Prépondérance légitime in Europa abzubringen. Alle diese trotz aller Mißerfolge immer von neuem unternommenen Bemühungen sind völlig fruchtlos geblieben. Die zum Teil mit deutscher Unterstützung erworbenen Kolonien wurden finanziell durch ökonomische Ausbeutung und militärisch durch Aufstellung der Force noire ein Mittel des Revanchekrieges. Dem Hasse gegen Deutschland wurden alle humanen Rücksichten, die gegen die Verwendung schwarzer Armeen in Europa sprachen, außer acht gelassen, das internationale Recht durch Zerreißung des internationalen Algesirasvertrages gebrochen, die Grundsätze der Demokratie dem Bündnis mit dem zaristischen Despotismus und eine selbständige, den wahren Interessen des französischen Volkes entsprechende Politik der Entente mit dem englischen Imperialismus geopfert. Die Milliarden französischer Sparer wurden dem Zarentum gewissenlos für Rüstungszwecke ausgeliefert und dem französischen Volke die Last eines Militarismus auferlegt, der den deutschen relativ um das Doppelte übertraf. Diese chauvinistische Politik trug die Hauptschuld, wenn der Boden des reichen Frankreichs infolge der Stagnation seiner Bevölkerung verödete und die französische Nation, deren Verschwinden einen unersetzlichen Verlust für die menschliche Kultur bedeutete, der Gefahr des Absterbens ausgesetzt war. Sie war der Grund, wenn unerträgliche Rüstungen die Völker bedrückten und die Gefahr eines Krieges seit dreiundvierzig Jahren beständig über Europa schwebte. Der französische Chauvinismus ist mit den großen kolonialen Erfolgen Frankreichs und den Hoffnungen, die man auf die Force noire setzte, von neuem erwacht, und er kann nur durch Rückgängigmachung dieser Erfolge und Vernichtung dieser Hoffnungen wieder beseitigt werden. Dieses Ziel muß durch eine den heutigen Verhältnissen entsprechende Wiederherstellung des von Frankreich in hinterlistiger und provozierender Weise gebrochenen internationalen Algesiras-Vertrages erreicht werden. Sie ist zugleich im Interesse des von Frankreich verletzten inter-

nationalen Rechtes notwendig. Eine Beseitigung des Chauvinismus wäre nicht nur für Europa, sondern zugleich auch für das französische Volk eine Erlösung. Erst mit dem Aufkommen eines wirklichen Esprit nouveau in Frankreich ist für Europa die Basis für einen dauernden Frieden geschaffen. Einer Einschränkung der Rüstungen steht dann nichts mehr im Wege. Sie muß das Endziel der deutschen Kontinentalpolitik bilden, denn sie ist eine Lebensnotwendigkeit für Europa geworden. Der deutsche Militarismus ist nicht Selbstzweck: er wird wie jede historische Institution, die ihre Aufgabe erfüllt hat, ohne fremdes Zutun von selbst verschwinden. Haben die europäischen Nationen zu den ungeheuren Kriegskosten noch die Lasten der Rüstungen für einen künftigen Krieg zu tragen, so ist der alte Kontinent zum Untergang verurteilt. Die europäische Industrie ist dann bei den unerschwinglichen Abgaben, die sie zu tragen hat, nicht mehr imstande, auf dem Weltmarkte mit der japanischen und amerikanischen zu konkurrieren, und der Druck der Steuern muß zur Stagnation und zum physischen und kulturellen Niedergange der europäischen Bevölkerung führen. Eine Vernichtung des französischen Chauvinismus bildet somit ein Lebensinteresse Europas: seine Existenz und seine Zukunft können nicht für alle Zeiten dem unruhigen und eitelen Gloire-Bedürfnis gewisser französischer Kreise geopfert werden.

Andererseits muß Deutschland auf Annexionen und Entschädigungen verzichten, wenn in Europa ein Zustand gefestigten Gleichgewichts und dauernden Friedens hergestellt werden soll. Jede Gebietslosreißung vom nationalen Körper eines Staates, die über eine Grenzberichtigung hinausgeht, würde die Revanchestimmung der betroffenen Nation dauernd wachhalten und den Frieden beständig gefährden. Die Zahlung einer Kriegsentschädigung aber hätte zur Folge, daß der betreffende Staat in finanzielle und damit auch politische Abhängigkeit von Deutschland käme, was die Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zugunsten des letzteren bedeuten würde.

Um aber auf Annexionen und Entschädigungen verzichten zu können, bedarf Deutschland eines gesicherten Welthandels. Denn das Territorium des Deutschen Reiches ist seit langem viel zu klein, um seine ständig wachsende Bevölkerung ihrer Kulturhöhe entsprechend ernähren zu können. Ohne die sichere Möglichkeit zu industrieller und kommerzieller Betätigung müßte das deutsche Volk zu einer territorialen Expansionspolitik auf Kosten seiner östlichen und westlichen Nachbarn übergehen, um nicht binnen kurzem materiell und kulturell vollkommen zu verkümmern. Die kontinentalpolitischen Forderungen Deutschlands, Gleichgewicht und Frieden, hängen somit mit den weltpolitischen, freie Meere und Märkte, auf das engste zusammen, und jene lassen sich nicht ohne diese verwirklichen. Deshalb sind diese beiden weltpolitischen Postulate nicht nur für Deutschland, sondern zugleich auch für ganz Europa von einer geradezu fundamentalen Bedeutung. Es wäre deshalb ein unverantwortlicher politischer Leichtsinn, sie allein durch papierne Verträge garantieren zu lassen: sie müssen vielmehr in tatsächlichen Verhältnissen auf

das festeste verankert werden. Es gibt im Zeitalter des Weltverkehrs und des Welthandels keinen größeren Anachronismus als die mit Hilfe eines alle Maße überschreitenden Marinismus und eines allen modernen Grundsätzen hohnsprechenden Seebeute- und Blockaderechts ausgeübte universale Seeherrschaft eines einzigen Volkes. Sie ist, von modernen Gesichtspunkten aus gesehen, ebenso unerträglich wie der zaristisch-panslawistische Despotismus, und sie muß wie dieser verschwinden, um einem System des Gleichgewichts auf den Ozeanen Platz zu machen. Die Freiheit der völkerverbindenden Meere ist die Vorbedingung für eine sichere Fundierung des Völkerrechts, wie schon sein Begründer, Hugo Grotius, mit divinatorischem Scharfblick erkannt hat. Ohne sie bleibt die Gesellschaft der Nationen eine nichtssagende Phrase. Die belgische Frage kann allein nach dem Gesichtspunkt des auf der Freiheit der Meere zu begründenden internationalen Rechtes betrachtet und entschieden werden. Belgien in die Hände seiner von England abhängigen Regierung zurückgeben, hieße die völkerrechtswidrige englische Seetyrannei auf beiden Seiten des Kanals etablieren und sie für unabsehbare Zeiten unerschütterlich machen. Dieser Gefahr vermag allein durch eine Verselbständigung des durch das Wallonentum unterdrückten Vlamlandes vorgebeugt werden. Sie ist das Minimum, das Deutschland, nicht nur auf Grund des Nationalitätenprinzips, sondern zugleich im Namen des künftigen Völkerrechts zu fordern hat. Ohne daß dieses Postulat erfüllt ist, kann und darf Deutschland Nordfrankreich mit den belgischen Zugangsstraßen nicht aus der Hand geben. Stellte es sich, wie die Gegner es fordern, auf den Standpunkt eines vergilbten formalen Rechts, so hieße dies nach dem Grundsatz Summum ius, summa iniuria handeln. Ferner kann die strategisch beherrschende Lage, die England Europa gegenüber einnimmt, nur durch eine Selbständigmachung Irlands ausgeglichen werden. Sie ist zugleich ein Gebot der Menschlichkeit gegenüber diesem unglücklichen und hochbegabten Volke, das, die Niobe der Nationen, von England seit über fünfhundert Jahren aufs brutalste mißhandelt und durch perfide Mittel wirtschaftlicher und kultureller Verwahrlosung ausgesetzt, nur die Wahl hat, den Boden seiner Heimat zu verlassen oder unter einer unerträglichen Gewaltherrschaft zu verkommen. Den Kernpunkt der Freiheit der Meere aber bildet die Freiheit des Mittelmeeres. Es ist der große Hafen Europas, der zwischen den zukunftsreichen Ländern der Erde gelegene Kanal zwischen dem Atlantischen und Pazifischen Ozean, die Hochstraße des Welthandelsverkehrs. Als Beherrscher von Suez und von Gibraltar ist England jederzeit in der Lage, das Mittelmeer zu verriegeln und die ihm anwohnenden Nationen durch die Drohung der Unterbindung ihrer Kohlen- und Getreideeinfuhr in den Kampf gegen Deutschland zu treiben, wie es in diesem Kriege mit Italien und Griechenland gegen den Willen der großen Masse ihrer Bevölkerung geschah. Erst wenn dieser widernatürliche Zustand durch Zurückgabe von Suez und Gibraltar an ihre rechtmäßigen Besitzer und auf Grund der Formel „das freie Mittelmeer den freien

Mittelmeervölkern" beseitigt ist, ist die Freiheit der Meere in der Hauptsache erreicht.

Die Ergänzung der Freiheit der Meere bildet die Freiheit der Märkte. Sie kann ebensowenig wie Freiheit der Meere allein durch internationale Verträge gesichert werden: das radikale Mittel zu ihrer Durchführung gewährt auch hier die Anwendung des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. In einer Zeit, da die ganze Erde zum Schauplatz der menschlichen Geschichte und Entwicklung geworden ist, ist eine Beschränkung des Nationalitätenprinzips auf Europa ein Unding. Alle die Völker, die dem uralten indischen oder dem arabischen Kulturkreis angehören, die Inder, Ägypter und die nordafrikanischen Völker, dürfen nicht für alle Zeiten, in ihrer Kultur und ihrem Wirtschaftsleben niedergehalten und der Möglichkeit ihrer politisch-staatlichen Ausbildung verhindert, Ausbeutungsobjekte des Imperialismus und Kapitalismus einiger Rentnerstaaten bleiben, sie müssen zum wenigsten kulturelle und wirtschaftliche Autonomie erhalten, die die Vorstufe abgibt zu ihrer politischen Selbständigkeit. Im Gegensatz zu ihnen werden die auf niedriger Kulturstufe stehenden afrikanischen Negerstämme schwerlich einer europäischen Herrschaft entbehren können. Sie darf aber nicht, wie es in den französischen Kolonien geschieht, nach rein kapitalistischen und militaristischen Gesichtspunkten ausgeübt werden. Es ist auch nicht angängig, daß Kleinstaaten, wie Portugal und Belgien, über Gebiete verfügen, für deren Kolonisierung ihre Kräfte nicht im entferntesten ausreichen. Vielmehr muß die Verteilung dieser durch ihre Rohstoffe so wertvollen Ländermassen nach den Bedürfnissen, nach der Größe und den kolonisatorischen Fähigkeiten der einzelnen europäischen Staaten geregelt werden.

Mit der Herstellung der Freiheit der Meere und Märkte ist die Welt dem freien Wettbewerb der Kulturvölker geöffnet. Der friedliche Wettkampf der Arbeit und des Geistes auf dem Gebiete von Handel und Industrie stellt einen der ersten Faktoren des menschlichen Fortschritts dar: ihn verbieten zu wollen, hieße die kulturelle Entwicklung der Erde überhaupt unterbinden. Was Deutschland weltpolitisch verlangt, ist im Grunde nicht mehr als die sozialistische Forderung des „Rechtes auf Arbeit", die in der Sicherstellung deutscher Arbeitsmöglichkeiten und der Gleichberechtigung in Handel, Industrie und Schiffahrt besteht. Wenn deutsche Waren in einem fremden Lande vermöge ihrer Güte und Billigkeit vorherrschend werden, so kann dagegen vom Standpunkt der Gerechtigkeit nicht das geringste eingewendet werden. Im übrigen wirkt die Vorherrschaft einer fremden Industrie für das betroffene Land, so lästig sie auch von den einheimischen Fabrikanten zunächst empfunden wird, erfahrungsgemäß weit mehr belebend und stimulierend, als ertötend und unterdrückend. Noch immer ist ein politisch selbständiges, intelligentes und arbeitsames Volk in der Lage gewesen, sich mit Hilfe einer geschickten Zollpolitik ohne Gewalt von einer drückenden wirtschaftlichen Fremdherrschaft frei zu machen, und die kostspielige und riskante und deshalb nur selten angewandte Methode des Dumping ist dann völlig wirkungslos gewesen. So hat sich

Deutschland in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts England gegenüber vollkommen selbständig gemacht, und so löste sich Italien in dem Jahrzehnt vor dem Kriege allmählich in den einzelnen Zweigen der Industrie von Deutschland los. Wenn die Welt überhaupt von der wirtschaftlichen Alleinherrschaft eines Staates bedroht werden kann, so besteht diese Gefahr nur von Nordamerika her, das über sämtliche Rohstoffe der Erde auf seinen eigenen ungeheueren Gebieten überreich verfügt, niemals aber von Deutschland, das eine stark passive Handelsbilanz besitzt und dessen Eisenlager die deutsche Schwerindustrie kaum noch für vierzig Jahre mit Eisen versehen können.

Dieses sind in kurzen Umrissen die regulativen Ideen, in deren Richtung sich die Politik des deutschen Volkes vorwärts bewegen muß, wenn es seine von der Natur bestimmte Lage, seine geschichtlichen Traditionen, seinen weltbürgerlich-idealistischen Charakter und seine vitalen und dauernden Zukunftsinteressen klar und unverrückbar im Auge behalten will.

Deutschland ist in der Lage, ein solches Programm aufzustellen, das das von unseren Feinden proklamierte an Großzügigkeit, an Kühnheit und an idealistischem Gehalt bei weitem überbietet. Denn wir können die demokratisch-antiimperialistischen Grundsätze auf die ganze Erde und alle ihre Nationen ausdehnen, während die imperialistischen, durch Advokaten- und Kapitalistenoligarchien regierten Ententestaaten sie auf Mitteleuropa beschränken müssen, wenn sie ihnen nicht selber zum Opfer fallen wollen. Die Übernahme und Verkündigung dieser Grundsätze kommt auch heute nicht zu spät. Wir wissen nicht, wie lange der Krieg noch dauert und welche weiteren Ereignisse er in seinem Schoße trägt. Wir können aber sicher sein, daß auch nach Kriegsende die sogenannten demokratischen Regierungen niemals ehrlich mit Deutschland in Frieden und Freundschaft leben werden und daß die politischen Auswirkungen bei weitem nicht mit seiner Beendigung abgeschlossen sind. Es läßt sich deshalb heute nicht im entferntesten beurteilen, was erreichbar ist und was nicht: denn vieles, was noch vor zwei Jahren als ein Traum erschien, ist, wie die Zertrümmerung des zaristischen Reiches, heute Wirklichkeit geworden. Bei den feindlichen Regierungen können weitgesteckte deutsche Kriegsziele keinen Schaden mehr anrichten, da erstere, wie die Erfahrung gelehrt hat, in ihrem Kriegswillen hoffnungslos verhärtet sind. Bei den demokratischen Massen der Ententestaaten aber wird es an Verständnis für dieses Programm auf die Dauer nicht fehlen. Niemand bei uns wird den Gegner zurückweisen, wenn er andere zweckentsprechende Wege zur Durchführung dieser großen Prinzipien vorschlägt. Es wäre verfehlt, wenn man die deutsche Politik auf sofortig-einmalige Verwirklichung dieser Ziele festlegte und dabei nach dem fanatischen Grundsatz der westlichen Oligarchie handelte: Fiat iustitia, pereat mundus. Denn der Wege sind viele, und die den Dingen immanente Gerechtigkeit ist zu stark, um sich nicht schließlich selbst und aus eigener Kraft zum Siege zu verhelfen. Nur eine weltpolitisch ungeschulte Auffassung wird diese Kriegsziele als unrealistisch bezeichnen. Sie vergißt dann völlig, daß eine Real-

politik, die die Imponderabilien, das heißt die modernen Ideen und die Stimmungen der Völker, unberücksichtigt läßt, gegen ausschlaggebende Realitäten blind ist und ihren Namen nicht verdient. Sie übersieht ferner die reale Tatsache, daß heute die gesamte Erde ein in sich geschlossenes politisches System bildet, in dem die scheinbar zueinander fernliegendsten Dinge in innerem Zusammenhang und innerer Wechselwirkung stehen und daß die großen politischen Fragen deshalb nicht lokal, sondern in ihrer Gesamtheit gelöst werden müssen.

Während wir militärisch seit Jahren fern von den deutschen Grenzen fechten, führen wir den Krieg politisch noch immer auf eigenem Gebiete. Wir sind noch heute genötigt, uns gegen alle möglichen törichten Anlagen zu wehren und unser Recht auf unseren nationalen Boden zu verteidigen. Um aus diesem inferioren Zustand herauszukommen, ist es unbedingt nötig, mit Energie auf dem Felde der politischen Ideen die Offensive zu ergreifen, dem Feinde auf dem Boden seiner eigenen Grundsätze auf den Leib zu rücken. Denn auf welt- und ideenpolitischem Gebiete liegen die schwachen Punkte des Gegners, hier ist er verwundbar, hier können wir ihn treffen und schlagen. In seinen eigenen, durch Gewalt gewonnenen und durch Unterdrückung behaupteten Besitzungen bedroht, ist er genötigt, seine Hände von dem rechtmäßigen Besitz der Mittelmächte zu lassen, um die eigenen Eroberungen zu verteidigen.

Deutschland, sein Heer und seine Flotte, werden den Nationen dann sehr bald in einem anderen Lichte erscheinen, und sie können selbst von der böswilligsten und raffiniertesten Propaganda nicht mehr als Werkzeuge „brutaler Gewalt und Piraterei" hingestellt werden, sondern müssen gelten als das, was sie in Wahrheit sind: als harte, aber notwendige Mittel zur Durchsetzung des Gleichgewichts, des Friedens, der Freiheit der Meere und Märkte.

Wie der uns von unseren Feinden aufgezwungene Krieg uns zum Bewußtsein unserer Macht führte, so muß uns die moralische Falschmünzerei, die unsere Gegner in ihrer Propaganda mit den höchsten moralischen Werten treiben, endlich zur Selbstbesinnung auf die uns durch unsere geschichtlichen Traditionen vorgezeichnete Mission veranlassen. Alle tatsächlichen Vorbedingungen für eine solche Politik sind Deutschland gegeben; um sie durchzuführen, bedarf es nur eines zur Tat entschlossenen, beharrlichen und von kleinlichen Bedenken freien Willens, der von der Gerechtigkeit seiner Sache unerschütterlich überzeugt ist. Inland und Ausland müssen erfahren, daß die Tage der unklaren, ideenlosen und furchtsamen Politik für Deutschland auf immer dahin sind und niemals wiederkehren werden. Denn bei aller seiner äußeren Brutalität und scheinbaren Ungerechtigkeit ist der Weltkrieg im letzten Grund nichts anderes als die große moralische Frage der Zukunft der Menschheit. Erst wenn wir dieser Tatsache bei allen unseren politischen Handlungen eingedenk bleiben, werden wir den vollständigen und dauernden Sieg erringen und zugleich das Wort des belgischen Dichters Maurice Maeterlinck bestätigen, der das deutsche Volk einmal das moralische Gewissen der Welt genannt hat.

Fürst Tundutow über die russische Mobilmachung.

Von

Robert Hoeniger.

Im Aprilheft dieser Zeitschrift ist der Versuch gemacht, die Ergebnisse des Suchomlinow-Prozesses auf Grund urkundlichen Materials, namentlich erbeuteter russischer Mobilisationsakten, klarzustellen. Das Ziel war, die russische Mobilmachung in ihrer tatsächlichen Entwicklung zu erfassen.

Seitdem ist ein Zeugnis an die Öffentlichkeit gelangt, das manchen Einzelvorgang genauer erkennen läßt, zugleich aber eine auf das nachdrücklichste betonte Behauptung aufstellt, die, wenn sie zuträfe, ein Hauptergebnis der Untersuchung des Aprilaufsatzes umstieße. Die russische Mobilmachung steht im Mittelpunkt der Frage nach der Entfesselung des Krieges. Der strittige Punkt erfordert unabweislich eine sorgfältige Nachprüfung, wenn wir bezüglich der grundlegenden historischen Vorgänge nicht wieder in die alte Wirrnis zurückgeschleudert werden sollen. Da obendrein meine einschlägige Beweisführung in der eingangs erwähnten Untersuchung einer ernsthaften Berichtigung bedarf, so fühle ich mich den Lesern der Deutschen Rundschau gegenüber verpflichtet, die Erörterung gerade an dieser Stelle erneut aufzunehmen.

Im Juni 1918 hatte ein Vertreter der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Gelegenheit, den Hetman der Kalmücken, Militär-Atamann der Astrachaner Kosaken, Oberst Fürst Tundutow, zu sprechen, der sich auf der Durchreise einige Tage in Berlin aufhielt. Fürst Tundutow stand vor dem Kriege bei den russischen Gardehusaren. Bei Kriegsausbruch wurde er als Adjutant dem Höchstkommandierenden, dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, zugeteilt. In den Tagen *vor* Kriegsausbruch war Fürst Tundutow als Verbindungsoffizier zum Chef des Generalstabes, General Januschkewitsch, kommandiert. In dieser Stellung hat er die weltgeschichtlichen Ereignisse jener Tage aus nächster Nähe miterlebt. Nach dem Bericht der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Nr. 298 vom 13. Juni 1918) erzählt er hierüber folgendes:

„In jener Nacht, als der Zar dem General Januschkewitsch telephonierte und von ihm die *Rückgängigmachung der Mobilmachung* verlangte, hielt ich mich im Nebenzimmer des Arbeitszimmers des Generals auf und konnte alle Vorgänge genau verfolgen. Es war an dem Tage, an dem nachmittags das bekannte Gespräch des Generalstabschefs mit dem deutschen Militärattaché Major v. *Eggeling* stattgefunden hat, also der 16. (29.) Juli. Nach dem

Gespräch des Zaren mit Januschkewitsch, der den Auftrag erhalten hatte, die Mobilmachung rückgängig zu machen, sprach dieser meines Erinnerns telephonisch zunächst mit dem ihm nahe befreundeten Sazonow. Gleich darauf rief er nochmals den Zaren an und teilte ihm mit, die Rücknahme des Mobilmachungsbefehls sei nicht mehr möglich, er sei bereits herausgegeben, die Truppen hätten ihn erhalten, alles sei im Gange, die Mobilmachung sei nicht mehr anzuhalten. Ich hörte deutlich die helle, klare Stimme des Generals. Das, was er dem Zaren sagte, war gelogen. Vor ihm auf dem Tisch lag noch der unterschriebene Mobilmachungsbefehl, den er nun erst, gleich nach dem Gespräch mit dem Zaren, herausgab."

Auf die Frage, ob es sich nur um den Teil- oder um den Gesamtmobilmachungsbefehl gehandelt habe, sagte der Fürst: „Nein, es handelte sich um den Mobilmachungsbefehl für das ganze russische Heer in Europa und Sibirien."

Dem General Januschkewitsch stand der Fürst, wie er hervorhob, nahe. Der Chef des Stabes rechnete damals, wie dies ja natürlich ist, mit dem Siege Rußlands. Nach der Meinung des Fürsten Tundutow ist er zu dem Entschluß, den Krieg mit allen Mitteln herbeizuführen, in dem Augenblicke gekommen, wo er die Überzeugung erlangt hatte, daß England sich am Kriege beteiligen würde. Die Entscheidung ist nach seiner Ansicht bereits am 11. (24.) Juli in Krasnoje Selo gefallen, am Tage, bevor dort die Parade stattfand und die Fähnriche zu Offizieren befördert wurden.

Später, nach Ausbruch der Revolution, hat der Fürst den General Januschkewitsch wieder gesprochen. Der ehemalige Chef des Stabes hat ihm den tatsächlichen Verlauf der Dinge, wie er ja aus dem Suchomlinow-Prozeß bekannt ist und wie ihn der Fürst geschildert hat, erzählt. Fürst Tundutow sagte über dieses Wiedersehen: „Januschkewitsch war jetzt ganz gebrochen und stand unter dem Drucke der Verhältnisse. Offenbar wurde er von schweren Gewissensbissen verfolgt. Er äußerte, er erkenne, daß er sich doch beim Kriegsausbruch getäuscht und damals unrichtig gehandelt habe."

Die Mitteilungen des Fürsten Tundutow, die offenbar nach bestem Wissen und Gewissen ohne jede Nebenabsicht gegeben sind, haben ein besonderes Gewicht, soweit sie unmittelbar mit eigenen Sinnen Erfaßtes darbieten.

In erster Linie ist das hinsichtlich der telephonischen Unterredungen des Generalstabschefs Januschkewitsch am späten Abend des 29. Juli der Fall. Tundutow hat nach seiner Erzählung den Generalstabschef erst mit dem Zaren, dann mit Sazonow und anschließend nochmals mit dem Zaren reden hören. Das sind drei Telephongespräche. Im Suchomlinow-Prozeß hat Januschkewitsch vor Gericht ausgesagt, daß er nach dem Telephongespräch mit dem Zaren den Kriegsminister Suchomlinow anläutete; darauf habe er sich an den Minister des Äußeren Sazonow gewendet, und zwar sei er — wie die Mehrzahl der Zeitungsberichte angeben — persönlich zu ihm geeilt. Nach dieser Version wären es nur zwei Telephongespräche gewesen: das erste mit dem Zaren, das zweite mit Suchomlinow. Zwei Zeitungen bringen abweichende Angaben. „Rußkaja Wolja" läßt es offen, ob der Generalstabschef sich mit Sazonow telephonisch oder Auge in Auge verständigt hat. Der Bericht der „Rußkija Wjedomosti", der sich durchweg durch gewissenhafte

Vermeidung jeder sachlichen Entstellung auszeichnet, faßt den Inhalt der Aussage über den fraglichen Punkt wie folgt zusammen:

„Januschkewitsch telephonierte (nach dem Telephongespräch mit Suchomlinow) an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und bat ihn, daß er seinerseits auf die Notwendigkeit der Gesamtmobilisation hinweise. Die erbetene Hilfeleistung hat ihm Sazonow erwiesen, und dadurch gelang es, die Sache so zu drehen, wie es notwendig war."

Bei der Erörterung der Prozeßberichte habe ich diese Variante unerwähnt gelassen, weil mir nur die Tatsache der sofortigen Zuratezieh ung Sazonows wichtig erschien. Hier zeigt es sich, wie unumgänglich es ist, bei einer solchen textkritischen Untersuchung auch die scheinbar unerheblichsten Nebenumstände zu beachten. Fürst Tundutow vernahm aus dem Nebenzimmer — jedenfalls bei geschlossener Tür — nur gedämpft die Stimme eines der an den Telephongesprächen Beteiligten. Die Zahl der getrennten Telephongespräche vermochte er wohl mit ausreichender Sicherheit zu unterscheiden. Ihre nach dem Bericht der „Rußkija Wjedomosti" von Januschkewitsch angegebene „Dreizahl" wird durch die Übereinstimmung mit den Wahrnehmungen Tundutows ausreichend sicher gestellt. Dagegen ist auf seiten des unfreiwilligen Ohrenzeugen eine Täuschung über die Person des Angeredeten und über den Inhalt der Unterhaltung nicht ausgeschlossen. Hier hat Tundutow irrtümlich bei dem zweiten Telephongespräch des Generalstabschefs an Stelle des Kriegsministers Suchomlinow den Minister des Äußeren Sazonow vermutet und die im dritten Gespräch dem Minister des Äußeren übermittelten, offenbar sehr eindringlichen Darlegungen über die Notwendigkeit der Gesamtmobilisation an den Zaren gerichtet geglaubt. — Die Zahl der Gespräche und die Reihenfolge der mit dem Generalstabschef telephonisch verbundenen Personen ist damit klargestellt. Das sind Äußerlichkeiten, die darum doch nicht belanglos sind. Bedeutsamer ist die Mitteilung Tundutows, es habe sich bei dem telephonischen Befehl des Zaren nicht um die Teil-, sondern um die Gesamtmobilmachung gehandelt. Tundutow bemerkt ergänzend, daß der Generalstabschef erst unmittelbar nach Beendigung der Telephongespräche den vor ihm auf dem Tisch liegenden Mobilisationsukas „herausgegeben" habe. Das kann nur den Sinn haben, daß die Herausgabe bis dahin verzögert war. Der Inhalt des Zarenukases wird von Tundutow ausdrücklich als „Mobilisationsbefehl für das ganze russische Heer in Europa und Sibirien" angegeben. Damit wird von neuem die Streitfrage aufgerollt, wann der Zar den Gesamtmobilmachungsbefehl unterzeichnet hat.

An der Tatsache, daß der Zar am 29. Juli den Teilmobilmachungsbefehl unterschrieb, ist nicht zu rütteln. Der Zarenukas an den Dirigierenden Senat liegt im Wortlaut vor:

„Da Wir es für notwendig halten, einen Teil der Armee und Flotte auf Kriegsfuß zu setzen, befehlen Wir: (es folgen die näheren Anweisungen für die Mobilisation bestimmter Teile der Armee und Flotte, im wesentlichen der

Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kasan) . . ." Das Original ist höchsteigenhändig von Seiner Kaiserlichen Majestät unterschrieben.

„Nikolaus."

Gegeben zu Peterhof, den 16. (29.) Juli 1914.

(Abgedruckt: „St. Petersburger Zeitung", Nr. 195 v. (18.) 31. Juli.)

Träfe die Aussage Tundutows in vollem Umfange zu, so müßte der Zar am 29. Juli neben dem Teilmobilmachungsbefehl noch einen zweiten Ukas an den Dirigierenden Senat unterfertigt haben, der die Gesamtmobilmachung anordnete. Die Teilmobilmachung wäre auch vom Zaren nur als Finte gedacht gewesen. Seine Widerrufung der Teilmobilmachung in der Nacht vom 29. zum 30. Juli, seine Erörterungen mit seinen vornehmsten Beratern und seine Depesche an den Deutschen Kaiser am 30. Juli müßten als die unerhörteste und zum Teil sinnloseste Komödie angesehen werden. — Es fehlt schlechthin jeglicher Anhalt, dem Zaren die Verworfenheit und die Possenreißerei, die aus solchem Verhalten sprächen, zuzumuten. Gleichwohl ist die Sache mit einer glatten Ablehnung der Aussage Tundutows nicht abzutun. Sein Zeugnis erweist sich insofern als stichhaltig, als tatsächlich am 30. Juli neben der Teilmobilmachung die Gesamtmobilmachung auf „Allerhöchsten Befehl" verkündet worden ist. Und mehr noch: während die Teilmobilmachung — soweit wir bislang zu urteilen in der Lage sind — ohne praktische Wirkungen bleibt, tritt im Laufe des 30. Juli die längst verdeckt im Gange befindliche Gesamtmobilmachung unverhüllt an den Tag.

Im Aprilaufsatz ist an der Hand militärischer Dienstbefehle und auf Grund kritischer Prüfung der amtlichen Urkunden der Nachweis geführt, daß diese Mobilmachung trotz des offiziellen Anscheins, mit dem sie auftritt, der verfassungsgemäßen Unterlage entbehrte. Tundutows Aussage, die hinsichtlich der Stellungnahme des Zaren zu dem Entwicklungsgang der russischen Mobilmachung erneute Zweifel wecken muß, zieht in der Tat ein Stück meiner Darlegungen in Mitleidenschaft. Hier ist der Punkt, wo ich in eigener Sache das Wort nehmen muß. Ich habe einen Fehlschluß zu bekennen. Er betrifft ein Dokument, das mir als Fälschung erschien, weil in ihm ein bis dahin unbekannter Zarenukas vom 30. Juli angeführt wird, der die Gesamtmobilmachung anordnet. In seltsamer Verschachtelung wird in dem Dokument ein anderer, bis dahin unbekannter Zarenukas vom 2. Auguust zitiert, der seinerseits auf jenen angeblichen Mobilmachungsbefehl vom 30. Juli Bezug nimmt. Da ein solcher, vom Zaren eigenhändig unterzeichneter Gesamtmobilmachungsbefehl mit klar ermittelten Tatsachen in unlösbarem Widerspruch stand, habe ich die Existenz des schriftlichen Zarenbefehls vom 30. Juli bestritten, nicht den Befehl selbst, den ich vielmehr im Gegensatz zu der allgemein in Geltung stehenden Auffassung erstmalig durch Heranziehung originaler dienstlicher Anweisungen an die Truppen nachgewiesen habe. Was ich materiell in Abrede stellte, war, daß der Zar hinter diesen Anweisungen stand. Daraufhin habe ich in der Annahme, daß in einem

Zarenukas eine offene Falschmeldung undenkbar wäre, auch den Ukas vom 2. August als fingiert bezeichnet. — Nachträglich habe ich ermittelt, daß der letzterwähnte Ukas vom 2. August tatsächlich existiert. Die „St. Petersburger Zeitung" hat ihn am Tage nach seinem Erlaß (Nr. 198 vom 21. Juli (3. August) 1914) abgedruckt. Sein wesentlicher Inhalt lautet:

„Durch Unseren Allerhöchsten Erlaß (Ukas) an den Dirigierenden Senat vom 17. Juli d. J. hatten Wir es für notwendig befunden, die Armee und Flotte auf Kriegsfuß zu setzen. In Übereinstimmung hiermit und zum Zweck einer völligen Sicherstellung der Durchführung dieser Maßnahme befehlen Wir:" (Es folgt die Verhängung des Kriegszustandes über die namentlich angeführten Gebiete und wichtigsten Plätze der Westgrenze von Finnland bis zum Schwarzen Meer „unter Unterordnung der gesamten Zivilverwaltung unter die Chefs der entsprechenden Militärbezirke".) ... Das Original ist von Seiner Kaiserlichen Majestät höchsteigenhändig unterzeichnet.

„Nikolaus."

Peterhof, den 20. Juli (2. August) 1914.
Gegengezeichnet: Der Kriegsminister Generaladjutant Suchomlinow.

Damit fällt meine Vermutung, daß der Ukas vom 2. August fingiert wäre. Die Wesenhaftigkeit des anderen angefochtenen Ukases ist zwar nicht so handgreiflich und augenscheinlich dargetan; es spricht für sie jedoch eindrucksvoll die vom Zaren in eigener Person gegebene Bekräftigung, daß er durch Ukas vom 30. Juli die Gesamtmobilmachung befohlen habe. — Gegen die von mir vertretene Auffassung, daß der Mobilmachungsausspruch vom 30. Juli gesetzwidrig erfolgt sei, und daß der Zar sich erst hinterdrein unter fremdem Druck und mit innerem Widerstreben der geschaffenen Lage angepaßt hätte, steht nunmehr der Zar selbst als Kronzeuge. Er bekennt sich als Monarch und oberster Kriegsherr zu dem, was ich gegen seinen Willen von der Kriegspartei erzwungen glaubte, als in Ausübung seiner Herrscherpflicht von ihm befohlen.

Aber der Zar hat in eigener Person noch ein zweites Zeugnis abgelegt. Am 1. August telegraphiert er dem König von England:

„Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns hat mich genötigt, die Teilmobilmachung anzuordnen, obwohl mich meine militärischen Berater angesichts des Umstandes, daß die deutsche Mobilisation viel schneller vonstatten geht als die unserige, gebeten hatten, zur Gesamtmobilmachung zu schreiten. Seither bin ich zu diesem Schritte gezwungen worden und zwar infolge der Gesamtmobilisation Österreich-Ungarns, der Beschießung Belgrads, der Konzentration österreichischer Truppen in Galizien und geheimer Kriegsvorbereitungen Deutschlands".

Die Angabe eines Datums ist vermieden. Es ergibt sich aus dem behaupteten Vortritt der österreichisch-ungarischen Gesamtmobilmachung. Diese ist unbestritten am Vormittag des 31. Juli ausgesprochen worden. Da der vom Zaren an erster Stelle genannte Anlaß zur Erklärung der russischen Gesamtmobilmachung erst am 31. Juli vorlag, so kann die durch ihn bedingte Entschließung des Zaren unmöglich tags zuvor erfolgt sein. Das Zaren-

telegramm vom 1. August schließt die in dem Zarenukas vom 2. August behauptete Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls vom 30. Juli aus. Hier steht Zarenzeugnis gegen Zarenzeugnis. Wo liegt die Wahrheit?

Wir vergegenwärtigen uns noch einmal den Entwicklungsgang der russischen Mobilmachung in seinen allgemeinsten Zügen. Die früher gegebenen Ausführungen werden dabei nur in knappster Fassung angedeutet. Dafür sind neben den einschlägigen Mitteilungen des Fürsten Tundutow anderweit neu ermittelte Urkunden und Tatsachenangaben herangezogen, deren Verwertung uns der Klarstellung des ganzen Problems einen Schritt näher bringt.

Tundutow spricht von dem „Entschluß, den Krieg mit allen Mitteln herbeizuführen". Das Wort ist auf General Januschkewitsch zu beziehen, aber es trifft den Kern der Sache für die ganze russische Aktionspartei. Tundutows Gattin entstammt dem Hause Petrowitsch. Er war also mit dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch verschwägert. Dienstlich bewegte er sich in den entscheidenden Tagen in der engsten Umgebung des Generalstabschefs. Wir wissen damit, von welcher Seite seine Vorstellungen beeinflußt waren. Aber zu den in alle Geheimnisse Eingeweihten gehörte er zweifellos nicht. — In der Vorgeschichte der russischen Mobilmachung geben sich deutlich zwei verschiedene Willensrichtungen zu erkennen, die eine ausgehend von der russischen Kriegspartei, die andere vom Zaren. Die Spaltung ergab sich aus der Stellungnahme zu Deutschland. Den Zielen, denen Rußland nach seinem unglücklichen Waffengang mit Japan zustrebte, stand Österreich-Ungarn im Wege, das Rußland den Zugang zum Balkan versperrte und das seinen eigenen Staatsbestand den panslawistischen Begehrlichkeiten nicht zu opfern bereit war. An der Seite Österreich-Ungarns aber stand Deutschland. Je klarer es sich herausstellte, daß das Bündnis nicht zu sprengen war, um so entschiedener rückte Deutschland für die russische Aktionspartei in die Stellung des Hauptfeindes. Auf das übermächtige Anschwellen der deutschfeindlichen Strömung werfen die im Herbst 1912 „in Abänderung aller früher erfolgten Anordnungen" für die Mobilmachung herausgegebenen „leitenden Grundsätze" ein grelles Licht:

> „Allerhöchst ist befohlen, daß die Verkündigung der Mobilisation zugleich auch die Verkündigung des Krieges gegen Deutschland ist... Die allgemeine Aufgabe der Truppen der Nordwestfront ist, nach Beendigung der Konzentrierung: Übergang zum Vormarsch gegen die bewaffneten Kräfte Deutschlands mit dem Ziele, den Krieg in dessen Gebiet hineinzutragen."

Für die schroffe Kundgebung trägt der Zar als oberster Kriegsherr die Verantwortung, die dadurch nicht aufgehoben wird, daß er die neue Parole nicht veranlaßt, sondern nur zugelassen hat, trotzdem er den aus ihr sich ergebenden letzten Folgerungen innerlich widerstrebte. Eben daraus, daß er in unberechenbarem Schwanken zeitweilig den deutschfeindlichen Absichten nachgab, aber schließlich doch zurückschrak, wenn der blutige Ernst herandrohte, ergab

sich unvermeidlich der Gegensatz zwischen dem Herrscher und der zielsicherer tätigen Aktionspartei. Die Aktionspartei wird, getragen von der nationalistischen Hochflut, zur Kriegspartei. Ihr schließen sich die einflußreichsten Männer in leitender Staatsstellung an, und sie zwingt letzten Endes den abweichenden Willen des Zaren in die von ihr gewiesene Bahn. In erfolgreicher, durch unterirdische Machenschaften geförderter Tätigkeit weiß sie den russischen Rüstungen eine in erster Linie auf Deutschland gerichtete Spitze zu geben. Sie hat es zuwege gebracht, daß die unmittelbare Vorbereitung der Gesamtmobilisation befehlsgemäß am 6. Mai 1914 beginnt und daß am 25. Juli mit der Rückberufung der Truppen aus den Sommerlagern die tatsächliche Durchführung der vollen Mobilmachung in ihr letztes Stadium tritt. — Soweit der Zar bis zu dem am 26. Juli erlassenen Geheimbefehl über den „Beginn der Kriegsvorbereitungsperiode im ganzen Gebiet des europäischen Rußlands" diese militärischen Maßnahmen gebilligt hat, ist er über deren Tragweite im unklaren, so daß ein Gegensatz zwischen dem Herrscher und der Kriegspartei noch nicht sichtbar hervortritt. Die Zwiespältigkeit des Wollens wird erst offenkundig, als das österreichische Ultimatum an Serbien eine letzte, klare Entscheidung fordert. Die Kriegspartei erachtet den Ausspruch der Gesamtmobilmachung für unweigerlich geboten. Der Zar läßt sich am 29. Juli nur den Befehl zur Teilmobilmachung gegen Österreich abringen, den er schon nach wenigen Stunden widerruft. Daraufhin schreitet die Kriegspartei eigenmächtig zur Verkündung der allgemeinen Mobilmachung.

Die leitenden Männer der Kriegspartei hatten für alle möglichen Überraschungen ihre Vorkehrungen getroffen, um in dem fest gewiesenen Gang der allgemeinen Mobilmachung keine Störung aufkommen zu lassen und den Einfluß des Zaren auf eine friedliche Lösung des politischen Konflikts auszuschalten. In dem Augenblick, in dem der Generalstabschef die Unterschriften der drei Minister des Krieges, der Marine und des Innern für die Verkündigung der allgemeinen Mobilmachung erlangte, war der Plan fertig, um über den Zaren hinweg ans Ziel zu gelangen. Die dramatisch bewegten Szenen, die sich vom nächtlichen Widerruf der Teilmobilmachung durch den Zaren bis zu seiner Unterwerfung unter den Willen der Kriegspartei abspielten, sind im Aprilheft skizziert. In dem Bilde stellen sich jetzt einige Züge deutlicher dar; zugleich fällt neues Licht auf die Zettelungen der Gegenseite. — Der Zar hatte am 29. Juli, etwa gegen Mittag, den unterschriebenen Teilmobilmachungsbefehl dem Generalstabschef ausgehändigt, der mit dem Ukas im Portefeuille von Peterhof in den Generalstab fuhr, von dort den deutschen Militärattaché zu sich beschied und ihm die ehrenwörtliche Versicherung gab, daß die Mobilmachung noch nicht begonnen habe. — Januschkewitsch bekennt:

„Indessen lag der Mobilisationsukas noch bei mir im Portefeuille. Ich hatte ihn selbst eben erst gebracht, und niemand außer mir hatte ihn bisher gesehen." —

Jetzt erfahren wir durch das Zeugnis Tundutows, daß die Herausgabe des Ukases erst um Mitternacht erfolgte. Das scheint zutreffend beobachtet. Die „St. Petersburger Zeitung" meldet am 17. (30.) Juli unter der Rubrik „Kundgebungen der Regierung":

> Das offizielle Informationsbureau veröffentlicht gegen 4 Uhr morgens einen Allerhöchsten namentlichen[1]) Ukas an den Dirigierenden Senat, laut welchem die Untermilitärs[2]) der Reserve in einer Reihe von Gouvernements in den aktiven Dienst berufen werden."

Es war der Teilmobilmachungsbefehl. Tundutow verbürgt sich irrigerweise dafür, daß es der Gesamtmobilmachungsbefehl war. Sein Irrtum ist leicht zu verstehen. Er entnahm dem Telephongespräch, daß der Zar die Mobilmachung rückgängig machen wollte. Wir wissen, daß der Zar damit die Teilmobilmachung meinte, denn eine andere hatte er nicht befohlen. Tundutow, der, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" seinen Mitteilungen hinzufügt, „vor der Unwahrhaftigkeit der russischen Militärpartei deutlichen Abscheu zeigte," fühlte von der allgemeinen täuschenden Irreführung des Zaren durch den Generalstabschef nur die Lüge heraus, daß der offizielle Mobilmachungsausspruch bereits den Truppen zugegangen wäre, während der Ukas vom General Januschkewitsch in Wirklichkeit zurückgehalten war, und noch vor ihm auf dem Tisch lag. Daß dieser Ukas der Teilmobilmachungsbefehl gewesen sein könnte, kam dem Fürsten Tundutow gar nicht in den Sinn. In seiner dienstlichen Stellung war er nunmehr Zeuge, daß der Ukas der amtlichen Stelle zur Bekanntgabe an die allgemeine Öffentlichkeit zuging, und gleichzeitig die Anordnungen für die Gesamtmobilmachung herausgegeben wurden. Der Zarenukas galt ihm als die gesetzmäßige Unterlage. Tundutows Aussage ist ein neuer Beleg dafür, daß die vom Zaren angeordnete Teilmobilmachung für die Kriegspartei nur auf dem Papier stand. Der Teilmobilmachungsbefehl gelangte auf dem Wege über das offizielle Informationsbureau bei Morgengrauen des 30. Juli an die Presse; der Gesamtmobilmachungsbefehl dagegen wurde auf dienstlichem Wege den Truppen (und vermutlich auch den Behörden) zunächst nur des Südwestbezirks, noch als Geheimbefehl, übermittelt, erst nach 5 Uhr nachmittags ist er den Truppen und Behörden des Nordwestbezirks zugegangen. Im Südwestbezirk war die Mobilmachung an sich legal; illegal war ihre geheime Verkündigung als Gesamtmobilmachung[3]). Im Nordwestbezirk erfolgte ihr offizieller Ausspruch

[1]) Vom Zaren eigenhändig unterschrieben.

[2]) Der bei uns übliche Ausdruck lautet: Die Mannschaften.

[3]) Die Mobilmachung betreffend. — Streng geheim.

Befehl an die Truppen des X. Armeekorps.

Charkow, 17. (30.) Juli 1914, 10 Uhr 45 Min. vorm.

§ 1. Allerhöchst ist befohlen, die Armee und Flotte auf Kriegsfuß zu setzen und zu diesem Zweck die Reservisten einzuberufen sowie Pferde zu gestellen, gemäß Mobil-

auf Grund der — halberpreßten — telephonischen Zustimmung des Zaren; illegal war das Fehlen der eigenhändigen Unterzeichnung des Vollziehungsbefehls durch den Zaren und die als Ersatz gegebene Unterschrift der drei Minister [1]).

machungsvorschrift vom Jahre 1910. Als erster Mobilmachungstag ist der 17. (30.) Juli zu rechnen. — (Es folgen § 2—12.)

Das Original hat unterzeichnet: Der Korpskommandeur, Gen. d. Inf. Siewers.

Für die Richtigkeit: Der Chef des Stabes: Generalmajor Reberg.

Das X. Armeekorps (Sitz: Charkow) gehört dem Militärbezirk Kiew, also dem Südwestbezirk, an. Von Petersburg muß der Befehl an den Militärbezirk Kiew, von dort an das Kommando des X. Armeekorps in Charkow gelangt sein, ehe der Korpskommandeur ihn an die Truppen weiter geben konnte. Das erforderte etliche Stunden. Er dürfte von Petersburg zwischen Mitternacht und dem frühen Morgen abgegangen sein. Darauf weist auch die Ansetzung des ersten Mobilmachungstages auf den Dreißigsten. — Am 31. ist der Befehl dahin abgeändert worden, daß nicht der 30., sondern der Einunddreißigste als erster Mobilmachungstag zu rechnen ist.

[1]) Telephonogramm Nr. 648 (des XV. Armeekorps, Warschau).

Dem Kommandeur der 8. Infanterie-Division.

Allerhöchst ist befohlen, die Armee und Flotte auf Kriegsfuß zu setzen und zu diesem Zweck die Reservisten einzuberufen und Pferde zu gestellen, gemäß Mobilmachungsvorschrift vom Jahre 1910. Als erster Mobilmachungstag ist der 18. (31.) Juli zu rechnen. Nr. 1945.

Das Original haben unterzeichnet:

Der Kriegsminister Suchomlinow.
Der Marineminister Grigorowitsch.
Der Minister des Innern Maklakow.

(Eingangsstempel:) Mobilmachungsabteilung des Stabes der 8. Infanterie-Division, 17. (30.) Juli 1914. Nr. 1.

Unter Tagebuch-Ziffer Nr. 2 ist dieser Befehl von der 8. Infanterie-Division an die ihr unterstellten Formationen weiter gegeben worden, wie die nachfolgende Meldung erweist:

Kommandeur der 8. Artillerie-Brigade
Frontdienstsachen
17. (30.) Juli 1914
Nr. 1
Warschau.

Mobilisationssache
Anlage M. 2 Abt. 1. c 37.

Dem Kommandeur der 8. Infanterie-Division.

Meldung.

Ich melde, daß der Befehl über den Beginn der Mobilmachung am 17. (30.) Juli um 11 Uhr — Minute abends eingegangen ist.

Telegramm.

An den Präsidenten der Stadt

Sosnowice.

(Handschriftlicher Eingangsvermerk:) Erhalten am 17. (30.) Juli 1914, 8 Uhr 2 Minuten abends.

Aus Petersburg, Nr. 8461. Aufgegeben: 17. (30.), 7—7,15 nachmittags.

Mobilmachung.

Allerhöchst ist befohlen, die Armee und Flotte auf Kriegsfuß zu setzen und zu

Der Zar war an diesem Tage schrittweise von seinem Standpunkt gewichen. Vormittags findet er sich mit der Nichtbeachtung seines Befehls zur Einstellung der Teilmobilmachung ab. Den Wunsch einer Verständigung mit Deutschland hielt er noch unentwegt fest. Beweis dafür ist seine telegraphische Mitteilung an den deutschen Kaiser über die für den Abend geplante Entsendung eines beiderseitigen Vertrauensmannes, des Generals Tatischtschew. Die aus Hofkreisen stets gut unterrichtete „St. Petersburger Zeitung" (Nr. 196 vom 19. Juli [1. August]) berichtet:

„Nach Peterhof fuhren am 17. (30.) Juli gleichzeitig der Minister des Auswärtigen Sazonow und der dem deutschen Kaiser attachierte General der Suite Tatischtschew . . ."

Am Nachmittag erteilt der Zar, wie wir annehmen, halb gezwungen, telephonisch die Zustimmung zur Durchführung der vollen Mobilmachung. Eine vollständige Kapitulation vor der Kriegspartei war das noch nicht. Das oben angeführte Blatt schließt seine Mitteilung mit der Notiz:

„Am selben Abend reiste General Tatischtschew nach Berlin ab."

Die unscheinbare Nachricht sagt uns außerordentlich viel: für den Zaren bedeutete auch in diesem Augenblick die Mobilmachung noch nicht: „Krieg gegen Deutschland". — General Tatischtschew ist bekanntlich in Berlin nicht eingetroffen. Schwerlich hat er die deutsche Grenze erreicht. Die Rückberufungsorder muß ihm unterwegs zugegangen sein.

Am Freitag, den 31. Juli, fand laut Meldung der „St. Petersburger Zeitung" [Nr. 196 vom 19. Juli (1. August)] vormittags in Peterhof ein vollbesetzter außerordentlicher Ministerrat, also ein Kronrat, statt. Der nachfolgende, bisher noch unbekannte Zarenukas an den Dirigierenden Senat darf als Ergebnis der dort geführten Verhandlungen gelten:

„In Ergänzung Unseres Erlasses vom 16. (29.) Juli haben Wir es für notwendig befunden, die auf den Kriegsfuß zu bringenden Teile der Armee und Flotte zu verstärken und befehlen: (Es folgen die Anordnungen für eine ergänzende Mobilisation, die die Teilmobilmachung zur Gesamtmobilmachung vervollständigt.) . . . Das Original ist von Seiner Kaiserlichen Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet.

„Nikolaus."

Peterhof, 18. (31.) Juli 1914.

Gegengezeichnet: Der Kriegsminister Generaladjutant Suchomlinow.

(Abgedruckt in der „St. Petersburger Zeitung" Nr. 201 vom 24. Juli [6. August] 1914.)

---

diesem Zweck die Reservisten einzuberufen und Pferde zu gestellen, gemäß Mobilmachungsvorschrift vom Jahre 1910. Nr. 1945.

Der Kriegsminister Suchomlinow.
Der Marineminister Grigorowitsch.
Der Minister des Innern Maklakow.

Die weiteren Ausfertigungen des Mobilmachungsausspruchs für Truppen oder Behörden des Nordwestbezirks sind entweder von militärischen Befehlshabern beglaubigt oder mit dem Vermerk versehen: „Original mit gehörigen Unterschriften". Keine einzige enthält einen ausdrücklichen Hinweis auf die eigenhändige Unterschrift des Zaren.

Hier ist die Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Zaren für den 31. Juli urkundlich erhärtet. Es ist der Augenblick, in dem die beiden auseinandergehenden Willensrichtungen der Kriegspartei und des Zaren wenigstens äußerlich in die gleiche Bahn gelenkt erscheinen, den ich meinerseits in Unkenntnis dieses Dokuments erst mit dem Kriegsmanifest des Zaren am 2. August mit ausreichender Sicherheit gegeben sah. Die innerliche Gegensätzlichkeit zu den letzten Absichten der Kriegspartei ist auf seiten des Zaren auch mit diesem Akt nicht überwunden. Ihr Fortbestehen äußert sich in der Umschreibung des Kampfziels. Im Kriegsmanifest vom 2. August heißt es:

„Nun haben Wir nicht nur für ein uns stammverwandtes, ungerecht verletztes Land [1]) einzutreten, sondern auch die Ehre, die Würde und den ungeschmälerten Bestand Rußlands sowie seine Stellung inmitten der Großmächte zu wahren. Wir glauben unerschütterlich, daß alle Unsere treuen Untertanen einmütig und opferbereit *für die Verteidigung Rußlands* eintreten werden."

Noch schärfer ist der *Defensivgedanke* in der am gleichen Tage gehaltenen Ansprache des Zaren an eine Vertretung von Heer und Flotte betont:

„Feierlich erkläre ich hier, daß ich keinen Frieden schließen werde, *bevor der letzte feindliche Krieger den Boden unseres Landes verlassen hat.*"

Man könnte einwenden, daß diese letzterwähnten, für die breite Öffentlichkeit bestimmten Kundgebungen nicht gerade die geheimsten Absichten verraten haben werden. Aber auch streng vertrauliche Äußerungen des Zaren weisen darauf, daß er selbst nach Kriegsbeginn nur zögernd den Offensivgedanken aufnahm, und seine schon vor Ausgang des Jahres 1914 hervortretende Friedensbereitschaft zeigt, daß bei ihm die alte Neigung zu einer Verständigung mit Deutschland bald genug wieder durchbrach.

Nunmehr sind wir in der Lage, den Wahrheitsgehalt der zwei einander entgegenstehenden Zarenzeugnisse über die Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls abzuwägen. Ist die Unterzeichnung durch den Zaren am 30. oder 31. Juli erfolgt? *Gegen* den 30. spricht alles; *für* den 31.: die unumstößliche Tatsache des vom Zaren *unterschriebenen* Befehls, der, nebenher bemerkt, einen älteren, auf das gleiche Ziel gerichteten Erlaß ausschließt. Es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß sich der Zar im Verlauf des am 31. morgens in Peterhof tagenden Kronrats wohl oder übel den Gründen fügte, die er am 1. August in seinem Telegramm an den englischen König als Veranlassung der Gesamtmobilmachung anführte. Eine erhebliche Unstimmigkeit bleibt auch bei dieser Annahme übrig. Es handelte sich für den Zaren am 31. nicht mehr um den Entschluß zur *Herbeiführung* der Gesamtmobilmachung, sondern um ihre *nachträgliche Anerkennung*,

[1]) Serbien.

nachdem sie, nicht von ihm und nicht aus Anlaß der von ihm verzeichneten Beweggründe herbeigeführt war. Ganz aus freiem Willen hat sich der Zar zu diesem Verhalten schwerlich durchgerungen. Es ließ sich schließlich die etwas gewundene Rechtfertigung vorbringen, daß er bereits am 30. die telephonische Zustimmung erteilt habe. Auch damit war er dem Gange der Ereignisse nachgehinkt. Jedenfalls verfuhr man nach einem festen Plan. Um nach Möglichkeit den Schein nach außen zu wahren, wurde der offizielle erste Mobilmachungstag durch dienstlichen Befehl an die Truppe vom 30. auf den 31. verlegt[1]), und der Zar mußte sich dazu verstehen, die von der Diplomatie vorgeschobenen Mobilmachungsgründe sich zu eigen zu machen. So wird der ganze Vorgang einigermaßen verständlich, ohne daß freilich das „Wie" in allen Einzelheiten aufgehellt wäre. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß das alles den in der Reihe der russischen Mobilmachungsgründe angeführten alarmierenden Gerüchten über angebliche vorzeitige österreichisch-ungarische und deutsche Kriegsvorbereitungen nicht den geringsten Halt gibt. Es schafft vollends die Rußland entscheidend belastenden Tatsachen nicht aus der Welt, daß unter maßgebendem Anteil der verantwortlichen Vertreter von Staats- und Heeresleitung hinter dem Rücken des Zaren, die amtliche Gesamtmobilmachungserklärung am 30. Juli, also *vor* Erklärung der österreichisch-ungarischen erfolgt ist, und daß die geheime russische Kriegsvorbereitung in jenem Augenblick für die Grenzkorps an der österreichischen wie an der deutschen Front bis zur vollen Machtbereitschaft gediehen war.

Wie steht es nun um die Existenz des Zarenukases vom 30. Juli? — Ein „Ukas" ist nach russischem Sprachgebrauch ein *schriftlicher*, vom Herrscher *eigenhändig unterschriebener* Erlaß. Ein solcher lag als gesetzmäßige Unterlage der Gesamtmobilmachungsverkündigung am 30. Juli bis gegen Abend *nicht* vor, sonst hätte man in den zu dieser Zeit herausgegebenen Mobilmachungsbefehlen[2]) die immerhin mißliche Unterschiebung der Ministerunterschriften vermieden. Kann er in den letzten Stunden des 30. nachgefolgt sein, zu spät, um für die abgesandten Befehlsausfertigungen noch Verwendung zu finden? Man könnte an eine Auseinandersetzung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch mit dem Zaren denken, von der mancherlei unkontrollierbare Gerüchte umlaufen. Sie müßte in den Stunden vor Mitternacht stattgehabt haben. Die Unterfertigung des Ukases an den Dirigierenden Senat, vielleicht auch die Rückberufungsorder für den auf dem Wege nach Berlin befindlichen General Tatischtschew ließen sich mit einer solchen Auseinandersetzung in Zusammenhang bringen. Möglich, daß etwas von diesen Vermutungen festere Gestalt gewinnt. Nur für die *Zarenunterschrift*, die *am 30. Juli* aus äußeren und inneren Gründen schwer denkbar erscheint, ist es meines Erachtens ausgeschlossen. Der letzte Schimmer von eigener Entschließung des Zaren bei Anerkennung der ohne sein Zutun geschaffenen Lage,

[1]) Vgl. die für das X. Armeekorps befohlene Abänderung oben S. 157, Anm. 3.
[2]) Vgl. oben S. 158, Anm. 1.

der am 31. Juli noch einigermaßen gewahrt blieb, fiele dabei weg. — Nach alledem ist das bislang nicht auffindbare Dokument, von dem außer dem Hinweis in dem Zarenukas vom 2. August jede Spur fehlt, meines Erachtens nicht zu retten. Die einfache Schlußfolgerung, daß es *nicht vorhanden ist*, behält ihr *Recht*.

Dagegen ist der Zarenukas vom 2. August *zu unrecht* angezweifelt. Grund der Anzweiflung war: der in dem Ukas gegebene Hinweis auf die eigenhändige Unterzeichnung des Gesamtmobilmachungsbefehls durch den Zaren am 30. Juli. Die offensichtliche Tatsachenentstellung sollte die Verdachtsmomente eines illegalen Verfahrens bei Ausspruch der Mobilmachung beseitigen. Die Falschmeldung und ihr Zweck waren richtig erkannt. Mein Fehlschluß bestand darin, daß die Quelle der Fälschung ausschließlich auf seiten der mächtigen Partei gesucht wurde, die gegen den Willen des Zaren die volle Mobilmachung durchgesetzt hatte. Nunmehr ist festgestellt, daß der Zar in eigener Person bei der Täuschung mitwirkte. Er hat sich am 2. August dazu hergegeben, der Öffentlichkeit gegenüber seine erwiesenermaßen am 31. Juli vollzogene Anpassung an das eigenmächtige Verfahren der Kriegspartei nicht nur als freien Willensakt hinzustellen, sondern sie obendrein um einen Tag vorzudatieren, weil schließlich auch er ein Interesse daran hatte, die illegal verkündete Gesamtmobilisation als Ausfluß seines Herrscherwillens erscheinen zu lassen.

Der Zar erweist sich noch um einen Grad schwächer und haltloser und dadurch in seinem ganzen Verhalten zweideutiger, als er nach unserer vorherigen Kenntnis erschien. An der grundsätzlichen Beurteilung der Mitwirkenden, an den Feststellungen über die Entwicklung der russischen Kriegsrüstung und ihren Begleitumständen voll unerhörter Täuschung und Lüge verschiebt sich nichts. Die Beweisführung ist auf Grund des vervollständigten Quellenmaterials nur schlüssiger geworden.

*

Unsere Ausführungen haben sich genau, wie die Darstellung im Aprilheft, auf die Vorgänge innerhalb Rußlands beschränkt. Es war vorauszusehen, daß jede weiterreichende Aufhellung, vor allem die *auswärtige* Einflußnahme auf die wirklichen Machthaber Rußlands, schärfer hervortreten lassen dürfte. Das ist in der Tat bei den Mitteilungen Tundutows der Fall. Die kurze Andeutung, die er in dieser Richtung gibt, führt in neue Fragen hinein, deren eingehende Erörterung an dieser Stelle nicht beabsichtigt ist. Nur ihr sachlicher Kern soll hier verzeichnet werden.

Tundutows Meinung, daß der in der Nacht vom 29. zum 30. Juli vor dem Generalstabschef auf dem Tische liegende Mobilmachungsbefehl der *vom Zaren unterschriebene Gesamtmobilmachungsukas* war, ist als irrig erwiesen. Die kritische Nachprüfung der Mitteilungen Tundutows bestätigt, daß er nicht zu den Eingeweihten der Kriegspartei zählte. Das hat

es ihm von vornherein erschwert, Teilmobilmachung und Gesamtmobilmachung klar auseinanderzuhalten. Der Irrtum, der obendrein durch die äußerlich bedingte ungenaue Erfassung des im Nebenzimmer Verhandelten begünstigt wurde, gibt keine Veranlassung, den Wert seiner sonstigen Beobachtungen zu bemängeln. Er hat mit hellem Blick den Gang der Ereignisse verfolgt. In den großen Fragen der Zeitgeschichte wahrt er sich auch gegenüber der Vorstellungswelt, die ihn umgab, die freie Meinung und das eigene Urteil. Die letzte Ursache der weltgeschichtlichen Katastrophe sieht er nicht in den verbrecherischen Machenschaften der führenden Männer der Kriegspartei, in die er Einblick bekam, sondern in der falschen politischen Rechnung. — Schuld am Kriege ist ihm letzten Endes England. Seine Auffassung, daß die Zuversicht auf Englands sicheren Beistand in Petersburg den Kriegsentschluß gezeitigt hat, sagt an sich nichts Neues. Wie man von seiten der russischen Heeresleitung die Rolle Englands in dem erwarteten Kampfe ansah, ist einer aus dem russischen Generalstab stammenden Ausarbeitung [1]) zu entnehmen, die als Umdruck den Kommandostellen zuging, und deren Inhalt als Gemeingut der höheren Offizierskreise gelten darf. Mit nüchternen Worten wird da gesagt:

> England, das sich offiziell keinem der genannten Bündnisse (Zweibund und Dreibund) angeschlossen, ist, soviel bekannt, doch im Einverständnis mit Frankreich; in allen internationalen Fragen der letzten Jahre hat es die Gesichtspunkte der Mächte des Zweibundes unterstützt. Deshalb kann man im Falle des europäischen Krieges erwarten, daß England in bezug auf Deutschland eine feindliche Haltung einnehmen wird.

Man sieht, Tundutow, dem im täglichen Verkehr die Anschauungen und Stimmungen der Militärpartei nahe traten, schöpfte aus bester Quelle, wenn er so nachdrücklich die Verknüpfung des russischen Kriegsentschlusses mit den auf England gesetzten Hoffnungen betont. Aber Tundutow sagt noch mehr. Nach ihm ist die Entscheidung über die Stunde des Losschlagens in dem Augenblick gefallen, da die Hoffnung auf Englands Mitwirkung zur Überzeugung gewandelt war. Er nennt den 24. Juli als Entscheidungstag. Das ist neu. Gerade aus seinem Munde ist es des starken Eindruckes sicher. Aber jede nähere Begründung fehlt. Kann man annehmen, daß die englische Regierung über ihre Absichten sich so früh und so unmißverständlich in Petersburg geäußert hat? Ein schriftlicher Vertrag, durch den England sich vorzeitig gebunden hätte, ist von den britischen Staatslenkern stets auf das feierlichste in Abrede gestellt worden. Sir Edward Grey war, so darf man glauben, gewandt genug, jede etwaige geheime Zusage so verklausuliert zu geben, daß nach außen hin ihrer Ableugnung als vertraglich

[1]) „Notiz über die Kräfte und die vermutlichen Pläne unserer Gegner im Westen, zusammengestellt in der Abteilung des Generalquartiermeisters des Generalstabs und erneut umgearbeitet nach dem vorliegenden Material vom 1. März 1914." (Aus erbeuteten russischen Akten.)

übernommener Verpflichtung nichts im Wege stand. Das Verhalten der englischen Diplomatie bleibt bekanntlich äußerlich durchweg korrekt. Wie in Petersburg der englische Botschafter Buchanan am Morgen des 24. Juli, als dort der Minister des Äußern Sazonow durch den eben eingelaufenen Wortlaut des österreichischen Ultimatums an Serbien in die heftigste Erregung versetzt war, geflissentlich hervorkehrt, daß England sich nicht in einen Konflikt hineinziehen lassen würde, so ist das Klappern der britischen Vermittlungsmühle während der kritischen Tage unausgesetzt vernehmbar. Es kommt dabei nur nichts heraus. Waren alle diese Bemühungen nur Schein? Am 31. Juli hat Grey sich dem deutschen Botschafter gegenüber zu der Versicherung verstiegen, daß für den Fall der Weigerung Rußlands und Frankreichs, einen vernünftigen Vermittlungsvorschlag anzunehmen, „die Regierung Seiner Majestät mit den entstehenden Folgen nichts zu tun haben würde“ [1]). Schon der Nachsatz Greys verrät, daß es ihm mit dem in Aussicht gestellten Druck nicht allzu ernst gewesen war. Er eröffnete dem deutschen Botschafter, daß, falls Frankreich verwickelt würde, auch England mit hineingezogen werde. Zum Überfluß hatte schon tags vorher der belgische Geschäftsträger aus Petersburg nach Brüssel gemeldet [2]):

„Heute (30. Juli) ist man in Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen.“

Für diesen späten Termin ist der Schleier damit etwas gelüftet. Nach Tundutows Aussage hätte England den Ententegenossen schon wesentlich früher einen deutlichen Wink gegeben. Wir besitzen eine Mitteilung, die diesem früheren Zeitpunkt näher rückt. Sie stammt von einem schwedischen Journalisten, der bei Kriegsausbruch als Berichterstatter in Berlin tätig war und der von der Innehaltung einer gewissenhaften neutralen Haltung nie abgewichen ist. Er berichtet [3]):

„Am 26. Juli, 1 Uhr nachts traf ich auf der menschenüberfüllten Straße Unter den Linden einen Pariser Kollegen, der nach der französischen Botschaft am Pariser Platz unterwegs war. Dort standen die Tore weit offen, Bewegung und rühriges Treiben herrschte die ganze Nacht über. Ich wartete draußen auf meinen Kollegen und sah eine halbe Stunde lang seinem eifrigen Gespräch mit dem Botschafter Cambon zu, denn die Gardinen des Empfangssalons im Erdgeschoß waren nicht niedergelassen. Endlich kam er heraus, bleich, aber mit einer fanatischen Entschlossenheit in Ausdruck und Haltung seiner kleinen, sehnigen Gestalt.

„L'Angleterre marchera avec nous!“ „England geht mit uns“ — sagte er mit einer vor Erregung bebenden Stimme.

[1]) Englisches Blaubuch, Nr. 105.

[2]) Deutsches Weißbuch II, Nr. 4.

[3]) Gustav Siösteen, Bakom Tyska Krigets Kulissen, Stockholm (1916), Albert Bonniers Förlag. S. 8.

„Ist das offiziell?" fragte ich.

„In Paris sowohl wie in Petersburg sind absolut bindende Versicherungen abgegeben worden!"

„Und das alles um Serbiens willen?" wandte ich ein.

„Nein, mon ami, das ist die große Abrechnung — wir können nicht länger diese beständige Bedrohung und Überflügelung dulden, und das mußte einmal ein Ende haben, und das soll jetzt sehr bald ein Ende haben. Die englische Flotte wird Deutschland blockieren, und in einigen Wochen wird man hier wohl keine Lust mehr verspüren, auf den Straßen zu grölen."

Ein zwingender Beweis für die vertragliche Bindung Englands ist auch das nicht. Aber es ist ein Bild voll lebendiger Anschaulichkeit und innerer Wahrheit. Denselben Eindruck, den Tundutow am 24. Juli im Truppenlager zu Krasnoje Selo empfing, wo er an der Jubiläumsfeier eines Gardekavallerie-Regiments teilnahm, der hohe Militärs beiwohnten, und in deren Verlauf die Zungen sich gelöst haben mögen, trug in der Nacht vom 26. zum 27. Juli der Pariser Journalist von seinem Besuch bei dem französischen Botschafter in Berlin davon.

Es ist der Glaube an England, der die plumpe moskowitische Machtgier, wie den leidenschaftlichen französischen Rachegedanken zur Tat fortriß. Frankreichs Kriegswille stand wie der Rußlands fest. Aber Frankreich und Rußland hätten, allein auf sich angewiesen, den gemeinsamen Kampf nie gewagt. Erst Englands Mitwirkung schien die erdrückende Überlegenheit zu schaffen, die jeden Zweifel am Erfolg ausschloß. Ob England seinerseits gerade den Krieg begehrte, ob es nicht ein unblutiges Abwürgen Deutschlands vorgezogen hätte, ob es für den Ernstfall mehr einzusetzen gedachte als ein stattliches Stück Geld, seine Soldtruppen und seine mit möglichster Vorsicht zu verwendende Flotte, und ob es dann nach den ersten, zuversichtlich erwarteten Niederlagen der Mittelmächte nicht einen Frieden zu schließen gewillt war, der Österreich nicht sonderlich wehtat und Deutschland nur als See-, Kolonial- und Handelsmacht schwächte oder ausschaltete, aber als Festlandmacht schonte, — das sind Probleme, mit denen sich das niedergebrochene Rußland, das weißgeblutete Frankreich und all die übrigen wundgeschlagenen Entente-Vasallen bei Aufstellung ihrer Schlußabrechnung zu beschäftigen und abzufinden haben werden. Für uns genügt vorerst die Feststellung, daß die Gestaltung der politischen Gesamtlage, die zum Kriege führte, ausschlaggebend von England beeinflußt ist.

Der Nationalismus in der französischen Geschichtschreibung seit 1871.

Von

Wolfgang Windelband.

So wenig der Staatsmann die Geschichte als Lehrbuch betrachten darf, das er einfach aufzuschlagen braucht, um zu erkennen, wie er sein eigenes Verhalten einzurichten habe, so notwendig ist ihm dennoch die Kenntnis der Vergangenheit. Deshalb ist der Politiker zu allen Zeiten in die Schule des Historikers gegangen und wird das immer tun. Aber bei dieser engen Verbindung von Geschichte und Politik konnte es nicht ausbleiben, daß die letztere sich nicht mehr mit der Rolle des bloß empfangenden Teils begnügte. Der Entwicklung des Zeitgeistes entsprechend, die immer mehr dahin führte, als Zweck der Wissenschaft nicht mehr das Streben nach Wahrheit schlechthin ohne jeden absichtsvollen Nebengedanken anzuerkennen, erschien in steigendem Maße diese politische Verwertbarkeit als das eigentlich Wertvolle an der Geschichtsforschung. Es ist begreiflich, daß in außerhalb der Facharbeit stehenden Kreisen diese Anschauung die herrschende wurde. Sie knüpfte nur an längst geäußerte Meinungen an; denn schon Lessing hat die zeitgenössische Geschichte als die einzig wahre und lebendige bezeichnet, die alten Sachen seien von Interesse für uns nur durch ihre Beziehungen auf die Gegenwart, die Geschichte der fremden Völker nur durch ihre Beziehungen zu der unsrigen. Aber auch unter den Historikern mehrte sich die Zahl derer, die in der Wechselwirkung von Geschichte und Politik ihre eigentliche Aufgabe sahen. Der Engländer Seeley hat dafür die Formel geprägt: „Politik ist vulgär, wenn sie nicht durch Geschichte veredelt wird, und Geschichte sinkt zu bloßer Literatur herab, wenn sie ihre Beziehung zur praktischen Politik aus dem Auge verliert." So falsch und gefährlich diese Auffassung ist, sie hat doch den berechtigten Kern, daß in Zeiten politischer Hochspannung infolge dieser Möglichkeit praktischer Auswertung die Geschichtschreiber zweifellos eine Pflichtversäumnis begehen würden, wenn sie sich nicht ihrem Vaterlande zur Bewältigung der Notwendigkeiten des Tages zur Verfügung stellen wollten. So suchen ja heute in allen Ländern die Historiker durch ihre wissenschaftliche Arbeit Vorteile für ihr Land zu erringen, und so hat sich gerade unsere deutsche Geschichtswissenschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts derselben auf praktische Zwecke eingestellten Richtung hingegeben; für die Historiographie des neunzehnten Jahrhunderts

stellen die „politischen Historiker" einen fest umrissenen Begriff dar. Diese Schule ordnete sich völlig dem Dienst des großen politischen Ideals der Errichtung der deutschen Einheit unter. Die klassischen Werke, die sie schuf, haben zweifellos sehr Erhebliches dazu beigetragen, daß im deutschen Volke die Stimmung entstand, die als Vorbedingung für die Verwirklichung der nationalen Träume durch Bismarcks staatsmännischen Genius erforderlich war. So dankbar wir ihnen dafür sind und so sehr wir dieses ihr Verdienst anerkennen, es bleibt doch eine unbestreitbare Tatsache, daß sie damit von dem Wege der reinen Wissenschaft abgewichen sind. Es ist bezeichnend, daß die deutsche Geschichtsschreibung, nachdem durch die Gründung des Reichs das Ziel erreicht war, von dem bis dahin eingeschlagenen Wege sich abgewendet hat und wieder zu der stillen, keinen Nebenzweck verfolgenden Forscherarbeit zurückgekehrt ist. In einem Maße ist das geschehen, daß kürzlich einer ihrer hervorragendsten Vertreter sie gegen den Vorwurf hat in Schutz nehmen müssen, daß sie zu wenig an dem inneren Leben der Zeit teilnehme und ihr deswegen nichts mehr zu bieten habe. Er wies darauf hin, daß die angegriffene Methode allein imstande sei, gerade alle feineren, persönlichen Bedürfnisse des deutschen Geistes zu befriedigen.

Aus dem zeitweiligen Aufgeben der Prinzipien der reinen Wissenschaft hat niemand den deutschen Historikern einen schärferen Vorwurf gemacht als gerade die Franzosen. Den Anteil der politischen Historiker an dem Sieg Deutschlands über Frankreich konnten sie ihnen nicht verzeihen. So haben zum Beispiel Charles Seignobos und Camille Jullian ihre Haltung als eine Sünde gegen den Geist echter Geschichtsforschung bezeichnet. Antoine Guilland hat ihre Beteiligung an dem nationalen Werke eingehend untersucht und ein äußerst hartes Urteil über sie gefällt. „Indem[1]) sie trotz des moralisierenden Lacks, mit dem sie ihre Theorien überzogen, Macht und List priesen, haben sie dazu beigetragen, den Geist ihres Volkes zu verderben." „Durch ihre historischen Theorien haben sie die schlimmsten politischen Maximen verbreitet, für deren Widerlegung die Menschheit schon Ströme von Blut vergossen hat." Aber gerade die französischen Historiker hätten wahrlich keinen Anlaß gehabt, den deutschen aus dem Hineinnehmen der Politik in die wissenschaftliche Untersuchung einen Vorwurf zu machen. Denn wir werden im folgenden darlegen, in wie starkem Maße die französische Geschichtschreibung selbst sich dessen schuldig gemacht hat, was sie der deutschen als so schwere Schuld anrechnet. Sie hat, durch die Katastrophe ihres Vaterlandes veranlaßt, den rein wissenschaftlichen Gesichtspunkt zurückgestellt hinter den Gedanken der nationalen Wiederaufrichtung. Ihr das zu verübeln, davon sind wir unserer-

[1]) Im allgemeinen zitiere ich in deutscher Übersetzung. Den französischen Urtext habe ich aber überall da beibehalten, wo er mir nach Ton oder Form ganz besonders charakteristisch erschien, so daß bei einer Übersetzung notwendig eine Abschwächung der Wirkung hätte eintreten müssen.

seits — wie wir ausdrücklich betonen wollen — weit entfernt. Aber an den Folgen, die aus diesem Verhalten der französischen Historiker seit 1871 entstanden sind, haben sie die Verantwortung zu tragen. Infolge der immer wiederholten, mit allen Mitteln der Einwirkung auf Verstand und Gemüt arbeitenden Aufrufe stellte sich zwar der gewünschte Geist der Hingabe an das Vaterland ein. Aber bei der Eigenart französischer Seelenverfassung konnte es gar nicht anders kommen, als daß dieser von ihnen gezüchtete Geist sich alsbald übertrieb. An die Stelle wahrhaft nationaler Betätigung trat einseitiger, dem Prinzip der Historie widersprechender Nationalismus, um so mehr, als selbstverständlich gerade noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Niederlage auch stark chauvinistische Stimmen von Anfang an nicht gefehlt haben. Und rückwirkend hat dieser Nationalismus dann seinerseits die Geschichtschreibung in seinen Bann gezogen und ihre Richtung bestimmt.

Die Leistungen der französischen Historiographie seit 1871 einer gesonderten Untersuchung zu unterziehen, ist um so mehr berechtigt, als der gewaltige äußere Eindruck dieses Jahres zusammenfällt mit einem Umschwung, den sie in ihrem inneren Wesen erfuhr. Die sie bestimmenden Methoden wurden zu der gleichen Zeit von Grund aus umgestaltet. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre war die Erkenntnis immer stärker geworden, daß die bisher befolgten, unter romantischem Einfluß stehenden Prinzipien zwar literarisch höchst wertvolle Werke hervorgebracht hätten, daß diesen im allgemeinen aber gerade das fehle, was sie erst zu wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutung emporheben könnte: die unbedingte Verläßlichkeit in die objektive Richtigkeit des Dargestellten. Diese läßt sich nur erreichen durch gründlichste methodische Vorbildung, und das war es, woran die historische Schule in Frankreich noch völligen Mangel litt. An den Hochschulen wurden die Tatsachen und Resultate der historischen Arbeit gelehrt, aber — von der École des chartes abgesehen — nicht die Mittel, womit diese Arbeit sich in den Besitz dieser Tatsachen zu setzen vermochte. Das wurde nun anders. Man hatte den ungeheuren Aufschwung vor Augen, den infolge der Anwendung und Weiterbildung der philologisch-kritischen Methode die deutsche Geschichtswissenschaft genommen hatte, und so entstand der Entschluß, sie auch für Frankreich nutzbar zu machen. Wenn man einen bestimmten Zeitpunkt als Geburtsstunde dieses neuen Systems annehmen will, so kann man sich auf die im Jahre 1866 erfolgte Gründung der Revue critique d'histoire et de littérature beziehen. Indem die heranwachsende Generation nach den von Deutschland übernommenen Prinzipien erzogen wurde, entstand die Grundlage, auf der dann die gewaltige Entwicklung erfolgen konnte, die das Studium der Geschichte in den seitdem verflossenen Jahrzehnten genommen hat. Das Übel, an dem es vorher krankte, war bei seiner Wurzel gepackt worden.

Die Anregung hierzu war also von Deutschland ausgegangen. Für diese Tatsache können wir uns auf zahlreiche Zeugnisse der unmittelbar Beteiligten berufen. So hat zum Beispiel Taine die kritische Methode „une science entièrement inconnue en France" genannt[1]). Es ist deshalb ein vergebliches, aber für den augenblicklichen französischen Geisteszustand höchst bezeichnendes Bemühen, wenn heute diese Abhängigkeit in Abrede gestellt wird. Die Franzosen haben sich ja in einen solchen Paroxysmus von Haß hineintreiben lassen, daß ihnen der Gedanke, überhaupt einmal etwas von Deutschland übernommen zu haben, in irgend einer Weise Deutschland etwas zu verdanken, unerträglich erscheint. So hat denn selbst Charles-Victor Langlois sich zu der Behauptung aufgeschwungen, daß die Erneuerung der französischen Geschichtschreibung keineswegs durch die von Deutschland her erfahrenen Anregungen hervorgerufen sei. Aber um die ihm so unbequeme Tatsache kommt auch er nicht herum, daß die neue Methode ihre Ausbildung zuerst in Deutschland erfahren hat[2]). Bei objektiven Beurteilern wird er deshalb wohl kaum Anklang finden.

Während also für die innere Wesensart der französischen Geschichtschreibung seit 1871 die Anwendung der kritischen Methode das charakteristische Kennzeichen ist, wird sie von außen bestimmt durch das ungeheure Erlebnis der vernichtenden Niederlage. Von jeher ist ja der Franzose in dem Punkte des nationalen Ehrgefühls ganz besonders empfindlich gewesen; wenn er sich dabei nicht gar zu leicht bis zu einer geradezu krankhaften Eitelkeit hinreißen ließe, könnte er in dieser Beziehung für alle Nationen als Vorbild dienen.

[1]) Vgl. auch die neueste, unmittelbar vor Kriegsausbruch geschriebene Darstellung dieser Verhältnisse bei L. Halphen: L'histoire en France depuis cent ans, Paris 1914, S. 144: „Welcher Gegensatz zwischen diesen Fakultäten ohne Studenten, an denen ein einziger Professor mit Riesenschritten die gesamte Geschichte und die gesamte Geographie durcheilen mußte, und den arbeitsamen Universitäten Deutschlands, wo die Geschichtsbeflissenen unter der Anleitung zahlreicher Meister sich für die harten Aufgaben der Gelehrsamkeit übten! Galt es nicht, dieses Beispiel zu befolgen, um die Geschichte neu zu beleben?"

[2]) In seinem Überblick über die französische Geschichtschreibung seit 1871, den er in dem Sammelwerk „Un demi-siècle de civilisation française", Paris 1916, liefert, schreibt er: „Es ist wahr, daß sich die Wiedergeburt der Historie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — als allgemeine Erscheinung — nicht nur in Frankreich vollzogen hat. Es ist wahr, daß sie sich in Deutschland schon früher zu erkennen gegeben hatte als in Frankreich. Es ist wahr, daß die philologischen und logischen Prinzipien der Kritik in Deutschland frühzeitig geschärft und sorgfältig angewendet worden sind. Schließlich ist es wahr, daß die jungen Leute vor fünfzig Jahren, die von dem, was in Deutschland sich ereignet hatte, unterrichtet waren, dadurch eine gewisse Überlegenheit über die anderen besaßen. Aber das ist auch alles. Es ist nicht wahr, daß die Deutschen die Initiative der modernen Methode besaßen oder daß sie jemals ihr ausschließliches Eigentum gewesen wäre ... Das Wesentliche ist, daß die letzte Bewegung der Wiedergeburt der Geschichtschreibung in Frankreich sowohl hinsichtlich ihres Ursprungs wie hinsichtlich ihrer Entwicklung parallel zu der deutschen verlaufen ist; niemals ist sie von ihr abhängig gewesen." Langlois widerspricht sich also selbst in stärkstem Maße!

„Jede Nation wird es empfinden, wenn sie sich nicht an der ihr gebührenden Stelle erblickt; wie viel mehr die französische, die so oft den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise die große Nation zu sein", hat schon Ranke gesagt. Und gerade die Art der Niederlage, welche die Franzosen erlitten hatten, mußte ihnen ganz besonders schmerzlich sein. Bis dahin konnten sie sich beim Rückblick auf ihre Geschichte mit Stolz sagen, daß ihr Land, seitdem es sich zur führenden Stellung auf dem europäischen Kontinent aufgeschwungen hatte, immer nur dann mit den Waffen unterlegen war, wenn eine Reihe der andern Mächte sich zum Kampfe gegen es zusammengefunden hatte. 1870 hat es zum ersten Mal seit dem siebzehnten Jahrhundert die Überlegenheit einer im Zweikampf ihm gegenüberstehenden Nation anerkennen müssen. Die an und für sich schon harte Erfahrung der Niederlage erfuhr hierdurch eine besondere Verschärfung.

Es ist verständlich, daß in manchen Kreisen infolgedessen zunächst ein hoffnungsloser Pessimismus sich breit machte. Nirgends kann man ein besseres Bild dieser Stimmung erhalten als in Taines Werk. Er vermag in Frankreich keine Kräfte mehr zu erkennen, die zu froherem Ausblick berechtigen; alles erscheint ihm verderbt, unfruchtbar, zum Absterben verurteilt. Aber während Taine schrieb, hatte die Mehrheit der Nation schon diese Düsterkeit überwunden. Mit bewundernswerter Anstrengung hat Frankreich sich von seinem Zusammenbruch erhoben. Es hat dies vermocht, indem es — Hanotaux' schönes Wort wahrmachend, „Il n'y a pas de patrie plus aimée que les patries malheureuses" — restlos alle seine Kräfte an die Entwicklung seines Nationalbewußtseins setzte. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte es ja seine auswärtige Politik beherrschen lassen durch das Schlagwort der Nationalität; in der inneren schien das zunächst unnötig, da der Staat in der Form, wie er aus den Krisen des Revolutionszeitalters hervorging, sich deckte mit dem Umfang der französischen Nation. Nun hatte Frankreich aber am eigenen Leibe gespürt, was ein Staat vermochte, der gerade im Innern sich fest auf die nationale Basis gestellt hatte, und so ging es daran, diese schlummernden Kräfte zu wecken. Die ganze körperliche und geistige Arbeit des Landes wurde auf dieses Ziel eingestellt, und auch seine Historiker haben sich nicht von dieser allgemeinen Richtung ausgeschlossen. Sie haben, wie schon gesagt, nun ihrerseits das Ideal reiner Wissenschaft zurückgestellt hinter dem Interesse der Nation. Im Dezember 1870, während der Beschießung von Paris, hat Gaston Paris — zwar kein Historiker im eigentlichen Sinne des Worts, aber durch seinen Anteil an der Einführung der kritischen Methode aufs höchste verdient um die Geschichtschreibung — sich noch bedingungslos auf den Boden der reinen Wissenschaft gestellt: „Ich bekenne mich schlechthin und ohne jede Einschränkung zu der Lehre, daß die Wissenschaft keinen andern Zweck hat als die Wahrheit, und zwar die Wahrheit um ihrer selbst willen, ohne jede Rücksicht auf die guten oder schlechten, bedauerlichen oder glücklichen

Folgen, die diese Wahrheit für das praktische Leben haben könnte." Ganz anders lautet das Glaubensbekenntnis von E. Lavisse: „Die beste Art, das Studium des Altertums zu retten, ist, es als Mittel zu betrachten, nicht als Zweck, als eine lange, wunderbare Vorrede, nicht als das Buch selbst." [1]) Von diesen beiden sich diametral gegenüberstehenden Anschauungen hat die von Lavisse in den letzten Jahrzehnten den Sieg davongetragen.

Gerade in Frankreich haben die Historiker von jeher politischen Einfluß ausgeübt und ausüben wollen. So ist zum Beispiel die Einsetzung des Julikönigtums zum nicht geringen Teil auf die ideelle Vorarbeit gemäßigt royalistischer Schriftsteller wie Thiers und Mignet zurückzuführen, sein Sturz auf die der Republikaner Lamartine, Michelet, Louis Blanc. Auch Guizot hat durch seine schriftstellerische Tätigkeit die Richtigkeit der von ihm vertretenen Politik erweisen wollen. So war es also kein völlig neues Prinzip, wenn nach 1871 die französische Geschichtschreibung sich in steigendem Maße mit politischen Absichten durchdrang.

Die nationalen Kräfte wollten also die Historiker neu beleben, und zwar — darüber sind sie sich alle einig — zu dem Ziel der Rückgewinnung Elsaß-Lothringens. Mögen sie noch so ruhig denken und frei von Chauvinismus sein, die Notwendigkeit der Abänderung des Frankfurter Friedens steht ihnen allen fest; in diesem Punkte gibt es keine Meinungsverschiedenheit. „Il est clair que tout ce qui reste de patriotisme français n'aura de longtemps qu'un objectif, regagner les provinces perdues", hat Renan 1871 ausgerufen. Auch seine Definition des Begriffes „Nation" (1879) — als auf dem Gemeinschaftsgeist beruhend, der erzeugt ist durch gemeinsame Erinnerungen und durch den Willen zusammen zu leben — zielt deutlich darauf hin, Elsaß-Lothringen für die französische Nation in Anspruch zu nehmen. Taine hoffte auf die Hilfe Europas für die Rückeroberung [2]). Fustel de Coulanges prophezeite Deutschland, daß es eines Tages die allzu weit gehende Ausnutzung seines Sieges bitter bereuen und daß es dann Bismarck so verfluchen werde, wie das französische Volk Louvois ob seiner Maßlosigkeit verflucht habe [3]). Daß ganz von selbst sich der Frankfurter Vertrag als unhaltbar herausstellen werde, wenn sich erst wieder das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Kontrahenten zugunsten Frankreichs verschiebe, war die Ansicht Sorels; er knüpfte daran die Mahnung, alles zu tun, damit Frankreich sich in dem nötigen Maße erhole [4]). Wenn derart übereinstimmend

[1]) Ansprache an die Studenten, 4. November 1884.

[2]) Revue bleue, 21. Oktober 1871: „Wir leben heute in Europa unter dem Druck und der Drohung eines furchtbareren Reiches, als das Napoleons des Ersten oder Karls des Fünften gewesen ist. Es gibt keinen Franzosen, der seine Blicke nicht voller Hoffnung und voller Wünsche auf Österreich und Rußland richtete."

[3]) Revue des deux mondes, 1. Januar 1871.

[4]) Revue des deux mondes, 1. April 1873.

diese ruhigen Beurteiler, denen von ebenfalls nach Objektivität strebenden aus der späteren Zeit Monod, Seignobos und Paul Matter angereiht werden können, die Anerkennung der im Frieden eingegangenen Verpflichtung verweigerten, erübrigt es sich, erst nach der Meinung der andern zu fragen[1]). Vom geographischen Standpunkt aus hat Vidal de la Blache die Zugehörigkeit der beiden Provinzen zu Frankreich erweisen wollen. Es ist also zum Teil auf den Einfluß der Historiker zurückzuführen, wenn die Forderung ihrer Rückeroberung nicht verstummt ist. Und bald erhoben sich auch Stimmen, denen die einfache Wiederherstellung der Grenzen von vor dem Kriege nicht einmal als hinreichend erschien. Zwar hatte noch Renan in seinem Brief an D. F. Strauß vom 15. September 1871 die Forderung etwa von Saarlouis und Landau als „absurdité" bezeichnet. Aber 1885 zitiert Hanotaux zustimmend einen Satz Henri Martins, daß das von Europa vernichtete Werk der Revolution, das Frankreich bis an den Rhein geführt habe, wieder aufgenommen werden müsse[2]). Auch Welschinger hat sich diese Forderung zu eigen gemacht[3]); am lautesten ist sie vertreten worden von E. Driault. „Der Rhein erschien für die Vollendung Frankreichs ebenso notwendig wie die Pyrenäen, die Alpen oder der Atlantische Ozean: „und in der Tat, welches wäre sonst der Punkt, an dem die natürliche Grenze Frankreichs festgesetzt werden könnte?" [4])

[1]) Als Beispiel aus der großen Reihe derer, die einer schärferen Tonart zuneigen, sei nur die Ansprache Henry Houssayes an elsaß-lothringische Waisen zitiert: „Euer Vaterland ist Frankreich. Ihr tragt es im Herzen, und keine Macht kann es daraus reißen. Seit 1871 sind Elsaß und Lothringen kein Teil des französischen Bodens mehr, aber sie sind und werden immer bleiben ein Teil des französischen Vaterlandes." Ein andermal bespricht er eine in den Kasernen über den Bildungsgrad der Mannschaften angestellte Enquete. Ein Rekrut hatte auf die Frage „Was wissen Sie von Straßburg?" die Antwort gegeben: „Straßburg ist eine deutsche Stadt". Houssaye erwähnt das als besonders töricht und als ein Zeichen der unglaublichsten Unwissenheit (La Patrie guerrière, 1913).

[2]) Hanotaux, Henri Martin, 1885, S. 104.

[3]) „Si l'Autriche, avec une facilité d'oubli vraiment surprenante, a consenti à se faire l'alliée de la puissance qui l'a meurtrie en 1866 et qui l'a brutalement écarté de la Confédération germanique, la France n'a pas, même au bout de quarante ans, oublié la blessure faite à son flanc, blessure qui d'ailleurs n'a pu se fermer. Et pourquoi? Parce qu'ici c'est plus encore qu'une plaie inoubliable et cruelle, c'est chez nous et pour nous la preuve tangible de la rupture d'équilibre; c'est la preuve de la nécessité absolue des limites naturelles que nos pères avaient conquises aux prix de tant d'efforts et qu'il faut à la France. L'arrachement des deux provinces par le fer et par le feu de l'ennemi est une de ces violences qui ne sortent pas de la mémoire d'un peuple fier, car le peuple qui n'y penserait plus ne mériterait pas de vivre." (La guerre de 1870, Band II, S. 310.)

[4]) Napoléon et l'Europe, Band I, S. 12. Driault fügt allerdings hinzu, daß dies eine rein historische Feststellung, keinen „naiven Anspruch" enthalten sollte. Wie wenig ehrlich aber diese Einschränkung gemeint war, geht aus seinem Verhalten während des

Angesichts solcher Forderungen, die in den Bereich der Verwirklichung doch nur im Falle eines militärischen Sieges Frankreichs rückten, ist es verständlich, daß trotz der langen Dauer des Friedens der Haß gegen Deutschland nicht zur Ruhe kam, vielmehr sich dauernd verschärfte. Tief ist er durch die Niederlage in die französische Seele eingebrannt worden; wie gewaltig der Eindruck war, das erkennt man am besten, wenn man den Ton eines Renan vor und nach dem Kriege vergleicht[1]). Monod ist zwar dafür eingetreten, daß die Wissenschaft in beiden Ländern nicht als „sœurs ennemies", sondern als „alliées nécessaires" anzusehen seien, und bei vielen Gelehrten hat diese Stimme der Vernunft Gehör gefunden. Aber die überwiegende Mehrheit hat doch festgehalten am Haß gegen den Sieger. „La haine aujourd'hui et demain la guerre; voilà pour l'Europe le présent et l'avenir"; dieser von Lavisse 1871 ausgestoßene Kampfruf hat seine Gültigkeit behalten. Es wäre leicht, eine Masse von Beweisen für äußerst gehässige und provozierende Schreibart aufzuhäufen. Im allgemeinen wird der Geschichtsforschung mit Recht nachgesagt, daß sie geeignet sei, zum gegenseitigen Verständnis der Völker beizutragen. Hier hat sie dieser Aufgabe nicht gerecht werden können, weil sie es nicht wollte. Die Franzosen blieben unversöhnlich. Wenn sie sich bemühten, Deutschland und seine Geschichte besser zu erkennen, so geschah es fast immer deswegen, weil sie meinten, daß diese genaue Kenntnis des Feindes erforderlich sei als Vorbedingung für den künftigen Sieg über ihn. Wieder ist Lavisse typisch hierfür. Seine Bücher über die preußische Geschichte sind schon ganz von dem Gesichtspunkt beherrscht, für den er jetzt während des Krieges die Formulierung gegeben hat[2]). Er beantwortet die

Krieges hervor: er veröffentlicht heute ein Buch nach dem andern über die Notwendigkeit der Rheingrenze für Frankreich und erklärt dabei voller Stolz, daß er sie schon immer gefordert habe.

[1]) 1858 war wesentlich unter seinem Einfluß die „Revue germanique" begründet worden zum Zwecke der deutsch-französischen Annäherung. Nach dem Kriege urteilte er folgendermaßen über Deutschland (Antrittsrede in der Académie française): „Vous vous inquiétez peu d'entendre annoncer pompeusement l'avénement de ce que l'on appelle une autre „culture", qui saura se passer du talent. Vous vous défiez d'une „culture" qui ne rend l'homme ni plus aimable, ni meilleur. Je crains fort que des races, bien sérieuses sans doute puisqu'elles nous reprochent notre légèreté, n'éprouvent quelque mécompte dans l'espérance qu'elles ont de gagner la faveur du monde par de tout autres procédés que ceux qui ont réussi jusqu'ici. Une science pédantesque en sa solitude, une littérature sans gaieté, une politique maussade, une haute société sans éclat, une noblesse sans esprit, des gentilshommes sans politesse, de grands capitaines sans mots sonores ne détrôneront pas, je crois, de sitôt le souvenir de cette vieille société française, si brillante, si polie, si jalouse de plaire." Zur Verteidigung dieser Ausfälle schrieb Renan seine „Lettre à un ami d'Allemagne", in der der Satz vorkommt, der wie ein Schlaglicht den himmelweiten Abstand erkennen läßt, der die romanische Staatsauffassung von der unsern scheidet: „L'homme qui a obéi est à jamais perdu pour certaines délicatesses de la vie; il est diminué intellectuellement."

[2]) Revue de Paris, 1. Januar 1918.

Frage, ob in den Schulen Haß gegen Deutschland gepredigt werden solle, mit Nein; denn Haß verblende, sei also ein schlechter Führer, und gerade Deutschland gegenüber sei die äußerste Klarheit des Blickes geboten. Zudem schulde Frankreich den Deutschen ein anderes Gefühl als Haß, der gewöhnlich eine oder zwei Generationen nicht überdauere: „Nous devons à l'Allemagne un sentiment plus durable. Nous avons le devoir de nous souvenir ... Nous devons nous souvenir du mal que l'ennemi nous a fait et qu'il a fait à l'humanité."

Das Ziel der Arbeit an der Wiederbelebung des Nationalgefühls war also der Sieg im kommenden Revanchekampf gegen Deutschland. Unter den Mitteln, mit denen dies Ziel sich erreichen lasse, war von Anfang an als erstes und nötigstes die gründliche Reform des Bildungswesens erkannt worden. Immer wieder wurde das Wort wiederholt, daß der preußische Schulmeister nicht nur bei Königgrätz, sondern auch bei Sedan gesiegt habe, und so suchten auch die Historiker die verlorene intellektuelle Überlegenheit wieder auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen. Taine[1]) und Boutmy[2]), Monod[3]) und Sorel[4]) wiesen darauf hin, daß nur die allgemeine Unwissenheit es möglich gemacht habe, daß Frankreich sich kopfüber in das Kriegsabenteuer hineinstürzte. Den klassischen Ausdruck dieser Bestrebungen enthält Renans Schrift „La réforme intellectuelle et morale" (1871), in der er für die Übernahme des Teils der deutschen Erziehungseinrichtungen eintrat, der sich mit der französischen Geistesart vertrage. Hanotaux hat ihm deshalb den Vorwurf gemacht, vollends den Sieg Deutschlands unterschrieben zu haben. Äußerlich mag das zutreffen. Aber in Wahrheit stellt Renans Schrift einen der ersten von wissenschaftlicher Seite kommenden Rufe nach der Revanche dar. Die Durchführung der Reform bezeichnet er als die sichere Bürgschaft des zukünftigen Sieges Frankreichs. „Une défaite est l'expiation d'une gloire passée et souvent le garant d'une victoire pour l'avenir." „Les vainqueurs d'aujourd'hui seront les vaincus de demain."

In doppelter Richtung sollte die durch die Erziehungsreform auf breitere und kräftigere Basis gestellte Geschichtschreibung sich als nutzbringend für die Hebung des Nationalgeistes erweisen. Einerseits wollte sie verhüten, daß Frankreich abermals in früher begangene Fehler verfalle; sie wollte zeigen, auf welche Weise die Überwindung der augenblicklichen Schwierigkeiten zu erreichen sei. Andererseits wurde in der Darstellung der großen Vergangenheit

[1]) Revue bleue, 21. Oktober 1871.

[2]) Brief an Vinet, 25. Februar 1871: „Man muß blind sein, um nicht hinter dieser verrückten Kriegserklärung, die uns dahin gebracht hat, wo wir nun sind, die französische Unwissenheit zu sehen."

[3]) Allemands et Français, 1871.

[4]) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande, 1875, und Revue des deux mondes, 1. April 1873.

ein Trost gefunden für die Trübsal der Gegenwart und eine Verheißung für die Zukunft.

Gerade bei den sich dem ersteren Zweck[1]) widmenden Werken läßt sich deutlich erkennen, wie der von uns behauptete Wandel von ruhiger nationaler Arbeit zu Chauvinismus hin allmählich den Sinn der Nutzanwendung ändert. Anfänglich überwiegt die Absicht, vor falscher, von Gefühl und Leidenschaft beherrschter Politik zu warnen. Statt dessen wird immer eindeutiger der Zweck, zu zeigen, auf welche Weise der Sieg über Deutschland zu erringen sei.

Durch die Darstellung der Ereignisse während der Revolution den Rückfall in eine neue innere Krisis zu verhüten, war die Absicht Taines. Unter dem Eindruck des Krieges hatte er auf seinen Plan, ein Werk über Deutschland zu schreiben, verzichtet und sich der Vorgeschichte des eigenen Landes zugewendet[2]). Er wollte zeigen, welche Gefahren durch allzuweitgehende Demokratisierung heraufbeschworen würden, zu welchen furchtbaren Erschütterungen diese früher geführt habe. Seine Milieutheorie paßte vortrefflich in die Richtung des Zeitgeistes: sie wies auf den untrennbaren Zusammenhang hin, der den Menschen mit seinem Vaterhaus verbindet, war also besonders geeignet, das nationale Bewußtsein zu stärken. Dieselbe lehrhafte Absicht liegt mehreren kleinen Arbeiten Fustels zugrunde; an dem Beispiel der antiken Staatsverfassungen lehrt er, auf welche Weise am besten eine dauerhafte Staatsform sich errichten läßt. Die größte Leistung dieser Richtung ist Albert Sorels gewaltiges Werk: „L'Europe et la Révolution française". Es ist ebenfalls veranlaßt durch das Erlebnis von 1870. An der nationalen Wiederaufrichtung wollte er sich dadurch beteiligen, daß er auf Grund der historischen Erfahrungen die Grenzen zeichnete, innerhalb deren sich die Politik Frankreichs zu halten hätte. Deshalb führte er den Nachweis, daß Frankreich in den Revolutionskriegen unterlegen war, weil es Unmögliches gewollt hatte: die Gewinnung der „limites naturelles" hätte ihm die Hegemonie über den Kontinent eingebracht, so daß also das Streben nach ihnen notwendig alle anderen Staaten, die sich darein nicht fügen konnten, zusammenführen mußte. Es war der Fehler der Revolution, daß sie sich dem alten Traum des Universalreichs ergab und ebenso wie das Königtum früher „des guerres de magnificence" führte, anstatt in dem Geiste wahrhafter Demokratie ihre Größe in ihrem eigenen Fortschritt zu suchen und Arbeit, Gerechtigkeit und Freiheit höher zu stellen als Eroberungen. Deshalb warnt er die Republik, ihrerseits wieder

[1]) Eine gute Formulierung für ihn hat Rothan gegeben: „Früher weilten unsere Gedanken kaum bei den ruhmreichen Erinnerungen unserer Geschichte; wir waren stolz auf unsere Vergangenheit und gewiß unserer Zukunft. Heute sind wir dahin gebracht, uns zu sammeln, über unsere Fehler nachzudenken, unseren Mut zu stählen in der Bitternis unserer Niederlage. Sich an die Prüfungen von gestern erinnern, heißt sich gegen die von morgen zu schützen."

[2]) „Nous ne pouvons plus être impartiaux."

in ähnliche Tendenzen zu verfallen. Als Sorel schrieb, war aber die Stimmung seiner Landsleute schon eine andere geworden. Der überwiegenden Mehrheit kamen diese Ausführungen sehr unerwünscht; denn sie standen im Widerspruch zu den heimlichen Wünschen und Hoffnungen. Heftige Angriffe wurden daher gegen ihn erhoben, so daß sein Sohn sich verpflichtet fühlte, darauf hinzuweisen, daß er keineswegs etwa durch Deutschfreundlichkeit sich habe bestimmen lassen. Die innigste Liebe zu seinem Vaterlande spricht so deutlich aus dem Buche Sorels, daß ihm wirklich solche Anwürfe hätten erspart bleiben sollen; daß sie haben erhoben werden können, kennzeichnet die Verfassung, in die der französische Geist geraten war.

Dem Geschmack der Masse entsprach es besser, aus solchen Beispielen der Geschichte für sich selbst Mut zu schöpfen, die zeigten, wie ein Volk nach schwerer Niederlage sich rasch hatte erholen und in erneutem Kampf den Sieg an seine Fahnen heften können. Ganz besonders populär wurden deshalb die Darstellungen des Auftretens der Jeanne d'Arc. Von Henri Martin bis zu Hanotaux haben ihre Historiker sie nicht als singuläre Erscheinung, sondern als typische Verkörperung des Franzosentums hingestellt, so daß also ein ähnliches Wunder immer wieder im Bereich der Leistungsfähigkeit des französischen Genius liege. Gründlichste Untersuchung wurde auch den Vorgängen in Preußen nach 1806 gewidmet. Hier ließ sich die Lehre gewinnen, auf welche Weise binnen so kurzer Zeit der Neubau des Staates von innen heraus möglich gewesen war. Lavisse benutzte die Betrachtung der preußischen Reform, um die Bedeutung ins rechte Licht zu setzen, die der geistigen Vorarbeit dabei zufiel; er machte bei seinem Eintreten für die Erziehungsreform darauf aufmerksam, welchen Wert die Gründung der Berliner Universität auch für das politische Geschick Preußens besessen hat. Besondere Bewunderung fand Fichtes Wirksamkeit als nationaler Prophet. Das festzustellen, ist heute um so wertvoller, als gerade er immer wieder als einer der geistigen Väter dieses Krieges bezichtigt wird. Unmittelbar vor Kriegsausbruch, 1914, hat Henri Welschinger[1]) folgenden Hymnus auf Fichte geschrieben: „J'aime à lire et à relire les discours de J. G. Fichte à la nation allemande, car c'est là que se trouve le secret du relèvement de la Prusse, alors qu'elle se débattait sous l'étreinte des Français, ses vainqueurs. Fichte avait incité ses compatriotes à l'action, au dévouement, au sacrifice, aux plus nobles mouvements pour sortir de la décadence et des ruines qui les affligeaient. Il parlait en 1808 dans une salle de l'académie de Berlin et sa faible voix était entendue et comprise des étudiants, malgré le bruit des tambours français qui retentissait autour de la salle. L'influence du philosophe fut immense sur la jeunesse allemande. Celle-ci en vint à le considérer comme un prophète et à le louer de ne point séparer la pensée de l'action.

[1]) Vorrede zu E. Driault: L'unité française, 1914.

Elle le remerciait de leur enseigner à mépriser l'égoisme, l'oisiveté, la paresse, le vice, les travers étrangers. Grâce au verbe convaincu et passionné de Fichte, elle apprennait à recréer sa personnalité, à refaire son éducation, à élever la culture de son esprit, à pratiquer une religion, sincère, à obéir à un maître qui est Dieu, à développer sa confiance, à respecter les vertus domestiques, à affermir hautement sa nationalité enfin à aimer de toute son âme la Patrie." Das ist das Bild, wie es früher von Fichte in Frankreich gezeichnet wurde. Welschinger sieht dabei in ihm nur die äußere, nationalistische Form. Sein dahinter stehendes weltbürgerliches Ziel, Deutschland nur deshalb groß zu machen, damit es dann an seine eigentliche Mission, an die Erfüllung der höchsten sittlichen und geistigen Aufgaben im Interesse der Menschheit, gehen könne, das erkennt Welschinger nicht. Er und andere französische Bewunderer Fichtes wollen ihn eben nur für den ihnen vorschwebenden Zweck benutzen, für die Aufpeitschung ihrer Landsleute, sich nicht abzufinden mit der Niederlage. Und aus demselben Grunde wurden auch die politischen Historiker Deutschlands gepriesen. Wir haben oben abfällige Urteile über sie mitgeteilt; dem stehen aber auch genau entgegengesetzte Meinungen gegenüber. So hat zum Beispiel Fustel de Coulanges[1]) ihre gewaltige Leistung für ihr Vaterland anerkannt. J. Bourdeau hat Treitschke höchstes Lob gespendet wegen seiner erzieherischen Wirkung auf die Nation[2]), und wieder Welschinger hat die politischen Historiker als Muster hingestellt, dem die französische Geschichtschreibung nachzueifern habe[3]). So lange also für diese Franzosen der Wunsch maßgebend war, für ihr Vaterland das zu leisten, was Fichte und die politischen Historiker für Preußen und Deutschland geleistet haben, so lange erschienen sie ihnen als vorbildlich. Wenn sie sie heute von dem Sockel herabreißen, auf den sie sie gestellt hatten, so ist das nichts anderes als eine Beschmutzung der eigenen Arbeitsweise und der eigenen Arbeitsziele.

Da es darauf ankam, das Ergebnis des siebziger Krieges rückgängig zu machen, so wurde seine Geschichte natürlich ganz besonders eingehender Untersuchung unterzogen, damit die in ihm gemachten bitteren Erfahrungen nicht umsonst gewesen seien. Bei seiner Beurteilung gehen die Ansichten, je nach dem Temperament des Verfassers, weit auseinander. Der Darstellung Monods[4]), die in musterhafter Weise sich bemüht, dem Gegner gerecht zu werden,

[1]) In dem noch näher zu besprechenden Aufsatz in der Revue des deux mondes, 1. September 1872.

[2]) Revue des deux mondes, 15. Juni 1889. Angesichts der Anklagen gegen Treitschke als einseitigen Nationalisten ist von Interesse das Urteil Abel Lefrancs: „Son ardent foi en son pays, sentiment toujours respectable, ne le rend pas injuste à l'égard des autres nations. Ce croyant si convaincu est tolérant." (Revue international de l'enseignement, 1888, Band I, S. 239.)

[3]) La guerre de 1870, Band I, S. XIII f.

[4]) Allemands et Français, 1871.

steht die ebenfalls 1871 erschienene Schrift Fustels gegenüber: La politique de l'envahissement, in der er in gehässigstem Ton Preußen der Nachahmung Ludwigs des Vierzehnten, nur mit moderner Aufmachung und unter religiöser Verbrämung, beschuldigt, oder die Schilderung der Missetaten der deutschen Truppen und Behörden im Aisnedepartement durch Lavisse. Sorel hat dann 1875 die erste wissenschaftliche Bearbeitung der politischen Geschichte des Krieges geliefert, nach seiner Art ruhig, ohne leidenschaftliche Ausfälle. Er hat mit Taine und Monod und vielen anderen offen die Schuld Frankreichs am Kriegsausbruch anerkannt, wie überhaupt zunächst an ihm ein ernsthafter Zweifel nicht erhoben werden konnte. Daran zu rütteln und Deutschland als den wahren Angreifer hinzustellen, bot sich erst die Möglichkeit mit den Enthüllungen Bismarcks 1892 über die Emser Depesche. Deren „Fälschung" wurde das Schlagwort, mit dem erwiesen werden sollte, daß die kaiserliche Regierung nur in die ihr von dem diabolisch geschickten, zum Krieg hindrängenden Gegenspieler gestellte Falle gegangen sei. Gegen die Behauptung der Fälschung hat allerdings ein so klar blickender Historiker wie Seignobos Einspruch erhoben[1]). Aber er drang nicht durch; die neue Version paßte eben allzu vortrefflich zu dem Wunsch, Frankreich zu rechtfertigen. Die heute fast allgemein jenseits der Vogesen verbreitete Ansicht hat Welschinger auf die Formel gebracht: „Die Wahrheit ist, daß Frankreich unter der Führung eines unfähigen Kabinetts sich dem Angriff ausgesetzt und durch eine letzte unannehmbare Forderung den Glauben hat entstehen lassen, daß es den Krieg gewollt habe." Die früher eingestandene Wühlarbeit der Kriegspartei wurde als gänzlich unbedeutend in den Hintergrund geschoben. Die Hauptsache war, daß man ein Argument gefunden hatte, das sich gegen Deutschland ausspielen ließ. Ein historisches Ereignis, das bisher das eigene Schuldkonto schwer belastet hatte, konnte nun zu Ungunsten des Gegners gewendet werden.

Auch in der Art, wie aus dem Verlauf des Krieges Lehren gezogen wurden, herrschte große Verschiedenheit. Die einen folgerten daraus nur die Notwendigkeit des geistigen und politischen Neubaus des Staates, die anderen benutzten die Schilderung der Niederlage, um zur Revanche aufzurufen. Offen zutage lag für alle die Notwendigkeit einer besseren Organisation der militärischen Rüstung. Renan trat sofort für sie ein[2]). Jules Zeller[3]) erblickte

[1]) Histoire politique de l'Europe contemporaine, S. 770.

[2]) „Une fois la France entraînée, une fois son embonpoint bourgeois et ses habitudes casanières secoués, impossible de dire ce qui arrivera" (La réforme intellectuelle et morale, S. 63). Vgl. auch seine Prophezeiung, daß die Pforten der Académie française sich weit und mit einstimmigem Beifall dem siegreichen Feldherrn öffnen würden, auch wenn er nichts anderes aufzuweisen habe als seine Schlachtberichte und über keine andere Beredsamkeit verfüge, als über seine rauhe Kommandostimme. Heute sitzt der Sieger der Marneschlacht in der Akademie.

[3]) Vorwort zum ersten Band seiner Histoire de l'Allemagne.

die einzige Rettung darin, daß Frankreich zur bewaffneten Nation werde. Lavisse[1]) begründete die Niederlage mit der ungenügenden Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Kräfte. So haben also die Historiker der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgearbeitet, die am 27. Juli 1872 beschlossen wurde. Mit Befriedigung stellt Lavisse 1888 fest: „Jeder Franzose muß jederzeit bereit sein, einem bestimmten Befehl zu gehorchen, den ihm der Telegraph bringt; ganz Frankreich steht im Dienst des Kriegsministeriums." Verfügt Frankreich erst über eine Million Soldaten, dann wird die Politik Bismarcks, es zu isolieren, scheitern; dann wird auch seine republikanische Staatsform ihm in seiner außenpolitischen Stellung nicht schädlich sein, denn mit solcher Armee wird es von allen Monarchien umworben werden. „So stehen sich zwei Gegner gegenüber, würdig sich zu messen. Der Ausgang dieses gewissen Kampfes ist zweifelhaft"[2]). Als überaus erfreulich begrüßte Louandre[3]) die starke historische Betätigung in Offizierskreisen. Er zog aus ihr den Schluß: „Da das Schlachtenschicksal sich heute in gleichem Maße durch Wissen wie durch Mut entscheidet, können wir ohne Bangen die Ereignisse der Zukunft abwarten." Die Förderung des militärischen Geistes hat in ganz besonderem Maße sich Henri Houssaye angelegen sein lassen. „Mit dem Degen haben unsere Ahnen Frankreich geschaffen, mit dem Gewehr wird es sich eines Tages verteidigen müssen. Der militärische Ruhm ist vielleicht nicht der edelste, aber unstreitig der wirkungsvollste." Er geriet in Verzückung, wenn er spielende Kinder sah, die Knaben in Uniformen, die Mädchen in Elsässertracht[4]). Das nahm er als Symbol, darin glaubte er den besten Beweis für die Gesinnung der heranwachsenden Generation erblicken zu dürfen. Sein Kampf gegen den Antimilitarismus, der Frankreich wehrlos mache, fand einen Fortsetzer in Welschinger[5]). So beherrscht also die Vorbereitung auf den kommenden Krieg die Gedanken der Historiker.

Dafür, daß diese Art und Weise, aus den Ereignissen der Geschichte die Nutzanwendung zu entnehmen, die häufigere wurde, war maßgebend der Stimmungsumschwung, der unter dem Einfluß der zweiten der oben gekennzeichneten Richtungen der Geschichtschreibung sich allmählich vollzogen hatte. Die Historiker hatten den Kampf gegen Kleinmut und Pessimismus aufgenommen, indem sie das Ideal der großen Vergangenheit aufrichteten. Dabei haben sie ihr Ziel, die Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins, in dem Maße erreicht, daß es sich schließlich in Überheblichkeit verwandelte.

Allzu starke Beschäftigung mit der Vergangenheit kann für die Gegenwart sich als schädlich erweisen. Das dadurch verursachte Übermaß historischen

[1]) Revue des deux mondes, 15. November 1871.
[2]) Essais sur l'Allemagne impériale, 1888.
[3]) Revue des deux mondes, 15. Januar 1877.
[4]) La patrie guerrière, S. 397.
[5]) Zum Beispiel La guerre de 1870, Band II, S. 308.

Sinnes hat Nietzsche als schwere Gefahr bezeichnet, da es die Entschlußkraft lähme und den Willen beeinträchtige. Aber er hat den gewaltigen Vorteil, den das Studium der Geschichte ergeben kann, für solche Zeiten anerkannt, in denen das Streben nach einem hohen Ziel um Erfüllung ringt, ohne in der Gegenwart die Vorbilder, Lehrer und Tröster, die es dabei benötigt, finden zu können. Dann schenke die Geschichte neuen Mut und neuen Glauben, denn sie erwecke die Hoffnung, daß das Große, von dem sie berichtet, doch wieder einmal sich verwirklichen könne. Sie erzieht dazu, als Maßstab für die Beurteilung staatlicher Dinge nicht das eigene kurze Leben anzulegen, sondern als das Entscheidende die großen, durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurchgehenden Linien und Ideen anzuerkennen. Ganz in diesem Sinne haben die französischen Historiker ihre Aufgabe aufgefaßt. Es ist die Anschauung von ihnen allen, die L. Vitet folgendermaßen ausgesprochen hat: „Frankreichs Geschichte scheint seit unserem jüngsten Zusammenbruch neuen Sinn und Anblick gewonnen zu haben. Sie ist nicht mehr bloß ein Feld für Studien und Forschungen, ein mehr oder minder getreues Bild der vergangenen Zeiten und Sitten ... sie ist die unerschöpfliche Quelle von Lehren und Tröstungen. Die arbeitsame Kindheit unseres teuren Vaterlandes, seine Geburt und seine Bildung, seine Niederlagen, Triumphe, Tage der Angst, des Todeskampfes und der Auferstehung, wie bei all diesem Wechsel seine Bestimmung immer dieselbe bleibt und seine Mission sich verewigt, das ist wahrhaft stärkende Lehre. Dort müssen wir in unserer Trauer und Ohnmacht Geduld, Hoffnung und Mut suchen ... Die Demütigung unserer Waffen, die Einengung unserer Grenzen, die Verwüstung unseres Bodens, dieser Abgrund von Schmerz und Schmach, in den uns eine beispiellose Kurzsichtigkeit gestürzt hat, ist vielleicht nicht der einzige und vielleicht nicht der tiefste Abgrund, in den wir gefallen sind. Unsere Geschichte bezeugt es. Nach unserer Niederlage und nach unseren Narrheiten reicht uns ein Etwas die Hand, kämpft Etwas für uns, eine unsichtbare Macht, die diese Strafen für unseren Stolz nur deshalb zuzulassen scheint, um besser erkennen zu lassen, daß sie nicht abläßt, uns zu schützen, und daß sie uns dies merkwürdige Vorrecht gegeben hat, durch unseren Zusammenbruch und durch unseren Sieg stets für den Fortschritt der Welt zu arbeiten“ [1]). Viele von den Historikern haben es ausgesprochen, daß in diesen Gedankengängen Veranlassung und Zweck ihrer wissenschaftlichen Arbeit liegen. Aber auch für fast alle die anderen, die sich nicht so offen dazu bekannt haben, trifft es zu, daß der praktische Zweck der Belebung des nationalen Selbstbewußtseins sie bestimmt hat bei der Wahl des Themas und bei der Art der Ausführung.

Als programmatisch für diese Richtung kann die 1872 erschienene Abhandlung von Fustel de Coulanges bezeichnet werden: „De la manière d'écrire

[1]) Revue des deux mondes, 15. Mai 1872.

l'histoire en France et en Allemagne depuis cinquante ans." Er bespricht darin den ersten Band von Jules Zellers Histoire de l'Allemagne und begrüßt ihn aufs freudigste als Anzeichen einer neuen, national gerichteten Geschichtschreibung, wie sie bisher Frankreich gefehlt habe. Bis zum Krieg hätten die französischen Historiker, geleitet durch einseitigen Parteigeist, die schwere Schuld auf sich geladen, kritiklos das Ausland, vor allem Deutschland, zu bewundern und das eigene Vaterland herabzusetzen. Fustel versteigt sich dabei zu den kühnsten Behauptungen. Mit Überraschung liest man zum Beispiel folgenden Satz: „Auf die Bosheit und Unwissenheit Saint Simons vertrauend, beschuldigten wir Ludwig den Vierzehnten, aus den frivolsten Motiven Deutschland bekriegt zu haben, und versäumten es, aus den authentischen Urkunden zu erkennen, daß er im Gegenteil es war, der dreimal von Deutschland angegriffen worden ist." Mit dieser ihrer Methode übertriebener Selbstkritik habe die Geschichtschreibung dem Vaterlande schweren Schaden zugefügt und Mitschuld am Ausgang des Krieges auf sich geladen. „L'histoire française combattait pour l'Allemagne contre la France. Elle énervait chez nous le patriotisme; elle le surexcitait chez nos ennemis. Elle nous apprenait à nous diviser, elle enseignait aux autres à se réunir contre nous, et elle semblait justifier d'avance leurs attaques et leurs convoitises." Im Gegensatz hierzu preist er, wie schon oben erwähnt, die gewaltige Leistung der deutschen Historiker im Interesse ihres Vaterlandes. Zwar bekennt auch er sich in schönen Worten zu dem Ideal der reinen Wissenschaft, gegen das sie verstoßen hätten[1]). Aber in einer Zeit, da alles auf Kampf eingestellt ist, könne sich auch die Historie dieser Entwicklung nicht entziehen, und so müsse auch sie sich dem Prinzip unterordnen, durch ihre wissenschaftliche Betätigung dem Vaterlande zu dienen. Dazu sei sie besonders geeignet, denn „le véritable patriotisme n'est pas l'amour du sol, c'est l'amour du passé, c'est le respect pour les générations que nous ont précédés"[2]). Ihn gilt es, den Heranwachsenden einzupflanzen, und in diesem Sinne erscheint für Fustel das Buch Zellers erfreulich, weil es scharf mit der Verhimmelung des Auslandes bricht. Indessen muß Fustel selbst zugeben, daß Zeller bei diesem Bemühen weit über das berechtigte Maß hinausschießt; von der im übelsten chauvinistischen Hetzton gehaltenen Vorrede gesteht er freimütig ein, daß sie ein wissenschaftliches Werk verunziere. Zeller

[1]) „Assurément il sera préférable que l'histoire restait une science pure et absolument désintéressée. Nous voudrions la voir planer dans cette région sereine où il n'y a ni passions, ni rancunes, ni désirs de vengeance. Nous lui demandons ce charme d'impartialité parfaite qui est la chasteté de l'histoire. Nous continuons à professer, en dépit des Allemands, que l'érudition n'a pas de patrie."

[2]) Wenn man die Verwandtschaft dieser Ausführungen Fustels mit der Definition des Begriffes „Nation" durch Renan beachtet, wird klar, ein wie einheitlicher Grundton durch die französische Geschichtschreibung der siebziger Jahre hindurchgeht.

behauptete in ihr, daß die Menschheit dem „Teutonismus" niemals einen kulturellen Fortschritt zu verdanken, daß er vielmehr durch seine Eroberungsgier nur die friedlichen Errungenschaften anderer Völker gefährdet habe. Der Ton dieser Vorrede erinnert also verblüffend an den, den wir heute immer wieder von Frankreich her vernehmen. Damals aber wurde er doch noch von Männern wie Fustel als unwürdig empfunden und zurückgewiesen. Aber schon wenige Jahre später ist Fustel selbst zu ganz ähnlichen, nur wenig gemilderten Behauptungen gekommen. Gerade diese Tatsache zeigt, wie auch ohne, vielfach sogar gegen den Willen der Beteiligten, aber zweifellos als Folge ihrer Wirksamkeit das Gefühl für das richtige Maß verloren ging.

Man wird erstaunt sein über den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe, den Fustel gegen die ältere französische Geschichtschreibung erhoben hat. Hat diese doch solche Hymnen auf Frankreich hervorgebracht wie die Werke Michelets, den Monod den echtesten französischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat, oder Henri Martins, dessen leitende Idee die Darstellung der sich durch die Jahrhunderte gleichbleibenden Mission der gallischen Rasse, die ewige Fortdauer des national-gallischen Geistes bildete. Und dennoch ist ein berechtigter Kern in dieser Kritik. Denn gerade für Michelet, obwohl zum Beispiel der Abschnitt seines Werkes über Jeanne d'Arc immer ein klassischer Bestandteil der nationalistischen Literatur Frankreichs bleiben wird, ist die Nation doch nicht schlechthin das Höchste. Es wäre eine lohnende Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit die gegenseitige Durchdringung von Weltbürgertum und Nationalidee, die wir seit Meineckes Forschungen als das Charakteristische der nationalen Entwicklung Deutschlands in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kennen, sich auch in Frankreich geltend gemacht hat. In Michelet klingt sie sicher an. Dafür zeugt sein Ausspruch: „Plus l'homme entre dans le génie de sa patrie, mieux il concourt à l'harmonie du globe; il apprend à connaître cette patrie, et dans sa valeur propre et dans sa valeur relative, comme une note du grand concert; il s'y associe par elle; en elle, il aime le monde." [1]) Gerade diese Geistesrichtung, die den Menschheitszusammenhang noch über die Nation stellt und die sich auch in den vor 1870 liegenden Schriften Renans und Taines findet, die wollte Fustel bekämpfen, und sie ist auch in der Tat seit der Katastrophe von 1871 aus der französischen Geschichtschreibung verschwunden.

Fustel selbst hat zur Verwirklichung dieses seines Programms der Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins beigetragen durch sein großes Werk: Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. In ihm verfocht er die These, daß die Entwicklung Frankreichs keinen bestimmenden Einfluß durch die germanischen Elemente erfahren habe. Die Invasionen des fünften

[1]) Vgl. auch sein Bekenntnis zu dem Vers Sully-Prud'hommes: „Et plus je suis Français, plus je me sens humain."

Jahrhunderts hätten weder auf Sprache und Religion noch auf die Sitten, weder auf die Regierungsform noch auf den gesellschaftlichen Bau Galliens dauernden Einfluß ausgeübt, wie überhaupt die Germanen nur in geringfügigem Maße wirklich Förderndes für die Welt beigetragen hätten. Auch die greisen Vertreter der im Absterben begriffenen Art der Geschichtschreibung beteiligten sich wirkungsvoll an der Wiederbelebung des Nationalgefühls: Guizot und Henri Martin durch ihre populären Überblicke über die französische Geschichte; Michelet, indem er den Glauben an die Sendung Frankreichs als Führerin der lateinischen Rasse zu stärken suchte.

Ein Zeichen, wie sehr von Anfang an das Bewußtsein der Rückkehr der eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit sich verband mit dem Wunsch, auf Deutschland herabschauen zu können, ist der Überblick, den 1877 Charles Louandre über die historiographischen Leistungen in Frankreich seit 1871 gegeben hat. Mit Stolz verweist er auf die getane Arbeit; er folgert daraus die Berechtigung: „à dire aux Bructères, aux Tinctères, aux Chamaves et aux autres tribus germaines qui refusent de prendre part aux luttes de la paix: Vous nous avez vaincus en nous surprenant, comme les légions de Varus, presque désarmés; mais notre sève n'est point tarie. Elle circule plus vivifiante que jamais, et dans ces belles études dont vous êtes si fiers, dont vous vous attribuez le monopole, nous sommes vos aînés dans le passé, vos rivaux dans le présent, quand nous ne sommes pas vos maîtres [1])." Ähnlichem Ton begegnen wir häufiger seit den achtziger Jahren.

[1]) Revue des deux mondes, 15. Januar 1877. Die Gehässigkeit seiner Schreibweise erhellt auch aus folgenden Sätzen: „Ihr seht, wir können den Vergleich aushalten, ohne eure Gelehrten herabzusetzen, wie ihr es mit den unseren tut. Wir geben sogar zu, daß ihr in gewisser Beziehung uns unbestreitbar überlegen seid, was wir übrigens keineswegs euch neiden. Ihr seid geduldig, lest alle unsere Bücher, auch die, die wir nicht lesen; ihr spioniert sie aus, was ja ganz in euren Gewohnheiten liegt, und ihr habt Nutzen von dieser Spionage, denn auch in dem mittelmäßigsten Buch findet sich immer auf der einen oder anderen Seite eine nützliche Angabe, ein weiterleitender Satz. Das notiert ihr, denn niemand klammert sich fester an das Geschriebene als ihr. Und habt ihr so den Ausgangspunkt, dann entwickelt ihr eure Dissertationen, ihr streckt und stopft sie mit Noten und Hinweisen, manchmal mit drei oder vier zu demselben Wort. Die französische Seite wird so ein deutsches Buch, und ihr exportiert nun eurerseits unsere Ideen zu uns zurück, allerdings ohne zu sagen, daß ihr sie uns entnommen habt. Die Lehre vom latrocinium honestum, die nach Tacitus einen Teil der Nationalerziehung eurer Vorfahren ausmacht, wendet ihr im großen auf unsere Philologen, Archäologen und Orientalisten an, ihr nehmt ihr Gut ohne Dank an euch und verschwört euch, sie totzuschweigen. Angesichts eurer hochfahrenden Verachtung für die französische Wissenschaft haben wir uns gewöhnt, an die Unfehlbarkeit der euren zu glauben, ohne zu ahnen, daß eure Gelehrten wie eure Infanteristen sich zwar hervorragend auf das Gleichmaß des Schrittes verstehen, daß in Wirklichkeit aber wir es sind, die den Takt angeben ... Aber heute machen wir uns frei von eurer Bevormundung; nicht mehr werden wir, wie wir es so lange und so harmlos getan haben, unsere heimischen Götter, dii indigetes, dem Idol Hermanns opfern."

Damals begannen sich die Folgen der Niederlage für die internationale Stellung Frankreichs zu verwischen. Jules Ferry führte es in die Welt hinaus, der Anfang zu dem kolonialen Riesenreich wurde gelegt, Frankreich fühlte sich wieder als eine der Weltmächte und erhob stolz sein Haupt. Dabei war es die Aufgabe der Historiker, ihren Landsleuten klar zu machen, wie gerechtfertigt dieser nationale Stolz sei, und ihn fester zu verankern und besser zu begründen durch die Berufung auf die unvergänglichen Leistungen der Vorzeit.

Ganz natürlich bildete dabei den Ausgangspunkt das Ereignis, in dem sich die französische Nation erst in der Vollendung entfaltet hatte und zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen war, die Revolution. Bei der nun erneut aufgenommenen genauesten Erforschung ihrer Entstehung und ihres Verlaufes ergab sich die Erkenntnis, wie sehr sie, als logisches Ergebnis der gesamten vorherigen Entwicklung Frankreichs, ein Spiegelbild des nationalen Lebens überhaupt darstellte. Die guten und die schlechten Eigenschaften der Nation traten hier in denkbar konzentriertester Form zu derselben Zeit in die Erscheinung. Die großen Ergebnisse der vor ihr liegenden französischen Geschichte waren erzielt worden durch das Königtum; seitdem war die Nation selbst verantwortlich für alles Geschehen. Damit gewann die Verherrlichung der Revolution eine neue Bedeutung; sie galt nicht mehr nur dem Höhepunkt der nationalen Geschichte, sondern sie wurde zur Verherrlichung Frankreichs schlechthin. Aus diesem Grunde wurde an ihre Erforschung eine solche Unsumme von Arbeit gewendet, wie auch nicht annähernd an irgendeinen anderen Abschnitt der Entwicklung Frankreichs. Immer unbestrittener wurde sie zum Lieblingsgegenstand der Historiker. Die tiefpessimistische Betrachtungsweise Taines wurde verdrängt durch die bewundernde Unterstreichung aller der positiven Leistungen, die von der Revolution ausgegangen sind. Um so stärker war die Anziehungskraft, die sie ausübte, weil ja zu keiner anderen Zeit Frankreich in solchem Grade die Geschicke der Welt bestimmt hat. Sorel entrollte den ganzen Umfang der Einwirkung, die damals von Frankreich auf das innere Wesen und auf die äußere Gestaltung der europäischen Politik ausgegangen ist. Was speziell Deutschland den Prinzipien der Revolution zu danken hat, untersuchte A. Rambaud. Er bewies, wie wohltätig für Deutschland der französische Einfluß gewesen sei, wie ohne diesen sein Aufschwung undenkbar wäre [1]). Den Franzosen vor Augen zu führen, wie Ungeheures ihre Vorfahren geleistet hätten, hieß sie anstacheln, auch ihrerseits

[1]) Les Français sur le Rhin, 1873, S. XI. „Les interventions françaises en Allemagne ont différé essentiellement des invasions allemandes en France: elles apportèrent avec elles des éléments essentiels de progrès. Ainsi donc dans tous les temps, sous tous les régimes, nous avons fait aux Allemands plus de bien que de mal, et l'Empire prussien, fendu sur un prétendu droit de revanche de l'Allemagne contre nous, a pour base une injustice et un mensonge."

Ähnliches zu vollbringen. In diesem Sinne wurde wieder und wieder die Geschichte der Revolution behandelt; nichts war besser geeignet, die Geister aufzurütteln aus der durch die Niederlage hervorgerufenen Depression. Von Frankreich aus waren die Ideen von 1789 über die Welt gegangen und hatten das Bild Europas von Grund aus umgestaltet. Als unermeßlich galt das Verdienst, das Frankreich sich hiermit um die Menschheit erworben hatte. Die Kraft und Bedeutung dieser Ideen wurde durch die Schilderung, in welchem Maße gerade fremde Völker sie sich angeeignet und mit ihrer Hilfe den eigenen Aufstieg bewerkstelligt hatten, erst ins rechte Licht gesetzt, und damit erschien Frankreichs Leistung um so eindrucksvoller. So hat Cavaignac zeigen wollen, wie die Neuschaffung des preußischen Staats in der Stein-Hardenbergschen Reform völlig beruhe auf der Nachahmung des französischen Musters. „Wenn es wahr ist," ist sein Ergebnis, „daß die auf unserem Boden geborenen, durch die vorhergehende Entwicklung und durch den Genius unseres Volkes gebildeten Ideen das zeitgenössische Europa geformt haben und es noch täglich umgestalten, dann ist vielleicht auch die Schlußfolgerung erlaubt, daß die moralische und materielle Überlegenheit Frankreichs, die es vor hundert Jahren über ganz Europa ausgeübt hat und die von diesem anerkannt wurde, nicht einer Periode endgültigen Verfalls gewichen ist." Cavaignacs Buch ist ein typisches Beispiel für die Enge des Blicks, die als Folge übertriebener nationaler Selbstbespiegelung entstehen muß. Ihm gilt — als Gegenfüßler Taines — restlos alles, was die Revolution geschaffen hat, als vortrefflich. Deshalb erscheint ihm die preußische Reform auch nur insoweit als gelungen, als sie sich getreu an das französische Vorbild hält, und da das ja nur bis zu sehr beschränktem Grade der Fall ist, beurteilt er sie in ihrer Gesamtheit als mißglückte Kopie des großen Originals. Ihm fehlt eben, wie es bei einseitig nationalistischer Betrachtungsweise gar nicht anders sein kann, jedes Verständnis für die Eigenart anderer Völker, die diese in ihrer Entwicklung offenbaren und die sie behaupten wollen. Er sieht die Welt nur unter dem Gesichtswinkel des eigenen Landes und will sich auch gar nicht bemühen, sie anders anzusehen.

Bei dem Kult, den die Franzosen mit den Ideen von 1789 trieben und treiben, mußte es ihre vielleicht empfindlichste Stelle treffen, als von deutscher Seite der Nachweis erbracht wurde, daß dieser vielgepriesene Fortschritt ursprünglich gar nicht auf französischem Boden gewachsen war. Georg Jellinek führte schlagend aus, daß die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte keineswegs auf den Lehren der französischen Aufklärungsphilosophen fuße, sondern daß sie gerade an den entscheidenden Punkten angeregt worden ist durch die Verfassungsformen, die sich in den nordamerikanischen Staaten herausgebildet hatten. Die Entrüstung, mit der diese Feststellung in Frankreich zurückgewiesen wurde, ist begreiflich, wenn man sich die Entstehungsgeschichte und politische Absicht dieses Kultes vergegenwärtigt, so wie wir sie eben ge-

zeichnet haben. Heute besteht natürlich weniger Aussicht als je, daß die französischen Forscher sich die neue Anschauungsweise zu eigen machen werden. Obwohl alle Versuche, Jellineks Darlegungen in ihrer sachlichen Richtigkeit zu erschüttern, erfolglos geblieben sind, werden für Frankreich die Ideen von 1789 doch als ein Geschenk gelten, das die Welt ausschließlich ihm zu verdanken habe. Zu tief ist diese Vorstellung schon eingewachsen, zu lieb ist sie den Franzosen geworden, als daß sie auf sie Verzicht leisten könnten. Die nationale Eitelkeit steht hier dem Streben nach Wahrheit hindernd im Wege und erweist sich als die stärkere von beiden.

Während die Ideen von 1789 einen Stoff darstellten, durch dessen Verherrlichung nur die intellektuell interessierten Kreise hingerissen werden konnten, wurde als Aufreizungsmittel für die breiten Massen der kriegerische Glanz verwendet, der den Namen Napoleons des Ersten umgibt. Die Schilderung der ruhmvollen Geschehnisse aus der Zeit des ersten Kaiserreichs als des Höhepunktes der weltpolitischen Stellung Frankreichs war die beste Waffe in dem Kampfe der Historiker gegen den Antimilitarismus, von dem wir oben gesprochen haben. Der ruhmlose Ausgang des zweiten Kaiserreichs war geeignet, zunächst die Begeisterung für alles, was sich an den Namen Bonaparte knüpfte, stark abflauen zu lassen. Aber da Thiers, der populärste Darsteller der Geschichte des ersten Empire, die Leitung der Geschicke Frankreichs übernahm, blieb die Aufmerksamkeit doch dauernd auf diese gerichtet[1]). Als dann Frankreich wieder daran ging, Weltpolitik zu treiben, da wandten sich die Blicke ganz von selbst auch wieder in stärkstem Maße dem größten Führer zu, den es je auf dieser Bahn besessen hatte. Die napoleonische Legende erhob sich jetzt zu voller Blüte. Wenn also mit den achtziger Jahren die Historiker sich anschickten, ihr durch ausgebreitetste Forschungen festeren Rückhalt zu gewähren, kamen sie damit nur einer schon bestehenden Strömung entgegen. Aber indem ihre Veröffentlichungen einen von Jahr zu Jahr steigenden Umfang annahmen, indem der Ton, den sie anschlugen, immer enthusiastischer wurde, haben sie es bewirkt, daß diese Strömung riesenhaft anschwoll. Wie eine Sturmflut ergoß sich die Begeisterung für das Werk und die Person des Kaisers über das ganze Land. Sein Name wurde zum Symbol neuer Hoffnung und höchster Wünsche. Dies gilt keineswegs bloß für die eigentlich „bonapartistisch" Gesinnten, sondern weit über diese Kreise hinaus wurden auch solche erfaßt, deren politischer Überzeugung die innerpolitischen Wünsche des Bonapartismus aufs schärfste zuwiderliefen. Alle die fanden sich in der Verherrlichung des Kaisers zusammen, die für Frankreich die Wiedererlangung seiner Weltstellung erhofften. Den entscheidenden Antrieb nach dieser Rich-

[1]) Hübsch ist die Anekdote, wonach Thiers den jungen Houssaye gewarnt hat, sich auf die Geschichte der Jahre 1789 bis 1815 näher einzulassen, „il n'y a plus grand'chose à glaner".

tung hin hat die historische Literatur durch drei Männer erfahren: Henry Houssaye, Albert Vandal und Frédéric Masson.

Vom Studium des Altertums war Houssaye durch die Eindrücke während des siebziger Krieges, in dem er selbst mitgefochten hatte, zur nationalen Geschichte hinübergeführt worden. Aus jeder Zeile, die er geschrieben hat, spricht eine leidenschaftliche und inbrünstige Liebe zu seinem Vaterland. Er erblickt seine Aufgabe darin, durch die Erzählung früherer Siege das junge Frankreich zu neuen heranzuziehen. In vielem besitzt er Ähnlichkeit mit Treitschke, soweit man überhaupt einen so unverfälschten Franzosen mit einem so echten Deutschen vergleichen kann. Die Art des Pathos, die von innen heraus lodernde Glut der Darstellung ist bei beiden die selbe. Das Auge immer auf die Gegenwart geheftet, predigen sie mit hinreißendem Schwung die Lehren der Vergangenheit. Houssayes letztes Buch „Jena" ist ein Triumphgesang auf den wunderbaren Feldzug, der mit einem Schlage das ganze staatliche Gefüge Preußens vernichtet hat. Mit besonderer Genugtuung und immer wieder in seinen verschiedenen Schriften zitiert er — wie übrigens auch andere Historiker (Lavisse, Driault, Madelin) — das Wort Heines über Napoleon: „Diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — et la Prusse n'existait plus." Doppelten Zweck wollte Houssaye durch dieses Buch erreichen. Einmal wollte er seine Landsleute mit den Einzelheiten eines der glänzendsten Siege, die Frankreich errungen hat, bekannt machen und dadurch ihren Stolz erhöhen. Daneben aber ließ er durch den Hinweis darauf, daß der Sieger von 1870/71 — denn für den französischen Nationalisten ist Deutschland ja nicht viel mehr als Preußen — nicht allzu lange Zeit zuvor die Überlegenheit der französischen Waffen hatte anerkennen müssen, die Hoffnung erstehen, daß ebenso, wie das Resultat des Krieges von 1806 in sein Gegenteil umgewendet worden sei, auch die Niederlage Frankreichs keine endgültige zu sein brauche. Aber noch besser geeignet, wahrhaft patriotischen Geist zu erwecken, noch erzieherischer in der Wirkung auf die französischen Gemüter als die Betrachtung dieses Höhepunktes der napoleonischen Laufbahn erschien Houssaye die Darstellung des Verzweiflungskampfes, den der Kaiser zum Schluß gegen das gesamte Europa geführt hat. Durch seine Bücher über 1814 und 1815 die Liebe zum Vaterland zu stärken, das ist sein eigentliches Lebenswerk. Gerade seine Schilderung des Feldzuges von 1814 hat eine unerhörte Wirkung ausgeübt. Napoleon erscheint bei ihm nicht mehr als der „incorrigible guerrier", wie Thiers ihn dargestellt hatte, sondern als der nationale Held, der sein Alles setzt an den Kampf gegen die fremden Eindringlinge. In diesem letzten Stadium erst sind Frankreich und sein Kaiser völlig eins geworden. Alle bis dahin noch unbesiegte Opposition verstummte, restlos gab sich die Nation dem großen Führer hin für die Verteidigung des vaterländischen Bodens. So geht es also bei Houssaye wie bei den Historikern der Revolution: der eigentliche Held seiner Darstellung wird Frankreich, nicht mehr die Einzelpersönlich-

keit, von der sie ausgegangen ist. Gewaltig war der Widerhall, den Houssayes Weckruf bei der Generation fand, die selbst die Leiden feindlicher Invasion über sich hatte ergehen lassen müssen. Und je länger er bei der Betrachtung der letzten Jahre des Kaiserreichs weilte, um so stärker erfüllte er sich selbst mit dem Haß gegen die Feinde seines Landes. Dafür geben seine kleinen Gelegenheitsartikel das klarste Zeugnis[1]). Schon 1871 entsprach es ganz seiner Sprachgewohnheit, wenn er die Deutschen als Barbaren bezeichnete. In einem Artikel über seine Erlebnisse bei der Kapitulation von Paris beschreibt er, wie er und seine Leute zähneknirschend den Befehl zur Übergabe des von ihnen besetzten Forts befolgten, obwohl sie noch gut bewaffnet und reichlich mit Munition versehen waren. „Et nous abandonnions notre poste et nous fuyions devant eux! Ceux qui ont vu cela gardent au cœur une haine impérissable." Er selbst hat dies Wort zur Wahrheit gemacht und hat sich deshalb mit allen Fasern seines Wesens an das Ziel gehängt, sein Volk zum Sieg über diesen verhaßten Feind reif zu machen. Die Revanche hat er unablässig, in offenster Form gepredigt. „Alle Franzosen, die am Kriege teilgenommen hatten, die persönlich geschlagen worden waren und sich damit nicht abfinden wollten — das heißt die weitaus überwiegende Mehrheit der Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren — dachten an die Revanche." Treffend charakterisiert er seinen eigenen Geisteszustand, wenn er schreibt: „Autrefois, la patrie n'était qu'un instinct, un sentiment, un devoir auquel on manquait sans trop de honte. Aujourd'hui c'est une religion, c'est un culte fervent et jaloux dont les dissidents sont justement tenus pour des criminels." Deshalb führt er einen erbitterten Kampf gegen allen Antimilitarismus und Pazifismus. Er hat Verständnis für das Wertvolle an dem deutschen „Militarismus"; er weiß, daß dieser die Vorbedingung der deutschen Einheit gewesen ist, und wünscht darum die Geistesart, aus der er hervorgegangen ist, auch seinem Vaterlande als das sicherste Mittel zur nationalen Wiederaufrichtung. „Man hat viel über den ‚preußischen Korporalismus' gespottet, Heinrich Heine voran. Der Korporalismus ist nichts als die unmäßige Überspannung des Begriffs der Disziplin, und Disziplin ist Pflicht ... Wenn Frankreich sich ihr unterwerfen will, dann wird es eines Tages Deutschland besiegen." Dies bleibt also bei allem sein Ziel, und deshalb war sein Jubel groß, als er sah, wie den Staatsmännern Frankreichs der Wurf gelang, der die beste Garantie zur Erringung des Sieges zu bieten schien, der Abschluß des Bündnisses mit Rußland. Wieder hat er in keiner Weise hinter dem Berge gehalten mit den Hoffnungen, die er an diese Verschiebung auf dem europäischen Schachbrett knüpfte. Von bloßem Schutzbündnis ist nach ihm keine Rede. „Der brausende Jubel, mit dem 1896 der Zar in Paris

[1]) Ein großer Teil von ihnen ist nach seinem Tode von Louis Sonolet unter dem noch von Houssaye selbst gewählten, kennzeichnenden Titel „La patrie guerrière" gesammelt herausgegeben worden.

begrüßt wurde, der Schauer, der bei der Parade in Chalons durch Soldaten und Zuschauer rann, bezeugten, daß dem russischen Bündnis andere Erwartungen entgegengebracht wurden, als die auf Anleihen und auf eine Sicherung gegen den Krieg ... Warum hat Frankreich trotzdem die Wunde an seiner Seite behalten? Warum hat es nicht Sedan gerächt, wie Preußen dereinst Jena? Die nötige Kraft und den nötigen Mut besaß es dazu. Aber die Umstände sind ihm nicht so günstig gewesen wie einst für Preußen." Also nur deshalb, räumt Houssaye mit voller Deutlichkeit ein, weil es Frankreich nicht gelang, eine ähnliche Koalition gegen seinen Überwinder zusammenzubringen wie die, vor der Napoleon erlegen war, nur deshalb ist der Krieg noch nicht ausgebrochen. So schrieb Houssaye zu Beginn des Jahrhunderts. Nicht lange darauf, da war die Koalition, die er erhoffte, wirklich zustande gekommen, und als sie da war, da war auch bald der Krieg da. Houssaye hat also tatsächlich das in Worte gefaßt, was der geheime Sinn der französischen Politik war.

Ebenfalls ganz der Neubelebung des sich an Napoleon knüpfenden Heroenkults gewidmet hat sich Albert Vandal. Dennoch ist die politische Richtung, die er vertritt, eine völlig andere wie die Houssayes. Vandals Bewunderung und Liebe für Napoleon geht wesentlich zurück auf dessen innerpolitische Leistung, daß er durch die Aufrichtung einer starken Regierung die Demokratie vor sich selbst schützte. Darin erblickt Vandal das eigentliche Verdienst des Kaisers und das, worin ihm das junge Frankreich vor allem nachzueifern hat. Der Staatsstreich des Brumaire ist nach ihm nicht Unterdrückung der Freiheit, sondern Wiederherstellung staatlicher Ordnung. Dagegen erscheint Vandal die Außenpolitik, die Napoleon auf der Höhe seiner Machtstellung getrieben hat, keineswegs einfach vorbildlich. Zwar glaubt auch er wie Houssaye, daß Frankreich durch das Bündnis mit Rußland den am sichersten zu der ihm gebührenden Stelle hinführenden Weg eingeschlagen habe. Schon sein erstes Buch über Ludwig den Fünfzehnten und Elisabeth von Rußland (1882) ließ sein Bedauern durchblicken, daß beide Mächte sich nicht zu gemeinsamem Vorgehen zusammengefunden hätten. Um so größer war seine Freude, als die Annäherung zwischen ihnen zur Wirklichkeit geworden war. Aber sein Urteil blieb dabei kühl, er ließ sich nicht zu übertriebenen Ausbrüchen hinreißen. In seinem Hauptwerk „Napoléon et Alexandre I" setzte er auseinander, daß ihr Bund damals habe zerbrechen müssen, weil er nicht auf friedliche Absichten gegründet war, sondern sich als „une association spoliatrice et dévorante" herausstellte. Genau im Gegensatz also zu den Erwartungen Houssayes gab er der dringenden Hoffnung Ausdruck, daß das neue Bündnis, das diesmal nicht von den Regierenden, sondern von den Völkern geschlossen sei, dem Frieden der Welt dienen werde[1]). Vandal ist mit dieser Betrachtungsweise ein getreuer Schüler

[1]) „En s'unissant dans une politique de sagesse et de fermeté prudente, elles pourraient assurer l'indépendance du continent, après avoir vainement cherché à s'en partager l'empire." Band I, S. XVII.

und Fortsetzer Sorels: er will die Lehren der Geschichte seinem Volke nutzbar machen, er will nicht durch sie zu neuem Kampfe aufreizen. Seine Gesinnung ist wahrhaft national, nicht chauvinistisch. Deshalb hat sein Buch auch nicht das Wohlwollen der nationalistischen Historiker finden können. Driault hat, weil er den sachlichen Darlegungen Vandals keine Widerlegung entgegenzusetzen vermochte, die Berechtigung des Vergleichs zwischen den damaligen und den neuen Verhältnissen angezweifelt; er nennt das Buch „un peu trop préoccupé de trouver à l'alliance franco-russe, récemment conclue, des titres d'histoire“ [1]). In den breiten Massen der Leser dagegen hat Vandals Buch, dank seiner glänzenden Form, einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt. Sicherlich nicht wegen dieser friedlichen Tendenz, denn gerade diese weiteren Kreise erhofften ja von dem Bündnis mit Rußland den gänzlichen Umschwung der europäischen Machtverhältnisse. Sie lasen vielmehr über die Lehren, die es enthielt, hinweg und begeisterten sich an ihm, weil sie daraus entnahmen, daß Frankreich mit der nunmehr eingeschlagenen Richtung seiner Politik anknüpfte an die Mittel, deren es sich in seiner äußerlich größten Zeit bedient hatte. Vandal hat also einen ganz wesentlichen Anteil daran, daß das französische Volk in Napoleon wieder sein Ideal erblickte, und indirekt hat sein Buch damit eine Folge gehabt, die seinen Absichten genau zuwiderlief: eine gewaltige Steigerung des kriegerischen Geistes.

Während Houssaye den Feldherrn, Vandal den Staatsmann Napoleon den Herzen der Franzosen nahe gebracht haben, gab Masson das Bild seiner Persönlichkeit. Er verfolgt dabei ganz dasselbe Ziel wie Houssaye. Seit 1914 kann Masson sich nicht genug tun in Beschimpfungen übelster Art gegen alles Deutschtum. Bei ihm kann das aber nicht überraschen; abgesehen von der durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen veranlaßten Form bleibt er dabei in der Richtung, die er schon immer eingeschlagen hatte. Stets hat er durch seine wissenschaftliche Forschung den Willen erzeugen und stärken wollen, die Niederlage nicht endgültig hinzunehmen. Die Einleitung zu seinem Werk „Napoléon chez lui“, 1894, enthält das Programm, das er sich vorgezeichnet hatte. Antimilitarismus und Parteihader drohen die Nation zu vergiften, Napoleons großes Bild ist das einzige, was sie davon erretten kann. „Seule la religion de l'Empereur pouvait la consoler, l'aguerrir et la réhabiliter à ses propres yeux. Son nom est un symbole: il synthétise l'idée de gloire, l'idée d'autorité, l'idée de honnêteté. La Nation est lasse des défaites et regarde vers les victoires. La Nation est lasse de l'anarchie parlementaire et regarde vers l'homme qui lui a rendu la sécurité et l'ordre.“ „Napoléon apparaît comme un être de raison, un être de légende et de rêve . . . C'est lui qui devient le Dieu.“ Andere Völker sind groß geworden, weil sie es verstanden haben, ihre Nationalhelden zu verehren und

[1]) Revue des études napoléoniennes, Band I. 1912.

deren Geist in sich zu bewahren. So wird auch Frankreich sich wieder in voller Größe aufrichten, wenn es Napoleons Geist treu bleibt. „La France couchée en son armure de guerre dort d'un lourd sommeil, d'un sommeil qui dure depuis vingt-quatre ans. Autour d'elle grouille et s'agite la tourbe des rhéteurs et des vendus qui la tiennent pour leur proie. Ils crient et disputent, ils hurlent des chiffres, ils simulent des indignations, ils sifflent, ils rient, s'amusent. Elle, sans que leur bruit parvienne à troubler son rêve, repose, rêvant aux temps passés, et elle ne sent même pas qu'ils lui ont volé son manteau de pourpre pour s'y tailler comme des tuniques des rois. Mais, que le Héros, appelé par ces clameurs, gravisse la montagne, qu'il paraisse, que, d'un geste, il disperse et précipite cette bande de gouvernants, qu'il se penche au chevet de la Vierge guerrière et qu'il la baise au front, soudain, elle se dressera plus radieuse et plus fière, sa lance au poing, son casque au front; telle que, jadis, lorsque, planant dans l'azur au-dessus des aigles envolées, elle menait les travailleurs de gloire faire leur moisson dans les pleines d'Jéna." Das sind Worte, deren Wirkung sich kein französisches Gemüt entziehen konnte. In dieser Weise hat Masson in seinem Volk die Gesinnung zu erwecken gesucht, die freudig auf den im gegebenen Augenblick erschallenden Aufruf zum Kampf antworten würde, — wobei keineswegs die Rede ist von bloßem Verteidigungskrieg —, wie sie dann tatsächlich darauf geantwortet hat.

Auf empfängliche Seelen trafen die Werke dieser Männer und der vielen anderen, die sich ihnen im gleichen Sinne anschlossen. Indem sie die liebevolle Bewunderung für den großen Kaiser erzeugten, verwischten sie die Schmach von Sedan durch den strahlenden Ruhm von Austerlitz und Jena und erregten in den Lesern den brennenden Wunsch, nun auch ihrerseits dem Heldenepos eine würdige Fortsetzung anzureihen. Die der französischen Rasse eingeborene Kriegslust flammte hoch auf. In welchem Maße das Volk sich an der Schilderung der kriegerischen Großtaten des Empire berauschte, zeigt die Aufnahme, welche die jetzt ans Licht tretenden Memoiren der Zeitgenossen Napoleons fanden. An erster Stelle stehen da die von Marbot, der von Napoleon testamentarisch mit der Abfassung der militärischen Geschichte des Kaiserreichs beauftragt worden war. In Tausenden und Abertausenden von Exemplaren wurden sie verschlungen. Ihrer beispiellosen Popularität vermochte der von der kritischen Wissenschaft geführte Nachweis keinen Abbruch zu tun, daß sie keineswegs immer sich streng an die Wahrheit hielten. Marbot behauptete häufig, bei Gelegenheiten persönlich anwesend gewesen zu sein, die sich gleichzeitig, aber an weit voneinander entlegenen Orten abgespielt hatten. Aber auf die Wahrheit kam es den Lesern ja auch gar nicht an. Sie wurden bezaubert von dem Ruhmesglanz, in dem Marbots Erzählungen die Leistungen der Heere Frankreichs erstrahlen ließen, und sie erfüllten sich an ihnen mit der Zuversicht, daß dereinst Frankreich noch Gleiches vollbringen werde. So

hat die Verherrlichung des Kaisers den Zweck erreicht, dem sie dienen sollte. Daß für sie diese rein praktische Absicht maßgebend gewesen ist, dafür besitzen wir den unwiderleglichen Beweis an dem Verhalten der Pariser Verleger, die doch genau vertraut waren mit dem, was das Publikum von ihnen erwartete. Paul Frémeaux erzählt in seiner Veröffentlichung des Tagebuchs von Hudson Lowe, daß er es 1899 „einem großen Pariser Verlag, der gewöhnlich alles herausgibt, was sich mit dem Kaiserreich beschäftigt", angeboten habe. Dieser wies es zurück mit der Begründung: „St. Helena biete kein Interesse, nicht das geringste." Wie ein Schlaglicht läßt diese Antwort erkennen, worauf es den Franzosen bei ihrer Beschäftigung mit Napoleon ankam. Sie sahen in ihm den Führer auf unerhörter Siegeslaufbahn, den Wiederhersteller fester staatlicher Ordnung, den Kämpfer gegen die Invasion. Darüber hinaus besaß er kein Interesse mehr für sie; seine Persönlichkeit, soweit sie nicht in direkter Beziehung steht zur Größe Frankreichs, war gleichgültig. Die menschliche Tragik seines Schicksals, seinen Ausgang in Verbannung und Vereinsamung, hielten sie nicht erneuter eingehender Behandlung für wert. Denn daraus ließ sich nichts entnehmen, was dem französischen Volk die eigene Größe vor Augen rückte. Eine Wirkung auf die Masse versprach man sich davon nicht. Deshalb sollte dieser Teil seines Lebens für die französischen Leser einfach ausscheiden. Natürlich hat sich dieser Standpunkt auf die Dauer nicht behaupten lassen. Daß er überhaupt auch nur einen Augenblick lang hat eingenommen werden können, ist höchst kennzeichnend.

Von der Geschichte der Revolution und des Kaiserreichs aus wurde dann überhaupt an die gesamte Geschichte der Maßstab angelegt, inwieweit sie geeignet sei, die gegenwärtige Generation zur Nachahmung anzustacheln [1]). Unzählige Bücher ergingen sich in dem Preis der Größe und der Leistungen Frankreichs. Dieser immer wiederholte, dauernde Hinweis hat die Wirkung gehabt, die er haben sollte; die Nation erfüllte sich mit stärkstem Selbstvertrauen und hohem Stolz. Und zwar um so mehr, da sie auf allen Gebieten des materiellen Lebens sich in mächtigem Aufblühen begriffen sah. Politisch und wirtschaftlich wuchs Frankreichs Stellung in der Welt nach langem Rückgang und Stillstand wieder von Jahr zu Jahr, und dieser Umschwung der äußeren Verhältnisse wirkte stark auf die geistige Verfassung des Landes ein. Hanotaux hat sein Frankreich sehr richtig charakterisiert,

[1]) Aus der endlosen Reihe von Beispielen, die sich hierfür anführen ließen, sei als typisch nur eins hervorgehoben. Gabriel Hanotaux schreibt in der Vorrede zu seiner Biographie Richelieus: „Wenn dieses Buch den Franzosen, die es lesen, neuen Anlaß gibt, Vertrauen in die Geschichte ihres Landes zu setzen, wenn es dazu beiträgt, den Staatsmännern der Republik die Wirksamkeit der Tradition zu beweisen, wenn es ihnen die Ursachen klarer werden läßt, die in der Vergangenheit die Größe Frankreichs bewirkt haben, und sie in der Zukunft sichern werden, wenn die besten unter ihnen ihm neue Gründe entnehmen, ihr eigenes Dasein mehr und mehr in dem der Nation aufgehen zu lassen, dann wird dies Ergebnis meine Hoffnungen übersteigen."

wenn er schreibt: „Elle est debout; mais elle ne serait pas elle-même, si elle ne reprenait, avec les couleurs de la vie, l'appétit de la gloire“ [1]). Der Wunsch, dem alten Ruhmesglanz neuen Lorbeer anzufügen, wird um so stärker, je mehr Frankreich sich dazu befähigt glaubt: „La Prusse après Jéna se raidit contre le désastre et refit ses vertus nationales,“ rief Driault aus [2]); „elle mérita de vaincre. La France depuis Sedan a retrempé ses énergies, et voici qu'elle veut reprendre, qu'elle a repris sa place“. Diese Wiedereinnahme seines Platzes oder dessen, was als solcher beansprucht wurde, war aber nur möglich durch den Sieg über Deutschland. Daß Deutschland in dem kommenden Entscheidungskampfe unterliegen werde, darauf vertraute Driault felsenfest; er hält dessen große Weltstellung für eine vorübergehende Erscheinung. Durch die übergroße Anspannung seiner Militärmacht sei es hochgekommen, seine Größe sei aber zu unnatürlich, als daß sie von Dauer sein könne. „Quiconque se sert de l'épée périra par l'épée.“ Er hat recht behalten mit diesem Satz, aber in anderem Sinne, als er ihn meinte. Heute strömt Frankreichs Blut dahin, weil es zum Degen gegriffen hat.

Aus der Vergangenheit entnahm Frankreich den Glauben an die eigene Leistungsfähigkeit. Es fühlte seine Kräfte zurückkehren und sah wieder hoffnungsvoll in die Zukunft. Diese Hoffnungen erfuhren eine gewaltige Steigerung durch die Annäherung an die beiden mächtigen Nebenbuhler Deutschlands. Mit dem Bewußtsein der Rückendeckung an England und Rußland wuchsen auch die Ansprüche. Der deutschen Politik wird immer wieder das Ziel angedichtet, nach der Weltherrschaft zu streben; als bester Beweis für derartige Pläne wird, vielfach sicher mit absichtlichem Mißverständnis, der Wortlaut seiner Nationalhymne herangezogen. Wir brauchen kein Wort zu verlieren, um diese Anwürfe zurückzuweisen. Übertreibungen einzelner Unverantwortlicher dürfen nicht auf das Konto des ganzen Volkes und seiner amtlichen Vertretung geschrieben werden; das sollten die Franzosen bedenken, sonst setzen sie sich dem aus, daß das Gleiche mit solchen Maßlosigkeiten geschieht, von denen auch sie sich nicht freigehalten haben. Driault trat für den Ausbau des Kolonialreichs und für Weltpolitik im größten Stile mit der Begründung ein: „car il y a des traditions qui s'imposent irrésistiblement, et le rôle universel de la France est une de ces traditions“ [3]). Er und Welschinger hofften auf die Einigung der lateinischen Rasse unter der Führung Frankreichs, und für wie hochfliegende Pläne dies die Grundlage abgeben sollte, geht aus dem Vorwort zu Welschingers Geschichte des deutsch-französischen Krieges hervor: „Es ist unsere Pflicht, Frankreich durch seine materiellen Kräfte und durch seine moralischen Eigenschaften instand zu setzen, den ersten Platz in der Welt einzunehmen,

[1]) Histoire de la France contemporaine, Band II, erste Hälfte, S. 533.
[2]) L'unité française, 1914, S. 2.
[3]) L'unité française, S. 20.

den Gefahren ins Auge zu schauen und vor niemandem den Blick niederzuschlagen." „Qu'à ce cri superbe des Allemands: ‚Deutschland, Deutschland über alles!' réponde donc notre cri vibrant et sincère: ‚la France, la France par dessus-tout!'" Wir wollen uns hüten, das als mehr zu nehmen als es ist, als den vereinzelten Ausdruck eines überschäumenden Patriotismus; immerhin läßt sich aus solchen Stimmen doch die Richtung entnehmen, in der Frankreich seine zurückgewonnenen Kräfte zu verwenden gedachte.

Mit dem Bewußtsein dieser wieder erlangten Stärke stellte sich auch gleich der alte Fehler übertriebener Selbstbespiegelung ein, dem Frankreich so oft erlegen ist. Das alte Märchen wurde wieder hervorgeholt, daß Frankreich der einzig berufene Vertreter der Menschheit sei als einziges Volk, das es über sich brächte, die eigenen Interessen hinter den allgemeinen zurückzustellen. Es dürfte schwer fallen, wirklich schlagende Beweise für diese Behauptung aufzubringen. Vielmehr hat Frankreich, genau wie jede andere Großmacht, stets nur das erstrebt, was ihm selbst zum Nutzen gereichte. Gerade das Beispiel, mit dem die Franzosen das Gegenteil zu beweisen suchen, die Befreiung, die sie in der Revolutionszeit den anderen Völkern gebracht haben, stellt bei schärferem Zusehen die deutlichste Widerlegung dar: genau bis zu der Grenze haben sie damals die Interessen der anderen verfochten, bis zu der diese sich mit den ihren deckten. Aber die französischen Historiker haben viel dazu beigetragen, diesen Glauben an die besondere und höhere Art der französischen Politik aufkommen zu lassen[1]). Es war das ein vortreffliches Mittel, jede Schädigung Frankreichs als ein Verbrechen an der Menschheit hinzustellen. Wie Machiavell schon von den Franzosen gesagt hat: „sie stellen ihr eigenes Glück übertrieben hoch und kümmern sich wenig um das der andern", so haben sich auch schon 1870 die Engländer (Carlyle, Sinclair) über die beweglichen Töne lustig gemacht, in denen solche Klagen vorgebracht wurden. Während es Deutschland nach der Auffassung von Männern wie Renan und Michelet nur zum eigenen Vorteil gereichen würde, wenn es wieder in den Stand der vorbismarckschen Zeit zurückversinke, wurde Frankreichs politische Größe als Notwendigkeit für die Menschheit dargestellt. Mit diesen Gedankengängen wurde von Lavisse auch ausdrücklich die Berechtigung des Anspruches auf Elsaß-Lothringen verfochten. „Wenn eines Tages bei einem großen europäischen Handgemenge Frankreich die ihm entrissenen Teile des unteilbaren Vaterlandes zurückfordert, wird es das tun können im Namen

[1]) Vgl. L. Vitet: „Tant qu'il reste un exemple à donner, une initiative à prendre, une épreuve à tenter, un hasard à courir, il faut que la France soit là. Elle est, et pour longtemps encore, l'avant-garde nécessaire de tout progrès de notre race." (Revue des deux mondes, 15. Mai 1872.) Typisch ist auch die Formulierung, die während des heutigen Krieges L. Stein gegeben hat (Notre frontière de l'est, 1916, S. 118): „Nous qui avons si souvent combattu pour la liberté des autres, nous avons bien le droit de penser une fois à nous-mêmes." Daraus folgert er die Berechtigung Frankreichs, das Saargebiet und das lothringische Kohlenbecken an sich zu nehmen.

der Menschheit." Diese Töne, die wir heute täglich vernehmen, sind schon lange vor Kriegsausbruch drüben angeschlagen worden.

Wie wirksam diese Bearbeitung des nationalen Geistes gewesen war, das wurde den Franzosen selbst in vollem Maße klar im Zusammenhang mit der Affäre von Agadir. Eine Welle nationalistischer Begeisterung ging damals über das Land, „eine erhebliche, geradezu schwindelnde Steigerung der patriotischen Glut" [1]) erfaßte die junge Generation. Frankreich wußte seitdem, daß es zum Handeln bereit sei. Nicht besser können wir die in den Jahren vor Kriegsausbruch herrschende Stimmung charakterisieren als durch das Zeugnis, das ein auch den schärfsten Nationalisten unverdächtiger Franzose während des Krieges abgelegt hat: „Ce que nos ancêtres soldats avaient, à notre sang, légué d'émotions belliqueuses, nous obséda la pensée. Assaillis par mille publications, par les mémoires et biographies de la révolution, de l'Empire, nous vécûmes, depuis 1900, dans une sorte de transe ... Cette sorte de transe posséda peu à peu toute l'élite studieuse et lettrée, puis les journalistes, leurs lecteurs, les causeurs, tous les bavards ... D'année en année, grâce à cette série d'études, la société de 1760 à 1815, toute son interpsychologie, reprenait vie. Elle nous initiait à ses misères, à ses désirs, à ses espoirs, à ses passions, à son génie, à sa grandeur, à ses faiblesses. Nous écoutâmes battre le secret de ses cœurs. Nous reçumes intimement l'afflux de la Nation complexe et forte. Elle combla nos individus. Elle déborda. Elle noya nos égoïsmes. Elle les emporta. Et nous fûmes elle-même, au lieu de rester nous-mêmes. Ainsi la littérature reformait un peuple de Latins, en opposition inéluctable avec les Germains" [2]). Das war die Wirkung, deren sich die Historiker rühmen konnten. Nicht zum kleinsten Teil sind es ihre Schriften, die diese Stimmung erzeugt haben.

Sie haben damit das französische Volk in einen Erregungszustand hineingesteigert, ohne den der Krieg unmöglich gewesen wäre. Denn dieser Zustand war die Vorbedingung für das stets dicht am Kriege vorbeistreifende Spiel der französischen Staatsmänner in den Jahren vor 1914. Er war dann einer der entscheidenden Punkte, die zum Ausbruch des Krieges geführt haben, denn England kannte die Seelenverfassung Frankreichs, war seines Beistandes gewiß und hat deshalb nicht, wie es gekonnt hätte, die den Krieg entfesselnde Hand der Machthaber Rußlands zurückgehalten. Und auch für den Verlauf des Krieges ist er ausschlaggebend, denn aus ihm entnimmt Frankreich die moralische Kraft des Ausharrens, die es zu bewahren entschlossen scheint, bis es den letzten Tropfen seines Blutes hingegeben haben wird. Diesen Seelenzustand erzeugt zu haben, ist wahrlich eine furchtbare Verantwortung, die Frankreichs Historiker vor der Geschichte zu tragen haben werden.

[1]) Driault, L'unité française, S. 186.

[2]) Paul Adam, La littérature et la guerre, 1916, S. 91 ff.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Den Frühtagen der französischen Staatsumwälzung gehört die Entfaltung auch seines Wesens an. Dem Sternenkreis der feurigen Begabungen, die blutjung sich in die Geschichte einreihen, ist Gentz nicht zuzuzählen; bürgerlich eng, beinahe zu lange zahm und tastend, ist seine Jünglingszeit verlaufen. Es war ihm bestimmt, von dem Ereignis der Revolution nicht fortgerissen, sondern erhoben zu werden. Er konnte sogleich mit Entschlossenheit und ohne weiteres Schwanken seinen Kurs nehmen. Vielleicht erklärt diese späte, nun aber auch blitzschnell eintretende Jugendreife die unversiegliche Spannkraft seines Geistes. Es erscheint wie eine Sorgfalt der Natur, daß Gentz nicht in der Bewegung der Revolution verbraucht wurde, sondern ihr unüberwindlicher Gegner werden sollte. Es ist trotzdem nicht erstaunlich, daß er zuerst mitgeschritten ist; aus unberührtem Gemüt hätte ihren Ideen und Zielen eine so starke und lebenslange Gegnerschaft nicht erstehen können. Die Liberté hat Friedrich Gentz angezogen; die Libertinage hat ihn vertrieben. Noch in seiner Vorrede zu Burkes Hauptwerk schrieb er 1793: „Die Geißel konnte ruhen, als die Vernunft den Szepter ergriff, und aufgeklärte Bürger waren treuere Untertanen als unwissende Sklaven." Er war der Sohn des nicht muffig verstockten Berliner Beamtenhauses der Friedrichzeit. Als solcher sagt er aber ein paar Seiten weiter von einer „gefährlichen Partei, welche jede Aussicht auf politische Veränderungen entzückt": „Diese Klasse ist unheilbar. Wer bloß dem Elend zu entrinnen sucht, kann oft sein Ziel erhaschen. Wer Macht und Ruhm begehrt, ist nie befriedigt, so lange noch etwas zu begehren bleibt. Das Bündnis, welches diese herrschsüchtige Rotte in jedem Staat, wo sich große Bewegungen äußern, sogleich mit dem armen, unzu-

friedenen und verzweifelten Teil der Gesellschaft schließt, ist der schrecklichste Umstand und das wahre Lebensprinzip aller großen Revolutionen."

Es ist aber ein Irrtum, wenn man dem Kreis seines Elternhauses, der Umgebung seiner fünfundzwanzig Jahre, besonderen Einfluß auf seine Gesinnung zuspricht. Madame Hertz, die damals als Jette im Bund der schönen Seelen die Egeria des jungen Wilhelm Humboldt war, hat die Ergüsse des Friedrich Gentz, der sich 1791 recht deutlich „revolutionssüchtig" nannte, nicht richtig einschätzen können. Seiner Sucht verband sich das von Königsberg mitgebrachte Naturrechtsprinzip, mit dem er im Herbst 1790 in der Berlinischen Monatsschrift in einem Aufsätzchen gegen — Justus Möser zu Felde zog, der darin ein Vierteljahr zuvor gesagt hatte, daß er keinen Staat kenne, der auf das imaginäre Prinzip der Gleichheit der Menschen begründet sei. Nichts von Gentz zeigt aber an, daß er je den Franzosen ein solches Seelenopfer wie die Georg Forster, Joseph Goerres, Friedrich Schlegel gewesen ist. Was ihn bewegte, war, die Macht einer Idee in einer Persönlichkeit gestaltet zu sehen, deren Glanz ihm, dem werdenden politischen Menschen, entgegenstrahlte. Mirabeau war es, der Gentz entflammte, wie die Mirabeaus aller Zeiten das politische Gewissen zu erwecken bestimmt sind, bis sie von der Wirklichkeit abgelöst werden. Mirabeaus Tod am 2. April 1791 mußte Gentz noch als den „Verlust eines großen Geistes" empfinden. Mirabeau bliebe doch „ein Wohltäter der Menschheit, wenn auch die französische Revolution scheiterte". Mirabeau war Gentz nur ein Zeichen gewesen. Ganz anders klang es im November 1793 bei der Nachricht vom Tod des Pöbelprinzen aus der Kainsfamilie Orléans, des Philipp Egalité: „Der Himmel wird doch nicht wollen, daß er anders als durch die Guillotine gestorben sei!" Denn in jenem April von 1791 hat er sich auch für immer zurechtgefunden: er las Burkes Reflections on the Revolution in France. In Mirabeau hatte er den Mann gehört, der, seine Kaste verlassend, vor die unbestimmte Masse getreten war, ihr eine Zunge zu geben, der nicht ihr Geschöpf war und doch ihre Partei werden mußte, wenn sie anfing zu reden. In Burke stand der Staatsmann vor ihm, der, gewohnt, bestimmten Charakteren seines Volkes ein Führer zu sein, nicht einen Augenblick gezögert hatte, die Idee des Staates dem Prinzip der Partei voranzusetzen, als es anfing, dem ihm eigentümlichen Leben des Staates zu widerstreben.

Wenn Burke nie der britische Gedanke geworden wäre, der England durch einen Krieg von zweiundzwanzig Jahren gegen die Gewalt des revolutionären Frankreichs geführt hat, so hätte er doch dem alten Kontinent den Vorkämpfer erzogen in Friedrich Gentz. Den politischen Instinkt von Gentz hätte aber weder der Franzose noch der Engländer täuschen können, wenn beiden großen Rednern auch eigen war, was Gentz bei Burke die „Üppigkeit der Kraft" heißt. Gentz unterschied scharf zwischen dem Geist der „moralischen Feerei", in dem „politische Kindermärchen die Grundflächen großer Staatsoperationen

* * *

werden," dem Geist der französischen Rhetorik, und dem Geist der festgefügten britischen Konstitution, in dem Burke sein Buch geschrieben hatte, für den er — der Führer der Whigs — eingetreten war und um dessentwillen er seine Partei verlassen mußte. Denn diese Verfassung, sagt Gentz, ist „eine vermischte Konstitution, deren Grundgewebe drei heterogene Bestandteile bilden. Wer ein Ganzes dieser Art dauernd gesichert wissen will, muß jeden einzelnen Teil, sobald eine Gefahr ihm naht, schützen und über einem unwandelbaren Gleichgewicht mit strenger Sorgfalt wachen." So mußte Burke für England, da jetzt der „monarchische Bestandteil der Verfassung der leidende ist", diesem schützend zur Seite treten, und für Europa, in dem „eine Glorie gegründet wird auf nichts als die armselige Kunst, Nationen von ihrer Freiheit zu unterhalten," aufstehen: gegen die Tyrannei der Freiheit, den Druck der politischen Leidenschaften. In der Vorrede seiner Burke-Übersetzung aber schwur Gentz auch für sich seinen Rausch aus Mirabeaus Becher ab: „Die Schwärmerei von 1789 war nur der Embryo des ausgewachsenen Wahnsinns von 1792." Seine Verteidigung von Burkes sogenannter Inkonsequenz aber mündete in eine prachtvolle Deutung des ewig Positiven für den politisch Handelnden aus, in eine bündige Absage an jede Theorie: „Unsere Prinzipien (eine einzige Gattung ausgenommen, die jeden Wechsel ausschließt) sind in jedem gegebenen Augenblick das Resultat der Entwicklung unserer Geisteskräfte und der Eindrücke, welche die Gegenstände auf uns machen. Wie sich die Elemente dieses Resultats ändern, muß sich das Resultat ändern. Es gibt nur eins in diesen Veränderungen, was für den, welchen sie treffen, gefährlich und entehrend, für die Verhältnisse, in denen er lebt, verderblich werden kann — die falsche, nur allzuoft unüberwindliche Scham, welche vor einem offenen Geständnis zurückbebt." Im selben Jahr, als sein König den Feldzug gegen das Jakobinertum führte, 1793, erschien Gentz' Übersetzung. Mit ihr bekannte er, daß ihm die falsche Scham des Prinzips fremd war, daß er sich aber imstande fühlte, für die in der Form geschmeidige, in ihrem Gehalt aber unendlich ruhende Idee der politischen Handlung aufzutreten. Die mannigfaltige und doch stets klar auf eins sich zurückziehende Betätigung britischen Staatssinns bedeutete für Gentz die erste Voraussetzung; dreißig Jahre später noch notierte er sich nach der Lektüre von Gibbons „Vermischten Schriften" in sein Journal der Arbeit und Lektüren: „Die vortrefflichen Bemerkungen über die französische Revolution erweckten den Gedanken in mir, eine Art von kurzem Glaubensbekenntnis über meine früheren Ansichten von dieser Weltbegebenheit niederzuschreiben und meinen Freunden nachzuweisen, wie und warum ich das Glück gehabt, mich so frühzeitig als wenig andere (in meiner Lage) gegen allen falschen Enthusiasmus zu schützen und die politischen Grundsätze in mir festzustellen, die ich durch mein ganzes Leben unwandelbar verteidigt habe."

Von diesem Grund aus begann sein politisches Dasein. Die zweite

Voraussetzung dazu war, daß ihm zum untrüglich sicheren Bewußtsein wurde, der Widerstand, den er in Burke verkörpert sah, sei die Sache Europas. Jedes Wort, das er bis an sein Ende geschrieben hat, war von dieser höchsten Schwingung seiner Seele getragen. Es ist ein politisches Memorandum für sich, daß dabei der junge Gentz sich den britischen Tendenzen zukehren, der alte Gentz sich von ihnen abwenden mußte. Zwischen diesen zwei Ansichten ruhte das europäische Geschick. An dem Verlauf dieses einzigen Lebens läßt sich die Geschichte Europas in ihren Hauptlinien nachspüren. Gentz war mit der feinsten Witterung für die gesamteuropäischen Zusammenhänge begabt, und sie hat ihn niemals genarrt. Dafür gibt es mehr als ein belangreiches Beispiel bei ihm, daß, mochte er auch von einem Ereignis im Augenblick überholt werden, die endgültigen Folgen in einer Gleichung mit seinen Schlüssen aufgingen. Von diesem europäischen, ja man darf sagen, vom rein festländischen Standpunkt aus gesehen, gewinnt sein Bild erst Farbe und Tiefe. Und vielleicht kann dieser instinktmäßig beschränkte und übersehbare Horizont des Festlandeuropäers, dem die letzten Jahrzehnte nicht mehr gerecht zu werden vermochten, mit seiner anscheinend altmodischen Rundung für die Verhältnisse des Erdteils wieder die ungeahnte Form für alle Gesichtspunkte europäischer Menschheit, die eigentliche gesunde politische Anschauung werden. Denn es ist das Maß, der Abstand und die Unterscheidung, was vollendete politische Kunst ausmacht, und gerade diese drei Merkmale hat das Festlandsgesicht, mit dem Gentz sah, ausgezeichnet. Diese Fähigkeit zur Umsicht hat ihn auch nie zum urteilslosen, nichts als nur beredten Ideenhändler, noch weniger zum Parteigänger durch dick und dünn werden lassen. Der französisch-englische Gegensatz, im revolutionären Gewand notwendig zum Prinzip des gestörten Festlandsgleichgewichts für die europäischen Mächte erhoben und als solches schließlich einmütig bekämpft, ist allein von Gentz von Anfang an erspäht und ausgetragen worden. Da er aber einzig und allein europäisch dachte und fühlte — zuerst hat er die englische Mission gegen Napoleon, dann Österreich damit identifiziert —, so bediente er sich genau der politischen Art und Weise, die diesem seinem Emporium am ersten und nächsten entsprach. So entstand mit der Burke-Übersetzung die erste Etappe im Kreuzzug seines genialen Prophetentums für die Grundidee seines staatsmännischen Lebens.

Die frühen Tage seiner Öffentlichkeit zeigen jedoch, wie vorsichtig und allmählich er seine Kraft erprobte. Er bildete für sich — denn seine kurze Dienstleistung bei der preußischen Seehandlung tat das nicht — eine so genaue Kenntnis der englischen Geldwirtschaft, vor allem des Kreditsystems, aus, daß sie ihm später ermöglichte, als Finanzpolitiker überspannten Staatsprojekten der Allianzenepoche einen Dämpfer aufzusetzen. An der Materie lernte er, sich nie zu übernehmen. So blieb er noch über ein Jahrzehnt im Dienst und ward nebenher der Freibeuter seiner Talente. Er setzte damit als Broschüren-

* * *

literat ein; aber die politische Traktätchenmanier nahm er nicht einmal in den Aufsätzen an, die ihrer Aufschrift nach daran streiften. Währenddem gab er auch zwei Zeitschriften heraus. Sie unterschieden sich von den sonstigen ästhetischen Produkten für den geneigten Leser schon durch ihren glanzlos sachlichen Titel und haben mit ihnen nur gemeinsam, daß sie viel Geist, aber wenig Leser und ein baldiges Ende hatten.

Der Verleger Vieweg gewann Ende 1794 Gentz für seine in Berlin erscheinende „Deutsche Monatsschrift"; im Januar 1795 übernahm Gentz ihre Herausgabe als „Neue Deutsche Monatsschrift" und führte sie auch gleich völlig neu dem Publikum vor. Er sicherte sich zwar noch eine Reihe guter Namen als Mitarbeiter, darunter Herder, Jean Paul und Böttiger — in der Hauptsache aber lebte die Zeitschrift von ihm. Und das war es auch, was er wollte: ein Blatt zu haben, in dem er seine Meinung sagen konnte. Was ihm vorschwebte, war die politische Führung der öffentlichen Meinung, Einfluß auf die Regierung, Beachtung im Ausland; alles unter seiner Flagge. Er war durchaus schon die Persönlichkeit, sich allein eine solche Aufgabe zuzumuten; zu anderen hatte er herzlich wenig Vertrauen. Ihn leitete ein noch nicht gepflegter Gedanke: „Es ist überhaupt ausgemacht, daß wir den Franzosen viel zu wenig Kraft und Kunst des Wortes entgegensetzen. Allerdings können respektable Regierungen sich nicht darauf einlassen, unaufhörlich mit Gaukelspielen zu kämpfen, deren ganze Weisheit in Deklamationen besteht. Aber wir reden gar zu wenig und geben die verführte Welt den schändlichsten Lügen und den rasendsten Ausschweifungen ihrer immer bereiten Schreiber preis." In Berlin war aber niemand da, der die rein politische schriftstellerische Arbeit, die hier geleistet wurde, ihrer Bedeutung nach so gewertet hätte, daß das Blatt seinen Rang bekam. Die „historisch-politische Übersicht der Hauptbegebenheiten des Jahres 1794", mit der er seinen ersten Jahrgang eröffnete, sollte gleich eine Probe geben, wie man elegant und sachlich zugleich schreiben könne, ohne auch bei ablehnendstem Standpunkt in den Rüpelton zu verfallen, in dem man sich damals bei literarischen Fehden — politische gab es kaum — zu gefallen pflegte. Schon kündigte sich der spätere Gentz an, wenn er schrieb, daß „Robespierre allein, nicht die, welche an der Tafel schwelgten, die seine kühne Verruchtheit bereitete, Holland erobert und den Rhein zur Grenze von Frankreich gemacht hat". Die Außenwirkung zu zeigen, war ihm wichtig; mit den Haarspaltereien der französischen Verfassungen hielt er sich auch in den folgenden Artikeln wenig auf. Worauf es ihm noch ankam, den Bau der britischen Staatsverfassung gegen die usurpierten Revolutionsbegriffe von Konstitution seinen Deutschen zu umreißen, die Wandlungen der europäischen Geschichte durch außereuropäische Einflüsse klarzulegen, das machte den Inhalt seiner Aufsätze aus. Schon hier sprach er den einen seiner Hauptgedanken aus, daß „die notwendige Berücksichtigung der aus der Überstürzung des Fortschritts ent-

springenden Gefahren" eine wichtige Aufgabe jeder Regierung sei. Er führte für seine Ansicht zweimal Amerika auf; die Umgestaltung des äußeren Europa durch die Entdeckung und die bis zum Unsinn erhitzte Übertragung der freistaatlichen Lehren auf das revolutionäre Frankreich. Den alten Europäer Gentz beschäftigte das lange; bei der Mächteverteilung am Balkan, 1830 griechische Frage geheißen, wies er mit seiner Greisenhand Metternich auf Amerikas Einspruch hin, die erste Störung von drüben im Gleichgewicht der Kräfte.

Aber noch war seine Behandlung der neuen Probleme zu allgemein; er griff mit keinem Wort in naheliegende ein, obwohl sich ihm doch die Gelegenheit geboten hätte, preußische Angelegenheiten, die gerade damals in der inneren und äußeren Politik die Gemüter seiner näheren Bekannten beschäftigten, zur Sprache zu bringen. Er war vielleicht der Meinung, daß zur Zeit, in den letzten Regierungsmonaten Friedrich Wilhelm des Zweiten und des Regimentes Wöllner, seine Stunde noch nicht gekommen sei. Dagegen nahm er sich literarisch lebhaft neuer Erscheinungen an, auch hier gar nicht im Musenalmanachstil sichtend und wertend. Wilhelm v. Humboldt hatte Schiller mitgeteilt, daß Gentz in Berlin der Einzige gewesen sei, der die Briefe über ästhetische Erziehung in sich aufnehmen konnte, und am 16. September 1795 schrieb Goethe an Schiller: „Außer dem pater peccavi der literarischen Sansculotten ist noch für die Horen ein günstiger Stern erschienen, indem Gentz vor den Briefen über ästhetische Erziehung große Reverenzen in seiner Monatsschrift macht". Nebenher liefen noch Übersetzungen französischer Werke; 1794 eine des mit ihm in brieflicher Verbindung stehenden Herausgebers des „Mercure de France", Mallet du Pan, dann 1795 Mouniers, des einstigen Mitglieds der französischen Nationalversammlung, Untersuchung über die Freiheit, 1796 bis 1797 des in London lebenden d'Ivernois Schrift über die französische Finanzadministration — alle drei nach Werk und Person von den englischen konstitutionellen Prinzipien eingenommen.

In einer zweiten Übersetzung Burkes, der „Rechtfertigung seines politischen Lebens", verteidigte Gentz in seiner Vorrede von 1796 nochmals das Recht des englischen Whig, als Anwalt des Tory-Ministeriums aufgetreten zu sein, da die Opposition ihre Traditionen aufgegeben habe. Wieder fand er sich für die Burkesche Wahrung der freiheitlichen Staatsinteressen gegenüber maßlosen Auffassungen vom Recht der Freiheit bereit. Es war schon vollkommen überlegte Methode in Gentz' schriftstellerischem Handeln: daß er sich in seinem Kampf gegen die revolutionären Gedanken auf die Schultern Burkes gestellt hatte, gab ihm einen Rückhalt an dem britischen Kabinett, dessen Haltung immer bestimmter und aggressiver geworden war. Auf diesem Umweg ging sein Weg zu Pitt. Aber noch fiel es Gentz nicht ein, die Konsequenzen der britischen Politik auch für sich zu ziehen. Er hat einige Jahre danach in

* * *

seinen beiden selbständigen Schriften gegen die Revolution auseinandergesetzt, warum er dem System der Koalitionen, das England in Szene setzte, nicht zu trauen vermochte, hat mit unerbittlicher Logik den Satz verfochten, daß auf dem Boden der bisherigen Bündnispolitik nichts gegen die einheitliche Macht Frankreichs erreicht würde, vor allem aber, daß die Unfähigkeit der europäischen Völker, die Umwälzung in ihren Folgen zu erfassen, das größte Hindernis sein werde. Die geistige Vorarbeit für die Verbreitung dieser dringlichen Bedingungen einer großen Politik in seinem Volk zu tun, das war es, was Gentz übernommen hat, auf gut Glück bereits auf den Seiten seiner Monatsschrift. Dabei war ihm klar geworden, daß die Unkenntnis über den britischen Staat um vieles sogar größer war, als die Verwirrung über die Ereignisse im europäischen Westen, und daß bei dieser Unwissenheit die Auflösungsfanatiker jenseits und diesseits des Rheines das gefährliche Argument in den Händen hatten, die bei den Verhältnissen Frankreichs auf dem Kontinent um so wuchtender hervortretende wirtschaftliche Überlegenheit Englands auch politisch als Suprematie erscheinen zu lassen. Wollte Gentz mit England als Nackendeckung sein eminent politisches Programm der Aufklärung Europas über den ihm drohenden, den augenblicklich schlimmsten, Feind durchführen — und nur, wenn er es mit der überlegenen Folgerichtigkeit einer diesen völlig erkennenden Partei hielt, konnte er es vollenden — so mußte er auch für diese Partei die möglichste Macht und das höchste Ansehen erstreben. Das war der Zweck, das war das Ziel seiner Stellung zu England. Mit dem Augenblick, da er sich für England entschlossen hatte — und von 1795 bis 1800 hat er immer noch nur als Held seiner Idee, nicht als Mitträger der ihr konform gehenden britischen Politik zu gelten — war der tragische Auftakt für sein gesamtes Dasein als Staatsmann gegeben. Dieselben Kräfte und Mächte, die er weckte und herbeirief, mußte er später von genau dem gleichen Punkt aus wieder abzulenken und zu zerstreuen suchen. Und daß er das vermochte, so viel an ihm lag, in den Jahren noch, da er, wie der junge Ranke 1828 von ihm sagte, „vom Klepperstalle aus noch die Politik von Österreich und Europa leitete", das war um kein Quentchen weniger Ruhm für seine Umsicht und Weite, als damals, wo er mit seinen zwei Armen allein Europa zu halten gedachte.

Ein Zwischenspiel bereitete auf ihn vor. Der junge Friedrich Wilhelm der Dritte hatte eben 1797 den Thron seines Großoheims Friedrich bestiegen, erfüllt von all den guten Vorsätzen, die auch hier in einem Thronerben, von der Zeitströmung unterstützt, mit Hinblick auf die „neue Epoche", die er bedeuten würde, kräftig genährt worden waren. Es bedurfte wohl keiner Vorbereitung, die auch nicht da war, aber eines sehr brauchbaren Instrumentes, um dem jungen König das Allheilmittel für den Staat einzugeben, das die neue Zeit auch in Berlin schon gebraut hatte. Und Gentz war es nun, der auf einmal seinen Namen im Lande Preußen auf gefällige Art bekannt machte. Seine

Begrüßung, „Seiner königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten bei der Thronbesteigung alleruntertänigst überreicht von Friedrich Gentz, den 16. November 1797", obwohl sie ihm in allerpersönlichste Erwartung paßte, ist doch das unpassendste Dokument für ihn geblieben. Es fällt aus dem Rahmen seiner frühen Publizistik heraus, weil es nicht durch eine Überzeugung, die er zehn Jahre früher allerdings gehabt hatte, gerechtfertigt werden kann. Das „Sendschreiben", unter welchem Titel es in Berlin unter der Hand und später öffentlich kursierte, blieb der Versuch Gentz', zum ersten Mal sich tastend an einer Person höchsten Ranges zu erproben, und die Mittel, deren er sich bediente, auf ihre Wirkung hin zu prüfen. Die äußere und innere Geschichte des Sendschreibens stand im Gegensatz zu dem, was es bedeuten sollte. Doch ist es schwer, sich seiner ehrerbietigen Eindringlichkeit, auch wenn sie echt sein könnte, zu versagen, auch dann noch, wenn es als Gentzsches Privatmanifest betrachtet werden muß. Es hat schon in Ton und Form jene schwingende Leichtigkeit der Konzeption, der die im Persönlichen oft, im Politischen ganz unverständige Rahel Varnhagen die vorzügliche Bosheit vom „galanten Notenverfertiger" Gentz weihen sollte. Es ist seine zu hoch hinauf, zu sichtlich gemachte Verbeugung vor den sogenannten Jugendidealen, die selten einem Manne so dick wie ihm angekreidet worden sind. Kein Wunder, wenn er gerade von diesem Erzeugnis nichts mehr wissen wollte und 1814 an Varnhagen schrieb: „Von dieser Schrift ist mir selbst nur ein dunkles Andenken geblieben; ich glaubte sie von andern ganz vergessen und war froh darüber. Ich dächte, wir ließen sie auf immer ruhen." Die Witterung seiner Feinde aber war schärfer, und wie schon Varnhagen, der auch Gentz gegenüber der „geistige Petroleur" war, als den ihn Fanny Mendelssohn angesehen hat, setzten sie es ihm 1821 gleichsam zum Jubiläum neu aufgelegt vor. Auf dem Umschlag seines Handexemplars vermerkte er, schwarzgallig, aber ungefärbt und geständnisfroh: „Diese Schrift läßt sich nicht als Jugendstreich verteidigen. Der Verfasser war über dreißig Jahre alt, als er sie schrieb. Entschuldigung, doch keine Rechtfertigung liegt allenfalls in dem Umstand, daß er von einem ehrlichen, beim Könige hoch angesehenen Phantasten, dem kurz nachher gestorbenen Kabinettsrat Mencken, dazu aufgefordert und verleitet ward. Aber Eigendünkel und Unwissenheit waren die rechten Eltern der Mißgeburt. Glücklich wohl der, dem in seinem politischen Leben keine größere Sünde vorgeworfen werden kann als diese. Nach meinem Gefühl ist diese aber schwer genug, und ich muß den Verdruß, dies Produkt eitler Redseligkeit und frevelnder Anmaßung jetzt von meinen Feinden gegen mich selbst in Reih und Glied gestellt zu sehen, als eine wohlverdiente Züchtigung betrachten." Schon nach der ersten Veröffentlichung hat es eine Stimme gegeben, deren frischer Spott Gentz' nachgelassene Selbstverdammung bestätigt hat. Goethe meinte zu Schiller am 2. Mai 1798 „ . . . nun in den Zeiten der Freiheit, da Herr Gentz mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte

* * *

Preßfreiheit abtrutzt . . ." Goethe hatte damals die tiefere Erfahrung. Für ihn war die Zeit schon verrauscht, da er als seines Herzogs Freund im Kabinett erschienen war. Es wäre gut, sich statt an Goethes „steifes Wesen" an sein reifes und kluges Wort über den Umgang mit Fürsten zu erinnern. Aber auch er hat es erst in seiner Spätzeit sprechen können. — Gentz nannte den Kabinettsrat Mencken als den Inspirator seines Sendschreibens einen „Phantasten". Das war er nun nicht, sondern eine aufrechte und von heißer Sorge getriebene Beamtenpersönlichkeit, die im Kabinett des verstorbenen Königs so ziemlich alles gesehen hatte, was sich an Herrschsucht über den Monarchen weg dort eingefunden. Leider läßt sich trotz Menckens wahrhaft bürgerlicher Geradheit denn doch nicht die hübsche Legende erfinden, daß er, dessen Tochter die Mutter Bismarcks wurde, als der bekannte Günstling des jungen Königs sich diesem mit Posagebärden genaht habe. Er zog Gentz allerdings heran, um Gedanken, die er viel zu weitschweifig dachte, kurz formulieren zu lassen; aber weil er so viel anregenden Anteil an dem Sendschreiben hat, so kommt auch auf ihn jene Mäßigung in den Zeilen, die den Ideen der Aufklärung Raum geben, zum Beispiel, daß „eine Regierung ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, aber ohne Vertrauen nicht leben kann". Das Lob der preußischen Verwaltung im Sendschreiben leitet über zu der Schilderung eines Regierungssystems, das dem Wohlstand des Volkes weder durch Einmischung in die Privatfreiheit von Handel, Industrie und Landwirtschaft, noch durch willkürlichen Steuerdruck beschwerlich wird. Der Passus über die Armee, die dem Anspruch für Frieden wie für Krieg in ihrer jetzigen Zusammensetzung genüge, verbunden mit dem Satz, daß nur der Verteidigungskrieg notwendig sei, denn „es gibt keinen positiven Vorteil, der nicht durch einen Krieg viel zu teuer erkauft würde", hat gewiß nicht dazu beigetragen, daß die friderizianische Armee nach zehn Jahren Napoleon nicht standhalten konnte, wohl aber den König in seiner Meinung, ein hinausgeschobener Krieg sei höchste Politik, schon gleich befestigt. Der echte Gentz erscheint erst in den Richtlinien für Preußens äußere Politik. Wenn er warnt, daß „selbst der mächtigste Staat, ganz isoliert von dem großen Staatenbunde, nicht leben und sicher sein kann", daß „seine Lage ihm die Bündnisse vorzeichne" und nur eines ihm dann dabei nützlich sei, „ein heller, fester und konsequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade" — so schreibt sich Gentz schon damit die Idee vor, in der er für Preußen handeln wollte und auch — vergeblich — gehandelt hat. Ganz er selbst ist er in seinem Motto: „Nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schwächlicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems." Die Folgen einer solchen Staatspraxis konnte Gentz im Hauptquartier von 1806 noch beobachten.

Grob mißverstanden wurde besonders das Wenige, was er von der

„Freiheit der Presse" sagte. Die Tirade, „von allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen", hat Schiller dichterischer gebracht. Mit Recht führte Gentz später an, daß er dem König nur geraten habe, Preßfreiheit zu geben, weil „die Majestät zu groß sei, um mit kleinen Gegnern einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf zu kämpfen", denn wo das System einer allgemeinen Toleranz einem Staat verderblich wurde, „da war die Zerstörung schon vorangegangen und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor." Was Goethe gleich wunderte und Gentz noch alterierte, war nicht die Tendenz, aber die Möglichkeit und der Erfolg der Arbeit.

Dies erklärt jedoch die Art ihrer Verbreitung. Nach Gentz' Tod erschienen über ihn mehrere Pamphlete, die besonders wissen wollten, er sei von einer Clique mit der Verfassung des Sendschreibens betraut gewesen. Aber der König habe noch rechtzeitig den Verfasser der anonymen Schrift, die er in der dritten Nacht nach seinem Regierungsantritt auf seinem Bettisch gefunden habe, entdeckt und sich mit Abscheu von dem Heuchler gewendet. Man sieht: die Schnüffelei der Volksfreunde unterschied sich in nichts von der Demagogenriecherei. Beide haben Blindheit und Vorurteil zu Gevattern. Gentz wurde erst durch das Sendschreiben allgemein bekannt und hätte sich erst dadurch einer Partei verschreiben können. Die Tatsache, daß der König sich anfangs sehr günstig über die Schrift ausgesprochen, sich aber niemals gegen Gentz geäußert hat, einfach, weil er sich gar nicht um ihn kümmerte, beweist nur, daß man damals am königlichen Hofe die Sache weder für wichtig noch für aufregend hielt. Gentz erzählte in einem Brief vom 30. Dezember 1797 an den Weimarer Gymnasialdirektor und Konsistorialrat Böttiger — einen Korrespondenten, der aus mancherlei Gründen sich dafür interessierte — daß die Königin es war, die nach acht Tagen ihren Gemahl auf die „unter einer Last von Papieren vergrabene Schrift" aufmerksam machte. Wer es aber war, der die Königin darauf hingewiesen, läßt Gentz offen; nur gestand er, wie ungewiß er über die nächste Umgebung des Königs gewesen sei, bis Mencken am dritten Tage dann wirklich als der Auserwählte, das ist als erster Kabinettsrat, erschien. Das Sendschreiben war keine Hofintrigue — es war eine halbe Vorschubleistung von Mencken, der sie für sich ja nicht nötig hatte, und eine ganze Privatangelegenheit von Gentz. Jedenfalls gehört es als erstes Werk zu jenen Schriften, die so verblüffend offiziell erscheinen, daß man sie kaum als Werk eines Einzelnen und Unbeteiligten oder auch nur Unverantwortlichen gelten läßt — es ist dies das Geheimnis des Gentzischen Stils, die Wirkung seiner unnachahmlichen, fast herausfordernden Bestimmtheit.

Die Erwartungen, die Gentz an diesen Schritt geknüpft haben mag — er hat sich nie dazu geäußert — erfüllten sich nicht. Erstrebte er ein höheres Amt, so wäre ihm wohl selbst Menckens Stelle nicht zu hoch gewesen; sein Ehrgeiz steckte sich aber ein Ziel ab, das er in Preußen nicht mehr erreichte.

* * *

Er hat für sich gesprochen, wenn er die Presse meinte; denn was er sich zu vertreten anschickte, konnte Hof und Publikum beinahe so verwogen erscheinen wie eine Parteinahme für jakobinische Prinzipien. In Berlin und Potsdam, von dem Mencken gesagt hatte, man habe die Kampagne gegen Frankreich nur aus Ekel vor drückender Langeweile begonnen, die das einheimische Regieren erzeuge, — fühlten nur sehr wenige, wußte vielleicht nur Gentz, daß es einen Kampf gelten werde, der über das Maß des siebenjährigen Krieges noch hinausgehen würde. Der Einfluß der Publizistik, seiner Publizistik, war ihm bedeutungsvoller als die Gebundenheit eines, wenn auch noch so belangreichen, Amtes. Dies auf gewöhnlichem Dienstweg zu erlangen, hatte er weder Lust noch Geduld. Schon 1791 im Februar klagte er Garve über „den ewigen intellektuellen Selbstmord", in dem er um der Eltern willen vegetieren wollte, wenn er nur wenigstens „Fortüne" hätte. Aber „drei Jahre Kammerreferendarius und dreieinhalb Jahre als expedierender Sekretär, noch keinen Pfennig fixes Gehalt, unter dem filzigsten und schmutzigsten aller, die je Minister hießen" — daß er das nicht noch ein Dutzend Jahre aushalte, um dann ein Gehalt von 600 Reichstalern zu bekommen, das sähe auch sein Vater jetzt ein. Er plante, nach Breslau hin sich um eine Ratsstelle zu bewerben — dennoch blieb es beim alten. In einer rührend jungen Anwandlung setzte er seinen weiteren Aussprachen hinzu: „Das bloße Einatmen der Frühlingsluft ist für mich ein hoher Lebensgenuß, und der kleinste Wohlgeruch, der mich freundlich erinnert, daß ich bin und daß ich empfinde, versöhnt mich auf viele Stunden mit den hervorstechendsten Unannehmlichkeiten meiner Lage."

Diese veränderte sich nur insoweit, als er im Generaldirektorium den Titel eines Kriegsrats erhielt; im September 1794 endlich wurde er unter Graf Hoym, der das südpreußische Departement inne hatte, beschäftigt, ohne bestimmtes Ressort. Indessen begann die geheime Kommission, die mit der Ordnung der Verwaltung betraut wurde, zu tagen, und Gentz ward ihr Protokollführer. Ab 1797 vertrat er den Chef in dessen Eigenschaft als Provinzialminister in der neuen Kommission, deren Mitglied nun auch Graf Schulenburg, der Minister des Generaldirektoriums, wurde. Der General Rüchel hatte — für die Zivilkommission! — eine Instruktion verabfolgt, an deren populär-liberale Grundsätze sich zu halten Schulenburg aber noch weniger als Hoym geneigt war, denn seinem starken ministeriellen Bewußtsein war das Kabinett ein Dorn im Auge. Gentz erhielt von Hoym die Weisung, für die Gegenstände und den Arbeitsplan der Kommission Vorschläge auszuarbeiten, die den Reformversuchen, für die sie nun einmal eingesetzt war, doch nicht so verschwommen oder so weit entsprachen wie Rüchels Anweisungen. Die Kommission schleppte sich bis in den März 1800 fort; am 30. Dezember 1799 fertigte Gentz den Schlußbericht. Er nennt ihn, wie es nicht anders möglich war, „ein Muster von nichtssagenden Worten". In diesem seinem

ersten wichtigeren Amt machte er auch zwei Erfahrungen, deren eine für seine Ideen, deren andere für seine Person bedeutungsvoll werden mußte. Ihm klärte sich auf, daß es mit der Ordnung im Preußenstaat keineswegs so besserungsbedürftig stehe, als die nächste Umgebung des Königs wahr haben wollte. Ihm drohten aber Gefahren für den Staat von Seiten, an die zu rühren im Neutralitäts- und Friedensprogramm des Königs nicht gedacht werden durfte, und je kritischer Gentz die Ereignisse draußen zu betrachten gelernt hatte, um so unheimlicher erschienen sie ihm für sein Vaterland. Ihm festigte sich das Motiv, das ihn später bei der Behandlung jeder politischen Frage leitete, in der neuen Erkenntnis, daß die Garantie für die Sicherheit eines Staates in unruhigen Zeiten nur von der äußeren Politik übernommen und gegeben werden muß. Er sah deutlich, daß die Führung der inneren Politik das Mittel, aber nicht den Zweck bedeutete, die Sicherung des Staates nicht verbürgte.

Seine direkte Erfahrung war auch nicht erfreulicher. Seit Herbst 1798 stand Mencken den Geschäften schon fern; seine Krankheit bedingte einen Urlaub, der erst im August 1801 mit seinem Tode enden sollte. Menckens früher Tod aber ersparte es Gentz, sich allmählich auch zu ihm in Widerspruch zu setzen.

Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten war das Kabinett entweder Herrscher über die Minister oder diese seine Partner gewesen. Nun standen dem Kabinett die Minister mehr oder weniger schroff gegenüber, und Gentz sah mit wachsendem Bewußtsein nicht nur, daß er sich entscheiden müsse, sondern daß nach seiner Ansicht von den Dingen das Ministerium ihnen ohne Umnebelung, wenn auch ohne Umbildung, zusah. Daß aber etwas geschehen müsse, war ihm in den beiden Jahren dieses Regimes zur drängenden Gewißheit geworden. Die auswärtige Stellung Preußens und die Lage Europas beschäftigten ihn aufs stärkste; gleichzeitig die Frage, wer die Leitung der preußischen Politik, das Kabinett oder das Ministerium, denn nun vor den Augen des Königs besser in der Hand habe. Die Befähigung des Königs für die große Politik hat er vom ersten Tage des Regierungsantritts an sehr niedrig eingeschätzt; als er Böttiger am 30. Dezember 1797 von seinem Sendschreiben sprach und den Eifer des Königs für die inneren Angelegenheiten hervorhob, fügte er hinzu: „von den auswärtigen schweige ich lieber". Drei Jahre später war sein Urteil über das Kabinett so ingrimmig, wie es nur das eines Mannes sein konnte, der in dieser Zeit für dieses politische Treiben keine Schonung mehr kannte: „Das ganze vermeintliche Regierungssystem dieser unseligen Kabinettsräte besteht in der Kunst, aus einigen, tief in der Seele des Monarchen liegenden, vielleicht an und für sich weder falschen noch unbrauchbaren Grundsätzen alles das Übel zu ziehen, womit sie früher oder später ihn selbst und den Staat zugrunde richten werden. Dies ist ihre innere, dies ist ihre auswärtige Politik."

* * *

Der Verteidiger Europas in Gentz, der Preuße, als den er sich damals noch mit fast verzweifelter Inbrunst fühlte, wehrte sich gegen den unerschütterlichen Grundsatz des Königs, nur im äußersten Notfall sich der Macht seiner Armee bedienen zu wollen und deshalb sich von allen Affären fernzuhalten, die zu einem solchen Appell führen würden. „Auch aus dieser Maxime haben sie Gift gesogen. Unter dem Vorwande, die Neutralität zu behaupten, haben sie den Monarchen und die preußische Monarchie zu einer Nullität herabgewürdigt, die uns notwendig der Verachtung von ganz Europa preisgeben muß." Im Sommer 1799 fand eine Krisis statt; die drei Minister des Auswärtigen — geführt von Graf Schulenburg, der den greisen Grafen Finckenstein mitriß und den Grafen Haugwitz überzeugte, der bereits von dem Grafen Panin, dem starrsten Vertreter der antirevolutionären russischen Politik in Berlin, beeinflußt wurde — waren nahe daran, den König für eine geschlossen parteinehmende Politik umzustimmen; aber wie Gentz als Ankläger auch hier notieren mußte, „stieß das Kabinett, stießen Köckeritz und Beyme und Lombard alles ohne Gnade wieder um. Und Graf Haugwitz — überlebte diese grausame Niederlage." Eine ähnliche Blamage wie jene vor dem russischen Gesandten mußte das preußische Ministerium — Haugwitz diesmal an der Spitze — als die zweite Koalition sich bildete, von Lord Carysfort, britischem Gesandten in Berlin, hinnehmen. Haugwitz hatte durch Dritte bei Carysfort angefragt, wo denn die britische Antwort auf die vermittelnden preußischen Vorschläge bleibe. Erstaunt und kühl fragte seinerseits der Engländer, man werde doch nicht glauben, daß in London solch inhaltlose Sätze beachtet würden. Wütend schrieb Gentz dem beurlaubten Lucchesini am 14. August 1800: „Kein Zweifel, daß wir friedlich alle Demütigungen hinunterschlucken werden; ich habe sogar gute Gründe zu glauben, daß der König sich im Grunde seiner Seele darüber freut." Für ihn lag „in der Idee, daß dieser Staat so ganz vergessen könnte, was er sich selbst und dem übrigen Europa schuldig war, etwas so Unnatürliches, etwas so Empörendes", daß er mit gewöhnlichen und ungewöhnlichen Mitteln, auch seine neugeschaffenen Verbindungen nach Rußland und England hin strapazierend, zu arbeiten begann, um, wenn es nicht gelang, eine Änderung herbeizuführen, doch wenigstens einen positiven Widerstand entgegenzusetzen.

Der Beginn des Jahres 1799 bezeichnet den Anfang von Gentz' großer Publizistik. Bewußt und unterrichtet, trat er mit seinen Ideen zum ersten Male in den Dienst einer bestimmten Partei. Er brauchte dabei von vornherein seine Unabhängigkeit nicht aufzugeben. Seine Tätigkeit stand so im hohen Bereich seiner Überzeugung, daß ihr auch in keinem Satz je ein trüber Hauch anhaftete. Seine „Neue deutsche Monatsschrift" war im dritten Jahre eingegangen; ihre ästhetisch-literarisch gerichteten Leser befreundeten sich nicht so rasch mit dem Mehr an Politik, das ihnen plötzlich und mit solch entschiedenem Abbruch früherer und allgemein gewohnter Beziehungen vorgesetzt

worden war. Gentz war aber nun, trotz des äußerlichen Mißerfolges, doch darauf versessen, das Unternehmen in vornehmstem Stil und noch ausgeprägter zu erneuern; eine gute Wahrnehmung, daß eben jetzt, da über Europa die Schwingungen neuer Entladung zitterten, die Stunde günstig war, machte er sich mit kräftigem Optimismus zu eigen. An Böttiger ließ er sich zwar am 3. März aus: „Was sagen Sie denn, daß ich selbst wieder die Journalisten-Laufbahn betreten habe? Mich in diesen trüben und gefährlichen Zeiten wieder in das Gefecht mische? Ganz allein in jedem Monat ein dickes Heft auszuarbeiten über mich nehmen konnte? Sagen Sie daß ich ein Narr bin; so haben Sie es kurz und bestimmt getroffen."

Mitte Dezember 1798 wurde von ihm das „Historisch-Politische Journal" angekündigt. Plan und Abfassung dieser ersten, in Deutschland den altbewährten englischen Monatsschriften nachgebildeten Zeitschrift war Gentz' geistiges Eigentum. Die Verwirklichung seiner Absicht aber kam über Anregung des Grafen Schulenburg, der auch wahrscheinlich Gentz die weitgehende, beinahe einem Urlaub gleichkommende Entlastung von den Amtsgeschäften gewährt hat. Das Journal wurde in den beiden Jahren seines Erscheinens von der Regierung jedesmal mit 2000 Talern im geheimen unterstützt. In ihm sollte auch der Kampf der Regierung gegen das Kabinett, das jeden ministeriellen Einfluß auf den König auszuschalten wußte, ausgefochten werden. Da ja gerade die zweite Koalition gegen Frankreich im vollen Werden war, verquickte sich die kleine preußische Privatabrechnung mit dem Streben, den Staat aus Ängstlichkeit und Gleichgültigkeit aufzureißen und zu wappnen. Dies vollkommen aktive und antifranzösische Programm des Tages aber erhob Gentz in jedem Artikel zu seinem großen europäischen Gedanken: dem Kampf aller konsolidierten Mächte gegen die von Westen andringende usurpierte Gewalt. Er durfte sich mit Recht sagen, daß hinter ihm die ganze Koalition stand, daß die außerordentlichen Abgesandten Englands, Rußlands und Österreichs und das preußische auswärtige Departement ihm zum mindesten mit Spannung und Ermunterung auf seinem öffentlichen Wege folgten. Seine Hauptsorge mußte daher nur Gewinnung des Publikums und rascheste Verbreitung der Zeitschrift sein. Diesmal verschmähte er in absichtlichem Hochmut jeden Mitarbeiter. Dagegen erbat er sich in seiner Anzeige die Mitwirkung der Leser durch sogenannte „Korrespondenznachrichten", in der gescheiten und gewandten Annahme, daß Miszellen die Pikanterie und Aktualität der Tatsachen oft viel greller sprechen lassen können, als es dem Geist einer Abhandlung darüber erlaubt ist. Trotz möglichst rascher Unterrichtung über die Zeitereignisse sollte aber sein Journal Übersicht statt Berichterstattung bieten, also wirklich Zeitschrift, nicht Zeitung sein. Daher wollte er nur die „Quintessenz der öffentlichen Dokumente" geben — an sich schon eine journalistische Kühnheit, die immer nur einer auserwählten Feder gestattet sein darf, nachmals aber bei Übernahme dieser Praxis durch die Zeitungen

* * *

zu dem üblen Abwasser des womöglich täglichen Leitartikels entartete. Ausgeschlossen wird bei ihm die Unparteilichkeit sein, „jenes unwürdige schnöde Kapitulieren ... oft nur charakterloses, oft geflissentlich verworrenes Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Systemen ... Alle anderen Manieren und Künste dieser Art würde man hier vergebens suchen. Der Herausgeber wird sich allenthalben mit Deutlichkeit, mit Bestimmtheit und mit Festigkeit erklären, es sei denn da, wo Unschlüssigkeit noch erlaubt oder der Zweifel Pflicht ist." Für den historischen Teil seines Journals erklärte er es aber als erste Pflicht des Autors, „daß er jede leidenschaftliche Aufwallung meide und durch den Eindruck der Gegenwart sich nie hinreißen lasse, der Würde der Geschichte etwas zu vergeben."

Gentz mutete der Öffentlichkeit etwas viel auf einmal zu. Aber er konnte es wagen. Und er mußte es sogar. In Frankreich, für das sein Ton ebenso stark sein sollte wie für Deutschland — und um beide Länder handelte es sich, mit Einschluß Österreichs, für das er auch gleich das Imprimatur durchsetzte —, in dem noch vor Ablauf des Jahres 1799 das Konsulat mit Bonaparte an der Spitze, das Direktorium verdrängte, wurde Gentz auch verstanden. Man sah in Paris sehr bald ein, daß in diesem Journal eines preußischen Kriegsrats ein Meisterstreich von Meisterhand geführt wurde — der zweite deutsche Publizist, der Napoleon später noch entgegentreten sollte, Joseph Goerres, erreichte nicht den scharfen Reiz der politischen Reflexion und die Umstellung von Ereignissen in führende Gedanken, wie sie Gentz geübt hat. Sein Freund Wessenberg, einer jener wortreifen Diplomaten, an denen in Österreich damals noch Mangel war, die aber ihre Nachfolger trefflich erzogen haben, bekundete 1842 in seinem nicht immer liebevollen, aber sorgfältig ausgefeilten kleinen Essay: „Monsieur de Gentz a parlé un langage nouveau en Allemagne. L'éclat et l'énergie de son style ont fait époque dans la littérature de ce pays même lorque ses plus grandes notabilités brillaient de toute leur gloire. Il y avait dans ses expressions, dans l'arrangement de ses phrases, dans le choix de ses images une pompe, une solennité, enfin une chaleur à laquelle on n'était point habitué dans la patrie des Mascovius et des Pütter. On peut dire qu'il a créé pour les publicistes une prose nouvelle. Nourri d'études profondes en fait d'histoire de droit public et d'économie politique possédant avec cela un rare talent d'analyse et ce coup d'oeil, qui embrasse et resume à la fois tous les points importants d'une question, il sut imprimer à ses écrits un caractère de grandeur, qui parfois rappelle les ouvrages classiques de l'antiquité."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei römische Briefe des Malers Franz Riepenhausen aus dem Jahre 1805.

Mitgeteilt von

Otto Fiebiger.

Die nachstehend veröffentlichten Briefe, welche im Jahre 1915 durch Kauf in den Besitz der Königlichen Landesbibliothek zu Dresden übergingen und hier unter der Signatur Mscr. Dresd. App. 69, Nr. 177/178 zu finden sind, sollen das Andenken an eine strebsame deutsche Künstlerfamilie, die Riepenhausen, erneuern, die heutigen Tages fast vergessen ist, seinerzeit aber viel von sich reden machte. Oberhaupt dieser Familie war der 1765 zu Göttingen geborene und bis an sein Lebensende (gestorben 1839) in seiner Vaterstadt tätige, hochangesehene Zeichner und Universitätskupferstecher Ernst Ludwig Riepenhausen[1]). Von seinem Fleiß und seiner Begabung zeugen zahlreiche für den Göttinger Almanach und andere Taschenbücher nach dem Vorbilde oder in der Art Chodowieckis gestochene Kupfer. Bemerkenswerte Leistungen seiner Kunst sind ferner das wohlgetroffene Bildnis des Dichters Gottfried August Bürger im ersten Bande der Ausgabe der Gedichte von 1789, desgleichen die Stiche und Vignetten in der nach Bürgers Tode von Karl Reinhard herausgegebenen Prachtausgabe der Gedichte von 1796[2]). Vor allem aber wird es immer das Verdienst des alten Riepenhausen bleiben, das kunstliebende deutsche Publikum mit dem großen englischen Künstler William Hogarth bekannt gemacht zu haben. Bildeten doch die geistreichen Riepenhausenschen Nachbildungen der Hogarthschen Originalstiche seit dem

[1]) Vgl. über denselben Nagler, Künstlerlexikon XIII 169 f.; Müller-Singer, Künstlerlexikon IV 67; Wessely, Allgemeine deutsche Biographie XXVIII 566 f. Über seine Söhne siehe außerdem A. Kestner, Römische Studien, Berlin 1850, 110 ff.; Ernst Förster, Geschichte der neuen deutschen Kunst, Leipzig 1863, I 232 f.; Andreas Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des neunzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1869, III 86 ff.; Franz von Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst, Leipzig 1884, I² 325; Friedrich von Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts, Dresden 1898, II 434 f.

[2]) Vgl. Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger, Leipzig 1900, 258. 366 und Tafel XXI.

Jahre 1789 eine wertvolle Zierde des Göttinger Almanachs und erschienen außerdem seit 1794 als künstlerische Beigabe zu Georg Christoph Lichtenbergs berühmter Erklärung der Hogarthschen Sittenbilder. Sehr dankenswert war es auch, daß der Göttinger Stecher in den Jahren 1803 und 1804 John Flaxmans Umrisse zu Homers Ilias und Odyssee herausgab. Welcher Beliebtheit sich diese Stiche erfreuten, beweist die Tatsache, daß dieselben noch in den Jahren 1851 und 1865 neu aufgelegt wurden. Als eifriger Sammler brachte Riepenhausen überdies eine für die damalige Zeit recht ansehnliche Kupferstichsammlung zusammen, die junge Talente, wie Karl Friedrich von Rumohr[1]), fleißig benutzten. Anregung und Belehrung bot dieselbe in erster Linie auch den jungen Riepenhausen, Friedrich und Christian (geboren 1786 und 1788), die ihr Vater frühzeitig in den Anfangsgründen des Zeichnens und Kupferstechens unterwies. Als Wilhelm Tischbein nach seiner Rückkehr aus Italien in den Jahren 1800 und 1801 vorübergehend in Göttingen weilte, wurde er der Lehrer des jugendlichen Brüderpaares, das er durch sein damals in der Vollendung begriffenes großes Homerwerk nachhaltig für die Schönheit der Antike zu begeistern verstand. Unter Tischbeins Einfluß entstand denn auch die erste vielversprechende Arbeit der beiden, der Versuch, Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi nach der Beschreibung des Pausanias wiederherzustellen, ein Unternehmen, dem Goethe die lebhafteste Teilnahme schenkte, und das ihn noch nach vielen Jahren wieder beschäftigte[2]). Der erste Teil dieses klassizistischen Erstlingswerkes, das ursprünglich aus zwölf, 1803 in Weimar ausgestellten Bleistiftskizzen bestand, erschien, mit Berücksichtigung der von Goethe gemachten Verbesserungsvorschläge, im März 1805 im Druck und erregte damals berechtigtes Aufsehen. Doch auch die präraffaelitische Kunst muß den Riepenhausen durch Zeichnungen, die sie nach Giotto, Simon Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino und anderen anfertigten, frühzeitig wert und vertraut geworden sein. Mit diesen anspruchslosen Studienblättern der jungen Leute hatte es eine eigene Bewandtnis. Sie wurden nämlich mit ihrer Erlaubnis später von dem ihnen befreundeten nachmaligen hannoverschen Legationsrat August Kestner kopiert, und diese Kopien eröffneten, wie Kestner in seinen römischen Studien (S. 111) berichtet, dem sechzehnjährigen Friedrich Overbeck, als er sie im Sommer 1805 in Lübeck zu Gesicht bekam, „eine neue Welt, die er mit freudigster Überraschung sogleich und auf immer für die seinige erkannte“[3]). Von neuem erwachte die

[1]) Vgl. Heinrich Wilhelm Schulz, Karl Friedrich von Rumohr, Leipzig 1844, 6.

[2]) Vgl. Ludwig von Urlichs, Goethe-Jahrbuch III 1882, 21 f., Goethes Aufsätze über bildende Kunst, herausgegeben von Alfred Gotthold Meyer und Georg Witkowski in Kürschners deutscher Nationallitteratur CXI 187 ff., sowie Woldemar Freiherr von Biedermann, Goethes Gespräche III² 459.

[3]) Siehe auch Beiträge zu August Kestners Lebensgeschichte von Anna Wendland in Hannoversche Geschichtsblätter XVII 1914, 386 und Margaret Howitt, Friedrich Overbeck, Freiburg i. Br. 1886, I 27.

in Zukunft immer stärker hervortretende ausgesprochene Vorliebe der Riepenhausen für die Kunst des Trecento und Quattrocento[1]), als sie ihre 1804 an der Kasseler Akademie betriebenen Malstudien zu Beginn des folgenden Jahres in Dresden fortsetzten. Bewundernd kopierten sie hier die von ihrem dortigen Lehrer, dem mit dem romantischen Dichter Ludwig Tieck befreundeten Historienmaler Christian Ferdinand Hartmann[2]), während eines langjährigen Aufenthalts in Italien (1794—1799 und 1803) nach präraffaelitischen Meisterwerken entworfenen Zeichnungen. Im übrigen waren die Riepenhausen damals bereits stark von romantischen Ideen erfüllt, die in der Folgezeit, als sie mit Ludwig Tieck in persönlichen Verkehr traten, weiter genährt werden sollten. Romantische Schwärmerei veranlaßte sie auch dazu, dem Beispiele ihres Göttinger Studienfreundes von Rumohr (geboren 1785) folgend, in Dresden zum Katholizismus überzutreten. Seitdem führten sie die bei ihrem Übertritt angenommenen Taufnamen Franz und Johannes, unter denen sie als Künstler bekannt sind. Ungeahnte Aussichten eröffneten sich den aufs bescheidenste gewöhnten jungen Malern, als der zwanzigjährige Rumohr, dem nach seines Vaters Tode ein ansehnliches Vermögen zugefallen war, sie aufforderte, ihn nach Italien zu begleiten. Sein Vorschlag erschien den beiden unzertrennlichen Brüdern, die damals neunzehn und siebzehn Jahre zählten um so verlockender, als zur Reisegesellschaft noch zwei gereifte Persönlichkeiten von anerkannter Bedeutung, Ludwig Tieck, der Dichter (geboren 1773), und sein Bruder Friedrich, der Bildhauer (geb. 1776), gehörten. Ersterer erhoffte von einem Gebrauche der heilkräftigen Bäder von Pisa und einem längeren Aufenthalte in Rom Gesundung von seinem alten, seit 1800 ihn quälenden gichtischen Leiden[3]); letzterer, 1801 von Goethe nach Weimar berufen, gedachte in Rom seine künstlerische Ausbildung zu vollenden[4]). Im Frühsommer 1805 wurde die Reise von München aus angetreten. Bezeichnend für den Ruf, der den Riepenhausen nach Rom vorausging, sind die sarkastischen Bemerkungen des Weimarer Kunstschriftstellers Karl Ludwig Fernow in einem an den in Rom lebenden Maler Reinhart gerichteten Briefe vom 22. Mai 1805[5]). Sie lauten: „Nächstens werden auch die Gebrüder Riepenhausen aus Göttingen in Rom erscheinen, wenn sie nicht schon dort sind. Diese gehören zu der Art von Hernhutersecte, die sich seit einiger Zeit in Deutschland unter den Künstlern und Liebhabern und Aesthetikern gebildet hat, von der Tieck und die Schlegels als die Stifter und Großmeister zu betrachten sind; die

[1]) Eine Frucht eingehender Studien der frühitalienischen Malerei waren die 1810/11 bei Cotta erschienenen, sehr beifällig aufgenommenen ersten beiden (einzigen) Hefte ihrer Geschichte der Mahlerei in Italien, die Cimabue, Tafi, Buffalmacco, Guida da Siena und Giotto behandeln.

[2]) Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, Leipzig 1855, I 294.

[3]) Ebenda I 266 f., 313 ff.

[4]) Vgl. Edmund Hildebrandt, Friedrich Tieck, Leipzig 1906, 57 ff.

[5]) Vgl. Otto Baisch, Johann Christian Reinhart und seine Kreise, Leipzig 1882, 183.

da wollen, die Künstler sollen nichts als Madonnenbilder, Cruzifixe, Martyrergeschichten und Legendenwunder malen; damit allein könne der gesunkenen Kunst wieder geholfen werden; hingegen sei es eine häßliche Verirrung, wenn sie ihre Gegenstände aus dem Heidenthume wählen, und was dergleichen unsinniges Zeug mehr ist. In Rom werden sie hoffentlich mit ihrem neuen Evangelium keine Proselyten machen, sondern verdientermaßen damit ausgelacht werden, damit sie, wenn auch nicht gescheut, doch wenigstens scheu werden, dergleichen albernes pietistisches Zeug zu Markte zu bringen. Eigentlich scheint diese ganze fromme Spekulazion blos dahin gerichtet zu sein, den nervenschwachen, schmachtenden Weibern die Köpfe zu verrücken, womit es ihnen denn auch mitunter gelungen sein soll. Doch giebt es auch guthmüthige Seelen, die die Sache ganz in vollem Ernste nehmen; von dieser Art scheinen auch die Riepenhausen zu sein." In der Tat waren die Riepenhausen die ersten, welche die religiös-romantische Kunstrichtung nach Italien verpflanzten und damit zu Vorläufern des wenige Jahre später in Overbeck, Pforr, Hattinger und Vogel verkörperten Nazarenertums wurden [1]).

Doch hören wir nach diesen einführenden Vorbemerkungen, was der ältere, damals neunzehnjährige Riepenhausen über die gemeinsame Reise nach Rom und die ersten Monate des dortigen Aufenthaltes an seinen Vater nach Göttingen berichtet. Die unter dem frischen Eindruck des Erlebten und Geschauten niedergeschriebenen Briefe des jungen Künstlers enthalten viele interessante Einzelheiten und bilden daher eine willkommene Ergänzung zu Rumohrs gedrucktem Reisebericht in seinem 1832 erschienenen Buche „Drey Reisen nach Italien" (85 ff.), wie zu Rudolf Köpkes knapp gehaltener Darstellung im Leben Ludwig Tiecks (I 317 ff.), unseren hauptsächlichsten Nachrichtenquellen über die denkwürdige Romfahrt eines Dichters, eines Bildhauers, eines angehenden Kunsthistorikers und zweier Maler im Sommer des Jahres 1805. Sie lauten:

Rom d. 10. August 1805.

Geliebter Vater

Ich weiß es wie neugierieg ihr alle auf einen unserer Briefe aus Italien sein werdet, wahrhaftig ich möchte und habe Dir so vieles zu schreiben; und doch bin ich ordentlich bange für einen Brief. Wen(n) man von so vielen(m) Schönen umringt ist; so ist es schwer noch was schöneres da hinzu zu thun; ihr werdet viel von unseren Briefen aus Rom erwarten; das ist eben meine Furcht da ich doch eure Erwartung nicht befriedigen werde und ihr doch in keinem irren Wahn seyd. — Ob unsere Reise gleich von vielen Mishelligkeiten begleitet war so war sie doch herrlich, welchen Eindruck die ungeheuren

[1]) Vgl. Otto Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik, Weimar 1896, 179; Cornelius Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, Berlin 1907, [3] 198 ff.

Schneegebürge 20 Stunden von München machen, glaubt ihr nicht; man kann wohl sagen, daß sich Teutschlands Clima als in ganzer Masse wie in Caricatur zeigt um den Abstand eures herrlichen Landes vol(l)kommen zu zeigen: den(n) mit Schnee endigt Teutschland. So wie man dahin(ge)gen Italien betritt ist man gleich von einem ewig fortlaufenden Garten umgeben der einen durch die ganze Lombardey bis an die Appenninen führt. Welche Freude gewährt nicht Tyrol. Gott so was läßt sich nur sehn und nicht beschreiben, überall die schöne Bauart der Dörfer die herrliche Art Menschen die einem in allem so zuvor kommen; die romantischen Thäler das Grandiose der ungeheuren Wasserfälle, die Schlüfte durch welche man fährt alles! alles! ist so außerordentlich: daß es kranke (sic!) gesund machen muß: die dieses zum ersten mahl sehn; in Inspruck die Hauptstadt dieses Paradieses waren wir 3 Tage. Wir sahen hier zum ersten mahl wilde Bähren und Adler; da just in dieser Zeit ein großes Jagen von ersteren war, so wurden auch wir als Gäste dazu mit eingeladen welches wir 3 annahmen; die Wuth eines Bähren nach dem 1ten Schuß ist ungeheuer. Er verstopft augenblicklich seine Wunde mit Erde und richtet sich auf die beiden Hinter-Füße empor. In dieser Zeit muß er aber schon sein Grab finden sonst ist es gewöhnlich um den Jäger gesche(h)n. Wir waren bei Inspruck auf unglaublich hohen Bergen. Du magst es da nach abnehmen das ein Kreuz an 40—35 Fuß hoch man in der Stadt welche immer an Gebürgen liegt nur mit großer Anstrengung der Augen sehn konnte. So wie man die letzten Schritte aus Tyrol thut; kömt man in ein Land welches dem Aug nicht anders als ein Garten aus alter Märchenwelt vorkömt; hier blühen Granaten am Wege Feigen pflückt man von Bäumen so viel man will. Das ganze Land ist nur Wein ein fortlaufender Garten von Weinreben und Mais-Waitzen; Du magst Dir es denken wie uns zu Muthe war. Die ganze Wochen ist man von dieser Fülle der Natur umgeben. Eine Pflanze will über die andere alles will sich dem Lichte zeigen; alle sie wollen das Auge des Menschen erfreuen und so scheinen sie gleichsam in einem immer währenden Zank zu seyn welche für eine oder die andere den Preiß erringen wird. Leidt thut es einem die Etsch bei Verona verlassen zu müssen. Von ihrem kleinsten Ursprung bis zu ihrer größten Größe begleitet sie jeden reisenden mit ihren herrlichen Wasserfällen [1]). Alte Schlösser liegen überall an ihren Ufern. Kleine Städte wie Villa bella, Rocca bruna ∞ geben dem Etsch-Thal das paradiesische Aussehn; die Leute bauen nur Seide und nun ist unsere liebe teutsche Sprache vorbei, mit weinenden Augen sagte ich euch allen und Teutschland Adjeu. Wer weiß wenn ich euch wiedersehe ob ich euch jemals wiedersehn werde? Denn wie weit sind wir jetzt aus einander? o Gott ich liebe Dich zu sehr als daß ich nicht immer mit Thränen an Dich zurückdenken könte, wie gern wolte ich

[1]) Vom Brenner bis Bozen ist es vielmehr der Eisack.

nicht einen Theil meines Lebens hingeben; wen(n) ich Dich hier umarmen könte; aber davon wollen wir schweigen — ich muß es mir ja selbst verbieten an euch zurückzudenken. — —

In Verona sind viel herrliche alte Bilder. An Schlosser[1]) werde ich ein Verzeichniß der merkwürdigsten schicken, es mögen etwa 10 seyn aber sie sind von großer Schönheit; wir hielten uns in dieser Stadt wo Julia und (sic!) Romeo begraben liegen wo die Häuser der Montangue und Capulet noch zu sehn[2]) 3 Tage auf; der Dohm mit Gemälden des Julio Romano[3]) la Scala mit einem herlichen Bilde von Perugino[4]) St Zeno mit einem Mantegna[5]) das große Amphitheater (worin man Lotte und Werther von G[öthe] gab[6]) (sic!) sind in dieser Stadt welche daß romantische Leben der Italiäner recht verkündet sehnswerth. Je einen Tag fährt man von V[erona] nach Mantua. Von der ganz ungeheuren Festung wo immerwährend angebaut wird will ich nicht sprechen nur vom palatzo del T der wie durch ein Wunder durch alle die grausamen Belagerungen ausgehalten hat. Keiner unter auen großen Künstlern hat sich ganz in allen(m) der Welt hinterlassen als Pippi[7]). Hier ist auch kein Stein keine Stelle die nicht seinen Charakter ausdrückte; bitten

[1]) Gemeint ist zufolge eines Briefes Achim von Arnims an Bettina aus Göttingen vom 30. August 1806 der am 29. Januar 1784 geborene Sohn Johann Georg Schlossers aus dessen zweiter Ehe mit Johanna Fahlmer, der „kunstliebende" Doktor der Medizin Eduard Schlosser, dem wir die Beschreibung der Riepenhausenschen Kupfer zu Tiecks Genoveva verdanken, vgl. Achim von Arnim, herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm, II 42 f., 53.

[2]) Die angebliche Tomba di Giulietta, von der Tiecks Dichterphantasie (vgl. „Juliens Grab", Gedichte, Dresden 1823, III 118 f.) schwer enttäuscht war, am Campo di Fiera, ihr vermeintliches Elternhaus Via Cappello 7.

[3]) Gemeint sind die von Francesco Torbido nach Kartons des Giulio Romano gemalten Fresken aus dem Leben der Maria in der Halbkuppel und an den Oberwänden des Chors, vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 952[k]; Georg Biermann, Verona, Leipzig 1904, 168.

[4]) In Santa Maria della Scala befindet sich ein Altarbild aus der Schule Peruginos.

[5]) Über Mantegnas dreiteiliges Altarbild der thronenden Maria in San Zeno Maggiore vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 747 f.; Biermann a. a. O. 105 f.

[6]) Die zum italienischen Familienstück umgewandelte Geschichte Werthers und Lottens wurde in einem mit Brettern abgeschlagenen Ausschnitte der Arena aufgeführt; vgl. dazu das Tieckſche Gedicht „Kleines Theater in der Arena" (Gedichte III 120 ff.) und Köpke a. a. O. I 317 f.

[7]) Mantua ist so reich an Kunstschöpfungen des Architekten und Malers Pippi, daß es die Stadt des Giulio Romano heißt. Der Palazzo del Tè, das Lustschloß der Gonzaga, gehört in erster Linie zu den Mantuaner Bauten, die unter seiner Oberleitung aufgeführt und malerisch ausgeschmückt wurden; vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 257[e] f. 292[g]; Selwyn Brinton, Mantua, Leipzig 1907, 104 ff. 135 ff. — Welchen Eindruck der Palast auf Tieck machte, schildert er in dem Gedicht „Pallast T. in Mantua" (Gedichte III 129 ff.).

will ich euch gegen diesen Meister jetzt großen Respekt zu haben den(n) er verdient ihn wie Raphael — alle Säle dieses schönen Palastes den er selbst gebauet sind voll seiner Poesien. Der Sturtz der Riesen ist eine große wunderbare Idee die einen durchaus mit neuen Ansichten in die Kunst blicken läßt die Riesen nur Massen zu nennen. Sie werden von dem Lichte von den Lichtern ueberwunden und in die Erde zurückgeschleudert; diese Idee ist unglaublich ausgeführt. Jupiter und Juno sind von allen Göttern umringt, sie beide allein sind ohne Furcht den Thron hat der Adler eingenommen; schönere Gruppen Verkürzungen und Malerey und Zeichnung kann [man] in der Welt nicht wieder sehn, die uebrigen Zimmer sind mit der Geschichte des Amors und der Psyche ausgemahlt die an Ideen Lieblichkeit kurz allem ganz volkommen zu nennen sind[1]). An Schlosser werde ich mehr über jedes Einzelne in diesem Palast schreiben, nim(m) Du dies nur als einen flüchtigen Rückblick unserer Reise an; alles das wieder zu nen(n)en was wir sahn was uns Freude machte ist nicht möglich. Florenz würde uns allein ganze Jahre wegnehmen den(n) in dieser Stadt fehlt von keinem Künstler etwas. Die Wunderwerke des Cimabue des Giotto Ghirlandajo Massaccio (sic!) Fiesole ∞ sind hier noch in voller Pracht. Hier hängen 2 der schönsten Madonnen Raphael[s] 3 der berühmtesten Portrait des großen Johannes[2]) und einige andere dieses großen Meisters. Titian und Fr[a] Bartolomeo Corregio Holbein Sarto sind hier wie sonst nirgend und auf eine Art erhalten welche nicht zu begreifen ist. In derselben Gallerie wo diese letztern Oel-Bilder hängen[3]) stehn die Nioben die Ringer die göttlichen Appolle der Bachus des Michel Angelo[4]) die berümten Satire und Gott weiß welche Herrlichkeiten. Bei dem blossen Nennen dieser Wunder der Welt werde ich schon

[1]) „Wunderbar und schreckenerregend" erschienen die grotesken Gewölbemalereien des Gigantensaals (vgl. die Abbildungen 61, 62 und 80 bei Brinton a. a. O.) bereits dem alten Mantuaner Kunstkenner Jacopo Strada (siehe auch Vasari, Vite de' pittori ed. Milanesi V 541 ff. und Burckhardt, Cicerone II[10] 881 b), während die lieblichen Fresken des Psychesaals (vgl. Brinton a. a. O., Abbildungen 53 bis 58) noch heute entzücken.

[2]) Der große Johannes ist Tizians Lehrer Giovanni Bellini, dessen Bilder gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von neuem geschätzt wurden; vgl. G. Gronau, Die Künstlerfamilie Bellini, Bielefeld-Leipzig 1909, 131. So schickte Heinrich Meyer im Juli 1790 der Herzogin Anna Amalia die Kopie eines Engels nach Giovanni Bellini, um sich daran „der unschuldigen und bescheidenen Grazie des großen Johann Bellin" zu erinnern (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft V 248) und von Wilhelm Tischbein, dem Lehrer der Riepenhausen, berichtet der nämliche: „Er betrachtete mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereyen des Perugino, Bellini und Mantegna, und pries ihre Verdienste"; vgl. Goethe, Über Kunst und Altertum I 2, 16, und dazu Franz Landsberger, Wilhelm Tischbein, Leipzig 1908, 54. 56.

[3]) Während des sechstägigen Aufenthalts in Florenz konnten nur die Uffizien besucht werden, da Palazzo Pitti zur Zeit geleert war; vgl. Rumohr, Drey Reisen, 109.

[4]) Jetzt im Bargello.

wieder schwindeligt, das Grabmahl der Medicis von M[ichel] Angelo welches nicht fertig geworden ist ungeheuer[1]); die Grösse dieses Meisters kann sich doch kein Mensch vorstellen wen(n) er seine Sixtina seine Bildhauer-Arbeiten und Gebäude nicht gesehn hat. —

Ich will nun von alle dem schweigen und von uns selbst und Rom einges erzählen. In jedem Briefe werde ich doch von alle dem wieder anfangen ist es auch nur von einigem. Von allem in einem Briefe zu sprechen das macht zu verwirrt und confuß, von den Kunstwerken Roms schreibe ich auch noch nichts nur von der hiesigen Lebensart von neuern Künstlern u. s. m. Alles andere würde ich jetzt nicht können den(n) es ist heute erst der 7. Tag den wir hier sind. Die Sixtina die Logg[i]en die Stanzen; Borg[h]ese Pio Clementino das alte große Rom alles das haben wir zwar schon gesehn — aber auch nur gesehn. Ehe wir nicht selbst wieder etwaß machen; eher kömt die Ruhe nicht wieder zu uns zurück. Wir haben auch heute nun schon wieder angefangen; welche Zeit wir nun keine Kreide in den Händen gehabt haben! Seit May seit wir euch verlassen. — Wir wohnen hier an Piazzo Espagno Nr 84[2]) in einer recht schönen Wohnung die uns Monathlich 5 Scudi[3]) kostet, Rumohr zahlt für die seinige 12. Wir könten villeicht weniger theuer einwohnen. Allein der 1te Monath die wenige Bekantschaft der Sprache müssen einen allerdings ein wenig mehr kosten; kostete unser Aufenthalt aber hier noch mehr so ständen wir uns immer besser als wenn wir mit der Bernhardi zusammen lebten[4]); den(n) deren Ausgaben sind ganz ungeheuer, es geht dort alles auf einem solchen großen Fuß her das unser Geld nicht der rede dort werth wäre. 120 Laubthr.[5]) kostet ihr allein das Mittags-Essen die Wohnung 52 Laubthr. Monathlich und das sind nur diese beiden Punkte. Uns hat ohndem die Reise von München bis hier her sehr vil gekostet. Wir müssen also hier nach unsern Gelde leben nicht nach dem Gelüste, Fr[iedrich] Tieck hat sich unterwegs schlecht gegen Rumohr und uns genommen, so wie er ueberhaupt ein zankstichtiger Mensch ist[6]) mit

[1]) In der Neuen Sakristei von S. Lorenzo.

[2]) Die Deutschen wohnten mit Vorliebe am Spanischen Platze. Piazza di Spagna Nr. 84/85 befindet sich heute die Spithöversche Buchhandlung; vgl. Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom, Stuttgart und Berlin 1907, 90 ff., und Das deutsche Rom, Rom 1912, 164 ff.

[3]) Ein Scudo etwa 5 Lire.

[4]) Tiecks Schwester Sophie, die nach der Trennung von ihrem Gatten, dem Schulmann, Sprachforscher und Schriftsteller August Ferdinand Bernhardi, seit Frühjahr 1805 mit ihren Kindern in Rom lebte, bewohnte einen dem Marchese Nunez gehörigen weitläufigen Palazzo am Fuße des Monte Cavallo; vgl. Köpke a. a. O. I 318; Aus dem Leben Theodor von Bernhardis, Leipzig 1893 ff., I 3.

[5]) Ein Laubthaler etwa 6 Frank.

[6]) Auf Goethe machte schon der junge Friedrich Tieck den Eindruck eines selbstsüchtigen, ohnbehof'ten und groben Menschen; vgl. Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe XV 365.

dem nicht gut zu reisen ist, L[udwig] T[ieck] war nichts gut genug unterwegs immer aergerlich und böse; er ist nun freilich nicht gesund aber angenehm ist dieses Leben für andre sicher nicht; wir haben deshalb in allen Wirthshäusern Fr[iedrich] T[iecks] Grobheiten über kleine Versehn in fremden Ländern wo wir oft selbst nicht verstanden was die Leute wollten, mit bezahlen müssen. Wenn wir hier was arbeiten wollen; wenn wir uns so einrichten wollen daß wir länger als einige Monathe hier in Rom leben wollen, so müste allerdings eine gewisse Trennung zwischen uns und Tiecks statt haben, ein Dichter ist an jeden(m) Ort zu Haus mag es auch seyn wo es will. Nur der Künstler kann dieses nicht der einen festen Platz zu seinen Arbeiten haben muß; Du wirst die Nothwendigkeit von unserer Einrichtung wohl einsehn. Wir haben die letzte Zeit in Dresden nicht viel gethan in Weimar gar nichts; dieses Leben mag ich aber nicht, wenn es auch äußerlich noch so schön ist. — Um wieder in die Arbeit zu kommen haben wir die Lesche angefangen zu zeichnen; wir werden sie so zeichnen daß wir sie im Pantheon [1]) ausstellen können; einige Compositionen sind fertig daß ganze soll euch wohl gefallen den(n) wir haben wieder einige Schritte vorwärts gethan. Man spricht in Rom viel von uns mehr als ich dachte, wir haben diejenigen Künstler besucht die hier für die ersten gelten als 1) Schick [2]) 2) Cammuccini [3]) Thorwalzen [4]) Reinhart [5]) Rohden [6]) ꝛc. Schick macht

[1]) Neue Bilder wurden damals nach altem Herkommen im Pantheon oder in S. Giovanni de' Fiorentini ausgestellt; vgl. Noack, Deutsches Leben in Rom 148. 208.

[2]) Über den schwäbischen Geschichts- und Porträtmaler Gottlieb Schick, den vertrauten Freund seines Hauses, schreibt Wilhelm von Humboldt am 25. Februar 1804 aus Rom an Goethe (vgl. Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, herausgegeben von Ludwig Geiger, 174), als Geschichtsmaler bleibe Schick unstreitig der erste unter den Nordländern; vgl. Karl Simon, Gottlieb Schick, Leipzig 1914, 54.

[3]) Der römische Geschichts- und Porträtmaler Vincenzo Camuccini, der Hauptvertreter des akademischen Klassizismus, von dem auch Caroline von Humboldt mit wenig Anerkennung spricht (vgl. Goethe-Jahrbuch XVI, 1895, 49), war kein schöpferisches Genie; vgl. Thieme, Lexikon der bildenden Künstler V 482.

[4]) Thorwaldsen gehörte zu den wenigen Künstlern, mit denen die Riepenhausen später näher verkehrten. Manches seiner Werke wurde von ihnen gestochen. Vor allem aber gaben sie 1811 zusammen mit Ferdinand Mori 80 Blätter Umrisse Thorwaldsenscher Statuen und Basreliefs heraus; vgl. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer III 91. 106 ff. 115.

[5]) Nach den übereinstimmenden Zeugnissen Wilhelm von Humboldts (vgl. Goethes Briefwechsel mit W. und A. von Humboldt, herausgegeben von Geiger, 174) und Elisas von der Recke (vgl. Baisch, Reinhart 175) war der bayrische Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, der spätere Hausgenosse der Riepenhausen, damals der erste seines Faches. Siehe über denselben auch Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 3154 ff., sowie Reinhold Freiherr von Lichtenberg und Ernst Jaffé, Hundert Jahre deutsch-römischer Landschaftsmalerei, Berlin 1907, 47 ff.

[6]) Der aus Kassel gebürtige Landschafter Johann Martin von Rohden war ein Meister der Farbengebung. Doch wurde er in seiner Bedeutung erst später recht gewürdigt; vgl. von Lichtenberg und Jaffé a. a. O. 53 f.

hier viel Aufsehn[1]). Cam[mucini] steht unter ihm, allein ich habe nicht geglaubt das Compositionen dieser Art wie die Schickisch[en] Aufsehn erregen könten. Den(n) es ist nichts als ein zusammen geflicktes Wesen; haben wir die Praktik der Malerey nur erst ein wenig inne so sind wir die ersten Künstler in Rom[2]) was zwar hoch klingt aber nicht eben zu viel ist; doch ist der Ruhm gewaltig. — Leb wohl. Alle die an uns mit Liebe denken grüße 1000—1000 mahl. Gott welche Freude würdest Du uns machen wen(n) Du mahl schriebest. Es wäre doch mein größtes Vergnügen in Rom.

Dein Franz.

[An Dich] Rom d. 26. Septbr. [180]5.

O welch eine unendliche Freude mein geliebter bester Vater hat uns Dein lieber Brief gemacht. Ich hatte mich dessen noch lange nicht vermuthet, weil ich glaubte unser Briefwechsel würde ferner so fortgehn als in München. Rumohr Christl und ich haben alle einen frohen herrlichen Tag gehabt. Wir sind nun so ganz von Teutschland abgeschnitten; daß uns auch das geringste von dorther erfreuen könte! Daß Du und ihr alle wohl und gesund seyd ist mir angenehm zu hören, wir können Gottlob auch nicht klagen, der Himmel scheint es, will auch bösen Menschen gut. — Alle Fremde die in der Jahrzeit hier angekommen, sind krank; ja einige sogar auf den Todt, wir sind dagegen recht gesund. Kopfweh rechne ich ab welches man hier wegen der starken Hitze leicht haben kann. Von Rumohr ist der gesundeste unter uns allen; wenn Du nur wohl bleibst, so denke ich sehn wir uns doch mal wieder, mein einziger liebster Wunsch manche Stunden wollten wir Dir angenehm verplaudern; schreiben läßt sich so etwas nicht. Ein Brief ist ein viel zu beschränktes Wesen, ich habe bei jeder Anfrage eines Briefes immer so viel im Kopfe was ich sagen und schreiben will daß ich nicht weiß womit ich zuerst den Anfang machen soll und deshalb auch meistentheils confußes Zeug schreibe. — Ich sehe alles zu genau an, als daß ich nur irgend etwas wieder aus dem Kopf verliehren könte — nach und nach denke ich über alles gesehne mehr nach; wir könen mit der Zeit herrliche Werke zusammen machen, nur bitt ich denke an kein Nachstechen schon herausgekomner Werke, wir könten noch 100 Jahr leben und mit dem größten Fleiß arbeiten; ohne im geringsten andere zu copiren. Wir sitzen hier zwischen so göttlichen Sachen die so wenig bekannt sind daß es zum verwundern ist, das erste was wir vermuthlich thun

[1]) Sein im Sommer 1805 fertig gestelltes großes biblisches Historienbild, „Das Opfer Noahs" wurde damals gerade von den einen viel bewundert, von anderen dagegen als mittelmäßig bezeichnet; vgl. Simon a. a. O. 62 ff. und Tafel VIII.

[2]) Diese stolze Erwartung sollte sich nicht erfüllen. Vielmehr nahmen die Riepenhausen, denen Rom eine zweite Heimat wurde, unter den dortigen Künstlern bis an ihr Lebensende — Franz starb 1831, Johannes 1860 — wohl eine angesehene, aber keineswegs führende Stellung ein.

werden, ist eins der herrlichsten Werke des Alterthums zu zeichnen nämlich die Capelle des Fiesole in(m) Vatican[1]), sie ist über alle Beschreibung herrlich — mit einer guten Gelegenheit schicken wir sie Dir dann zu — diese, so wie die Capelle des Masaccio[2]), des Orgagnio[3]), und des Giotto[4]) machen 4 herrliche Werke, letztere 3 sind in Florenz, wo wir zukünftiges Jahr den Julius und August zubringen werden; wie ganz einzig Masaccio in der ganzen Kunstgeschichte steht, davon kan man, wenn man seine Werke nicht gesehn, keine Vorstellung haben; beinah ist diese Capelle nell Carmine das einzige Ueberbleibsel dieses wahrhaft göttlichen Meisters. Es mögen ohngefähr 10 Bilder im ganzen seyn. 2 mahl hat er sich selbst darin abgebildet, und einmal ist sein schönes Gesicht in der Tribune, was dan(n) das Tietellblatt machen müßte[5]). — Hohe Zeit ist es diese Sachen je ehr je lieber zu zeichnen, den(n) beinah ist schon alles neu uebergeweißt, in Maria Novella wo nach Vasari so ungeheuer viel Werke des schönsten Altherthums waren, ist jetzt auch nich[t]s mehr zu sehn, blos die göttliche Maria des Cimabue[6]) und obige Capelle des Orgagnio die in Gedanken lieblich schönen Gestalten Raphaels zu vergleichen ist. — So ist der Geist der Zeit gesunken; auch unter den bessern, daß man diese Werke die mit so voller Liebe so ganz einzig im wahren Sinn der Religion entstanden der neuern Sudeley hinten ansetzt. — O mit Thränen habe ich diese göttlichen Sachen angesehn, die nun auch bald

[1]) Die mit Szenen aus der Stephanus- und Laurentius-Legende, sowie mit Freskogemälden der Evangelisten und Kirchenväter geschmückte Kapelle Nikolaus des Fünften ist das letzte und reifste Werk Fra Angelicos; vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 688[b]; Max Wingenroth, Angelico da Fiesole, Bielefeld und Leipzig 1906, 114 ff. und Abbildungen 97 bis 108; Ernst Steinmann, Rom in der Renaissance, Leipzig 1908, [3]6 ff. und Abbildungen 7 bis 13.

[2]) Über Masaccios meisterhafte Fresken in der Brancacci-Kapelle von S. Maria del Carmine vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 683[b]; August H. Schmarsow, Masaccio-Studien II. III. V, Kassel 1900; sowie Adolf Philippi, Florenz, Leipzig 1915, [3]123 ff. und Abbildungen 85. 86. 88.

[3]) Orcagnas Fresken und Altarbild befinden sich in der Strozzi-Kapelle; vgl. Burckhardt, Cicerone II[10] 645[r]; Philippi a. a. O. 69 und Abbildungen 39 bis 41.

[4]) Es kann sich nur um die Baroncelli-Kapelle der Franziskanerkirche S. Croce mit der Giotto zu Unrecht zugeschriebenen fünfteiligen Krönung Mariä handeln (vgl. dazu von Rumohr, Italienische Forschungen, Berlin und Stettin 1827, II 57 ff.; Henry Thode, Giotto, Bielefeld und Leipzig 1910, [2]138 und Abbildung 130; Friedrich Rintelen, Giotto und die Giotto-Apokryphen, München-Leipzig 1912, 257 ff.), nicht aber um die Bardi- oder Peruzzi-Kapelle mit ihren berühmten Giottoschen Fresken, da diese erst 1853 von ihrer Übertünchung befreit wurden; vgl. Rintelen a. a. O. 131 ff.

[5]) Ein beglaubigtes Bild des Malers zeigt die Darstellung der Geschichte vom Zollgroschen; vgl. Schmarsow a. a. O. II 12.

[6]) Über die von Vasari dem Cimabue zugeschriebene Maria Rucellai siehe Burckhardt, Cicerone II[10] 638[e]; Philippi, Florenz [3]62 und Abbildung 33; Thode, Giotto [2]16 und Abbildung 3. — Die Riepenhausen gaben dieses Bild auf Tafel 7 des ersten Heftes ihrer Geschichte der Mahlerei heraus.

nicht mehr seyn werden, alles ist der Zeit unterworfen es kömt, es vergeht, die Menschen wollen ewig etwas neues, und doch ist es ja nur das alte wieder, es geschieth nich[t]s neues mehr unter der Sonne. —

Ist doch die collosale Madonna des Cimabue schon so gemahlt, daß sie in allen Theilen der Kunst auch nichts uebrig zu Wünschen läßt — Cimabue starb 1300 wer hätte damals denken können daß die Kunst noch 2 Jahrhunderte fortrücken sollte? — Raphael mußte freilich vieles von dem wahren innern Sinn aller Kunst; den die Alten so genau beobachteten schwinden lassen, um auf seine Höhe zu gelangen; er war vielseitiger wie alle seine Vorgänger, der Disput der Sacrame[n]te ist eigentlich die Blüthe aller alten Kunst zu nennen[1]), bis dahin ist Raphael von ihr genährt und aufgeblüht, die Schule von Athen schneidet sich hart davon ab, ja selbst schon die linke Seite dieses Bildes ist nicht mehr in dem Sinn gemahlt und gedacht; alles Gold hat er da schon vermieden. Die Apostel die ganze Glorie der Engel und die rechte Seite haben im Gegentheil viel Gold, welches einen so herrlichen Effekt macht. Der Attila ist an Individuellem an Zeichnung und herrlichen Gedanken immer eines der schönsten Werke dieses göttlichen Meisters für mich. R[aphael] ist hier eigentlich recht Physiognomiker zu nennen den(n) der Unterschiedt der Gothen[2]) zu dem der Päbstlichen ist außerordentlich schön ausgedrückt. Die rohe Wildheit dieses Volks das plötzliche Erschrecken des Königs und seiner Armee hingegen die Ruhe die Gewißheit in aller Mienen von des Pabstes Gefolge, der brennende Hintergrund; in der Ferne die Stadt Rom, die schwebenden Apostel Peter und Paul alles das macht ein wahrhaft göttliches Geschichts-Bild wie es weiter kein Meister aufgefaßt hat. Aus diesem Bilde werden wir 6 oder 8 der besten Köpfe zeichnen, und sie Dir zuschicken damit Du sie in Kupfer bringen kanst, was Du nun noch zu machen denkst das mach schnell. Den(n) wir kommen Dir eh' Du Dir es versiehst mit einer Menge göttlicher Sachen über den Hals — was von Köpfen bis jetzt von R[aphael] gemacht; ist durchaus schlecht zu nennen, die Volpatoschen ganzen Blätter[3]) sind dagegen nicht schlecht man kan sie auch hier in Rom noch um sich haben. —

Ich und Christel haben dieser Tage den ernsthaften Plan gemacht die Villa Albani herauszugeben[4]). Es ist unstreitig die schönste von Kunstsachen

[1]) Über das Florentiner Gepräge der Disputa del sacramento vgl. Anton Springer Raffael und Michelangelo, Leipzig 1883, I² 228 f.

[2]) Vielmehr Hunnen.

[3]) Sie bilden das Hauptwerk des italienischen Kupferstechers Giovanni Volpato und wurden von ihm nach Zeichnungen Tofanellis, Cades und Nocchis gestochen; vgl. Nagler, Künstlerlexikon XX 519.

[4]) Der schöne Plan kam nicht zur Ausführung. Wohl aber wurden die Basreliefs der Villa Albani, von Tommaso Piroli gestochen und mit Erläuterungen von Zoëga versehen, 1808 von Piranesi auf Tafel XIX bis CXV seiner Bassirilievi antichi di Roma herausgegeben.

von allen hiesigen Villen; die schönsten griechischen Statuen sind dort; kurz es ist ein außerordentlicher Schatz und noch nie im Kupfer gestochen. Ich dachte wen(n) S[chlosser] käme dieser zu jeder von den schönsten Statuen ein paar Worte schreiben sollte; ich habe aber nun allen Glauben an dessen Hierherkommen verlohren was uns allen unendlich Leid thut da wir hier so gut wie gar keine Bekante noch Freunde haben[1]). — Heinrich[2]) habe ich geschrieben welche Bücher er mitbringen soll eine Biebel darf er nicht vergessen. — Wir haben uns nun so eingerichtet; daß wir hier recht häuslich zu leben anfangen. Alles was wir in unsern zukünftigen Zimmern[3]) um uns haben ist unser Eigen — Bett(e)n Stüle Comoden Canapees kurz es ist ein wohl eingericht(eter) Haushalt. — Ich mag nicht daran denken wie ungeheuer viel uns diese beiden Monathe auf der Piazza d'Espagna gekostet haben; der Ungare auf welchen Tiecks so viel hielten über welchen so viel Streit entstanden weil ihn Rumohr besser durchsehn hatte als Tiecks; hatt uns in diese verfluchte Suppe hineingebracht. — Uns die wir immer einige Vortheile genießen weil wir vieles mit brauchen können was Rumohr käuft kosten diese Monathe die wir in Rom leben zum geringsten 135 ℳ. Ginge dieses so fort, so würden wir es nicht lange hier aushalten wie Du wohl leicht denken kannst, unsere Reise hatt uns Herr Professor Tieck theuer genug gemacht. — Wären wir allein gereißt so hätten wir noch Geld genug uebrig gehabt, so aber durften wir ohne dessen Zustimmung keinen Mund voll Brod im Wirthshaus fo[r]dern, wir waren wie Sclaven; nach Mayland wollte er nicht. Es war gar kein Umweg. Parma lag einige Meilen vom Wege wo die göttlichsten Corregio existiren. Aber auch das nicht. — Orvietto Viterbo Pisa alle diejenigen Städte wo wir uns auf gefreut; haben wir dieser Menschen halber nicht sehn können; fiel es ih[m] nachher ein in einer Stadt 3—4 Tag zu bleiben in Wirth[s]häußern wo es ungeheuer theuer war so muften wir es auch zufrieden seyn. — Ludwig Tieck war immer der Bruder, was Fri[e]d[rich] T[ieck] that war ih[m] recht, so vergnügt sind wir nicht gewesen wie man sich es wohl von einer solchen göttlichen Reise denken könte; hier in Rom muste Rumohr zu unsern 900 Gulden die er schon für uns 3 hatte noch 300 zugeben. — Was sagst Du hiezu? Schlosser ist mir ein wenig

[1]) Das bestätigt auch Baisch, Reinhart 192. Die einzigen Künstler, denen die Riepenhausen damals näher traten, waren der aus Tirol gebürtige Landschaftsmaler Joseph Anton Koch und Thorwaldsen. Auch gehörten die Riepenhausen zu den Gästen des Humboldtschen Hauses; vgl. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer 91; Noack, Deutsches Leben in Rom 144 und Das deutsche Rom 176 f.

[2]) Unbekannt.

[3]) Nach zwei Monaten mieteten sich die Riepenhausen und von Rumohr im sogenannten Palazzo Galloppi — heute Via del Quirinale Nr. 21 — ein, wo Reinhart seit 1803 seine Wohn- und Arbeitsstätte hatte. Später zog auch Tieck dorthin; vgl. Baisch, Reinhart 192; Noack, Deutsches Leben in Rom 450 ff. und Das deutsche Rom 195 f.

böse daß ich ihm verschiedenes aus Florenz von diesem geschrieben; damals war es aber so arg daß wir 3 zu Fuß nach Rom wollten. — Ich kan die Umstände nicht alle sagen. Doch wünschte ich einige Stunden bei Dir zu seyn; die Liebe für Lud[wig] Tieck habe ich nie verlohren es wäre auch nicht möglich; allein er läßt sich zuweilen auch vom Bösen zu arg hinreißen und kann in Augenblicken würklich das wahre Gute verkennen. Ich wolte Dieterichen[1]) sehr anrathen so bald als möglich einen ernsthaften Brief wegen der Niebelungen[2]) zu schreiben; thut er es nicht, so kommen sie Ostern sicher wieder nicht, es geht immer so, von einer Messe zur andern. Michaelis sollen sie kommen. Diese sind da: und dann lieber Ostern. Auch die gehn vorüber und Michaelis kömt noch einmal und villeicht auch Ostern. — Zeig diesen Brief niemand. Diese Worte von T[ieck] sind nur für Dich. Doch so ist es in wahrheit; wir sind mit Tiecks jetzt alle wieder gute Freunde, besonders mit Ludewig[3]) welcher immer die glänzen[d]ste Perle von allen ist, den(n) er versteht das Gemüht des Menschen; die andern nicht. —

Wir waren just im Begriff eine ganze Parthie Briefe mit der Gelegenheit des Alex[ander] v[on] Humbold[4]) an euch zu schicken; als eure Briefe ankamen wo den(n) die erstern welche nicht schon fort waren als Schlossers xx wieder umgeschrieben wurden, an Humbold findest Du einen guten Bekanten und gar herrlichen Menschen. Er ist der erste, welcher Dir von uns erzählen kann; ist gegen uns hier sehr freundschaftlich gewesen und hat uns ueberhaupt, ob wir ihn gleich wenige Zeit kennen, als Freunde betrachtet: Wenn es geht so schenk ih[m] in unsern Nahmen die Lesche etecetra. — Du erhäl[t]st

[1]) Gemeint ist der Göttinger Buchhändler Heinrich Dieterich (vgl. über denselben Kelchner, Allgemeine deutsche Biographie V 156), der auch die Zeichnungen der Riepenhausen zu Polygnot verlegte.

[2]) Wie August Wilhelm Schlegel in seinen artistischen und literarischen Nachrichten aus Rom im Frühling 1805 mitteilt (vgl. Jenaer Litteratur-Zeitung 1805, Intelligenzblatt Nr. 121, abgedruckt in Schlegels Werken IX 265), hatte Tieck schon längst eine Herausgabe und Bearbeitung der Nibelungen, die ihn seit 1803 ernstlich beschäftigte und für die er noch vor der italienischen Reise in München eingehende Studien gemacht hatte, angekündigt. Doch verzögerte sich das Unternehmen so lange, bis es schließlich nach Herausgabe des Nibelungenliedes durch Friedrich Heinrich von der Hagen im Jahre 1807 ganz aufgegeben wurde; vgl. dazu Tieck, Schriften XI S. LXXVIII ff.; Köpke a. a. O. I 315. 326 f. 335. II 279. 299 f.; Rudolf Haym, Die romantische Schule, Berlin 1914, [3]874. 876. 888.

[3]) Allmählich schlossen sich die Riepenhausen immer enger an Ludwig Tieck an. Mit ihm studierten sie die Kunstschätze Roms, während er ihnen an den Abenden häufig aus den Nibelungen und anderen großen Dichtungen vorlas (vgl. Baisch, Reinhart 192). Seiner Anregung folgend gaben die Riepenhausen 1806 Leben und Tod der heiligen Genoveva in 14 Platten heraus.

[4]) Alexander von Humboldt hatte am 17. September 1805 die Heimreise nach Deutschland angetreten. Die Riepenhausen waren mit dem großen Forscher Anfang September, nach seiner Rückkehr aus Neapel, bekannt geworden; vgl. Karl Bruhns, Alexander von Humboldt, Leipzig 1872, I 410 f.

durch ihn den 2ten Theil der Lesche 21 Stück, die uns würklich viel Mühe gemacht haben, sie müsen stark verkleinert werden; ich möchte aber sehr wünschen das Du die Umrisse nicht zu stark radierteſt. Der erste fällt deshalb allen Römern auf. Wenn Umrisse auch nicht so stark sind ist weit besser. Es rundet sich alles viel mehr und thut dem Auge auch wohler, Du und Schlosser mögen sich die Zusammenstellung ja wohl ausdenken, wir haben hier zu wenig Hülfsbedürfnisse dazu; einige Gruppen die wir mit andern wegen ersparniß des Papiers zusammen gezeichnet müssen höher wie die Eryphile[1]) und vielleicht andere; wenn sie zukünftige Ostern erschienen[2]) so wäre uns dieses doppelt lieb. — Dieser 2te Theil muß gewiß besser gefallen als der erste, es sind bessere Gegenstände, und erfreuen deshalb das Auge mehr. — Wie Göthe sagen kann solche Sachen wie von Tieck brächten die Kunst herunter?[3]) meint er daß die jetzige Kunst die Kunst seit der Carracci eine wahrhaftige Kunst zu nennen sey. — Dann hat er freilich recht; denn diese geht bergunter durch solche Sachen[4]); wie einem Menschen nicht der Unterschied der Künste die bis ans Ende des 15ten Jahrhundert[5]) gegen den des 16. 17. und 18ten nicht deutlich, nicht hell in die Augen springen kann;

[1]) Nach Pausanias X 29, 7.

[2]) Dieser zweite Teil der Lesche erschien zunächst nicht. Erst 1826 und 1829 gaben die Riepenhausen beide Teile auf 38 neu gezeichneten und gestochenen Tafeln unter dem Titel: Peintures de Polygnote à Delphes, dessinées et gravées d'après la description de Pausanias in Rom heraus; vgl. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer III 120 f.

[3]) Die Äußerung Goethes, auf die hier angespielt wird, richtet sich gegen die von den Riepenhausen auf Seite 20 des ersten Teiles ihrer Erläuterung zur Lesche des Polygnot ausgesprochenen Ansicht: „Niemals war der Grieche zu der Erfindung eines solchen Kunstwerks gelangt, in welcher sich der Geist der ganzen Welt, mit allem seinem Glanze, allen seinen Verborgenheiten und seiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; diese lag außerhalb des Umfangs seiner Möglichkeit und war späteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere göttlichere, geheimnißvollere Religion, eine andere, durch sie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überströmen sollte.“ Sie findet sich in dem von Heinrich Meyer in der Extrabeilage zum dritten Quartal der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung des Jahres 1805 veröffentlichten Programme „Über Polygnots Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhausen entworfenen Umrisse und Erläuterung derselben“ und lautet: „Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich? Das klosterbrudrisirende, sternbaldisirende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht, als von allen Wirklichkeit fordernden Calibanen“; vgl. dazu Goethes Briefe an Friedrich August Wolf, herausgegeben von Michael Bernays 61, Anm. 5, und Kürschners Deutsche Nationallitteratur CXI 216 f.

[4]) Goethe erblickte in dem Kunstideal der Romantiker eine Gefahr für den von ihm vertretenen Klassizismus; vgl. Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts [3]185 ff.; O. Walzel, Deutsche Romantik, Leipzig-Berlin 1918, I [4]92.

[5]) Die italienische Kunst vor 1500 war das Ideal der Nazarener; vgl. Gurlitt a. a. O. 200 f.

daß ist mir immer unbegreiflich. Solchen Menschen ist aber nichts zu sagen; zu bedauern ist es nur wenn sie einen Einfluß auf die Menschen haben.

Ich wollte daß wir Heinrich in Florenz zukünftiges Jahr erwarten könten, er müste sich so einrichten daß er im August dort hin käme; bis in diese Zeit ist das Clima in Oberithalien sehr schön hingegen in Rom nicht; wenn Heinrich auch nicht so fertig italiänisch lernt daß er Dichter lesen könte so macht dieses nich[t]s; die Como[e]dien von Goldoni müssen seine Lehrer seyn den(n) das sind die jetzigen Italiäner; welchen ungeheuren Vortheil er durch die Kentniß der Sprache hat, das ist gar nicht zu sagen; zu allen Bildern in Kirchen und Klöstern kann er weit ehr kommen. Uns müssen die Leute oft als grobe Menschen angesehn haben; denn wir ließen uns beinah durch nich[t]s aufhalten sondern gingen gerade zu; es war uns deshalb auch in Verona Mantua und Bologna nicht möglich zu zeichnen weil hier zu viel Anstalten zu gehören die einem andere Menschen durch ihre Güte leicht verschaffen können. — Jetzt ist das nun Gottlob vorbei. Wir sprechen jetzt schon ganze Stunden mit Italiäner[n] und wabbeln und plappern alles durcheinander, man glaubt wenn ein paar Itali[än]er zusammen reden; daß sie sich immer zankten sie reden sich die Schwindsucht an Hals.

Reinhart Koch Folo[1]) Morelli[2]) Volpato Morghen[3]) in Florenz Rainaldi[4]) und Gott weiß welche alle kennen wir sehr gut: ersterer ist besonders ein herrlicher Mann der schon 16 Jahr in Rom lebt und uns bei unserer neuen Einquartirung unendlich viele Dienste leistet. Er käuft beinah alles besorgt alles; kurz er ist uns eine wahre Hülfe in der Noht. — Du erhäl[t]st einige seiner neuern Blätter, die er uns geschenkt — mehrere Probe-Abdrucke von Sachen die noch nicht herausgekommen werde ich auch erhalten[5]) — woran Du viel wirst sehn können. Von Folo erfahre ich auch

[1]) Giovanni Folo, italienischer Kupferstecher in der Art seiner Meister Volpato und Morghen. Seine Reproduktionsstiche nach Gemälden und Bildwerken älterer, wie zeitgenössischer Künstler wurden sehr geschätzt; vgl. Thieme, Lexikon der bildenden Künstler XII 155.

[2]) Francesco Morelli ist der italienisierte Name des französischen Kupferstechers und Volpato-Schülers François Morel; vgl. Müller-Singer, Künstlerlexikon III 245.

[3]) Der italienische Kupferstecher Rafaello Morghen, Volpatos bedeutendster Schüler und Hauptmeister des Linienstichs; vgl. Müller-Singer a. a. O. III 248.

[4]) Francesco Rainaldi, italienischer Kupferstecher, Schüler Bettelinis und Morghens vgl. Müller-Singer a. a. O. IV 10.

[5]) Reinhart, der achtundzwanzigjährig mit einer Unterstützung des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth am 23. Dezember 1789 nach Rom gekommen war (vgl. Noack, Deutsches Leben in Rom 417 f.), leistete auch als Radierer Vorzügliches. Durch seine 1792 bis 1798 bei Frauenholz in Nürnberg erschienenen malerischen Prospekte italienischer Landschaften wurde er zuerst bekannt; vgl. Müller-Singer, Künstlerlexikon IV 36; von Böttticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts II 380. — Später wollte Reinhart von den Riepenhausen nichts mehr wissen, weil ihre religiös-romantische Kunstrichtung ihm widerstrebte (vgl. Baisch, Reinhart 192. 225 f.).

schon einiges was ich Dir schreiben werde; er hat sehr viel Neues gemacht worunter herrliche Sachen sind meistentheils Arbeiten dreier hiesigen Künstler mit der kalten Nadel[1]) Reinhart beinah die Hälfte i[n] sein[en] Blättern. Koch ist ein großes Talent nur hat er sich selbst nicht ausgebildet, deswegen seinen Sachen immer etwas fehlt was man nicht sagen kann und doch so sehr vermißt[2]). Rohden und 2 Engeländer sind wahre Landschafts-Mahler zu nennen[3]). Einer von den Engeländern hat das Colorit des Claude ganz wieder gefunden. Seine Sachen machen einen göttlichen Eindruck. Rohdens neue Landschaft ist aber auch würklich außerordentlich gelungen. In Compos[ition] ist er mehr wie der große Engeländer allein das Colorit fehlt ih[m] gegen diesen, doch macht er viel Fortschritte. Er ist jetzt in Sicilien wohin wir im December gehn. Ich möchte Dich bitten uns wenn H[einrich] kömt noch 6 Hemden mitzuschicken. Du weißt es das wir davon nicht so viel haben; alles Leinen kostet hier noch einmal so viel wie bei uns, und Hemden sind hier die nothwendigste Sache. — Unsere Umstände habe ich Dir nun geschrieben mein bester Vater. Willst Du uns mit aufrecht erhalten; daß steht in Deiner Hand; wir leben von nun an wieder so sparsam wie möglich. Ich küsse Dich 1000—1000 mahl. Dein Dich liebender Franz. Grüße an alle.

[1]) Bei dieser Art der Radierung wird die Darstellung auf der Kupferplatte durch frei zeichnende Bewegung einer kantig geschliffenen starken Stahlnadel eingraviert.

[2]) Koch hatte sich erst 1803 unter Anleitung Schicks der Ölmalerei zugewendet. Seine Landschaftsbilder sind nicht frei von technischen Mängeln, zeichnen sich dafür aber durch geschickte Anordnung und vor allem durch Schönheit der Linien aus; vgl. Ernst Jaffé, Joseph Anton Koch, Innsbruck 1905, 36 ff.; von Lichtenberg und Jaffé, Hundert Jahre deutsch-römischer Landschaftsmalerei 44 ff.; Simon, Schick 157 ff.

[3]) Aus dem in Nr. 50 und 51 des Morgenblattes für gebildete Stände des Jahres 1807 erschienenen Aufsatze: „Neueste Erscheinungen in der Landschaftsmahlerey in Rom" ergibt sich, daß die zwei Engländer die Landschafter Washington Allston und sein Schüler George Wallis, Schicks späterer Schwiegervater, sein werden. Ihren 1805 gemalten Landschaften, insbesondere dem Wallisschen Ave Maria, wird eine an Claude Lorrain gemahnende Zartheit der Farben nachgerühmt; vgl. dazu auch Simon, Schick 110.

Die Entwicklung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens in Preußen.

Von

Wilhelm Waetzoldt.

Begriff und Tatsache des „Kunstgewerbes" sind in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden[1]). Volkswirtschaftliche und ästhetische Reformbestrebungen haben das sogenannte Kunstgewerbe zwischen Kunst und Handwerk geschoben als ein Zwittergebilde, über dessen Umfang und Inhalt sich im Grunde niemand klar ist. Daher stellt sich auch das kunstgewerbliche Unterrichtswesen dar als ein durchaus unbestimmter Begriff, dessen Grenzen bald mit dem technisch-gewerblichen, bald mit dem rein künstlerischen und mit dem allgemeinen Bildungswesen zusammenfließen. So ist es selbstverständlich, daß die Lehrgebiete, -aufgaben und -ziele der unter den Namen: gehobene Fortbildungsschule, Handwerkerschule, Gewerbeschule, Handwerker- und Kunstgewerbeschule, Kunstschule in Preußen bestehenden Unterrichtsanstalten vielfach ineinander übergehen. Schließlich spiegelt sich die Unklarheit des ganzen Tatsachengebietes wider in der im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wiederholt wechselnden Zuweisung der genannten Bildungsanstalten an die Geschäftskreise bald dieser, bald jener Zentralbehörde. Noch heute teilen sich in Preußen das Unterrichts- und das Handelsministerium in die Verwaltung der kunstgewerblichen Angelegenheiten[2]). Damit sind schon die Hauptschwierigkeiten angedeutet, denen eine Darstellung des Wesens und der Geschichte des kunstgewerblichen Unterrichts sowie der gewerblichen und künstlerischen Schultypen in Preußen begegnen muß. Sie zu versuchen ist aber

[1]) Das Wort tritt, soweit ich sehe, zuerst 1868 auf in dem Titel der Schwabeschen Denkschrift über die Organisation von Kunstgewerbeschulen in Verbindung mit dem deutschen Gewerbemuseum in Berlin. Im Text spricht Schwabe freilich nur von „Kunstindustrie".

[2]) Die Verhältnisse in den deutschen Bundesstaaten und im Ausland liegen nicht viel anders. Das kunstgewerbliche Unterrichtswesen untersteht in Bayern dem Kultusministerium, in Sachsen dem Ministerium des Innern, in Württemberg dem Kultusministerium, in Baden dem Ministerium des Innern. In Österreich gehören die hier in Frage kommenden Bildungsanstalten zum Geschäftsbereich des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, in Italien zum Ressort des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel, in Belgien hängen sie ab vom Ministerium für Industrie und Arbeit. England dagegen hat das technische und kunstgewerbliche Schulwesen der Kontrolle des Kultusministeriums unterstellt, während in Frankreich die gewerblichen Anstalten dem Ministerium für Handel, Industrie, Posten und Telegraphen, die Kunstgewerbeschulen dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste zugewiesen sind.

nötig, weil die seit Jahren schwebenden Verhandlungen über eine Reform der Verwaltung die Frage nahe legen, ob auch auf dem Gebiet des kunstgewerblichen Unterrichtswesens Reformen nötig seien und in welcher Richtung sie sich zu bewegen hätten [1]).

I. Die Akademie der Barockzeit und die Provinzialkunstschulen.

1696 bis 1817.

Die Vorgeschichte des kunstgewerblichen Bildungswesens in Preußen ist aufs engste verknüpft mit den Anfängen des künstlerischen Unterrichts von Staatswegen zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts. Dem Kurfürsten Friedrich dem Dritten von Brandenburg, dem Sohne des Großen Kurfürsten, verdankt Preußen auf kulturellem Gebiete drei Gründungen, die für die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft von höchster Bedeutung geworden sind: 1694 die Universität in Halle, 1696 die Akademie der bildenden Künste in Berlin, 1700 die Sozietät für die Wissenschaften in Berlin.

Die nach den Vorbildern der Pariser Akademie Ludwigs des Vierzehnten und der römischen Akademie Sixtus des Vierten gestiftete „Akademie der bildenden Künste und der mechanischen Wissenschaften", die nach vorläufigen Reglements ihr erstes Statut am 20. März 1699 erhielt, sollte, wie ihr Name andeutet, nicht nur eine „hohe Kunstschule oder Kunstuniversität" und nicht bloß eine Sammelstätte hervorragender Künstler sein, sondern eine beratende Behörde für den Kurfürsten in allen künstlerischen und kunstgewerblichen Fragen. Sie war als Mittelpunkt aller zeitgenössischen künstlerischen Leistungen im weitesten Sinne gedacht, als ein unmittelbar im Dienst der ästhetischen Volkserziehung stehendes Institut [2]). Das von Danckelmann gezeichnete Berufungsschreiben vom 4. Juli 1695 an den ersten Akademiedirektor Josef Werner weist diesem die Überwachung des kunstgewerblichen Unterrichts, wie wir heute sagen würden, ausdrücklich zu: „Ferner soll er über unsere Kunstarbeit, als nämlich Zierrat an unsern Gebäuden, Tapizereien, Bildhauereien, Goldschmiedereien, Schreinwerkereien und andern dergleichen Sachen, wo Zierwerk erfordert wird, die Direktion haben und denen, die daran arbeiten, mit Rat und Tat, Zeichnungen, Mustern und Skizzen jedes-

[1]) Für das Gesamtgebiet der hier behandelten Fragen vgl. Oskar Simon, Die Fachbildung des preußischen Gewerbe- und Handelsstandes im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1902, ferner: J. F. Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange, Hamburg 1886, und H. Waentig, Wirtschaft und Kunst, Jena 1909.

[2]) Vgl. Hans Müller, Die Königliche Akademie der Künste zu Berlin. Berlin 1896. Der erste, bisher nur erschienene Band dieses Werkes reicht bis 1790. O. Simon, a. a. O. S. 42 ff. Wilhelm Bode, Die Berliner Akademie, Pan 1896/97.

mal an die Hand gehen." Diesen Lehrzielen entsprechend, war der akademische Unterricht organisiert: eine künstlerische Elementarschule ist von allen Schülern durchzumachen, ganz gleich, ob sie sich für die „hohe" oder für die „angewandte" Kunst vorbilden wollen: „In der ersten Schule wird das Fundament aller Wissenschaften und Künste gelegt" für Maler, Bildhauer, Baumeister, Fortifikationskünstler, Gold- und Silberschmiede u. a. m.

Die Berliner Kunstakademie Friedrichs des Dritten, von der freilich wenig übrig geblieben ist, denn die großen Leistungen der Zeit verbanden sich mit dem vielseitig sich entfaltenden Genie Schlüters, zeigte die charakteristischen Züge des Barockzeitalters; als entstanden aus dem Geiste des Barock ist sie zu würdigen. Zwei Tatsachen sind es, die im Rahmen unserer Betrachtung vor allem ins Auge fallen: erstens der Umstand, daß der preußische Staat sich zugleich mit der Übernahme der künstlerischen Bildung auch das Ziel einer geschmacklichen Vorbildung des Gewerbestandes setzte, zweitens, daß das gewerbliche Unterrichtswesen dem Aufgabenkreis der ersten und damals einzigen Akademie der Künste zugewiesen wurde. Die Erklärung für beides liegt in der Entwicklung des Künstlerstandes der Barockzeit aus dem weltlichen Handwerkerstand des Mittelalters und in der Abhängigkeit handwerklicher Erzeugnisse von den sogenannten freien Künsten in den großen Stilperioden der Gotik, Renaissance und des Barock, für die Handwerk und Kunst, ars mechanica und ars liberalis, noch zusammengehörten [1]). An die Stelle der kirchlichen Künstler des frühen Mittelalters, die als Klostergeistliche keinem erwerbenden Stand angehörten, traten im dreizehnten Jahrhundert die Laienmeister in Gestalt städtischer Steinmetze, Rotgießer, Maler, Rahmenmacher. Sie waren Handwerker, die auch vom Werk ihrer Hände leben wollten. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fest in Zünften und Gilden zusammengeschlossen, sahen sie als ihre begabtesten, selbständigsten und erfolgreichsten Meister unter sich die Künstler, die, meistens Handwerkerfamilien entsprossen, jedenfalls ausnahmlos durch die Schule des Handwerks hindurchgegangen waren. Maler gehörten mit Vergoldern, Rahmenschnitzern, Glasern, Sattlern, Buchbindern, Formschneidern dem gleichen fachlichen und wirtschaftlichen Verbande an. Die Vorbildung der mittelalterlichen Künstler war demgemäß rein praktisch; sie durchmaß die Stufen des Werkstattunterrichts, Lehrlings- und Gesellenjahre, bis sie in der Aufnahme des reifen Meisters in die Gilde ihren Abschluß fand. Im Atelier des Cennino Cennini wurden gewerbliche Arbeiten aller Art ausgeführt, das Bemalen von

[1]) Für die folgenden Ausführungen vgl. Richard Muther, Deutsches Künstlerleben im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, Grenzboten 1885, S. 15 ff., Hans Floerke, Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte, München und Leipzig 1905, S. 133 ff., und Georg Habich, Alte und neue Akademien. Kunst für Alle 1899, S. 337 ff. Albert Dresdner, Die Entstehung der Kunstkritik, München 1915, S. 58 ff. Drey, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst 1910. Ferner J. von Schlosser, Materialien zur Quellenkunde der Kunstgeschichte, Wien 1914, S. 101.

Fahnen und Tüchern so gut wie die Vorzeichnungen für Sticker und Zeugdrucker und das Schminken vornehmer Damen. Die Werkstatt kannte ebensowenig eine Scheidung zwischen rein künstlerischer und kunstgewerblicher Arbeit, wie sie in der Honorierung zum Ausdruck kam. Die gleiche, vielleicht zum Höchsten begabte Hand malte eine Altartafel und gab Möbeln, Fahnen und Särgen ihren koloristischen Schmuck; der Maler, der eine Skulptur bemalt hatte, erhielt ungefähr die gleiche Summe wie derjenige, der sie modelliert hatte. Als Grundlage für die Preisberechnung diente nicht eine ästhetische Stufenfolge hoher und minder hoher Kunst, vielmehr die Qualität der Leistung, die Zahl der Arbeitstage und der Wert der verwendeten Materialien. Nach mittelalterlicher Auffassung war also die künstlerische Tätigkeit der handwerklichen unlösbar verbunden, das Kunstwerk erschien als Höchstleistung handwerklichen Könnens, dem Handwerker wurde das Werk unter der Hand zu Kunst. Dabei traten Originalität und Individualität so weit hinter der Werkstattarbeit zurück, daß die Werkstattmarke oft den Meisternamen ersetzte.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert, im Zusammenhange mit der Kulturbewegung der Renaissance, begann das soziale und geistige Emanzipationsbestreben der Künstler und das Verlangen nach Ergänzung und Vertiefung ihrer rein praktisch-technischen Berufsschulung durch eine theoretisch-wissenschaftliche Vorbildung. Dürer, in dessen Werken und Büchern sich das geistige Gesicht der Übergangszeit in Deutschland am deutlichsten spiegelt, formulierte den Drang der Zeit dahin: an Stelle des „Brauchs", das heißt der mittelalterlichen Handwerkertradition und -praxis, sei die „Kunst", das heißt die zur Wissenschaft erhobene Kunsttheorie der Renaissance, zu setzen[1]). Dazu bedurfte es aber des Austausches der Meinungen Gleichstrebender, gegenseitiger künstlerischer Unterweisung und der Befreiung vom Unterrichtsmonopol der Zünfte und Gilden. Die neue Kunstgesinnung verlangte nach neuen Unterrichtsanstalten, die auf dem Ideal einer künstlerischen Bildung statt auf den Überlieferungen des Handwerks sich aufbauten. Hier liegen die Wurzeln des Akademiegedankens. Die Urbilder der Akademien waren die von Lorenzos de Medici 1474 gestifteter platonischen Akademie den Namen entlehnende, im übrigen uns nicht näher bekannte „academia Vinciana" und die 1599 eingerichtete Lehranstalt der Lukasakademie zu Rom. Das akademische Unterrichtswesen dieser künstlerischen Privatschulen störte zunächst keineswegs den gildenmäßigen Betrieb der Künste, der sich bis gegen Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erhielt. In Deutschland hatte Joachim von Sandrardt 1662 in Nürnberg nach italienischem Vorbild seine „Teutsche Akademie" gegründet, die 1818 ein unrühmliches Ende als Provinzialkunstschule nahm. Die Reaktion gegen die vom Mittelalter übernommenen sozialen, geistigen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Künstler ging von Frankreich aus, wo sich schon 1648

[1]) Zu Dürer vgl. E. Panofsky, Dürers Kunsttheorie, Berlin 1915, und Wilhelm Waetzoldt, Dürers Befestigungslehre, Berlin 1917, besonders S. 77.

die Maler zur Gründung der „académie royale“ Ludwigs des Vierzehnten zusammengeschlossen hatten.

Mit der Absonderung des Künstlerstandes vom Handwerkerstande, der Trennung der „Kunstmaler“ von den „Flachmalern“, mit der Schaffung einer neuen Unterrichtsorganisation in den Akademien hatten sich zwar die Künstler von dem rein handwerklichen Lehrbetrieb befreit, damit aber keineswegs die Führung des Handwerks aus der Hand gegeben. Es lag die Aufnahme der Handwerker in die Elementarklasse der Berliner Akademie durchaus im Sinne der Kunstanschauung einer Zeit, die die Abhängigkeit der Gewerbe von den bildenden Künsten noch vor Augen hatte. Zwar waren die Meister der Barockzeit keine Handwerker mehr, denen Kunstwerke gelangen, aber sie blieben Künstler, die nach wie vor die Vorbilder für die handwerkliche Produktion schufen.

Darin lag wohl eine Verschiebung, noch nicht aber eine Auflösung des seit dem fünfzehnten Jahrhundert bestehenden Verhältnisses zwischen Kunst und Handwerk [1]). Im späteren fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatten in der Leitung der Gewerbe die Maler die Führung gehabt. Ihr Werk war die Ausstattung und Einrichtung der Fürstensitze in Ferrara, Bologna, Urbino, Mailand, vom Plan des Hauses und Gartens bis zur Tracht der Damen und dem Zaumzeug der Pferde. Goldschmiede, Tischler, Töpfer, Glasmaler, Teppichweber arbeiteten nach den Kupferstichvorlagen eines Schongauer, Aldegrever, Dürer, Flötner, Holbein und nach Entwürfen von Raffael, Quentin Massys, Bacchiacca, Bronzino u. a. Der ornamentale Formenschatz der italienischen, deutschen und der niederländischen Hochrenaissance ist von Architekten und Malern geschaffen worden, deren Illustrationswerke dem gesamten Bauhandwerk zur Grundlage dienten (Serlio, de Vries, Floris z. B.). Die riesigen künstlerischen Unternehmungen des Barock Louvre, St. Germain, Versailles danken ihre stilistische Geschlossenheit dem vorbildlichen Zusammenwirken von Baumeistern, Bildhauern und Malern mit Stukkateuren, Möbeltischlern, Bronzegießern, Goldschmieden, Seidenwebern und anderen Handwerkern. Diese Einheit von Künsten und Gewerben, die in Frankreich von Le Bruns Manufacture Royale des meubles de la couronne bis in die Tage der Revolution gedauert hat, verschaffte diesem Lande die unbestrittene künstlerische Vorherrschaft in Europa, sie wurde zu einer Quelle seines nationalen Wohlstandes und zur Grundlage einer bis heute lebendigen künstlerischen Kultur.

Frankreichs Vorbild stand den preußischen Fürsten vor Augen, sowohl bei der Gründung der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften am Ende des siebzehnten wie bei der Reorganisation dieser Akademie im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten verfiel die Berliner Akademie und sank auf die Stufe einer gewöhnlichen Handwerkerzeichenschule herab. In der allgemeinen Finanz-

[1]) Vgl. W. von Bode, Die Stellung der hohen Kunst zum Kunstgewerbe. „Der Tag“, 8. März 1918.

lage des preußischen Staates, in der persönlichen Geistesrichtung des Königs und dem Fehlen starker künstlerischer Persönlichkeiten unter den Akademikern sind die Gründe für diesen Niedergang des Kunstinstituts zu suchen. 1726 fiel auch die Zivilarchitektur als Lehrgegenstand weg; dazu kam ein äußerer Schlag. 1743 wurde die Akademie durch Brand in ihren Räumlichkeiten und Sammlungen schwer geschädigt. Der Kunstunterricht ging erst einer Gesundung wieder entgegen, als sich unter Friedrich dem Großen mit der Fürsorge für die Kulturangelegenheiten des Staates das schöpferische Mäzenatentum des Königs verband, das vor allem eine über das rein Notwendige und Praktische hinausgehende Bautätigkeit und ein vielgliedriges, mit dieser unmittelbar zusammenhängendes Kunstgewerbe ins Leben rief[1]) (Sanssouci, Porzellanmanufaktur). Nun tauchte 1772 der Plan auf, das heruntergekommene, in den Augen des Königs nutzlose Institut der Akademie dadurch wieder mit der Wirklichkeit des Lebens und seinen Anforderungen zu verknüpfen und dem Staatsinteresse dienstbar zu machen, daß sie mit dem Ober-Bau-Departement des Generaldirektoriums verbunden wurde, „da das Zeichnen einen Einfluß in alle Künste und Wissenschaften hat und insonderheit bei der Mathematik und Architektur unentbehrlich ist. Wir auch überdem bei Etablierung des Oberbaudepartements die Willensmeinung gehabt haben, daß Ihr das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen und Nötigen vereinigen sollt." Das Oberbaudepartement erstattete daraufhin ein Votum vom 30. Mai 1772, das deutlich bezeugt, wie die barocke Auffassung von der Einheit zwischen Kunst und Gewerben noch lebendig war, daß ferner der Zusammenhang von gewerblicher Qualitätsarbeit unter künstlerischer Leitung und Nationalwohlstand und -Ansehen den Architekten Friedrichs des Großen völlig klar war. Es heißt in dem Gutachten: „es lassen sich für mehrere Teile der Zeichenmaler-, Kupferstecher- und Bildhauerkunst nähere Verhältnisse zu der Civilbaukunst und den Preisfragen und Prämien finden, wenn man dabei nicht bloß auf die Gebäude allein, sondern auf alle Arten von Hausgeräten und die dahin dienenden Tischler, Schlosser, Töpfer, Porcellain- und Fayence-Fabriken, Rotgießer, Zinngießer, Goldschmiede, Drechsler, Tapeten-Fabriken, Glashütten und Spiegelrahmen-Arbeit Rücksicht nimmt. Bei allen diesen Arbeiten werden Zeichnungen vorausgesetzt, welche die Arbeiter selten selbst verfertigen, und wenn sie es auch tun, sehr wenig imstande sind, auch nur den einfachsten Regeln der Schönheit, Symmetrie und Ordnung und äußerlichem guten Ansehn Genüge zu tun ... Buchhändler wissen schon längst, daß ihre Verlagsbücher mehr Käufer finden, wenn die darin vorkommenden Zeichnungen von Meil oder Chodowiecki sind. Durch solche

[1]) Für das Folgende vgl. außer Müller, a. a. O., besonders H. Waentig, a. a. O. Lichtwark weist darauf hin, daß der hohe Stand der französischen Kunstindustrie das Werk der vornehmen Sammler und Liebhaber war, die in der gesellschaftlichen Schichtung Preußens so gut wie ganz fehlen. (Auswahl seiner Schriften. Berlin 1917. S. 40.)

Meister der Kunst kann allerdings Berlin in Absicht auf die zeichnenden und bildenden Künste den Ruf erhalten, den die römischen und vlamländischen Schulen ehemals erhalten haben. Auch ohne Rücksicht auf die diesen Künsten eigenen Meisterstücke, auf Papier, Leinwand und Marmor, können sie in andern Manufakturen einen sehr wichtigen Einfluß haben. Paris hat keinen geringen Vorteil, daß seine Haute et basse-lisse-Tapeten von Meisterhänden gezeichnet und gestickt werden. Auch weniger künstliche Tapeten von Wolle, Cattun, Leder, Papier, Leinwand, auch jede geblümte Stoffe gewinnen dabei, wenn die Zeichnungen und ihre Ausführung an sich schon die Künstler [Käufer?] herbeiziehen. Von Verzierung und Ausbildung der Porcellain-Stücke hängt größtenteils ihr Preis und der schnelle Debit ab, und beides kann, zumal durch neue und gut ausgedachte Zeichnungen und Modelle, noch weit höher getrieben werden. Bei guten Zeichnern fehlt es nur an einem habilen Medailleur, um aus wohl ausgesonnenen Medaillen eine, durch ganz Europa verkäufliche Ware zu machen. Künstliche und mit gutem Geschmack gebildete Gläser, Spiegelrahmen, Schnitzwerke, eingelegte Tischler-Arbeit, Wagen, Chaisen, Kaleschen und sehr viele andere Arbeiten gewinnen dabei auch außer Landes mehreren Debit, wenn Figur, Form, Ausbildung und Malerei von einem guten Zeichner herrührt." Den weitgehenden Plänen des Oberbaudepartements wurde freilich keine Folge gegeben, wohl aber entwickelte sich die Akademie in der alten Richtung auf eine universitas artium hin, nachdem Friedrich der Große durch Kabinettsorder vom 25. Januar 1786 dem Freiherrn Friedrich Anton von Heinitz die Oberaufsicht über die akademischen Angelegenheiten übertragen hatte[1]). Seine Reformpläne verfolgten das Ziel, durch Einschränkung der Schülerzahl die Züchtung eines Künstlerproletariates zu verhindern, Kupferstecher, Maler und Modelleure für die Porzellanmanufaktur, sowie „dessinateure für fabriquen" zu bilden, die Kunst- und Gewerbeschule und eine unentgeltliche Zeichenschule für angehende Handwerker so zu organisieren, daß jeder in seinem Fach mit dem Regelmäßigen und Einfachen darin bekannt werde, eine Modellsammlung für die Handwerker, sowie Preise zu beschaffen und Ausstellungen kunstgewerblicher Erzeugnisse zu veranstalten. Auf Heinitz ging schließlich die Einrichtung sogenannter „akademischer Künstler" zurück, das heißt solcher Kunst- und Gewerbetreibender aus dem höheren Handwerks- und Fabrikbetriebe, „die sich für das Schöne empfänglich zeigten, selbst Erfindungskraft hatten und ihre Arbeiten in höhere Sphären rücken wollten". Diese akademischen Künstler hatten das Vorrecht, überall in Preußen ihr Gewerbe treiben zu können, ohne daß irgend einer Zunft oder Gilde ein Recht zum Widerspruch dagegen zustand; auch genossen sie Schutz ihres geistigen Eigentums gegen unerlaubte Nachahmung. Es waren sicher nicht in erster Linie ästhetische, sondern nationalökonomische Erwägungen, die den König und seinen Minister bei diesem Reformwerk leiteten. „Wir haben" — sagte Heinitz —

[1]) Wilhelm Bode, a. a. O.; Müller, a. a. O.

„keinen andern Zweck und keinen andern Wunsch, als die Nationalindustrie zu erhöhen und so, wie England und Frankreich in den westlichen, Italien in den südlichen Provinzen Europas, die Künste zur wichtigen Quelle eines einträglichen Finanzzustandes machen — so Berlin und die preußische Monarchie zum Depot derselben in den nördlichen Gegenden unseres Weltteils vorzubereiten."

Auf Grund der Erfahrungen in Berlin und unter Berücksichtigung der Einrichtungen auswärtiger Akademien, wie derjenigen in Wien, Augsburg, Kopenhagen, Florenz und Parma, erließ Friedrich Wilhelm der Zweite am 26. Januar 1790 ein neues Statut, nach dem nicht nur die meisten Gewerbetreibenden, „die der Unterweisung im Schönen für ihre Arbeit bedürfen", wie Damast- und Seidenweber, Tapetenwirker, Sticker, Formschneider, Kattundrucker, Drechsler, Schnitzer, Tischler, Töpfer und unzählige andere Handwerker, unter die künstlerische Aufsicht und Leitung der Akademie gestellt wurden, sondern auch die Direktoren der Königlichen Bauten, der Hofmedailleur der Münze, die Kunstdirektoren der Porzellanfabrik, selbst der Dekorateur der Königlichen Oper gehalten waren, mit der Akademie beständig Rücksprache zu nehmen und die von ihnen auszuführenden Ideen der Akademie zur Prüfung und Billigung vorzulegen. Demgemäß wurden in der „Kunstschule" die Lehrlinge und Gesellen solcher Handwerker und Fabrikanten unterrichtet, „die zu geschmackvollen Formen und Verzierungen ihrer Arbeiten des Unterrichts im Zeichnen oder in der Geometrie und Architektur bedürfen". Neu in diesem Statut war vor allem die Ausdehnung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens auf die preußischen Provinzen durch den Plan der Gründung von Provinzialkunstschulen. Sie sollten vorzüglich in den Gegenden angelegt werden, wo beträchtliche Manufakturen und Fabriken sich befänden, bei denen es auf eine geschmackvolle Bearbeitung der Sache ankommt. Der Endzweck der Akademie geht nach dem Wortlaut des Statuts dahin, „daß es (das Institut) auf der einen Seite zum Flor der Künste sowohl überhaupt beitrage, als insbesondere den vaterländischen Kunstfleiß erwecke, befördere und durch Einfluß auf Manufakturen und Gewerbe dergestalt veredele, daß einheimische Künstler in geschmackvollen Arbeiten jeder Art den auswärtigen nicht ferner nachstehen, auf der anderen Seite aber diese Akademie als eine hohe Schule für die bildenden Künste sich in sich selbst immer mehr vervollkommne".

Auf Grund des Statuts von 1790 entstanden in den folgenden Jahren eine Reihe von Provinzialkunstschulen, zumeist durch Umwandlung und Erweiterung schon vorhandener privater Zeicheninstitute. So: 1790 die Kunst- und Handwerksschule in Königsberg, 1791 die Kunstschulen in Halle und Breslau, 1793 die Kunstschule in Magdeburg, 1803 diejenige in Danzig, 1804 die Erfurter Schule und schließlich eine Reihe kleinerer Zeichenschulen in Schlesien. Diese provinzialen Anstalten standen in einem festen Abhängigkeitsverhältnis zur Berliner Akademie, von der Lehrmittel und Vorlagen geliefert, Lehrer als Akademiebeamte bestellt und Ausstellungen von Schüler-

arbeiten veranstaltet wurden. Trotz der Unterstützung durch die staatlichen und städtischen Behörden brachten es die Provinzialkunstschulen zu keiner rechten Blüte. Man wird den Grund dafür in verschiedenen Umständen zu suchen haben: zunächst im offenen und geheimen Widerstand der Handwerksmeister, dann in der Zerrüttung aller Kultureinrichtungen in Preußen durch die Napoleonischen Kriege und in der Erschöpfung der Staatskassen nach dem Wiedereintritt geordneter Verhältnisse, ferner auch in dem allgemeinen Umschwung des Kunstgeschmackes um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts — die im Rokokostil ausklingende Stilwelt des Barock wurde verdrängt durch den Klassizismus — und schließlich in der Entwicklung der im achtzehnten Jahrhundert entstandenen modernen Technik. Alle diese Umstände verhinderten auch den Erlaß eines vollständigen Reglements für das gesamte Provinzialkunstschulwesen in Preußen. Die Kunstschulen in Halle, Magdeburg, Danzig und Erfurt verschwanden und wurden im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts durch Handwerker-, Kunstgewerbe- und Baugewerkschulen ersetzt, die übrigen fristeten ihr kümmerliches Dasein weiter; die Königsberger Anstalt zwischen einer 1821 gegründeten Gewerbeschule und der seit 1845 bestehenden Kunstakademie. Das Breslauer Institut wurde nach mehrfachen Reorganisationsversuchen schließlich 1875 in zwei nebeneinander bestehende Schulen: die Gewerbeschule und die Kunst- und Kunstgewerbeschule, aufgelöst.

Für den von Grund aus veränderten Geist der Zeit zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ist nichts so bezeichnend als der von dem bekannten Berliner Hofarchäologen und Ästhetiker Hirt ausgearbeitete Entwurf für eine Berliner Akademiereform vom 11. Dezember 1809[1]). Hier tritt die Opposition des klassizistisch gelehrten Geistes gegen den barocken künstlerischen Geist, der das Statut von 1790 noch beherrscht hatte, deutlich zutage in der Scheidung von eigentlichen Künstlern: den Architekten, Bildhauern und historischen Malern, die einzig in der Akademie vertreten sein sollen, und den in einer besonderen Mitgliederklasse zusammengefaßten sogenannten „Kunstverwandten", zu denen gehören: „die bloßen Land-, Wasser-, Schiffs-, Militär- und Maschinenbaumeister, die Kleinbildner als Stein- und Stempelschneider; die bloßen Verzierer in Holz, in Stein, Metall und Weißwerk; die bloßen Tier-, Landschafts-, See-, Architektur-, Dekorationen-, Geflügel-, Früchte- und Blumenmaler; die bloßen Miniatur-, Schmelz-, Glas- und Pastellmaler; die bloßen Zeichner und Kupferstecher und die bloßen Kopfmaler." Für den Barock hatten Kunst und Handwerk eine organische Einheit gebildet, für den Klassizismus standen sie nur noch im „Verwandtschafts"-Verhältnis. Ja

[1]) Die gesamten bis 1849 zutage getretenen Pläne für eine Neugestaltung der künstlerischen Unterrichtsanstalten sind besprochen in der auf Veranlassung des Ministeriums verfaßten „Denkschrift über eine Gesamtorganisation der Kunstangelegenheiten", die Fr. Eggers im deutschen Kunstblatt 1851, Nr. 29 ff. veröffentlicht hat. Vgl. auch „Franz Kugler, Preußens erster Kunstdezernent", von Wilhelm Waetzoldt, „Kunstchronik", 26. Oktober 1917.

selbst innerhalb der freien Künste unterschied ein wissenschaftlich-ästhetischer Hochmut zwischen akademiefähigen Kunstgattungen und solchen zweiten Ranges. In diesen Auffassungen wurzelt die fast das ganze neunzehnte Jahrhundert beherrschende Entfremdung zwischen den Bildungswegen und Zielen der Nation und dem künstlerischen Leben; hier wurde zuerst das Band gelöst, das bisher Kunst und Handwerk verknüpfte.

Von der Neugestaltung des preußischen hohen Behördenwesens, die mit dem allgemeinen Umschwung der Dinge in und nach den Befreiungskriegen zusammenhing, blieb naturgemäß auch die Kunstverwaltung nicht unberührt. Ergebnis der gemeinschaftlichen Arbeit von Stein, Hardenberg und Altenstein war die Aufteilung des 1723 von Friedrich Wilhelm dem Ersten begründeten Generaldirektoriums und seine Umwandlung in zwei selbständige Ministerien: das des Innern und das der Finanzen, die zu den alten Ministerien des Auswärtigen, der Justiz und des Krieges hinzutreten[1]). Durch das Publikandum vom 16. Dezember 1808 „über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der Preußischen Monarchie" wurden dem Geschäftskreise der dritten Sektion für den öffentlichen Unterricht und Kultus des Ministeriums des Innern zugewiesen:

a) alle wissenschaftlichen und Kunstvereine, die Akademien der Wissenschaft und der Künste, die Bauakademie zu Berlin;
b) alle Lehranstalten (auch die Industrie- und Kunstschulen).

1817 zerlegte Fürst Hardenberg das Ministerium des Innern noch einmal, wobei Personalfragen mindestens ebenso ausschlaggebend waren, wie sachliche Erwägungen. Die Kabinettsorder vom 3. November 1817 verfügte: „Der Minister des Innern gibt das Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht und das damit in Verbindung stehende Medizinalwesen ab. Die Würde und Wichtigkeit der geistlichen und der Erziehungs- und Schulsachen macht es rätlich, diese einem eigenen Minister anzuvertrauen, und ich ernenne dazu den Staatsminister von Altenstein." Damit war das preußische Kultusministerium als diejenige Zentralinstanz gebildet worden, der von nun an die Verwaltung der geistigen Kulturangelegenheiten anvertraut war.

II. Das Bauwesen. Klassizistische Reformpläne. Die Entwicklung der technisch-gewerblichen Anstalten.

1817 bis 1851.

Im Jahre 1790 war bei der Berliner Akademie der Künste eine „Architektonische Lehranstalt" begründet worden[2]). Hierin dokumentierte sich die auch

[1]) Eduard Spranger, Das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Leipzig 1917.

[2]) O. Simon, a. a. O. S. 689 ff. Fr. Eggers, a. a. O. Eytelwein, Sammlung von Aufsätzen und Nachrichten, die Baukunst betreffend, 1799, S. 28 ff.

im Statut der Akademie ausgesprochene Überzeugung des fürstlichen Reorganisators von der Bedeutung der Architektur für die Geschmacksbildung der Nation und von der Notwendigkeit einer Erziehung der jungen Baumeister an einer Kunsthochschule. Eine Erweiterung dieses Instituts nach der Seite der technischen und konstruktiven Vorbildung der Schüler erschien aber bald nötig, da die akademische Lehranstalt dem Mangel an guten „Baubedienten" für die „Ökonomiebaukunst" nicht abzuhelfen vermochte. So wurde vom Oberbaudepartement unter Mitwirkung Gillys der Plan einer allgemeinen, mit der Akademie organisatorisch verbundenen Bauunterrichtsanstalt ausgearbeitet. Für die Ausbildung der Bauhandwerker sollte zunächst durch Erweiterung des in den Provinzialkunstschulen zu erteilenden Unterrichts gesorgt werden, wobei aber besonders befähigten Schülern der Übertritt in die Bauakademie, wie seit der Kabinettsorder vom 18. März 1799 der Name der neuen Hochschule lautete, freistehen sollte. Der Zweck der Bauakademie ging nach den Grundsätzen vom 13. April auf die theoretische und praktische Bildung tüchtiger Feldmesser, Land- und Wasserbaumeister, auch Bauhandwerker mittels der „Kunstschulen". Die Bauakademie unterstand einem Kuratorium, dem die jedesmaligen Chefs der Kunstakademie und des Oberbaudepartements angehörten. 1809 ging die Anstalt an das Ressort des Unterrichtsdepartements über.

Der allmähliche, durch verschiedene Umstände herbeigeführte Verfall der Bauakademie hatte schon 1817 die Aufmerksamkeit des Ministers des Innern erregt, der zugleich das Departement für Handel, Gewerbe und Bauwesen leitete, so daß die Reorganisation dieser Anstalt und weiterhin der Akademie der Künste und der Provinzialkunstschulen eine der ersten großen Aufgaben war, vor die sich der Kultusminister v. Altenstein gestellt sah. Zur Vorbereitung der Reformen der Kunstverwaltung berief der Minister im Oktober 1818 eine Kommission, der als Verwaltungsbeamte angehörten die aus der früheren Kultussektion des Ministeriums des Innern übernommenen hervorragenden Räte: Nicolovius, der Freund Hamanns und Jacobis, Goethes Verwandter, Süvern, der Schüler Fichtes und F. A. Wolfs, und Schultz, der Leiter des Volksschulwesens; als Künstler Schinkel, als Kunstgelehrter der Hofrat Hirt.

Um den Niedergang des künstlerischen und gewerblichen Unterrichtswesens in Preußen seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in seinen tieferen Ursachen zu verstehen, muß man seine Geschichte einordnen in die allgemeinen Kulturbewegungen der Zeit. Die alte, aristokratische Kultur des achtzehnten Jahrhunderts wurde seit der Revolution verdrängt durch das Aufkommen einer neuen bürgerlichen Kultur[1]). Damit trat ein neuer Menschentypus mit neuen Kunstbedürfnissen und Kunstanschauungen auf die Weltbühne. Die Aristokratie hatte eine allseitig gebildete Menschenklasse dargestellt mit durchaus einheitlichen Kunstansprüchen, die Haus und Wohnung, Tracht und Tanz, Literatur und Musik, Sprache und Lebensformen gleichermaßen umfaßten.

[1]) A. Lichtwark, Wege und Ziele des Dilettantismus, München 1894, S. 17 ff.

Diese harmonische Bildung ging verloren. Der Grund der bürgerlichen Bildung ruhte nicht mehr in der Kunst, sondern in der Wissenschaft. Das Ziel seines Daseins wurde der Erwerb, und der Weg dahin führte durch die Arbeit. Die Kunst, soweit sie im Leben des Bürgers eine Rolle spielte, wurde studiert, aber nicht mehr in erster Linie genossen. Das kunsttechnische Interesse und Verständnis mußte, je mehr der Verstand und die historische Bildung an die Stelle der Sinne und der Kennerschaft treten, erlöschen. Das Haus, der Garten, Außen- und Innenarchitektur entzogen sich dem alten architektonischen Herrschaftsbereich, wurden stillos oder stilunsicher und waren, da der neuen Gesellschaft die Mittel für das Echte und Gute fehlten, auf Nachahmungen und Surrogate angewiesen. Je tiefer die Bedeutung der Akademien und Kunstschulen sank, um so höher stieg die der Universitäten. Und die Blüte der Berliner Universität, die durch die Namen Schleiermacher, Hegel, Böckh, Ritter, Ranke u. a. bezeichnet wird, fiel unter das gleiche Ministerium Altenstein, das in immer erneuten Reorganisationsbestrebungen sich mühte, die verloren gegangene Einheit des nationalen Lebens mit den bildenden Künsten wieder zu gewinnen.

Die Verwirklichung der umfassenden Pläne zu einer Neugestaltung des gesamten Kunstverwaltungswesens scheiterte an dem Fehlen der erforderlichen Fonds. Es war dies um so bedauerlicher, als damit die Reorganisation der Akademie aufgegeben werden mußte, für die Schinkel eine Denkschrift ausgearbeitet hatte (vom 4. Dezember 1818), in der mit Entschiedenheit die Akademie als eine „große Staatswerkstatt" bezeichnet wird, welche dazu eingerichtet ist, die Bedürfnisse, die Zwecke, die Handlungen des Staats zu schmücken und zu veredeln. Schülerwettbewerbe, Meisterwerkstätten, theoretische Unterweisung in kunstgeschichtlich geordneten Museen, Preisaufgaben, die aus dem wirklichen Leben gegriffen sind und auf dasselbe wieder zurückwirken sollen, und an der Spitze des Instituts ein Verwaltungsdirektor, der kein produzierender und den Werkstätten nahestehender Künstler sein darf, das sind Schinkels Forderungen. An eine solche durchgreifende Umgestaltung, deren Plan aus dem Geiste eines modernen, den Akademien sehr skeptisch gegenüberstehenden Künstlers geboren war, ließ sich, wie gesagt, gar nicht denken. Man mußte sich damit begnügen, in kommissarischen Beratungen mit den Vertretern des Handelsministers die dringlichste und finanziell lösbare Aufgabe: die Reorganisation der Bauakademie, vorzubereiten. Die Kommissarien gingen auch zunächst soweit wie möglich — sie dachten an eine wirkliche Architekturuniversität, einen „akademischen Verein der Bauakademie zur Vervollkommnung der Architektur und ihrer Hilfswissenschaften". Dagegen beschränkten sich die Wünsche des Handelsministers, die Beuth vertrat, auf die Errichtung einer höheren Bauschule zur Heranbildung von Baubeamten aller Art. Am 13. Dezember 1820 schlug der Handelsminister, Minister des Innern von Bülow, folgende Regelung der Angelegenheit vor, mit der sich

der Unterrichtsminister grundsätzlich einverstanden erklärte: Von seiten des Kultusministeriums solle die Sorge für den rein ästhetischen Teil der Baukunst, die damit verwandten schönen Künste und die Geschäfte der Architektur übernommen werden, wogegen das Ministerium des Handels bereit sei, den Unterricht in der reinen Mathematik, Statik, Hydrostatik, Hydraulik, Mechanik, praktischen Geometrie, in der allgemeinen Baulehre, der Lehre von den Gebäuden, den Straßen, Brücken, Schleusen, Strom- und Hafenbauten sowie der Maschinenbaukunst und im Zeichnen zu seinem Ressort zu ziehen. Am 23. Dezember 1823 ging darauf beiden Ministern die Allerhöchste Kabinettsorder zu, durch die der König genehmigte: Erstens, „daß die bisherige Bauakademie künftig zwei Abteilungen erhalte, nämlich eine für die höhere Baukunst, die andere für das Technische des Bauwesens, daß letztere sich zugleich auf die Bildung der Provinzialbaumeister und Feldmesser erstrecke. Die erste Abteilung soll dem Ressort des Unterrichtsdepartements verbleiben, letztere aber an das Handelsministerium unter Einwirkung des erstgedachten Ministeriums bei Feststellung des Lehrplanes für dieselbe übergehen. Zweitens, daß die zweite Abteilung der Kunst- und Gewerkschule, nämlich die Bau- und Gewerkeschule, dem Ressort des Handelsministeriums überwiesen werde, wogegen die erste Abteilung derselben, die freie Kunst- und Handwerkerschule, der Leitung des Unterrichtsdepartements auch ferner zugehören soll."

Die im zweiten Teil der Kabinettsorder getroffene Entscheidung hatte folgende Vorgeschichte: Am 23. Juli 1821 machte der Akademiedirektor Schadow den Unterrichtsminister darauf aufmerksam, daß von seiten des Handelsministers Vorlagehefte für Handwerker herausgegeben und die Eröffnung einer Handwerkerzeichenschule angekündigt würden, ohne daß die Akademie, der nach ihrem Statut von 1790 der Einfluß auf vaterländische Manufakturen und Gewerbe jeder Art als eine ihrer Aufgaben zugewiesen sei, von diesem Konkurrenzunternehmen der Gewerbeverwaltung benachrichtigt worden sei. Wohl in der Erkenntnis, daß es sich hier um Anzeichen einer nicht mehr aufzuhaltenden Entwicklung handle, schlug Schadow vor, die Kunst- und Gewerkeschule der Akademie, ebenso die Provinzialkunstschulen abzutrennen und dem Handels- und Gewerberessort zu unterstellen. In der Tat war nach einem 1820 von Beuth entworfenen Plan am 1. November 1821 in Berlin eine zweiklassige Gewerbeschule unter dem Namen „Technisches Institut" eröffnet und die Gründung weiterer einklassiger Provinzialgewerbeschulen vom Handelsminister beschlossen worden[1]). Ferner lagen die ersten Hefte der von Beuth herausgegebenen „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker" vor, die 1821 Goethe in einer von Schadow auch erwähnten Rezension in „Kunst und Altertum" überaus wohlwollend würdigte, indem er

[1]) Siehe die Denkschrift: Das technische Unterrichtswesen in Preußen, Berlin 1879; ferner O. Simon, a. a. O. S. 726 ff., Eggers, a. a. O., und P. Fr. Damm, Die technischen Hochschulen, Berlin 1909.

die „auf dem Gipfel der Kunst unerläßliche Einheit" zwischen Baumeister und Bauhandwerkern nachdrücklich betonte. Der Architekt „wird sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. An solchen Verein wird der Maler sich anschließen, und durch sie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tischler, Töpfer, Schlosser und wer nicht alles geleitet, ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gesellig bemüht sind." Hier hatte sich die Akademie von Beuth eine Angelegenheit aus den Händen nehmen lassen, in der zu führen sie eigentlich berufen gewesen wäre. Denn auch Beuth wollte — ganz im Sinne der alten, gesunden Auffassung des Verhältnisses zwischen Kunst und Gewerben — die Handwerker keineswegs zu Pseudokünstlern machen; er warnt in seinem Vorwort sie vor dem selbständigen Komponieren. Dem Kultusministerium kam diese Entwicklung weder unerwartet noch unerwünscht, hatte sich doch in seinem Schoße die Neigung herausgebildet, diejenigen Anstalten von seinem Geschäftsbereich abzutrennen, die „die Kunstbildung nicht um ihrer selbst willen, in möglichster Umfassung ihrer verschiedenen Zweige und in möglichst innerer Vollkommenheit, sondern in Beziehung auf gewisse außer ihr liegende technische Zwecke und demnach nur in einem durch diese bestimmten Kreise des Umfangs und Grade der Vollkommenheit bezwecken."

Zur Beratung der wichtigen Frage der Abtrennung der Handwerkerschulen von der Akademie der Künste wurde 1821 eine aus Schadow, Schinkel und Rauch bestehende Sachverständigenkommission eingesetzt, die am 21. Januar 1822 einen sorgfältig ausgearbeiteten Plan einreichte, wonach:

1. außer der Akademie zu Berlin sämtliche Zeichen- und Modellierschulen des Landes nur in Beziehung auf Gewerbe und Technik überhaupt organisiert,
2. die Grenzen des Unterrichts der künftig von dem Handelsministerium ressortierenden Schulen genau abgesteckt werden sollen,
3. der Einfluß bestimmt wird, den die Akademie auf die gedachten Schulen behalten müsse,
4. die Scheidung der Schule aus dem Lokale der Akademie für notwendig erkannt wird.

In diesem Gutachten war also ein Zusammenwirken beider Ressorts bei der Verwaltung des gewerblichen Unterrichtswesens derart gedacht, daß das Kultusministerium durch die Akademie der Künste den ästhetischen Teil des Unterrichts beeinflussen, während das Handelsministerium die nach den Bedürfnissen der Provinzen individuell abgestuften technischen Lehraufgaben feststellen sollte. In der Tatsache, daß es dem Kultusministerium aus Mangel an Mitteln nicht möglich gewesen war, das gesamte gewerbliche Schulwesen auf der in Aussicht genommenen Grundlage der Provinzialkunstschulen zu regeln, in der Kabinettsorder vom 31. Dezember 1823 und in dem selbständigen Vorgehen des Handels- und Gewerbeministeriums auf dem Gebiete des Unterrichtswesens hat jener Dualismus in der Verwaltung der kunstgewerb-

lichen Unterrichtsangelegenheiten seine Wurzel, der für die Folgezeit und bis heute die Geschichte dieses Zweiges der Fachbildung beherrscht.

Im Anschluß an das 1827 zum dreiklassigen „Gewerbeinstitut" erhobene Berliner Technische Institut entstanden bis zum Jahre 1838 in den preußischen Regierungsbezirken zwanzig Provinzialgewerbeschulen. Die mechanische und chemisch-technische Ausbildung der Gewerbetreibenden war nunmehr Sache der vom Handelsministerium ressortierenden Schulen, während die bei der Akademie verbliebene Kunst- und Gewerkeschule, wie es in einem Reskript des Kultusministeriums vom 22. Mai 1830 heißt, „zunächst der Geschmackbildung der Handwerker gewidmet ist, nicht um diese von ihren Gewerken abzulenken, sondern sie für dieselben geschickter zu machen". Der Unterricht beschränkte sich auf Reißen mit Zirkel und Lineal, Handzeichnen nach Vorbildern und Bossieren von Ornamenten. Eine ähnliche Scheidung hat die Kabinettsorder für die Vorbildung der Architekten gebracht, da die erste Abteilung der Bauakademie „für höhere Baukunst" bei der Akademie und damit beim Kultusressort verblieb, während die zweite Abteilung „für das Technische des Bauwesens" an das Handelsministerium überging. Da sich bei der weitgehenden Verschiedenheit in den Grundauffassungen ein glückliches Zusammenarbeiten beider Behörden nicht ergab, wurde die Bauakademie allmählich für die gesamten Bedürfnisse der Architekten ausgebaut, während die Bauabteilung der Akademie durch Mangel an Beteiligung einging.

Wiederum ist nach den tieferen kulturgeschichtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen zu fragen, die dazu beigetragen haben, diese einschneidenden Änderungen im gewerblichen und künstlerischen Unterrichtswesen herbeizuführen. Die Entwicklung der technischen Wissenschaften und die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinenarbeit auf der einen Seite, die zeitlich damit zusammenfallende Ablösung der aristokratischen durch die bürgerliche Kultur auf der anderen Seite, mußten auch den preußischen Staat zwingen, für den neuen Stand der Ingenieure, die den Architekten sich an die Seite zu stellen sich anschickten, die der Erde die nötigen Eisenmassen abgewinnen, die Maschinen konstruieren und neue Verkehrswege und Verkehrsmittel erbauen sollten, Bildungsmöglichkeiten zu schaffen. Maschinenbau-, Bauingenieurwesen, Hochbau, Tiefbau, Chemie und Hüttenkunde waren daher die Lehrziele, die auf dem Gewerbeinstitut und den Provinzialgewerbeschulen erreicht werden sollten.

Diese technisch-gewerblichen Anstalten haben ihre Vorläufer in den realistischen Schulen, die schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden waren, aus dem Bestreben heraus, die vom siebzehnten Jahrhundert erworbenen großartigen Fortschritte in den Naturwissenschaften praktisch auszunutzen und das Verständnis für technische Dinge in die weitesten Volkskreise zu tragen[1]). So war zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts

[1]) W. Lexis, Die technischen Hochschulen im Deutschen Reich, Berlin 1904. (Historische Übersicht von Dr. W. von Dyck.)

Semlers „mathematisch-mechanische ökonomische Realschule" in Halle entstanden, 1717 waren ingenieur-wissenschaftliche Vorlesungen an der Universität Prag eingeführt und 1741 das Collegium Carolinum in Braunschweig, der Vorläufer der Technischen Hochschule, gegründet worden. Die weitere Entwicklung des technischen Unterrichtswesens stand unter dem Einfluß des Auslands. Das Vorbild, das Frankreich mit der Gründung der École polytechnique in Paris 1794/95 gegeben hatte, und der Wunsch, wirtschaftlich unabhängig von der englischen Maschinenindustrie zu werden, waren die treibenden Momente.

Dem Schöpfer der preußischen Gewerbeschulen Beuth schwebte übrigens keineswegs vor, die Pflege des Kunsthandwerks ganz den akademisch-künstlerischen Lehranstalten zu überlassen. Nach seinen Plänen sollten vielmehr die Gewerbeschulen mit Hilfe der mit ihnen verbundenen Modellier-, Gießerei-, Ziselierwerkstätten, durch die Musterzeichenschule, die Sammlung von Abgüssen pompejanischer Bronzen, Abgüssen und Stichen und die von 1821 bis 1837 durch die technische Deputation für Gewerbe herausgegebenen „Vorbilder für Fabrikanten und Gewerbe" der Förderung der Kunstindustrie dienen. Aus den Berliner Ateliers gingen Werke in Bronze, Silber, Elfenbein und Holz hervor; auch stellten sie sich unmittelbar in den Dienst der hohen Kunst, so zum Beispiel durch den Guß der Statuen von Seydlitz, Schwerin, Zieten, Keith, Winterfeld und Dessau für den Wilhelmsplatz in Berlin. Goethes Briefwechsel mit Beuth aus den Jahren 1826 bis 1831 gibt einen Einblick in die mannigfaltige Produktion des Gewerbeinstitutes. Den Dank für eine Sendung kleidete Goethe 1827 in die Worte: „Wenn die altertümlichen (Kunstschätze) mich über die großen Verdienste jener vorübergegangenen Zeiten zu den würdigsten Betrachtungen auffordern, so sehe ich in den hinzugefügten neueren Werken die herrlichsten Früchte der unermüdlichen Sorgfalt, Einsicht und Leitung, welche von Ihnen (Beuth) ausgehend den Künstlern seit so vielen Jahren zustatten kommen, die das Glück haben, sich in Ihrer Nähe zu bilden." Auf die Zusendung seines von einem Zögling des Gewerbeinstituts gefertigten Medaillons und der Beuth-Denkmünze des Vereins für Gewerbefleiß in Preußen erwiderte er: „Ich wüßte nicht, daß man jemals in solchem Grade verstanden hätte, die Forderungen der höheren Kunst mit denjenigen zu verbinden, die gewöhnlich an das Gewerbe gemacht werden. Und was ist denn das letztere, wenn es nicht von der ersteren beseelt und begeistert wird?"

Wenn von den Werkstattarbeiten, den Vorlageblättern und den anderen Einrichtungen zur Hebung des Geschmacks der Handwerker kein dauernder Einfluß auf die Gewerbe ausging, so hatte das seinen Grund in folgendem: Das Bürgertum in dem verarmten Preußen besaß weder die sicheren Ansprüche, den erzogenen Geschmack, noch die Mittel, um zu einer für jede Blüte des Kunstgewerbes unentbehrlichen breiten Käuferschicht zu werden. Die romantische Kunst aber hatte fast alle Beziehungen zur Wirklichkeit, zu ihren Bedürfnissen und Notwendigkeiten verloren und sich damit im Gegensatz

zur Kunst der Barockzeit der Führerrolle dem Handwerk gegenüber begeben. Eine Ausnahme machte eigentlich nur der zwischen Klassizismus und Romantik stehende Schinkel, der im alten Sinne ein Vollkünstler war und die für die Innen- und Außendekoration seiner Monumentalbauten und Fürstensitze in Frage kommenden Gewerbe wie ein Barockmeister zu erziehen, zu seinen Diensten heranzubilden und einem wirklichen Stilbegriff zu verpflichten bemüht war. Die Frage der inneren Ausstattung des Berliner Museumsbaus gab denn auch 1826 den Anlaß zu einer gemeinsamen Reise Schinkels und Beuths nach Frankreich und England [1]). Diese Reise führte Schinkel auf das eingehende Studium der „industriellen Manufaktur- und Fabrikationsinteressen" seines Vaterlandes. Die Frucht seiner Beschäftigung mit diesen Fragen waren die bis 1837 erschienenen Entwürfe Schinkels für Möbel, Webereien, Parkettfußbödenmuster, Gefäße, Geländer, Bilderrahmen, Eisen-, Zink- und Bauornamente, lauter Versuche, die preußische, besonders die Berliner Handwerkstätigkeit zu heben. Die Entwicklung der Dinge, die immer mehr auf einen Verfall der Handwerkstechnik zugunsten billiger Maschinenarbeit ohne künstlerische Qualität hinzielte, konnte Schinkel ebensowenig aufhalten wie Semper, der 1834 in Dresden versuchte, die alte Arbeitsgemeinschaft zwischen Architekten und vielgliedrigem Kunstgewerbe wieder lebendig werden zu lassen. Die Zeit gehörte der Technik; technische Unterrichtsanstalten, soweit sie Fachschulen waren, blühten; an ihrer Spitze standen das Gewerbeinstitut und die 1831 ebenfalls Beuth unterstellte und in eine „allgemeine Bauschule" umgewandelte Bauakademie. Wir verfolgen kurz die weitere Entwicklung beider Anstalten, die in der Folge keinen Einfluß mehr auf das kunstgewerbliche Unterrichtswesen gehabt haben. Der Runderlaß des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vom 5. Juni 1850 brachte eine Reform des Berliner Gewerbeinstitutes und der Provinzialgewerbeschulen, in der der ersten als höchsten technischen Lehranstalt das Ziel gesetzt wurde, Techniker auszubilden, die zur Einrichtung und Leitung von Fabriken befähigt sind, während der letzten vorbehalten wurde, Handwerker für die verschiedenen Berufsarten, sowie Werkführer für die Fabriken vorzubereiten. 1861 wurden die Ateliers des Gewerbeinstituts für Kupferstecherei, Gießerei und Ziselieren aufgehoben als nicht mehr in den Rahmen der Anstalt passend; fünf Jahre später erhielt das Institut den Namen „Gewerbeakademie", und durch Verfassungsstatut vom Jahre 1871 wurde diese Akademie als eine Technische Hochschule erklärt.

Die allgemeine Bauschule hatte 1848 (18. August) ihre alte Bezeichnung „Bauakademie" wieder erhalten samt einer neuen Organisation und der Unterstellung unter das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Diese Regelung entsprach durchaus den im Kultusministerium

[1]) Vgl. A. von Wolzogen, Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph, Berlin 1864, S. 43 f.

herrschenden Ansichten. Franz Kugler, Preußens erster Kunstdezernent, hatte in den 1848 geschriebenen, nach seinem Tode von Paul Heyse veröffentlichten „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im Preußischen Staate" den Unterricht in der Architektur von der Akademie der Künste an die Bauakademie überweisen wollen, „welche schon die Bestimmung hat, alles Erforderliche für diesen Beruf zu lehren". 1879 wurden schließlich die Gewerbeakademie und die Bauakademie zur Technischen Hochschule (in Charlottenburg seit 1884) vereinigt. Zu den Abteilungen der Gewerbeakademie: Maschinen- und Ingenieurwesen, Chemie, Hüttenkunde und Schiffbau, trat damit die Architektur als Lehrfach hinzu. Somit hatten sich Spezialanstalten, die auf einzelne technische Berufsarten vorbereiteten, zu einer auf mathematisch-naturwissenschaftlicher Grundlage beruhenden Hochschule verschmolzen. Auch die technische Hochschule in Hannover — von der in Braunschweig wurde schon gesprochen — ist 1879 aus einer polytechnischen Fachschule, diese wiederum aus einer „höheren Gewerbeschule", die seit 1831 bestand, hervorgegangen.

Dem glänzenden Aufstieg von Technik und Naturwissenschaften ging der Niedergang von Kunst und Handwerk parallel. Die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung von 1844 in Berlin brachte zuerst den Beweis, daß die Gewerbe kunstlos geworden, das Kunstgefühl abgestorben, die schöpferischen Kräfte versiegt seien. Hier handelte es sich aber nicht um eine preußische oder eine deutsche, sondern um eine deutsch-englische Kulturerscheinung, wie die Londoner Weltausstellung 1851 zeigte. Die Einsicht, daß hier ein wirtschaftlich-ästhetisches Problem von größter Bedeutung vorliege, brach sich zuerst in England Bahn[1]). Man erkannte, daß es mit der Vernachlässigung des künstlerischen Elementes in der Technik so nicht weitergehen dürfte, und suchte Rettung in der Gründung einer zentralen Fachbehörde: dem departement of practical art[2]), und in der Einrichtung von Schulen, die dem Handwerk die Kunst wieder zuleiten sollten. Man glaubte, Unterrichtsanstalten, Museen und behördlichen Organisationen diejenige Funktion zuweisen zu können, die einzig und allein eine starke, in der Architektur wurzelnde und von ihr aus herrschende Kunst ausüben kann. Damit entstand in England jene kunstgewerbliche Bewegung, die etwa zwanzig Jahre später verwandte Reformströmungen in Deutschland zur Folge hatte.

[1]) H. Waentig a. a. O. S. 92 ff. Schon in den dreißiger Jahren agitierte der Maler Benjamin Robert Haydon für eine kunstgewerbliche Schulorganisation und kunstwissenschaftlichen Universitätsunterricht.

[2]) Später als department of science and art dem Handelsamt unterstellt, 1857 von ihm gelöst und mit dem Education Department of the Privy Council office zum Education Department verschmolzen. Vgl. H. Waentig a. a. O. S. 114 ff.

(Schluß folgt.)

Musik.

Berliner Musikleben.

Wer aufmerksamen Blicks die Entwicklung unseres Musiklebens beobachtet, hat längst mit wachsender Besorgnis bemerkt, daß ein klaffender Riß besteht zwischen dem Empfinden der großen Masse unseres musikfreudigen und musikverständigen Publikums und den Bestrebungen der jüngeren unter unseren schaffenden Künstlern. Mit derselben Energie, mit der die letzteren sich einem Hypermodernismus zuwenden, versagt das erstere ihnen die Gefolgschaft. Es liegt etwas Tragisches und es äußert sich zugleich die ganze Zwiespältigkeit unserer Kunstzustände darin, wenn wir den Künstler gezwungen sehen, immer wieder um die Anerkennung eines Publikums zu ringen, für dessen „Rückständigkeit" er nur ein verächtliches Achselzucken hat, und dessen Beifall allein ihm doch die Gewähr wirklichen Erfolges gibt. Denn die Zeiten, wo die Kritik über Wohl und Wehe des Künstlers entschied, sind vorüber; zu oft hat ihr Urteil sich als voreilig erwiesen; allzu oft ist es deutlich genug von dem Wunsch, sich nach keiner Seite hin zu kompromittieren, diktiert erschienen, als daß es noch von entscheidender Wirkung sein könnte. Eines besonders steht mit unzweideutiger Bestimmtheit fest: das Lob der Presse vermag das Publikum nicht mehr zu beeinflussen. Werke, die von jener mit fast einmütigem Beifall begrüßt wurden, sind von ihm rundweg abgelehnt worden und rasch wieder von der Bildfläche verschwunden. Unsere Opernbühnen können darüber ein besonders trübes Lied singen. Aber nicht viel anders steht es um die Darbietungen in unseren Konzertsälen: Abend nach Abend sieht man die Vertreter der neuesten Richtung um die Gunst des Publikums werben; Orchester-, Kammermusik-, Gesangswerke ziehen in unabläßiger Folge an uns vorüber, und immer wiederholt sich dasselbe Bild: kühl, gelangweilt hört man zu, hier und da einmal ein Achtungserfolg, der in den meisten Fällen auch nur den Ausführenden gilt, nie jenes freudige Aufhorchen, jene sichtbar wachsende Erregung, jene jubelnde Zustimmung, wie sie der wirkliche Erfolg auslöst.

Doch ist das nicht das Schicksal alles Neuen gewesen, haben nicht auch Wagner und selbst Beethoven mit den Vorurteilen der Menge zu kämpfen gehabt? — das ist der Einwurf, der regelmäßig gemacht wird, wenn diese Frage zur Sprache kommt. Was zunächst Wagner betrifft, so ist es erstaunlich, wie irrige Vorstellungen über die Aufnahme seiner Werke von seiten des Publikums noch immer bestehen. Wenn wir uns den gewaltigen Abstand vergegenwärtigen, der seine Musikdramen von den Produkten trennt, die damals die Opernbühnen beherrschten, wenn wir bedenken, wie sehr die Tatsache seiner Teilnahme an der revolutionären Bewegung des Jahres 1849 der Aufnahme seiner Werke durch die Hofbühnen entgegenarbeitete und wie schädlich sein langes Exil, das es ihm unmöglich machte, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für seine Werke einzutreten, diesen sein mußte, so staunen wir über die Schnelligkeit, mit der sie sich das Publikum eroberten. Und wenn das eine oder das andere, besonders aber der „Tristan", nur langsam sich Bahn brach, so lag der Grund dafür ebenso sehr in der Art der Werke, wie im Publikum — man braucht sich nur daran zu erinnern, wie klein etwa im Vergleich zum „Werther" der Kreis derer ist, an die sich „Die Wahlverwandtschaften" wenden, um das zu verstehen. Auch auf Beethoven trifft, was wir eben gesagt, zu. Es ist wahr, Publikum und Presse verhielten sich seiner heroischen Symphonie gegenüber zuerst gleich abweisend. Aber konnte das anders sein? Noch widerhallten die Konzertsäle von dem Jubel, mit dem Haydns Symphonien begrüßt wurden;

an ihnen gemessen, war Beethovens zweite, dieses ausgelassene Kind frohen Jugendübermutes, in dem noch ein gutes Stück der lächelnden Anmut des Rokoko atmet, schon als halb revolutionär erschienen. Und nun ein Jahr später die Heroische, ein drohendes Felsungetüm, inmitten heiterer Wiesengelände ... so mutet sie uns in ihrer Umgebung an, von der sie ihrem geistigen und seelischen Gehalt, ihrer Formbehandlung und schon ihrem Umfang nach ein Menschenalter zu trennen scheint. Und nun gar die Werke der letzten Periode, in denen ein nie Ausgesprochenes nach Zeichen und Symbolen ringt, in denen wir den Meister sich zu geistigen Höhen aufschwingen, in seelische Abgründe hinableuchten sehen, die ohne ihn uns ewig verschlossen geblieben wären, und zu denen wir ihm mühsam nur zu folgen vermögen. Erleben wir Ähnliches heute je? Sollen wir die Auslassungen jedes Anfängers, der von toller Selbstverkennung irre geführt den Sonnenwagen lenken möchte, bevor er die Zügel zu halten gelernt, als höhere Eingebungen hinnehmen, denen wir mit derselben ehrfürchtigen Hingabe gegenübertreten müssen, wie dem, was Beethoven, als all seiner menschlichen und künstlerischen Weisheit letzten Schluß, der Welt anvertraute? Gerade je eingehender wir uns mit dem Schaffen der Jüngeren beschäftigen, um so deutlicher erkennen wir, wie wenig Geist und Gemüt, wie wenig eigenes Erleben damit zu tun haben. Ihr Schaffen bedeutet kein Ringen, wie das Beethovens, dem „vor dem Anfangen großer Werke graute" und der doch dem inneren Zwang willenlos sich beugte; sie bringen nicht wie Schumann ihre Kompositionen „unter Lachen und Weinen" hervor, ihre Werke sind nicht wie die Schuberts durch „Schmerzen erzeugt". Innere Leere, kümmerlich verhüllt von äußerlichem Prunk, ein affektiertes Übermenschentum, das dadurch über sein dürftiges Menschtum hinwegtäuschen möchte, immer und immer die große Geste, die doch selten als etwas anderes denn als bloße Geste wirkt — das ist das Signum ihres Schaffens. Und wenn wir nun wenigstens über den Mangel an wirklichem Gehalt durch eine Fülle von Wohlklang, durch Reichtum der Farbenwirkungen, durch kluge Konzentration entschädigt würden! Aber — und hier ist es, wo jener Mißklang zwischen dem Empfinden des Publikums und des Schaffenden sich am schrillsten bemerkbar macht — dem Klanggefühl, das sich in den Werken der letzteren äußert, stehen die anderen verständnislos, beinahe fassungslos gegenüber. Am selben Abend, an dem sie eben aus dem Quell Beethovenscher Schönheit einen tiefen Trunk getan, bietet man ihnen ein Gemisch von „Zigarrenasche und Sägespänen mit Scheidewasser", wie Liszt es einmal bezeichnete, dar und erwartet, daß sie es mit demselben Behagen genießen sollen. Man hat die Monotonie des Wohlklangs durch die des Mißklangs ersetzt, man hat, um die Speise würziger zu machen, sie so lange gepfeffert, bis sie überhaupt nach nichts anderem mehr als nach Pfeffer schmeckt. Man vergaß, daß die Wirkung der Dissonanz auf ihrem Gegensatz zur Konsonanz beruht, daß ohne diese die musikalische Wiedergabe von Empfindungen ebenso sehr nur ein Zerrbild sein kann, wie es eine Darstellung des Lebens sein würde, die nichts von seinen versöhnenden Lichtseiten ahnen ließe. Und diese nervenaufreizende Gleichförmigkeit des Eindrucks wird bis zur Unerträglichkeit durch die Länge der Kompositionen gesteigert, die durch nichts gerechtfertigt erscheint. Als man Beethoven riet, seine heroische Symphonie zu kürzen, da durfte er mit stolzem Selbstbewußtsein erwidern, wenn er eine Symphonie schreibe, die eine Stunde dauere, so werde man sie wohl kurz genug finden! Er wußte, daß hier die Länge durch die Bedeutung des Inhalts bedingt war, daß eine Kürzung die lückenlose Logik des ganzen Aufbaus zerstören müsse! Dann aber wieder genügte ihm eine halbe Stunde für alles, was er in seiner Fünften zu sagen hatte, während wir heute eine Symphonie,

die „nur" dreiviertel Stunde beansprucht, schon als eine Symphonietta bezeichnen zu müssen glauben, wobei der Titel gewissermaßen als Entschuldigung und Erklärung der „Kürze" dienen soll. So sind es drei Dinge, die die neuesten Erzeugnisse charakterisieren: eine bis zum Grotesken verzerrte Harmonik, ein bewußtes Verleugnen aller natürlichen Melodik und eine urteilslose Redseligkeit.

Das unkünstlerisch Künstliche der ganzen Entwicklung äußert sich besonders in den Wegen, die die Harmonik genommen hat. Daß auf einem Gebiete, dessen Geschichte innerhalb sechzig Jahren von der naiven Einfachheit der Haydnschen Schöpfung zu der die verborgensten Schwingungen des Empfindens aufspürenden Tonsprache von Wagners „Tristan" führte, kein Stillstand eintreten konnte, ist selbstverständlich, daß das Fortschreiten — wir wollen das Wort „Fortschritt" vermeiden — zunächst eine Zeitlang noch auf immer größere Kompliziertheit hinzielen würde, war vorauszusehen. Was aber nicht vorauszusehen war, ist, daß man plötzlich der ganzen Entwicklung ein Halt! gebieten, mit kühnem Sprung sich über die Ergebnisse einer jahrhundertelangen Entwicklung hinwegsetzen und an Stelle eines organisch unter dem Zwang eingeborener Gesetze Entstandenen die Produkte subjektiver Willkür setzen würde. Während sich — wie man mühelos nachweisen könnte — die musikalische Sprache vordem stets aus dem Bestreben heraus, sich dem darzustellenden Inhalt möglichst eng anzupassen, umgebildet und erneuert hat, der Inhalt also erst den Ausdruck schuf, ist man jetzt dazu gekommen, sich vorerst eine neue Sprache zu konstruieren und dann nach einem geeigneten Inhalt zu suchen. So überraschte Debussy die Welt mit seiner Ganztonleiter, legte Skriabine seinen Werken eine eigene Tonleiter (c d e fis a b) zugrunde und sieht Busoni sein Ideal in einer Tonleiter, die Viertel- und womöglich auch Sechsteltöne einschließt. Mit einer gewissen Genugtuung stellt man fest, daß die Wiege dieser weltbeglückenden Ideen in Frankreich, Rußland und Italien, nicht in Deutschland gestanden hat. Aber Deutschland, das sich wie in so vielen anderen Dingen, so auch hierin nur zu willig der Führung des Auslandes anvertraute, wurde bald eine Pflegstätte der neuen Lehren, und allmählich haben auch wir es dahin gebracht, daß Natur und Verständlichkeit als rückständig, Verzerrung und Unklarheit als fortschrittlich angesehen werden. Der Gedanke der Ganztonleiter (c d e fis gis ais) vor allem hat geradezu verheerend gewirkt. Daß eine auf sie gegründete Melodik und Harmonik eine völlige Neugestaltung unseres Musikempfindens voraussetzen und bedeuten würde, die nur auf Grund langer Gewöhnung möglich sein und uns mit der Zeit den Genuß alles dessen, was uns bis dahin als das Wertvollste gegolten, verleiden würde, will man nicht einsehen. Man kann nicht ein begeisterter Anhänger des Futurismus sein und zugleich für die älteren Kunstideale schwärmen, man kann nicht dem Gestammel der Dadaisten verzückt lauschen, so lange man sich sein Gefühl für die Schönheit der großen Dichter gewahrt hat, man kann sich so wenig im Handumdrehen von Beethoven auf Debussy, wie von Rembrandt auf Marinetti einstellen. Als gerechtfertigt könnte dem oberflächlichen Beobachter der Gebrauch so fremdartiger Methoden erscheinen, wenn es sich um die Vertonung von Dichtungen, die einem ebenso fernen Empfindungskreise angehören, handelt. Unsere Komponisten suchen ja mit Vorliebe ihre Texte jetzt in den fremden Literaturen, Li Tai-Po, Li-o-ay, Tschen-do-su haben Goethe, Lenau, Eichendorff verdrängt. Aber wenn wir uns die „Exotischen Lieder", die uns Hans Ebert durch Vermittlung von Paul Schmedes vorführte, näher ansehen, so entdecken wir bald, daß das Exotische daran nichts anderes ist, als das bereits stereotyp gewordene Moderne: Ganztonleiter, Quintenfolgen, Sekundfortschreitungen. Hätte Hans Ebert seine Lieder nicht ausdrücklich als exotische bezeichnet, so hätte man sie als einen

interessanten Versuch, die moderne Methode durch eigenartige Texte zu rechtfertigen, ansehen können. Aber die ganze Dürftigkeit unserer Neuerrungenschaften wird uns deutlich, wenn wir sehen, wie ein so augenscheinlich reichbegabter Künstler wie Ebert bewußt neuartig wirken will und doch über die landläufigen Farbenmischungen nicht hinauskommt. Und schließlich — was soll dieses ganze Bemühen, uns in eine so ferne Stimmungswelt einzuführen? Insoweit sie mit der unsrigen sich deckt, hat sie nichts Exotisches, und wo sie exotischen Geist atmet, muß ihre Einkleidung in ein modern europäisches Gewand ihr alles Charakteristische rauben. Der ganze Abend war so recht dazu angetan, die tödliche Einförmigkeit der Methode darzutun, die mit ihren ununterbrochenen Dissonanzenfolgen für alle Schattierungen des Empfindens nur eine Ausdrucksform zu haben scheint. Wie immer stand ihr auch diesmal das Publikum völlig teilnahmlos gegenüber, und der sich immer rascher leerende Saal bewies, wie wenig ihm daran lag, tiefer in ihre Geheimnisse einzudringen.

Ganz Ähnliches konnte man an einem Kompositionsabend von Frau Gisela Selden-Goth beobachten. Ihre Lieder zu Texten von Rainer Maria Rilke, die nach einem ähnlichen Rezept wie die Ebertschen gearbeitet sind und nicht minder und nicht mehr exotisch als jene klingen, lösten dasselbe Gefühl trostloser Langeweile aus — womit übrigens die Lieder Eberts, die den Kenner doch hier und da aufhorchen ließen und den Wunsch erweckten, dem Komponisten auf anderen Gebieten wieder zu begegnen, nicht auf dieselbe Stufe als die der Frau Selden-Goth gestellt werden sollen. Auch ein Violinkonzert der Dame, das am selben Abend von Telmanyi mit glänzender Technik und schönem Ton vorgetragen wurde, erwies sich als ein formloses und bizarres Stück, ein Produkt kühler, aber meist falscher Berechnung.

Das Publikum dürfte so bald für diese Gattung Musik, die das Mal der Dekadenz an der Stirne trägt, nicht zu haben sein. Und es ist eins der erfreulichsten Momente unseres Musiklebens, daß dieses vielgeschmähte Publikum doch einen so erstaunlich sicheren Instinkt für das Echte und Rechte hat. Es ist nicht die Modernität als solche, der es sich widersetzt, sondern die Modernität als Selbstzweck; wo ein Eigener zu ihm spricht, dessen Werk Geist und Empfindung atmet und bei dem die Modernität nicht als Absicht, sondern als Notwendigkeit wirkt, da gibt es sich ihm mit freudiger Bereitwilligkeit hin. Ein Beispiel dafür ist die Aufnahme, die es der D-Moll-Symphonie von Ewald Straeßer bereitete, die Nikisch in gewohnt meisterlicher Weise in einem philharmonischen Konzert zur Aufführung brachte. Seltsam — wieder und wieder hat man uns erzählt, daß die Symphonie sich längst überlebt habe und die Welt nach neuen Formen lechze. Und nun kommt einer, der sein Können nicht im Suchen nach neuen, sondern in der selbständigen Meisterung der alten zeigt, und sie jubelt ihm zu. Auch hier konnte man wieder eine alte Erfahrung bestätigt finden, die zugleich die Stellungnahme des Publikums in dem Streit zwischen der absoluten und programmatischen Musik, zwischen Symphonie und symphonischer Dichtung kennzeichnet: das programmatische Werk mit seiner verfließenden, aller musikalischen Logik ermangelnden Formgebung schreckt das Publikum, wenn es sich nicht gerade um kleinere Gebilde handelt; die symphonische Form dagegen, mit ihrer von wahrhaft künstlerischem Geist zeugenden Gestaltung der Teile, gibt auch dem Aufnahmevermögen des Laien einen Halt, der ihn doppelt genußfähig und genußfreudig macht.

Und nicht nur zur Form hat Straeßer den Mut, sondern auch zur Melodie, und auch hier war es ganz offensichtlich, mit welcher Freude man bei jeder gesanglichen Stelle aufhorchte. Fügen wir hinzu, daß Straeßer eine durchaus selbständige Natur ist, die durch die Freiheit, mit der sie die Fesseln der Form trägt, den Gedanken des Zwanges, durch die Kühnheit der Harmonik den der Rückständigkeit

keinen Augenblick aufkommen läßt, so wird es dem Leser klar sein, weshalb wir in ihm eine wirkliche Hoffnung begrüßen, und das um so mehr, als er sich trotz dunkler Anwandlungen doch von jenen weltschmerzlichen Grübeleien, in welchen unsere Jüngsten so gerne schwelgen, fern hält.

Derselbe Abend brachte auch Straußens „Till Eulenspiegel", den man immer wieder mit Freude und Bedauern zugleich hört: mit Freude darüber, daß unsere humorarme Zeit ein solches Werk hervorbringen konnte, mit Bedauern, daß Strauß ihm nichts Ähnliches hat folgen lassen. Denn der „Till Eulenspiegel" bedeutet in der musikalischen Literatur eine Gattung für sich. Hier schien ein Neues aufzudämmern, hier war einem ehrlich musikalischen Gehalt — man höre, wie reizvoll die Themen des „Till" auf dem Klavier noch wirken — ein durchaus modernes Gewand gegeben, hier eine alte Form, das Rondo, schöpferisch genial erneuert, hier eine Instrumentation von berückender Pracht der Farbe, die sich doch nie als Selbstzweck gibt, und hier vor allem der Instrumentalmusik ein neues Gebiet, das einer derb zugreifenden und doch nie unedlen Komik, erschlossen. Mehr als zwanzig Jahre sind hingegangen, seit wir uns zum erstenmal an Tills lustigen Streichen ergötzten; sie haben uns von Strauß manches Bedeutende auf instrumentalem Gebiet gebracht, aber nichts, was auch nur annähernd so fest Wurzeln geschlagen hätte, wie der „Till", und der Abschluß, die „Alpensymphonie", erscheint wie ein Zerrbild alles dessen, was die Größe des „Till" ausmacht.

Die ganze Haltlosigkeit der programmatischen Idee, soweit es sich um die realistische Wiedergabe un- und deshalb antimusikalischer Dinge handelt, wurde uns bei einer Aufführung der Straußschen Heldensymphonie vor Augen geführt. Jedesmal wieder läßt der Anfang dieses Werkes aufhorchen; an Kraft und Schwung hat die neuere Musik wenig hervorgebracht, was ihm verglichen werden könnte. Dann aber tritt das Programm in seine Rechte: einem Helden darf es nicht an Neidern und Feinden fehlen, und so muß nun jene unselige Episode folgen, in der die Holzbläser mit ohrzerreißenden Quietschtönen und Dissonanzen den Hörer aus allen seinen Illusionen reißen, und die ihn doppelt verwirrt, weil diese Mißklänge ihm jede andere Vorstellung ebenso gut wie die von Neidern und Feinden geben. Aber der Held bedarf auch der Gefährtin, und die Gestalt des Weibes, das die Ergänzung zu seiner stolzen Größe bilden soll, wird nun von Strauß mit grausamer Treue zu malen versucht. Versucht — denn wie sehr er sich der Unzulänglichkeit der Musik, die erwünschte porträtmäßige Deutlichkeit zu erreichen, bewußt war, beweist die ängstliche Genauigkeit, mit der er seine Absichten Takt für Takt in Worten angedeutet hat. Da heißt es rasch hintereinander: heuchlerisch, schmachtend, lustig, leichtfertig, etwas sentimental, übermütig, sehr scharf, spielend, liebenswürdig, sehr gefühlvoll, drängend und immer heftiger, zornig, keifend usw. Und auch hier lauscht das Publikum mit Verwunderung dem Soloviolinisten, dem die Aufgabe zufällt, das Bild dieser launischen Dame zu malen und — „es wird ihm von alle dem so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum". Denn den *inhaltlichen* Zusammenhang der Stelle mit dem übrigen vermag die Musik doch nicht klarzulegen, der *musikalische* Zusammenhang aber scheint durch sie vollständig gelöst. Wieder einmal bewährt sich die Weisheit jenes erschöpfenden Satzes Wagners, der, von ihm zunächst auf die Ouvertüre bezogen, für die ganze Instrumentalmusik gleiche Gültigkeit hat, daß nämlich „die Ausarbeitung immer der rein musikalischen Bedeutung der Themen entspringen müsse und nie sich auf den Gang irgendwelcher Ereignisse beziehen dürfe, weil dadurch der einzig wirksame Charakter eines Tonstücks aufgehoben würde".

So war es denn auch überaus lehrreich, den Eindruck der Symphonie auf das Publikum zu beobachten. Als das Heldenleben zuerst erschien, hatte die un-

erhörte Kühnheit des Ganzen eine geradezu sensationelle Wirkung; man war wie betäubt davon und begeisterte sich für das Werk, schon um nicht einzugestehen, daß man es nicht verstand. Das ist längst vorüber. Heute berührt uns, was damals als Ausfluß titanischen Trotzes erschien, nur noch als vorsätzliche Willkür; die Straußsche Methode ist zu sehr zur allgemeingültigen Manier geworden, als daß wir uns noch dadurch verblüffen lassen könnten, und trotz der ausgezeichneten Wiedergabe des Werkes durch die Philharmoniker, unter der schwungvollen Leitung Werner Wolffs, ging es fast spurlos vorüber.

Auch der Tschaikowskyschen Manfred-Symphonie, die uns nach langer Pause von dem tüchtigen, aber etwas nüchternen Herrn Prüwer wieder einmal beschert wurde, war kein besseres Los beschieden. Tschaikowsky gehörte sicherlich nicht zu den Begnadeten; seine Kraft hatte zu viel von halb barbarischer Wildheit, seine Gemütstiefe zu viel von tränenseliger Sentimentalität. Aber er hatte den Mut seiner Persönlichkeit; und die Ehrlichkeit, mit der er sich in seinen Symphonien und anderem ohne Rückhalt, als der er war, gab, hatte etwas so Bestechendes, daß man sich ihr nur schwer versagen konnte. Hier, wo er aus Eigenstem schöpfte, Selbstempfundenes in seinen Tönen wiederklingen ließ, floß ihm der Strom der Empfindung reich und mühelos. Aber im „Manfred", den er auf eine Anregung von außen schrieb, hieß es, sich in eine seinem eigenen Wesen fremde Natur hineinzufühlen, und das vermochte er nicht. Er selbst hat es erzählt, unter welchen Mühen und Qualen er das Werk geschaffen. Wie eine eiserne Klammer legte sich das Programm um seine Phantasie, daß sie, die sonst so leicht beschwingte, unter ihrem Druck erlahmte. Und wie schwer wurde es ihm schon, in Byrons tiefsinnigem Gedicht genügend Stoff für die musikalische Behandlung zu finden. Was hat der dritte Satz („ein Bild einfachen, armen und freien Lebens der Bergbewohner") mit den seelischen Konflikten Manfreds zu tun, wie äußerlich und dürftig ist es, wenn die flüchtige Erwähnung des Festes, das in der Halle Arimans gefeiert werden soll, den Vorwand für den größeren Teil des letzten Satzes (die Bacchanalien) abgeben muß. Wenn man den Manfred an den Symphonien Tschaikowskys mißt, verkündet er mit unverkennbarer Deutlichkeit den Bankrott des programmatischen Gedankens; die gähnende Langeweile, die darüber brütet, teilt sich nur zu rasch auch dem Publikum mit, und man atmet auf, wenn das Ganze endlich vorüber ist.

Wie anders war die Stimmung, die in der Philharmonie waltete, als Paul Graeners Symphonietta für Streichinstrumente und Harfe — hier war einmal der Titel berechtigt — von Nikisch zum erstenmal den Berlinern vorgeführt wurde. Hier wehte uns wieder einmal der Hauch eines echten Musikantentums entgegen, das der Hilfe des Programms, jener stützenden Krücke aller erfindungslahmen Komponisten, nicht bedarf, das alle Hilfsmittel seiner Kunst mit jener Meisterschaft beherrscht, die ihre Verwendung als Notwendigkeit erscheinen läßt. Ein feinsinniger Musiker, ein großer Könner und ein warm empfindender Mensch sprechen aus dieser Musik zu uns, in der sich Altes und Neues zu willkommenem Bunde vereinigt und in die wir uns wie in einen schönen Traum einspinnen lassen, aus dem wir nur ungern erwachen. Ganz besonders überraschend war der Reichtum der Farben, trotz der beschränkten Palette —, man sah auch daraus, daß der, dem's im Herzen singt und klingt, auch ohne den gewaltigen Apparat, der heute gang und gäbe ist, den rechten künstlerischen Ausdruck zu finden vermag, und daß natürliche Anmut auch ohne Schminke und künstlichen Aufputz ihres Eindrucks gewiß ist. Denn das Publikum nahm das Werk mit Begeisterung auf und bewies damit von neuem seinen sicheren Instinkt für echte Werte.

Hoffnungerweckend sind auch die Kompositionen eines jungen Dänen, Edvard

Moritz, der im letzten Winter mit einer Violinsonate, einer Orchesterburleske und anderem zu Worte kam. Die Sonate, die von Thornberg und Singer aus der Taufe gehoben wurde, machte in der vollendeten Wiedergabe, die sie von den beiden vortrefflichen Künstlern erhielt, einen ausgezeichneten Eindruck. Es steckt Phantasie und Können in dem Werk, das zwar große Ansprüche an die Ausführenden stellt, aber sie durch die Dankbarkeit ihrer Aufgaben entschädigt. Mit der Burleske hat der Komponist unseren Orchestern ein Stück geschenkt, das bei dem Mangel an kürzeren Kompositionen, die in den Rahmen eines Symphoniekonzertes passen, als eine erfreuliche Bereicherung des Repertoires angesehen werden kann. Plastische Themen, geschickte Formgebung, klangvolle Orchesterbehandlung und weise Kürze zeichnen das Werk aus, das wahrscheinlich rasch Verbreitung finden wird. Nach diesen Proben ist Bedeutendes von der weiteren Entwicklung des jungen Komponisten zu erwarten, vorausgesetzt, daß er den Schlingen des Hypermodernismus entgeht, der auch ihn eifrig umwirbt.

Eine solche Befürchtung liegt Gustav von Betzold gegenüber nicht vor, auf dessen Lieder bei dieser Gelegenheit nachdrücklich hingewiesen sei. Es spricht ein selbständiger Geist aus ihnen, der sich die Errungenschaften der modernen Harmonik dienstbar und sich doch von ihren Übertreibungen freizuhalten verstanden hat. Die verträumten Stimmungen des Zwielichts und der Nacht locken ihn wie die Mehrzahl der Jüngeren augenscheinlich am meisten; aber er findet auch für den freudigen Glanz des Tages die entsprechenden Töne. Da seine von warmem Empfinden getragenen Lieder auch den Vorzug natürlicher Sangbarkeit haben, so ist zu hoffen, daß sie die Beachtung, die sie verdienen und die ihnen bisher nur wenig zuteil geworden ist, in Bälde finden werden.

Einen merkwürdig geschlossenen Einblick in das Wesen der oben angedeuteten Probleme und ihre Aufnahme von seiten des Publikums gab ein Konzert, das, von Peter Raabe, dem genialen Weimarer Hofkapellmeister dirigiert, uns mit Werken von Carl Bleyle und Möllendorf und des letzteren bichromatischem Harmonium bekannt machte. Wir hatten hier eine praktische Illustration des Busonischen Zukunftstraums vom Vierteltonsystem, von dem er in seiner „Neuen Ästhetik der Tonkunst" schwärmt, jenem Büchlein, das mit seinen unhaltbaren Voraussetzungen und noch unhaltbareren Schlüssen, mit seinem Schwall von großen Worten und unklaren Gedanken ebenso faszinierend auf den Laien, wie abschreckend auf den Kundigen wirkt. Es lohnt nicht der Mühe, auf die Busonischen Auslassungen näher einzugehen. Genug, daß für ihn die Tonkunst „das Kind ist, das zwar gehen gelernt hat, aber noch geführt werden muß, das die Verantwortung noch nicht kennt, eine jungfräuliche Kunst, die noch nichts erlebt und erlitten hat, eine Kunst, die vielleicht erst im allerersten Stadium einer noch unabsehbaren Entwicklung lebt". Gewaltsam haben wir sie aus der ihr durch ihre innerste Natur vorgeschriebenen Bahn abgelenkt; Beethoven ist „einen kleinen Schritt in der Zurückführung der Musik zu ihrer höheren Natur aufgestiegen. Die ganz absolute Musik hat er nicht erreicht, wenn auch in einzelnen Augenblicken geahnt". Die absolute Musik, wie wir sie kennen, ist „etwas ganz Nüchternes, welches an geordnet aufgestellte Notenpulte erinnert". Für manchen wird selbst ein Notenpult etwas von seiner Nüchternheit verlieren, wenn ihm davon Beethovens dritte, fünfte oder neunte Symphonie entgegenschaut. Aber für Busoni, der von einer „Urmusik" träumt, wird ja die Haltung aller in klassische Formen gegossenen Musik „steif und konventionell, sobald sie die Schwelle des Hauptsatzes beschreitet, wie die eines Mannes, der in ein Amtszimmer tritt". Dieser Urmusik glaubt Busoni uns näher zu führen, indem er für eine völlige Umgestaltung unseres Tonsystems eintritt.

Mit Hilfe der Vierteltöne will er es auf 113 verschiedene Tonleitern erweitern, und „da uns ja die Transposition jeder einzelnen dieser 113 offen steht" (113 mal 113 = 12769!!), so sehen wir hier schwindelnden Geistes eine schier überwältigende Fülle neuer Möglichkeiten vor uns. Herrn Möllendorfs vierteltöniges oder bichromatisches Harmonium, wie er es nennt, gab uns einen kleinen Vorgeschmack von ihnen. Als Herr Möllendorf sein Instrument vor einiger Zeit zum erstenmal den Berlinern vorführte und erläuterte, stellte er mit mehr Mut als Beweiskraft die These auf, daß die Musik auf den toten Punkt angelangt, mittelst der alten Methoden etwas Neues nicht mehr zu sagen sei und eine gedeihliche Zukunft ihr nur noch erblühen könnte, wenn ihr neue Ausdrucksmittel zugeführt würden. Das sei aber am einfachsten durch die Hinzunahme der Vierteltöne zu erreichen. Vielleicht sollte die Symphonie, die Herr Möllendorf zur Eröffnung des Abends dirigierte, nur als gewichtiges Argument zur Erhärtung seiner Behauptung dienen, daß auf den alten Wegen Neues nicht mehr zu schaffen sei. Soweit es an ihr liegt, hat sie den Beweis dafür unbestreitbar und vollkräftig erbracht. Sie läßt nichts von Herrn Möllendorfs bichromatischen Fantasien ahnen, ruft die Erinnerung an die Orchestersuiten des seligen Franz Lachner wach, geht aber in der Erfindung bis auf vormendelssohnsche Zeiten zurück. Es ist wohlklingende Unterhaltungsmusik, in der in einem Walzer sogar etwas wie Humor hervorguckt, aber als Symphonie nicht ernst zu nehmen. Bevor er dann als Exponent seiner bichromatischen Ideen wieder auf dem Podium erschien, ließ Herr Möllendorf, unweise genug, erst Carl Bleyle zu Wort kommen, dessen Musik, wenn die irgend eines, dazu angetan ist, die Möllendorfschen Thesen endgültig zu widerlegen und zu zeigen, daß unser altes System noch lange nicht seine letzten Trümpfe ausgespielt hat. Bleyle ist fraglos eine der stärksten Begabungen der Gegenwart: eine reiche, nach den verschiedensten Richtungen hin ausstrahlende Phantasie, markante Erfindung, sicheres Können, Sinn für unmittelbare und doch nie unkünstlerische Wirkung, und eine Sprache, die die in der Tonkunst so oft unversöhnten Gegensätze von Vornehmheit und Wärme, Kompliziertheit und Verständlichkeit zum schönen Ausgleich zwingt, drücken seinem Schaffen den Stempel des Persönlichen auf. Überdies — Carl Bleyle hat Humor; seine Ouvertüre zu „Reineke Fuchs" ist ein wahres Kabinettstück einer musikalischen Komik, die dabei nie die Grenzen des der Musik Gemäßen vergißt, ein ganz selbständiger Ausdruck ähnlicher Empfindungs- und Geisteszustände wie die, denen wir Straußens „Till Eulenspiegel" zu verdanken haben. Und das Letzte und Beste: Bleyles Musik beweist, daß man modern sein kann, ohne gegen die Gesetze der Klangschönheit zu verstoßen, und die ewig schönen Gesetze der Formschönheit beobachten kann, ohne unmodern zu erscheinen. Um so verwunderlicher war es nach alledem, daß Bleyle für seine symphonische Dichtung „Der Taucher" die Möllendorffsche Erfindung zu Hilfe rief. Zu welchem Zweck der Versuch geschah, ist wohl keinem, daß er in jedem Falle verfehlt war, allen klar geworden. Wir können uns vorstellen, daß das neue Instrument, wenn seine Möglichkeiten voll ausgenutzt und die Vierteltöne zu selbständigen Harmoniebildungen verwandt würden, sehr eigenartige Wirkungen erzielen könnte — daß unsere auf ganz andere Klangkombinationen eingestellten Ohren sich aufs energischste gegen sie wehren würden, ist eine Sache für sich. Wie es sich hier gab, war der Eindruck der Vierteltöne als Durchgangsnoten bei halbtonigen Fortschreitungen nicht viel anders als der einer Stimme, die in gedehntem Portamento einen Ton in den anderen zieht. Aber was soll nun gar das bichromatische Harmonium in unserem Orchester, mit dem es sich seiner ganzen Art nach nie zu einer Einheit verschmelzen kann, in welchem es entweder völlig verschwinden oder, wenn es sich bemerkbar macht, als ein Fremdkörper wirken muß?

„Der Taucher" ist augenscheinlich Bleyles letztes Werk. Es war das weitaus unerfreulichste des ganzen Abends. Wieder bewährte sich hier, was wir oben über den Einfluß eines festgelegten Programms auf die Phantasie einer wirklich schaffenskräftigen Künstlernatur gesagt haben: während in den anderen Werken Bleyles (Legende, Gnomentanz, Ouvertüre usw.) blühendes Leben herrschte, starrte uns hier trostlose Öde entgegen; dort ein frisch fröhliches Zugreifen, ein freies Spiel der Kräfte, hier ein vergrübeltes Wesen, welches keine Freude atmete und auch keine aufkommen ließ. Die Kühle, mit der das Publikum das Werk aufnahm, war doppelt lehrreich nach den Ovationen, die es Bleyle vorher dargebracht hatte, und der „Taucher" teilte nur das Geschick aller Werke dieser Richtung — sie kommen und gehen, tiefer zu greifen ist noch keinem einzigen gelungen, am wenigsten denen, die einen allbekannten Stoff zum Vorwurf haben, weil hier die Unzulänglichkeit der Musik, eine fortschreitende Handlung wiederzugeben, allzu deutlich zutage tritt und das Mißlingen des Versuchs auch den Genuß ihrer etwaigen Vorzüge trübt. Der große Erfolg von Straußens „Tod und Verklärung" und „Till" beruht nicht zum wenigsten darauf, daß wir hier an gar kein Programm denken, und uns in dem einen Fall von der warmen Empfindung, im anderen von der göttlichen Heiterkeit der Musik hinreißen lassen. Es wäre schade, wenn auch Bleyle wie so viele andere an dieser Klippe scheitern sollte, und wenn sein Interesse für das bichromatische Harmonium symptomatisch wäre für eine Wendung in seinem Schaffen, die ihn, dessen kerngesunde Art zuerst so sympathisch berührte, auf dem Wege zu krankhafter Tüftelei zeigte. Wir möchten nicht abermals eine bedeutende Hoffnung zu Grabe getragen sehen.

Ziehen wir die Summe dessen, was unsere Konzertsäle uns in den letzten Jahren geboten, so regt sich doch ein Hoffen in unserer Brust. Wir sind weder so arm an schaffenskräftigen Talenten, wie es die haben wollen, denen Brahms das letzte Wort in der musikalischen Entwicklung bedeutet, noch ist unser Publikum von so bornierter Rückständigkeit, wie es ihm die nachsagen, für die alles Heil in neuen Tonsystemen und in einer die Grundbedingungen der Musik verneinenden Programmatik ruht. Der Riß, welcher sich unleugbar zwischen dem Publikum und unseren Künstlern aufgetan hat, wird rasch genug verschwinden, wenn es diesen zum Bewußtsein kommt, daß es die vornehmste Aufgabe aller Kunst ist, Freude zu geben, jene veredelnde Freude, die wir auch noch verspüren, wenn sie uns die Träne ins Auge zwingt. Das aber vermag sie nicht, wenn sie sich einer Sprache bedient, die, eine künstlich gebildete, nur den wenigen Eingeweihten verständlich ist und die so fern abliegt von der natürlichen Entwicklung, daß sie sich nie das Verständnis der Massen erobern wird. Das ist es aber gerade, worauf es ankommt. Eine Zeit, die so viele lang gehegte Ideale vernichtet und in der sich zugleich die Urkraft, die in unserem deutschen Volke steckt, zu so gewaltigem Tun aufgereckt hat, bedarf gerade einer Kunst, die mitarbeitet an der Erhaltung dieses gesunden Sinnes einer-, dem Aufbau neuer Ideale andererseits. Der alte Schrei „Zurück zur Natur!", der inmitten der Verkünstelung und Verzerrung aller Verhältnisse im achtzehnten Jahrhundert erhoben wurde, findet auch heute wieder einen lebendigen Widerhall in Tausenden, denen die Zukunft der deutschen Kunst wahrhaft am Herzen liegt. „Seid Ihr selbst!" möchte man unseren Jüngsten zurufen, macht euch frei von fremden, undeutschen Einflüssen und bedenkt, daß mit dem bewußten Streben nach Modernität ihr euch in den Dienst einer Zeitmode stellt und damit eurer Kunst von vornherein alle Ewigkeitsgewähr nehmt, daß die echte Kunst aber, ganz gleich, welcher Zeit sie angehört, ewig modern bleibt!

Gustav Ernest.

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

Herr Willibald kam mir, obgleich ihn, wie er nachher erwähnte, das Podagra etwas plagte, über die Schwelle seines Zimmers entgegen. Wir traten ein; Spalatin war mit mir. Noch ehe wir uns setzten, verwickelte er diesen in einen Auftrag.

„Ich bin in größter Verlegenheit," sprach er, „wie ich dem Herrn Pillikan aus Wien, diesem wundervollen Meister eines freien Wortes, vor dem die Pfaffen erliegen" — dabei sah mich Herr Willibald mit großem Ausdruck an, als wollte er sagen: siehe, das ist dein Vorbild — „ich weiß nicht," fuhr er fort, „wie ich's mache, mich bei ihm zu entschuldigen. Ich habe ihm meinen Besuch für heute früh versprochen."

Mein Spalatin merkte, worauf die Rede hinauswollte, bot sich an, die Entschuldigung zu übermitteln, und machte sich auf den Weg zu Herrn Pillikan. „Wenn es irgend möglich ist, bringt ihn mit. Ihr werdet erstaunen, wie gut er unsere Sache versteht."

Diese Worte hatten schon mehr mir selbst als dem Spalatin gegolten. Jetzt war ich allein mit dem angesehenen Manne. Er setzte sich in seinen Sessel, ich mich neben ihn. Ich wartete. Ich fühlte, daß er sich besann. Nun, dachte ich, wird ein Wort von ihm kommen. „Meine Seele ist begierig nach eurem Geist," hatte er in der Einladung geschrieben. Eine Erinnerung daran schwebte durch meinen Sinn.

„Wißt Ihr, Doktor, bis die andern kommen, kann ich Euch meine Sammlungen zeigen."

So sprach er.

Ich meinte zwar zuerst, ich hätte falsch gehört. Aber ich sah ihn an. Sein Gesicht stimmte zu dem, was er gesagt, und schon erhob er sich, um sein Vorhaben auszuführen. Ich bekam also zu sehen Edelsteine, Goldarbeiten, Bücher und Handschriften, in besonders gearbeiteten Kästen und Schränken, die selbst wieder schöne Werke waren, in dem Zimmer aufbewahrt, in dem wir saßen, und noch mehr im anstoßenden. Dieses war eine Bibliothek, wie

ich noch keine gesehen. Was sind wir hier zu Wittenberg arme Schlucker, gegen diese großen Nürnberger! Kaum unsere Fürsten können mit solchem Geschmack und Reichtum wetteifern.

Willibald erzählte mir fast bei jedem Stück, das ich sah, wie man es nenne, woher es stamme, auf welche Art und manchmal auch für welchen Preis er es erworben. Er sprach wie ein alter Krieger, der von seinen Heerfahrten erzählt und von der Beute, die er gemacht. Er schien glücklich, wenn ich erstaunte. Ich sah nun zwar allerhand köstliche Dinge und bewunderte der Menschen Geist, denen es gegeben worden, sie zu schaffen. Aber von einem Stück zum andern ging ich doch mit dem Gedanken, ich sei eigentlich zu etwas anderem hergekommen, als um das Glück eines Sammlers zu bewundern. Bin ich nicht gekommen, fragte mein Gewissen, um mich mit einem Menschen in die Geheimnisse des Weltplanes zu versenken und zu hören, wie er die Geister deutet?

Er redet, um die Zeit auszufüllen, dachte ich.

Wir waren zu keinem anderen Gesprächsstoff gelangt, als mein Spalatin wieder kam und mit ihm Pillikan aus Wien, der Freund Willibalds. Der teilte lachend dem Hausherrn mit, er habe es nicht anders machen können, als einen Haufen Freunde, die ihn in seiner Herberge besucht hätten, hierher mitzubringen. Sonst hätte er selbst dem Gebot seines Pirkheimers nicht folgen können. Pirkheimer freute sich. So vertraut macht diese Menschen ihre gemeinsame Kunst.

Wir saßen also nachher im Speisezimmer beim Wein in einem größeren Kreis. Wie ich die Gesellschaft vor mir sah, sammelte sich in meinem Sinn alles, was ich gegen den Kardinal auf dem Herzen hatte. Ich glaubte, die Wahrheit schicke sich an, durch meinen Mund mächtig zu werden. Ein Gespräch, das meiner Erwartung entgegenzukommen schien, war bald im Gange. Pillikan kam aus Wien. Er hatte Neuigkeiten über dominikanische Umtriebe. Es ist eine ganze Geschichte, was diese Hasser meines Namens durch Fälschung meiner gedruckten Predigt über den Bann gegen mich unternommen und durchgeführt haben. Das weiß noch niemand ganz; ich muß einmal alle Zusammenhänge enthüllen. Das wird ein Büchlein werden, das der Orden in keinen Turmknopf legt, so viele er jetzt errichtet.

Die Rede von diesen häßlichen Unternehmungen erfüllte die Luft. Ich hörte zu und dachte: nun will ich euch sagen, aus welchen Quellen solche Handlung kommt. Und dachte: was diese tun, entspringt keinen anderen Beweggründen, als die der Kardinal hatte, mich fangen zu lassen. Ich habe das Kirchenregiment gestört, weil ich an die Liebe zum Volk erinnerte und an die Pflichten, die sich daraus ergeben. Darob ist der Ärger. Jetzt werden wir auf diese wahren und großen Dinge zu sprechen kommen.

Da fragte Herr Willibald: „Und wie ließ sich der Kardinal an?"

Ich glaubte meine Stunde gekommen.

„Der Kardinal", antwortete ich, „tut, wie die andern auch taten, als wüßte er nicht, wie der Mensch göttliche Gnade empfängt. Er suchte das künstliche Gerede aufrechtzuerhalten von überflüssigen Verdiensten Christi, von der Aufbewahrung dieser Verdienste in einem Sack, den der Papst hütet, und endlich von der Verkäuflichkeit dieses Vorrats nach päpstlichem Belieben. Die Absicht dieser Lehren ist nicht schwer zu durchschauen. Die Menschen sollen nicht denken, des Papstes Worte und Taten müssen durch sich selbst als göttlich erwiesen werden, sondern die Menschen sollen an den Sack glauben und auf jede Art, die ihnen geboten wird, dessen Inhalt erkaufen."

So fing ich an, meine Gedanken zu entwickeln. Ich glaubte, ich spreche verständlich, und was ich sagte, würde alle Gemüter erregen. Aber der von Wien fiel mir ins Wort.

„Ihr habt Euch da offenbar", sprach er, „im Streit mit dem Kardinal ins Gebiet der theologischen Schulausdrücke begeben. Ich glaube, eher wird die Welt untergehen, als daß zwei Wanderer in diesem Gebiet sich über den rechten Weg verständigen. Da nimmt der Zank kein Ende."

„Ich dächte auch, Herr Doktor," ergänzte Willibald, „Ihr würdet Euch besser auf den praktischen Kampf gegen Unbildung, Sittenlosigkeit und Habgier, deren wir viele in der Kirche, am meisten die Mönche, anklagen, beschränken. Ich würde die Glaubenslehre in Gottes Namen stehen lassen, wie die Kirche sie gestellt hat. Denn am Ende kann keiner sagen, was wahr oder falsch ist, wo es sich um lauter unbekannte Dinge handelt. Ich denke, Ihr hättet mit dem Kardinal einig werden können."

Willibald sagte dies in einem belehrenden Ton und wie etwas Beiläufiges.

Die Enttäuschung lief bei diesen Worten durch meinen ganzen Körper. Dann fing ich warm und eifrig zu reden an und zu beweisen, daß ich nicht um Schulausdrücke mit dem Kardinal gestritten hatte. Aber man sagte mir: „Ihr wollt beweisen, daß Schulausdrücke keine Schulausdrücke waren, und braucht wieder Schulausdrücke." Was ich vom Glauben, von Gnade und den andern Dingen sprach: es schien und klang mir selbst, als ginge es ins Leere. Schließlich erinnerte ich mich, während ich schwieg, meines Wortes: Der Kardinal hat die Heilige Schrift nicht verstanden. Nun versprach ich mir Erfolg. Ich wandte es an. „Der Kardinal hat die Heilige Schrift nicht verstanden." Ich sagte es mit festem Ton und in der Meinung, nun endlich deutlich gemacht zu haben, warum ich den Kardinal bekämpfte. Und wenn das deutlich würde, dachte ich, müßte ein Schwert durch die Seelen dringen und jeder sich entscheiden, ob er für mich sein wollte oder für den Kardinal.

Aber ich hörte von irgendeinem der Jüngeren, die am Tische saßen, eine rasche Antwort. „Dann muß man ihm entschieden ein Neues Testament in der Ausgabe des Erasmus schenken." Die großen Herren aber, der Wiener

wie mein Willibald Pirkheimer, stimmten in das Lachen, das diesem Witz folgte, unbedenklich ein.

Mir war, als sollte ich vergehen.

Sobald es die Höflichkeit zuließ, brach ich auf und war im Innersten verwirrt, als ich dankte, die Hand reichte und Abschied nahm. Mein Spalatin ging mit mir. Ich brachte unterwegs kein Wort heraus. In Links Stube angekommen, mußte ich auf die Bank fallen und saß lange, wie einer, der seine Ehre verloren.

Mit Speise und Trank und Zuspruch brachten es die Freunde dahin, daß ich mich erholte.

Aber ob ich sprach oder schwieg, dann als ich mich zurückzog und die Nacht verbrachte, endlich am Morgen, da ich aufgebrochen war und wieder ritt: ich dachte an nichts anderes als an meine Niederlage und suchte nach Worten im Innern, sie wieder gut zu machen. Mancherlei fiel mir ein, mancherlei verließ mich wieder, mancherlei probierte ich unterwegs an Bauern und Herren, mit denen ich durch meinen oder ihren Willen ein Gespräch unterhielt.

Ich kam auch wieder durch einen Wald. Während wir hindurchritten, plagte mich die teufelhafte Vorstellung, des Kardinals Absichten seien gut, und es wäre schöner für mich gewesen, sein Getreuer zu sein. In diesem Sinnen hob ich einmal den Kopf und bemerkte seitlich der Straße des Waldes Ende und vermutete eine Stelle, von der aus man weit ins Land müßte sehen können. Ich stieg ab und ging hinüber. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Der Wald war zu Ende, tief zu meinen Füßen lag ausgebreitet die grüne oder dunkle fruchtbare Erde, die Stätten der Menschen und die blauschimmernde Ferne. In meinem Rücken standen die Bäume des Waldes. Als ich eine Zeitlang hinausgesehen, ließ der Gesang eines Vögleins mich umschauen. Ich erblickte den Sänger auf dem äußersten Ast, gleich mir im Freien und in das volle Licht gebadet. Still blieb ich liegen, sah und hörte ihm zu. Aber ich dachte: so wie du muß man glauben. Und ich selbst pries den Schöpfer für das Licht und die nahrhafte Luft. Ich liebte ihn mit dem kleinen Vogel in dem, was mein Auge trank, meine Nase roch und meine Hände griffen. Ich ging wieder zurück und saß auf. Nun lernte ich auch noch von den Bäumen das Glauben. Ich fühlte mit ihnen, wie sie standen und lebten, und wußte, was sie glaubten. Und ich glaubte wie sie.

Den Kardinal vergaß ich eine Zeitlang. Als mir aber der Streit wieder einfiel und auch die Erinnerung an die Reue wieder kam, plagte mich die Reue nicht mehr. Ich hielt mich an den Glauben, den ich jetzt gelernt, und erinnerte mich, daß der Kardinal den Glauben zu dem zwingen wollte, was Menschen zu ihrem Vorteil andern zu glauben zumuteten, und der Liebe Gewalt antun wollte, die verbot, unrecht Gut zu nehmen. So dankte ich den Vögeln und den Bäumen, daß sie mich in ihre Gemeinschaft aufnahmen und sicher machten.

Die Nacht wechselte mit dem Tag, ein neuer Tag mit dieser Nacht. Als dieser Tag zum Abend ging und ich nach Versorgung der Pferde und des Knechtes und nach genossener Abendmahlzeit in die Stube meiner Unterkunft getreten war und am Fenster stand, um auf die nächtliche Dorfstraße hinabzusehen, überkam mich unter Freude und Bangen das Vorgefühl der Heimkehr. Der Knecht und ich — es war übrigens nicht mehr der alte Augsburger, sondern ein neuer und fast kundiger, den mir die Nürnberger mitgegeben — wir hatten berechnet, daß wir am nächsten Abend in Wittenberg einreiten würden. Ich dachte an alles, was hinter mir lag, und indem ich zu mir selbst sprach, meinte ich, daß mein Freund Lang, an dessen Erfurt ich vorbeigeritten war, sie hören möchte. Da setzte ich mich an den Tisch, auf dem ich nicht nur eine Lampe, sondern sogar Tinte und eine ungeschnittene Feder vorfand, und begann, meine Erlebnisse niederzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters?

Kolonialpolitik ist ein verführerisches Wort. Es verbündet sich so leicht mit der Augenweide schön gefärbter Landkarten und statistischer Tabellen und mit schmeichlerischen Klängen wie „Weltmacht" und „Weltpolitik", daß man die Kehrseite, die tieferen Rückwirkungen wirtschaftlicher, psychologischer und ethischer Art auf das kolonisierende Volk, gern übersieht und überhört. Diese Rückwirkungen sind aber, in ihren Zusammenhängen mit der modernen Entwicklung von Industrie und Handel, von solcher Weite und Wichtigkeit, daß ein weites Ausholen auf ihren Spuren sich von selber rechtfertigt.

Wer sich das Volkspsychologische daran vergegenwärtigen will, braucht zunächst nur um wenige Jahre zurückzutreten, um den besten Standpunkt für einen klaren Blick zu gewinnen. Er braucht sich nur in jene Zeit vor dem Kriege zurückzuversetzen, die den Beweglicheren im deutschen Volke eine neue Meinung, eine neue Art Gesinnung, das Evangelium von der alleinseligmachenden Industrie, brachte. Und es wurde mehr als eine neue Meinung, es wurde eine neue Denkweise, ein Erlebnis. Man sah, daß andere durch industrielle und kommerzielle Erwerbszweige reich wurden, und wollte es selbst werden. Keine Gemeinde war zu klein, zu abseits gelegen — — ihre Stadtväter versuchten es mit der Einführung irgendeiner Industrie; kein Mensch war zu unbegabt und zu unbegütert — er fand Mittel und Wege, sich an einem derartigen Unternehmen zu beteiligen, als Gründer, als Geldgeber, als Arbeitnehmer; kein Fluß war zu unbedeutend — wenn sie ihn nur für halbwegs schiffbar hielten, pflanzten seine Anwohner auf seine Ufer die schreienden Schilder: „Industriegelände zu verkaufen". Es wurde nicht danach gefragt, ob der Grund und Boden schon als gutes Acker-, Wiesen- oder Weideland seinen Zweck erfüllte, ob die Anwohner schon einen Beruf hatten, der für die Allgemeinheit bitter notwendig war, ob die Gegend selbst geeignete Rohstoffe zur Hand lieferte. Das Evangelium hieß nun einmal: „Industrie über alles." Hunderttausende, Millionen glaubten daran, Hunderttausende wurden reich dabei; warum sollten es immer die anderen sein, die „ihr Glück" damit machten? Es war wie ein Rausch, eine Massenverzückung.

Hielt man den Verzückten warnend die Kehrseite entgegen, so taumelten sie an der Warnung vorbei. Gründe der Vernunft vermochten nichts. Fragte ein Besonnener, Bereister, Weltkundiger danach, ob denn die Käufer für die Industrieerzeugnisse vorhanden seien, so wurde er auf China, Tibet, Indien, Belutschistan verwiesen. Die Völker Asiens hatten sich gefälligst mehr Bedürfnisse anzuschaffen. Verwies ein anderer Warner auf Länder, denen die Rohprodukte aus der eigenen Erde zuwüchsen und die uns daher im Wettbewerb schlagen könnten, so wurde stolz erklärt, daß die deutsche Arbeit besser sei als alle übrigen und es mit allen anderen aufnehmen könne. Verstieg sich gar jemand zu der Behauptung, die Landwirtschaft habe doch zum mindesten den gleichen Wert, so tat eine verächtliche Geste ihn als „Reaktionär" ab. Und auf das Bedenken, diese Schwenkung vom Agrar-

staat zu Industrie und Handel hinüber müsse mit Naturnotwendigkeit zum Krieg mit England führen, gab es zwei Antworten. — Entweder: „Es gibt keinen Krieg, ausgeschlossen!" Oder: „Wir sind so tüchtig und gerüstet, daß wir England besiegen."

Zu den verzückten Massen fanden sich verzückte Führer. Landentwurzelte Städter oder anpassungsfähige Demagogen (oft beides in einer Person), auch ernstere Wissenschaftler und begeisterte Volkswirte, die eingestandenermaßen oder unausgesprochen das englische Vorbild für nachahmenswert hielten — sie alle konnten bald das nötige Arsenal von Schlagwörtern zur Verfügung stellen: Industriestaat, Weltwirtschaft, Weltpolitik, Weltmacht . . .

Es ist heute noch immer interessant, aus der Läuterung, der die Kriegsereignisse so manches unterworfen haben, rückschauend diese Wort- und Volksführer vorbeiziehen zu lassen, die sich auf ihrem damaligen Wege als „Realpolitiker" fühlten. Es sind Belehrbare und Unbelehrbare darunter, geborene Illusionisten, die eine Neigung haben, schillernden Wahngebilden nachzujagen, und doch daneben auch gesundere Realisten, die mit mächtigen Tagesströmungen rechneten und deren Blick oder Kraft nicht so weit reichte, über das Tägliche hinaus das Dauernde zu erfassen. Man könnte mit den Fingern auf einige hinweisen, die da meinten, England werde niemals Schutzzölle einführen und stets sein weites Imperium als Absatzgebiet für seinen deutschen Konkurrenten offen halten, und die noch heute glauben, unsere volle industrielle und kommerzielle Entfaltung zur Welt- und Kolonialmacht sei ohne Konflikt mit England möglich gewesen, Leute, die selbst nach der Hungerblockade noch eine deutsche Welt- und Kolonialmacht im Einverständnis mit England für möglich halten. Andere, die von diesem Wahn geheilt sind, haben neue Luftschlösser und Kartenhäuser aufgebaut. Wieder andere sind gründlich von ihren Irrtümern geheilt und wollen von Seifenblasen nichts mehr wissen. Es wäre gut, eine Reihe solcher Persönlichkeiten im Auge zu behalten, damit man in Zukunft derartige Illusionisten und Opportunisten von ehrlichen Konvertiten scheiden kann.

Dringender aber ist die Sache selbst. Es gilt, die Frage zu beantworten, ob der Krieg bei einigermaßen günstigem Ausgang aus Deutschland den Kern eines überseeischen Imperiums nach Art des englischen machen darf oder ob unsere gesunde Entwicklung in einer anderen Richtung liegt.

Vor Jahresfrist ist eine Schrift erschienen, die diese Frage gründlich und deutlich beantwortet: Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters. Von Dr. Karl Hoffmann[1]). Die militärischen und außenpolitischen Ereignisse sind heute soweit gediehen, daß eine Wiedergabe ihrer hauptsächlichen Gedankengänge an der Zeit ist.

Als guter Kenner Englands hält sich der Verfasser, um ein anschauliches Beispiel von Weltwirtschaft, Merkantilismus und Kolonialpolitik zu geben, zunächst an das englische Weltreich unserer Tage. Hier zerfasert er schonungslos das Vorbild, dem so viele Deutsche vor dem Kriege nachgestrebt haben; das Vorbild eines Wirtschaftslebens, das von den verschiedensten Teilen der Welt abhängig ist und daher den Namen „Weltwirtschaft" erfüllt, das „von Australien, Amerika, Ägypten und Indien Wolle und Baumwolle bekommt, um aus diesem fremden Rohmaterial mit eigenen Kohlen industrielle Produkte zu verfertigen", und das mit dem Erlös dieser Industrieerzeugnisse sein Brot aus Argentinien, der nordamerikanischen Union, Kanada und Australien kauft. Und weiter verfolgt er diese so vielen vorbildliche Wirtschaftsweise, wie sie an Stelle der unmittelbaren Gebrauchswerte, die sich aus

[1]) Erschienen bei Grunow, Leipzig 1917.

dem Bedürfnis der Allgemeinheit herleiten, den elastischen Tauschwert setzt, als sei der Zweck eines Erzeugnisses nicht sein Verbrauch, sondern der Geldgewinn, den es einbringt, „seine Verwertbarkeit für den Tausch um des Tausches willen"; so entsteht der Merkantilismus: „Das Zentrum der wirtschaftlichen Leistung verlegt sich in jene Vermittlung, welche die Zirkulation der Gegenstände besorgt, und die Produktion wird im Grunde ihrer Eigenkraft und ursprünglichen Bedeutung enthoben. Sie erliegt dem Handel. Durch die Zerstörung der organischen Wechselwirkung von Produktion und Konsum wirft sich das Tauschverfahren zur Grundlage der Wirtschaftsbeziehungen auf, indem es sich auf den Zwischenhandel zurechtstellt." Wir lesen das gesunde Urteil, daß eine „unschöpferische Klugheit", die des Vermittlers, die Produktion bestimmt, indem sie den „Markt" regelt: „Die kluge Geschicklichkeit hat sich völlig die produktive Kraft unterworfen." Ihre Macht ist im merkantilen Staate derart, daß sie das „freie" Spiel der Kräfte unmerklich zugunsten von privaten Interessen lenkt; das Motiv des „Verdienenwollens" regelt alles. So führt der Merkantilismus von der organischen Produktionswirtschaft, die dem Besten und dem Gleichgewicht der Allgemeinheit dienen sollte, hinweg zur Geldwirtschaft, die letzten Endes privaten Wünschen und Belangen dient. Die Kolonialpolitik Englands und der Aufbau seines Imperiums stehen noch heute im Zeichen dieses Merkantilismus.

Diesem englischen System, das auch vielen Deutschen zum Ideal geworden ist, stellt der Verfasser den sich selbst genügenden Staat gegenüber, die Wirtschaftseinheit, die imstande ist, „*von dem zu leben, was sie produziert, und* durch ihre natürlichen Kräfte an Arbeitsmitteln, Stoffen und Menschen *auch zu produzieren, was sie wirklich braucht*". Die Produktion unterliegt grundsätzlich dem Bedarf und Verbrauch des eigenen Volkes und nicht einer etwaigen Absicht auf Gewinn durch Export.

Natürlich kommen diese beiden entgegengesetzten Wirtschaftssysteme in Wirklichkeit kaum in Reinkultur vor; doch überwiegt im englischen Imperium die merkantilistische, im Deutschen Reiche die sich selbst genügende Wirtschaftsrichtung. Ein Staat oder Staatenbund kann eine vollkommen selbstgenügsame, organische Wirtschaftseinheit, die alles Wesentliche aus sich selbst hervorbringt und vom Auslande unabhängig ist, nur dann bilden, wenn sein Gebiet die wesentlichsten Nähr- und Rohstoffe liefert; in Wirklichkeit sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie — beide noch unentwickelt — Rußland und China diejenigen Gebiete, die in dieser Hinsicht von der Natur am günstigsten bedacht wurden. Im übrigen wird ein Staat (oder ein Komplex von Staaten), der bei der Deckung seines Gesamtbedarfs möglichst unabhängig dastehen will, einem etwaigen Rohstoffmangel, der seinem Grundgebiet anhaftet, durch Erwerbung von Kolonien abzuhelfen suchen; sie sind ihm zunächst die Lieferungsländer für die Rohmaterialien, die er selbst nicht aus sich hervorbringen kann. Der merkantile Staat geht darüber hinaus: Ihm dienen Kolonien dazu, um über seine Bedürfnisse hinaus Waren in seinen Griff zu bekommen, mit denen er Handel treiben und seinen Staatsbürgern Geldgewinne zuwenden kann, sei es, indem er die Waren unverändert weiter vermittelt, sei es, indem er sie zu Fabrikaten verarbeitet und mit diesen handelt. Auch hier zeigt natürlich die Wirklichkeit nicht so schroffe Gegensätze wie die Theorie, sondern Übergänge; alles fließt, ist im Werden und Vergehen begriffen, und leicht ist der Schritt getan, mit dem die Industrie von der Versorgung des eigenen Volkes auf den Export, auf die geldbringende Versorgung auswärtiger Gebiete übergreift, und Kolonien, die eine solche Industrie mit Rohstoffen versehen, können leicht zu Werkzeugen des Merkantilismus werden.

Besonders gründlich befaßt sich daher unser Autor mit den Zusammenhängen zwischen Industrie und Kolonien und mit dem dadurch erweckten Anschein, als ob die Industrie eine merkantilistische, die Landwirtschaft hingegen die einzige organisch bedingte Arbeitsart wäre: „Gerade in ihrer Bedingtheit, in ihrer Abhängigkeit vom Boden liegt die Bürgschaft für die innere Selbsttätigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung. Ihr Einssein mit der Erde ist es, was sie von äußeren Beziehungen unabhängig und selbständig macht." Aber er findet zwischen ihr und der Industrie im Grunde keine Wesensverschiedenheit, sondern nur einen Gradunterschied. Ihre Rohstoffe entstammen doch auch fast immer der Bodenerzeugung und Bodenverwertung, selbst bei der Textilindustrie: Rohbaumwolle, Flachs, Hanf sind Produkte des Ackerbaus, Seide und Wolle solche der Tierzucht. Das Wesentliche sei, „daß die industrielle Arbeit ... ihrer Maschinen bedarf und Kohlen haben muß, um die Maschinen zu feuern. Ohne Erze, die in der Erde lagern und aus der Erde gewonnen werden, lassen sich diese Maschinen nicht bauen, und erst die Kohlenbeute des Landes macht sie lebendig ... Auch die inneren Bedingungen der Industrie steigen aus dem Boden herauf. Und wie sie die Unterstützung der Gütervermittlungen, die ihr zweifellos eine vielseitigere Ausbreitung erleichtern, ausnützt und empfängt, so ist auch die Landwirtschaft hierzu in der Lage; sie verwendet künstliche Futter- und Düngemittel, die sie importiert." Man könnte hinzufügen, daß auch die moderne Landwirtschaft in beträchtlichem Umfange der Maschinen bedarf.

Es ist schwer, die Urverwandtschaft zwischen beiden treffender auszudrücken als mit den folgenden Worten des Verfassers: „Industrie und Landwirtschaft sind beide bodenständige Stämme des wirtschaftsorganischen Lebens. Bei dem einen dieser Stämme reichen die Wurzeln wohl etwas tiefer und fester, und der andere treibt mannigfaltigere Äste und buntere Blüten. Aber beider Wurzeln verschlingen sich in dem ökonomischen Begriff der Urproduktion." (S. 4.)

Aber weit entfernt sich von der Urproduktion jene Industrialisierung, die letzten Endes ein merkantiler Vorgang ist, jene Industrialisierung, die nach und nach die landwirtschaftliche Betätigung und Erzeugung verdrängt und die Industrie zum alleinigen Träger der nationalen Arbeit macht. „In England, dem ältesten Industrielande, hat sich dieser Prozeß bekanntlich mit einer Eindringlichkeit durchgesetzt, die verführerisch wirkte; und es gibt immer noch Leute, die allen Ernstes behaupten, daß wir es mit Absicht und Bewußtsein nachahmen müßten." Dabei bestand in England keineswegs ein innerer Zwang zu dieser Entwicklung. Da war kein Mangel an Acker und Weideland. Da war auch kein Überschuß an Arbeitskräften, an beschäftigungslosen Menschen. Wenn Englands Landbau heute nur ein Fünftel seiner Bewohner ernähren kann, so verdankt es diesen Notstand vor allem dem Geiste und Willen, der die Gewinnsucht des einzelnen über die Bedürfnisse des Ganzen stellte. Es brachte dem einzelnen mehr Geld ein, Handel zu treiben und die Industrie diesem Geldgewinn unterzuordnen. Es fehlte der Wille zur Aufrechterhaltung der organischen Wirtschaftsweise: „Die heutigen Agrarzustände Englands gingen aus einer völligen Unterordnung der landwirtschaftlichen Produktion unter eine merkantile Wirtschaftsdenkweise hervor. Und aus eben dieser Unterordnung ergab sich die Preisgabe der Landwirtschaft[1]) zugunsten der Industrietätigkeit." (S. 48.)

Niemand wird leugnen, daß eine ähnliche „merkantile Gesinnung" in unserem Volk bereits feste Wurzel gefaßt hat. Wie wir oben dargelegt haben, war sie

[1]) Im Original nicht gesperrt. Die Seitenzahlen beziehen sich auf die dritte Auflage.

schon vor dem Kriege wie ein Rausch über viele gekommen. Der Krieg hat sie nicht etwa ausgerottet — im Gegenteil, die Teuerung und das übereinstimmende Verhalten der verschiedensten Volksteile beweist uns, daß sie leider eher zu- als abnimmt. Und ganz gewiß spielt diese merkantile Denkweise in dem Meinungsstreit über die Kriegsziele eine große Rolle, die verhängnisvoll werden kann, wenn sich nicht jener Wille zur organischen Wirtschaftsweise, der in England gefehlt hat, bald in ganz anderer Weise bei uns äußert, als er sich bisher geäußert hat. Es besteht durchaus die Gefahr, daß über unsere Zukunft, über die geringere oder größere Notwendigkeit von überseeischen Kolonien nicht nach der Frage entschieden wird: Was ist unserem Staat, unserem Volk, unserer Unabhängigkeit notwendig? sondern: Was sichert unseren Händlern, unseren Exportfirmen und Exportindustriellen den größten Geldgewinn?

Unwillkürlich stellt der Leser diese Fragen gegeneinander. Der Verfasser spricht sie nicht aus, wie er denn überhaupt die Dinge von einer kühlen Höhe aus betrachtet.

Ohne Leidenschaft prüft er auch die Nützlichkeiten eines sich selbst genügenden Rohstoffgebiets. Man erinnert sich, daß bald nach Freigabe der Kriegszielerörterung besonders zwei Richtungen aus der Mannigfaltigkeit hervortraten: eine überseeisch-kolonialpolitische und eine mitteleuropäisch-kontinentale, die letztgenannte mit Ausblicken nach dem Balkan, auf Bagdad und Mesopotamien. Als das allgemeine Vorbild der ersten Richtung zieht Karl Hoffmann wieder das englische Weltreich heran. Genügt es als Rohstoffgebiet sich selbst etwa in höherem Grade als ein geeinigtes Mitteleuropa, das gegebenenfalls wirtschaftlich auf Vorderasien übergreift? Als sachlich denkender Mann, der sich nicht ins Uferlose fortreißen läßt, nimmt er aber Mesopotamien noch nicht unbedingt hinzu, sondern stellt dem britischen Gesamtreiche zunächst nur das engere Mitteleuropa gegenüber. Einige Produktionsziffern [1]) sind bekanntlich für dies Mitteleuropa in normalen Zeiten günstiger als für das große britische Weltreich:

Es erzeugt	das Britische Imperium	Mitteleuropa
an Eisenerzen.	17 Millionen Tonnen	40 Millionen Tonnen
an Kohlen. .	307 „ „	310 „ „
Roggen . .	geringe Mengen	16 „ „
Gerste . . .	3 Millionen Tonnen	8 „ „
Kartoffeln . .	?	allein Deutschland 50 Millionen Tonnen

Auch die Produktion an Zinkerzen und der Bestand an Schweinen ist in Mitteleuropa größer als im britischen Weltreich. Weniger günstig steht es mit Weizen und Rindern und ziemlich ärmlich mit der Schafzucht. Mitteleuropa im engeren Sinne entbehrt Web- und Ölstoffe sowie Futtermittel für das Vieh. Einige dieser Materialien bietet aber der Balkan, und bei intensiverer Bewirtschaftung kann das östliche Mitteleuropa einige wesentliche Lücken des westlichen gut ausfüllen helfen. Rechnet man gar noch Vorderasien hinzu, so eröffnen sich noch günstigere Aussichten.

Inzwischen ist Mesopotamien mit Bagdad den mitteleuropäischen Händen entglitten; dafür sind jedoch in Rußland Möglichkeiten aufgetaucht, die sich zwar schwer abschätzen lassen und nicht zu sanguinisch betrachtet werden dürfen, aber doch in der Hoffmannschen Berechnung noch nicht berücksichtigt sind.

[1]) Im allgemeinen legt Hoffmann die Statistik der letzten Friedensjahre seinen Schätzungen zugrunde.

Der lauteste Einwand wird indessen nicht in dem Sinne erhoben, „daß dem mitteleuropäischen Blocke wirtschaftliche Mängel anhafteten, die seine Selbstgenügsamkeit unmöglich machten. Die Bedenken, die man am meisten hört, kommen ja aus einer anderen Richtung. Sie kommen aus den Handelskreisen und gehen dahin, daß eine mitteleuropäisch-balkanische Wirtschaftseinheit, selbst mit Einschluß Vorderasiens, kein genügendes Absatzgebiet für unseren Außenhandel und unsere Exportindustrie darstelle. Es sind dies Einwände im Sinne jenes Merkantilismus, den der Verfasser bereits als verderbliche Strömung gekennzeichnet hat. Bei der Bedeutung und dem Einflusse dieser merkantilistischen Strömung ist es durchaus gerechtfertigt, daß er dem Kolonialsystem und dem Merkantilismus noch ein besonderes Kapitel widmet.

Wieder stellt er bei dieser Betrachtung das britische Gesamtreich in den Vordergrund: Es ist der merkantile Geist, der alles geformt hat. Er hat mit Cromwells Navigationsakte den Schiffsverkehr für das englische Mutterland monopolisiert; er hat dies System des Monopols nach knapp zweihundert Jahren, als es seinen Zweck erfüllt hatte, zugunsten des Freihandels verlassen, und er wird, wenn ihm das Vorteil bringt, jetzt den Freihandel wieder mit dem Schutzzoll vertauschen, wenn er sich dadurch am Leben erhalten kann. Aus der merkantilen Denkweise heraus haben die Engländer den Deutschen gegenüber einen ihrer größten Fehler begangen, von dem Vorurteil aus, daß Volkswirtschaften, die man gegen den Außenhandel abschließt, absterben müßten: „In ihrem Wahn, der deutschen Arbeit das Leben zu nehmen, indem sie durch die Vernichtung von Handel und Schiffahrt der Industrietätigkeit unseres Landes Absatz und Zufuhr und damit die Existenzbedingungen entziehen, übersehen sie es, daß die sich selbst erzeugende Schaffenskraft der deutschen Industrie erst Handel und Schiffahrt hervorgebracht hat."

So deutet der Verfasser das gegenwärtige weltwirtschaftliche Ringen tiefer denn als einen Konkurrenzkampf zwischen England und Deutschland: „Es ist ein Ringen zwischen dem Merkantilismus und dem wirtschaftsorganischen Leben, und für uns kommt es ganz darauf an, daß wir diesen Gegensatz als solchen verstehen." Wenn wir diesen Gegensatz nicht verstehen, wenn wir Englands groben Irrtum nicht begreifen, sondern ihn gleichfalls begehen, so überliefern wir uns einem Verhängnis, das kaum noch tragisch zu nennen, das wahrlich tragikomisch wäre. Wenn unser Volk aus merkantilistischer Besessenheit heraus auf gut Glück im Außenhandel seinen Hauptberuf suchte und die Landwirtschaft nebst der bodenständigen Industrie, die Quellen seiner schöpferischen Kraft, versiegen ließe, würde es wie ein Mensch handeln, der sein Wohnhaus nebst Garten für ein Dutzend Seifenblasen weggäbe.

Doch auch dieses, das, was Deutschland damit täte, malt uns der Verfasser nicht aus. Im gemessenen Schritt seinem Gedankengange folgend, gibt er uns Ausblicke auf ein Zeitalter, in dem sich „Weltgeschichte" nicht mehr mit dem europäischen Geschehen deckt, auf die Ausgestaltung der angelsächsischen Welt, des britischen Gesamtreichs und der nordamerikanischen Union, und die japanisch-chinesische Gesamtheit. Was neben diesen gewaltigen Gebilden ein Deutschland bedeuten würde, das die weiten besetzten Landstriche im Osten und Westen, dies geographisch zusammenhängende, auch wirtschaftlich verschmelzbare Gebiet gegen überseeische, schwer zu erreichende Kolonien und merkantilistische Papierfetzen herausgäbe, muß der Leser selbst zu Ende denken.

Mit einer Vereinigung beider Kriegsziele rechnet die Schrift nicht: „Hat die deutsche Nation zu entscheiden, was sie schaffen will, ob ein Kolonialreich nach der alten Methode oder das Reich der mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Wirtschafts-

gemeinschaft, so wird sie das schaffen müssen, was die kommende Zeit von ihr fordert. Denn unsere Entwicklung hat ihre Zukunft entweder in der Richtung, die ihr der europäische Kontinent in seinem Einssein mit der Alten Welt anweist, das heißt zunächst und vor allem in mitteleuropäisch-vorderasiatischer Richtung, oder wir haben überhaupt keine Zukunft." (S. 149.)[1])

Nach diesem Schlußwort bleibt im denkenden Leser noch manches lebendig, das nicht schwarz auf weiß dasteht. Hinter und über allem ist es der Geist, der entscheidet. Wird er von der merkantilistischen Denkweise, die kurz vor dem Kriege zum wirtschaftlichen Evangelium zu werden drohte, überwuchert, so beschleunigt er ein Ende in Armut und Unfruchtbarkeit; bleibt er schöpferisch, so wird es ihm ein Leichtes sein, auch unter dem Walten einer nichttropischen Sonne und mit den Kräften einer klimatisch nur begrenzten Erdfläche die Stoffe zu gewinnen, die der Nähr- und Wehrstand seiner Nation nötig hat, und gegebenenfalls noch dazu Überschüsse, mit denen er ihren Außenhandel wieder aufrichten kann.

Persönliche Interessen des Geldes, der Handelsbeziehungen und der Beamtenlaufbahn binden manchen Deutschen an kolonial-merkantile Bestrebungen. Es mag nicht leicht sein, diese persönlichen Interessen hinter die Notwendigkeiten zurückzustellen, die das Wohl und die Zukunft unseres Volkes verlangt. Noch schwerer ist die Entscheidung angesichts der Blutopfer, die wir in unseren Kolonien gebracht haben. Aber der Heldenkampf Lettow-Vorbecks und seiner Schar ist um uns alle, nicht allein um Ostafrika gekämpft worden; er hat eine ansehnliche englische Streitmacht ferngehalten, die sonst zu den Angreifern unserer Heimat gestoßen wäre; es wäre engherzig, dies Ruhmesblatt nur in die Kolonialgeschichte zu weben; es gehört zum großen Ganzen und wird dem großen Ganzen am besten dienen, wenn es dessen Wirklichkeit und nicht dessen Sentimentalitäten stützt. Und wenn die Wirklichkeit uns nur die Wahl läßt zwischen einem merkantil-kolonialen Reiche, dessen „Mutterland" nicht mehr wäre als das unerweiterte Deutschland des Frankfurter Friedens, und einem selbstgenügsamen, stark erweiterten europäischen Reiche, dann ist für jeden Deutschen, der sein Volk liebt, die Entscheidung nicht schwer. Ein solches Reich in Europa, auf Landwirtschaft und bodenständiger Industrie aufgebaut, schafft uns die europäische Luft zum Atmen, die uns vor dem Kriege in der drangvollen Enge unserer Grenzen fehlte; ein so aufgebautes Staatsgebilde kann die Wunden schneller und sicherer heilen, die der Krieg unserer Volkskraft geschlagen hat; und es bietet zugleich Gewähr für einen dauernden Frieden, weil es die Reibflächen nicht wiederherstellt, die bei einer kolonial-merkantilen Herrschaft sich in Bälde wiederbilden und zu einem neuen Weltbrand entzünden würden.

Franz Fromme.

Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg.

Ein Briefwechsel[2]).

Zu Beginn der Gründerjahre war es. Rodenberg hatte in Brünn einen Vortrag über „die Literatur und das Publikum" zu halten, aus dem uns Heutigen sein schönes Glaubensbekenntnis zu einem neuen, klassischen Aufstieg unserer deutschen Literatur auf eine merkwürdige Weise im Ohr geblieben ist. In der „Wiener

[1]) Im Original nicht gesperrt.

[2]) Herausgegeben von August Langmesser. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1918.

Zeitung" trat nämlich Emil Kuh mit einem Goethe-Aufsatz zu streitbarer Entgegnung auf, in die — durch Übersendung dieser Arbeit — schließlich selbst Keller hereingezogen wurde. Und, obschon interesselos (er wußte gar nicht, gegen wen die Ausfälle Kuhs gerichtet waren), pflichtete er bei: „Das dagegen ist richtig, daß sich die deutsche Literatur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Strebertum darstellt, viel alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hätte ahnen können."

Das war 1874 im November. Einen Monat danach schreibt Keller seinen ersten Brief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau", zu dessen Mitarbeitern Storm und Heyse — um Auerbach und Spielhagen u. a. ganz ungenannt zu lassen — bereits gehören, und kaum drei Jahre später ist auch die Korrespondenz Conrad Ferdinand Meyers mit Rodenberg eröffnet.

Hatten bereits Kellers Episteln an Rodenberg — denn so wird man jene auch in der Kürze plaudernden, fast immer launig-übermütigen Schreiben Meister Gottfrieds bezeichnen dürfen, die bald seine „Felonie in manuskriptlicher Lehnsfrist" verteidigen sollen, bald seine „verbrecherischen Nichtleistungen" selbst brandmarken oder von neuem Schaffen Kenntnis geben, nie aber an nackter Tatsachenübermittlung sich genügen lassen — das Dunkel jener literarisch so gewinnreichen Jahre vor den Augen der Nachwelt zerteilt, so setzt der neue Schriftwechsel, in dem nun beide Korrespondenten zu Wort kommen, sie in ein wesentlich helleres Licht. Und unabweisbar wird der Eindruck, daß Rodenberg damals mit seiner von einem erfreulichen Optimismus zeugenden Prophezeiung so unrecht nicht hatte. Es waren wirklich bedeutsame Jahre für ihn und seine Zeitschrift, und nicht werbende Anpreisung, sondern seine auf die lautere Wahrheit sich stützende Selbstsicherheit läßt ihm die Sätze in die Feder fließen: „Es freut mich und verpflichtet mich Ihnen tief, daß Sie so treu zur ‚Rundschau' halten; aber auch die ‚Rundschau' wird es Ihnen nimmer vergessen. — Wenn ein solches Verhältniß, wie es ja auch zwischen den großen französischen Revuen und einigen der ersten französischen Schriftsteller besteht, unserer Zeitschrift zum Vortheil und zur Ehre gereicht, so dürfte doch auch kaum eine andere deutsche Zeitschrift Ihnen ein solches Publikum bieten, wie die unsere: ein Publikum, welches zusammengesetzt ist aus den Besten aller Nationen. Unsere Verbreitung ist eine durchaus universelle: ganz abgesehen von Amerika, von Rußland, dem skandinavischen Norden, Holland und England, wo wir gleich von Anfang an Fuß gefaßt haben, sind wir allmählich auch in Frankreich vorgedrungen, und es war mir eine hohe Genugthuung, während meiner jüngsten Anwesenheit in Paris die ‚Rundschau' in den maßgebenden Kreisen der Wissenschaft und Politik so gut accreditiert zu finden. Professoren und hohe Beamte, die ich dort kennen lernte, sprachen mit mir von der ‚Rundschau' in einer Weise, welche mir mal zeigte, wie sorgfältig man sie liest und wie sehr man sie schätzt." Auch Meyer fühlte nur zu gut, wie echt hier jedes Wort war, und wenn wir es schon aus einem Brief an Adolf Frey wußten[1]), daß er Rodenberg als guten Ratgeber schätzte, so können wir uns jetzt ein anschauliches Bild davon machen, was Kellers Ausruf: „Sie sind ein vollkommener Gentleman!" im stillen doch auch Meyer abgenötigt haben mochte. Gewiß sind es nicht die ersten brieflichen Dokumente Rodenbergs, die der Öffentlichkeit zugänglich werden, aber die „Briefe über einen deutschen Roman"[2]) unterscheiden sich nicht bloß äußerlich da-

[1]) Briefe, herausgegeben von Adolf Frey. Zwei Bände. H. Haessel Verlag in Leipzig. 1908.

[2]) Verlag der Joh. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München. 1911.

durch von den nunmehr vorliegenden, daß sie von dem Älteren an eine beträchtlich jüngere Dichterin gerichtet wurden. Anfangs zwar will es scheinen, als sollte sich noch einmal die gleiche Situation wiederholen; denn wie er in unseren Tagen die Baronin von Handel-Mazetti zu gewinnen wußte, so hatte er genau dreißig Jahre vorher auch Conrad Ferdinand Meyer in seinen Bann geschlagen: beidemal folgte dem höflich verbindenden Hinweis auf eine bevorstehende Besprechung durch eine berühmte Persönlichkeit — damals war es Jakob Auerbach, nun Erich Schmidt — die leise und vielleicht gerade darum so erfolgreiche Bitte um einen Beitrag. Hier schon hört die Ähnlichkeit auf; wenn die österreichische Dichterin auf Rodenbergs Zuspruch die ersten Kapitel ihres Romans bereits in Druck gab, ehe das Werk auch nur über die Hälfte gediehen war, so scheint Kellers früh freilich wieder drangegebenes Versprechen, nichts mehr aus der Hand zu geben, bis der letzte Punkt gemacht sei, Meyers Losung gewesen zu sein. Daß das Unterschiedliche in seinen Folgerungsmöglichkeiten dennoch nicht stärker hervorgetreten ist, lag im Alter des Herausgebers und in dem größeren Abstand von diesem Zweig der österreichischen Epik begründet. Immerhin ist die Verschiedenheit in seiner Einwirkung gar nicht zu verkennen, und man mag erstaunt fragen, worin denn dann überhaupt Rodenbergs Bedeutung in seinem Verhältnis zu Meyer zu suchen sei. Die Antwort kann nicht schwer fallen; denn ich meine, wem man vor Augen rückt, daß die novellistischen Schöpfungen Conrad Ferdinand Meyers vom „Heiligen" bis zur „Angela Borgia" sich fast vollzählig zuerst in der „Deutschen Rundschau" dem Publikum vorstellten, wird man sich damit gern zufrieden geben. Trotzdem können wir erst jetzt ermessen, was das bedeutete. In Meyers Briefen an Lingg lesen wir, wie es ihm, seinem Versprechen zum Trotz, geradezu eine innerliche Unmöglichkeit sei, den „Heiligen" in die „Rundschau" zu geben. Einen Monat darauf meldet er sich dann selbst dem Freunde als Besiegten. Kein Ringen und kein Feilschen Rodenbergs liegt dazwischen, nur wenige beruhigende Zeilen, die jegliche Freiheit anboten und darum so unfehlbar ihre Wirkung übten. Übrigens konnte der bescheidene, ja „scharmante" Ton Rodenbergs auch gehörig umschlagen, wie denn seine Antwort auf die Erklärung Meyers, daß von den beiden zur Wahl gestellten Novellenmotiven die von Rodenberg erlesene „Sanfte Klosteraufhebung" wohl liegen bleiben werde, während er die „Leiden eines Knaben" anderweitig versprochen habe, nichts an Deutlichkeit zu wünschen läßt. Sonst aber gibt er sich stets als aufmerksamer, freundlicher, um Auskunft nie verlegener Begleiter dieses Dichters, den er nur ganz gelegentlich einmal auch von eigenem Schaffen berichtet, als könne er dadurch wichtigere Eröffnungen zurückhalten. Ohne Scheu, aber voller Ehrfurcht blickt er sich in der Dichterwerkstatt um, die ihm je länger je mehr aufgetan wird, dankbar bemüht, das ihm bewiesene Vertrauen zum Besten Meyers anzuwenden. So teilt er jeweils umgehend seine ersten Eindrücke von dem neuen Manuskript mit, Kundgebungen meistens seiner Bewunderung, doch auch klärender Bestätigung für den Autor und von Wert als reizvolle Stimmungsbilder. Die kritische Feder wird sodann zu einem zweiten Brief gespitzt, der etwa Titelfragen bereinigt und vor allem mit mancher feinsinnigen Anregung Unstimmigkeiten in der Diktion dieses Stilkünstlers aufzudecken und zu beseitigen vermochte. Ob das durchgehends auch von seinen Vorschlägen zum „Lutherlied" zu gelten hat, mag dahin stehen; schade ist es jedenfalls, daß Freys auch von Meyer erbetene Variantenkritik damals nicht rechtzeitig eintraf und somit nicht zum Vergleich steht. Indessen ergibt sich so durch ihren fast zwei Jahrzehnte währenden Briefwechsel, der dazu dank den gelegentlichen Besuchen Rodenbergs in Kilchberg Belebung und Vertiefung fand, eine erkleckliche Nachlese für die Dichtung Conrad Ferdinand Meyers, die

doch für unsere Schätzung voransteht. Des weiteren bietet der Briefband mancherlei wissenswerte Aufschlüsse über die derzeitige Gegenwart; auf Scherers, dem Rodenberg bei äußerer Annäherung im Grunde seines Wesens kalt und fern blieb, kommt die Rede, und auf Stauffers tragischen Ausgang, den Meyer aus einer dem „Berner Koloß" versagten leiblichen und geistigen Biegsamkeit in großen Konflikten interpretiert. Bei Kellers Tode vernehmen wir auch hier wieder die (schon zu Lingg geäußerte) Befürchtung, es könne sein Nachlaß Unangenehmes für ihn enthalten, doch erteilt Meyer auch an dieser Stelle jede Absolution im voraus: seiner „innerlichen Liebenswürdigkeit" wegen. Des Dichters verehrungsvolle Hochschätzung Kaiser Wilhelms des Zweiten war bereits in seinen früheren Briefen hell zutage getreten; diesmal entlockt sie ihm das Geständnis, daß er in jener zum Bruch führenden letzten Bismarck-Krise ganz auf seiten des jungen Kaisers stehe — ein Urteil, an dem doch der Künstler und Novellist (im Hinblick nämlich auf die Verteilung des tragischen Schwergewichts und der „großen Szene") sicherlich nicht unbeteiligt war. Im übrigen ist regelmäßig das Umgekehrte der Fall: auf beiden Seiten tritt das Menschliche den behandelten Plänen und Fragen stets fördernd und reinigend zur Seite, über der Kunst baut sich hüben wie drüben eine tiefehrlich empfundene Freundschaft auf und verflicht die daraus entspringende Gesinnung so eng mit all ihren Äußerungen und Gedanken, daß man Meyers herzliche Empfindungen für den Herausgeber der „Deutschen Rundschau" vollkommen nachfühlen kann. „Ich bin denn doch zuerst ein Mensch, und die Kunst kommt erst hinter dem Leben, und das Literatentum soll der Teufel holen. Es ist so gemein," hatte er einst zu François Wille gesagt. In dem Briefwechsel mit Rodenberg erscheint dieser Leitspruch in blühendes Leben umgesetzt.

Walter Heynen.

Literarische Notizen.

Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Ein Sammelwerk. Herausgegeben von Dr. Karl Strupp. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1918. — Inhalt: I. Einleitung. Von Zorn. S. 1—6. II. Politische und kulturelle Geschichte Elsaß-Lothringens. Von Stählin. S. 7—204. III. Die Sprachenfrage. Von Wrede S. 205—218. IV. Schlußwort. Von Strupp. S. 219—226.

Da eine elsaß-lothringische Frage für uns nicht besteht, wird ein Buch, das laut seinem Titel etwas nachgerade Selbstverständliches nachweisen will, kaum viele von uns zum Lesen anlocken. Es wäre schade, wenn die mangelnde Werbekraft des Titels dem Hauptteil des Buches, neben dem alles andere nur wie Rankenwerk erscheint, der von dem Straßburger Historiker Stählin dargestellten „politischen und kulturellen Geschichte Elsaß-Lothringens", die Leser fern hielte. Nicht die elsässische und die lothringische Lokalgeschichte wird dargestellt, sondern es werden die großen Linien der politischen Schicksale beider Landschaften, ihre Verflochtenheit in die weltpolitischen Geschehnisse gezeichnet: wie sich im Kampf der großen Mächte die politische Zugehörigkeit der Zwischenländer gestaltet, und wie demgemäß die kulturellen Einflüsse sich geltend machen. Beide Landschaften erleiden das typische Schicksal der Grenzländer: vom Stärkeren werden sie auf die Dauer — nolens volens — mit magnetischer Kraft angezogen. Moralische Kraftworte schweigen, das Ganze erscheint als ein großer Prozeß, der mit geschichtlicher Notwendigkeit abläuft. Wie gesagt, es wäre zu bedauern, wenn diese große, lehr- und lichtreiche Arbeit Stählins, weil sie in einem Sammelwerk versteckt ist, wenig Leser fände. *yq.*

Elsaß-Lothringen. Eine historische Studie. Von Karl Kautsky. Zweite Auflage. Stuttgart, Dietz. 1918.

Man kann die eigentümliche Beobachtung machen: während auf kirchlichem Gebiet einer, je weiter er sich nach „links" entwickelt, um so weniger Dogmen anerkennt, scheint es auf politischem Gebiet gerade umgekehrt zu stehen: je weiter er links steht, um so dogmengläubiger ist er. Historische Studien verwandeln sich dabei unter der Hand in dogmatische Studien am historischen Objekt. Ein Musterbeispiel dieser Art ist Kautskys Studie. Als Sozialdemokrat hat er, wie er bekennt, zwar keine Mittel und Grundsätze, nach denen er die staatliche Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens entscheiden könnte, es ist ihm auch gleichgültig, wem diese Provinzen gehören sollen — darüber zerbricht er sich nicht den Kopf. Aber er hat das Dogma vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Kraft dessen haben sich Deutsche und Franzosen (notabene, sobald die unabhängige Sozialdemokratie in beiden Staaten ans Ruder gekommen ist) dahin zu einigen, daß sie beide den Elsaß-Lothringern sagen: nun macht mit euch, was ihr wollt, zerbrecht euch selbst die Köpfe über eure Zukunft — und was dabei herauskommt, das werden wir gut heißen. Ob Deutschland dabei Gewinn oder Schaden hat, ist Kautsky gleichgültig, wenn nur das Dogma vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zu Ehren kommt. Wobei dann bescheidentlich zu fragen wäre, ob die Elsaß-Lothringer wirklich ein Volk sind, und nicht vielmehr die Teile zweier Völker, zu neun Zehntel ein Teil des deutschen Volkes, zu einem Zehntel ein Teil des französischen Volkes. Also: ob das Dogma vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zu Recht besteht oder nicht — auf die Elsässer und Lothringer läßt es sich nicht anwenden. *yq.*

In den Sturmtagen der russischen Revolution. Meine Befreiung aus russischen Kerkern. Von Alexander Mosler. Berlin-Wien, Ullstein und Co. 1918.

Bei der großen Schwierigkeit für den Fernstehenden, selbst bei aufmerksamer Zeitungslektüre sich in den entsetzlich verwirrten Verhältnissen zurecht zu finden, wie sie seit mehr als Jahresfrist in dem von wilden Fiebergluten durchzuckten Rußland herrschen, müssen alle Berichte von Augenzeugen dieser grundstürzenden Ereignisse die größte Aufmerksamkeit beanspruchen. Das gilt auch von dem vorliegenden Beitrag zur Geschichte der großen Umwälzungen vom Frühling und Herbst 1917, einem zeitgeschichtlichen Doku-

ment, das besonders dadurch großen Wert erhält, daß der Verfasser sich ganz ausschließlich auf die Schilderung solcher Vorgänge beschränkt, die er selbst gesehen hat, mithin also dem Leser wirklich nur authentisches Material bietet. Mosler, ein geborener Berliner, der vor neun Jahren, als Referent ihn im Kaukasus kennen lernte, die Redaktion des in Tiflis erscheinenden deutschen Blattes „Kaukasische Post" übernahm, hat während des Krieges in Rußland ein wahrhaft furchtbares Martyrium über sich ergehen lassen müssen. In Tiflis 1914 verhaftet und zunächst mit anderen Deutschen in weltabgeschiedene Walddörfer im Norden verschleppt, hat er dann mehr als drei Jahre in Gefangenentransporten, Kerkern und Zuchthäusern verbringen müssen, wobei er — wegen „schwerer Spionage" angeklagt — nur wie durch ein Wunder dem Tode am Galgen entgangen ist. Bei seinen hochdramatischen, vielfach romanhaft abenteuerlichen Erlebnissen ist der Verfasser mit allen Schichten des russischen Volkes in nahe Berührung gekommen, zum Teil auch mit Persönlichkeiten, die in der russischen Revolution eine sehr hervorragende Rolle gespielt haben. In letzterer Beziehung von großem Interesse ist der Abschnitt über den Handstreich des Fähnrichs Krylenko, den der Verfasser im Gefängnis als Haftgenossen genau kennen lernte. Krylenko, einer der interessantesten Charakterköpfe der Revolution, ehrlicher und klüger als die kadettischen Machthaber, hatte schon im Sommer 1917 klar erkannt, daß als Vorbedingung für jede Entwicklungsmöglichkeit in Rußland ein möglichst schneller Friedensschluß mit Deutschland, unter Preisgabe aller besetzten Gebiete, unumgänglich erschien. Wie seine hier wiedergegebenen Äußerungen zeigen, wird Deutschland von ihm weit zutreffender beurteilt, als von Lenin und Trotzky. Auch der ehemalige Ministerpräsident Lwow war zeitweilig der Haftgenosse des Verfassers, dem er grausige Einzelheiten über die Ermordung Rasputins zu erzählen wußte. Spannend, wie in einem der abenteuerlichsten Detektivromane, liest sich das Kapitel über den Sturm auf die Bastille während der Märzrevolution, dem der Verfasser seine Befreiung durch die aufrührerischen Soldaten verdankte. Besondere Beachtung verdient auch der Abschnitt über das „Asyl in der schwedischen Gesandtschaft", mit dem der Autor der edlen und großzügigen Hilfsbereitschaft des Gesandten Brandström und dem opfermutigen Heroismus seiner Tochter Elsa ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. — Vom rein literarischen Gesichtspunkt hätte der Verfasser aus der überreichen Fülle seines Stoffes ja gewiß noch sehr viel mehr machen können; aber gerade die sachliche und knappe Form seiner Darstellung macht das kleine Buch zu einem sehr wertvollen Dokument der Zeitgeschichte. *ρδ.*

Riga und die Düna im Spiegel der lettischen Volksdichtung.

Von Julius Wetzosol. Sonderabdruck aus der „Schweiz". Mit einem Nachtrag: „Über den Einfluß der Volksdichtung auf die moderne lettische Literatur". Bern, A. Francke. 1918.

Bei der naturgegebenen nationalen Doppelheit alles Lebens im Baltikum werden wir jedem dankbar sein, der uns einen Blick von der deutschen auf die lettische Seite des Zaunes tun läßt; denn dort, wo die größere Volkszahl ist, wissen wir noch wenig Bescheid. Gern werden wir uns daher einiges von der reichlich sprudelnden Volksdichtung der Letten, die der Dichtung der stammverwandten Litauer — Herder hat uns ihre „Dainos" bekannt gemacht — ähnlich ist, erzählen und gern uns zeigen lassen, wie sich Riga und die Düna darin spiegeln; ist doch Riga nicht nur die deutsche, sondern ebenso die lettische Metropole, und ist die Düna auch für die Letten der größte Strom des Landes. — Daß der Verfasser der kleinen Studie mit seinen sachlichen Darlegungen eine deutschfeindliche Tendenz verbindet, ist eine Sache für sich; er widmet seine Schrift einem „Schweizerischen Komitee zum Studium der lettischen Frage". Eine Sache für sich ist es auch, mit wie vielen derartigen Komitees gegenwärtig die arme Schweiz beglückt ist und wer hinter diesem Komitee steckt. Jedenfalls aber schreibt der lettische Verfasser trotz dieser Tendenz in deutscher Sprache, während er doch sicher der lettischen und vermutlich auch der russischen Sprache mächtig ist. Sollte er damit nicht unwillkürlich dafür Zeugnis ablegen, daß ein kleines Volk wie das lettische durch den Zwang der Verhältnisse genötigt ist, sich an einen größeren Kulturkreis, und zwar den deutschen, anzuschließen? *γφ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Jeremias. — Allgemeine Religionsgeschichte von D. Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer und Universitätsdozent zu Leipzig. 259 Seiten. München, R. Pieper u. Co.

Jünger. — Vom kommenden Weltfrieden. Herausgegeben von Karl Jünger, eingeleitet von Paul Reichsgraf von und zu Hoensbroech unter Mitarbeit von Mitgliedern aller Parteien des Reichstages. 127 Seiten. Siegen und Leipzig, Montanusverlag. 1918.

Kahn. — Amerika. Von Harry Kahn. Mit Vollbildern von Willy Orth. 66 Seiten. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1917.

Khayyâm. — Die Sprüche der Weisheit. Von Omar Khayyâm. Mit einem Nachwort deutsch von Hector G. Preconi. Titelzeichnung von Willy Orth. 96 Seiten. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1917.

Kiesel. — Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen. Von Dr. Karl Kiesel. Mit 16 Textbildern, 10 Lichtdrucktafeln und farbigen Karten. 215 Seiten. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Klabund. — Die Geisha O-sen. Geishalieder. Nach japanischen Motiven von Klabund. 44 Seiten. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Klabund. — Irene oder die Gesinnung. Ein Gesang von Klabund. 45 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Kölwel. — Die frühe Landschaft. Gedichte und Skizzen von Gottfried Kölwel. 94 Seiten. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1917.

Krnse. — Lebenskunst. Ein Wegweiser für die neue Zeit. Von Uve Jens Kruse. 117 Seiten. Buchenbach i. Baden, Felsen-Verlag. 1918.

Lamprecht. — Kindheitserinnerungen. Von Karl Lamprecht. Mit 11 Bildern. 98 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1918.

Landau. — Ostpreußische Wanderungen. Bilder aus Krieg und Frieden von Dr. Paul Landau. Zweite, vermehrte Auflage. 212 Seiten. Berlin, Reichsverlag Hermann Kalkoff. 1917.

Meckauer. — Der Höllenfahrer. Novellen schlesischer Dichter. 2. Teil. Herausgeg. von Walter Meckauer. 80 Seiten. Konstanz a. B., Reuß und Itta.

Merker. — Reformation und Literatur. Ein Vortrag von Paul Merker. 46 Seiten. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1918.

Merzenich. — Liller Guckkasten von Friedel Merzenich. 159 Seiten. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.

Moreck. — Der Elefant. Novellen von Curt Moreck. 66 Seiten. Konstanz a. B., Reuß und Itta.

Neurath. — Großvorratswirtschaft und Notenbankpolitik. Von Dr. Otto Neurath. 16 Seiten. Berlin und Wien, Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H. 1918.

Paz. — Aus meinem Leben. Eindrücke von Paz. Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien. 115 Seiten. München, Georg Müller. 1917.

Pesch. — Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung. Von Johannes Pesch, Rektor. 192 Seiten. Dülmen i. W., Laumannsche Buchhandlung, Verleger des heiligen apostolischen Stuhles.

Pfannl. — Wann Majas Schleier zerflattern. Von Dr. Heinrich Pfannl. 61 Seiten. Orion-Verlag. 1918.

Pfeilschifter. — Feldbriefe katholischer Soldaten. Herausgegeben von Georg Pfeilschifter. Erster Teil: Aus Tagen des Kampfes. Zweiter Teil: Aus Ruhestellung und Etappe. Dritter Teil: Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten. 222, 263 u. 169 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Schäfer. — Ein Denkmal für Zeppelin. Von H. Schäfer, z. Z. Lazarettpfarrer. (Deutsche Volksbücherei.) 32 Seiten. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Schiele. — Waffensieg und Wirtschaftskrieg. Von Dr. Georg Wilhelm Schiele. 34 Seiten. Dresden, Verlag Das größere Deutschland G. m. b. H.

Schrönghamer-Heimdal. — Vom Antichrist. Ein Büchlein von Gott und Geld vom deutschen Wesen und vom ewigen Juden. Von F. Schrönghamer-Heimdal. 111 Seiten. Augsburg, Haas u. Grabherr.

Sommerfeld. — Vormärz. Eine lyrische Anthologie. Mit einem Nachwort herausgeg. von Dr. Martin Sommerfeld. 92 Seiten. München, Roland-Verlag Dr. Albert Mundt. 1918.

Spahn. — Die Großmächte, Richtlinien ihrer Geschichte, Maßstäbe ihres Wesens. Von Martin Spahn. Mit 6 Karten. 258 Seiten. Berlin und Wien, Ullstein und Co. 1918.

Sprengel. — Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Heinrich von Kleist. Vorträge zur Frankfurter pädagog. Herbstwoche des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht im Oktober des vierten Weltkriegsjahres von Dr. Johann Georg Sprengel, Studienrat in Frankfurt a. M. 82 Seiten. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 12. Ergänzungsheft.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Stresemann. — Macht und Freiheit. Vorträge, Reden und Aufsätze von Dr. Gustav Stresemann, M. d. R. 202 Seiten. Halle a. S., Carl Marhold. 1918.

Studer. — Die Geburt der Venus. Dichtungen von Heinrich Studer. 61 Seiten. Leipzig, Amaltheа-Verlag. 1918.

Sven Hedin. — Jerusalem. Von Sven Hedin. 157 Seiten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1918.

Thoma. — Altaich. Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma. 394 Seiten. München, Albert Langen.

Veltzé. — Ruhmestage der österr.-ungar. Wehrmacht 1914/17. Dokumente von Mitkämpfern. Herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv. Redigiert von Alois Veltzé, Vorstand der Schriftenabteilung. Heft 3. 192 Seiten. Wien, Manz-Verlag. 1918.

Volkelt. — Demobilisierung der Geister? Eine Auseinandersetzung vornehmlich mit Geheimrat Prof. Dr. Ernst Troeltsch von Dr. Hans Volkelt. 77 Seiten. München, C. H. Beck.

Waser. — Maria Waser, Scala santa. 126 Seiten. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Weinel. — Die Gleichnisse Jesu. Von H. Weinel. Vierte Auflage. (Aus Natur- und Geisteswelt.) 119 Seiten. Leipzig, Berlin, B. G. Teubner.

Wetzosol. — Riga und die Düna im Spiegel der lettischen Volksdichtung. Sonderabdruck aus der ‚Schweiz' von Julius Wetzosol. 11 Seiten. Bern, A. Francke. 1918.

Wildgans. — Mittag. Neue Gedichte. Von Anton Wildgans. 101 Seiten. Kriegsausgabe. Leipzig, L. Staackmann Verlag.

Winckler. — Ozean. Des deutschen Volkes Meergesang. Von Joseph Winckler. 146 Seiten. Jena, Eugen Diederichs. 1917.

Worlitschek. — Deutsches Volk und Christusglaube. Vorträge von Anton Worlitschek, Stadtpfarrprediger in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 283 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Zeiz. — Tanz um den Tod. Von A. H. Zeiz. 75 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag.

Zekely. — In Rumänien 3½ Monate interniert. Selbsterlebnisse. Von Dr. Wilhelm Zekely. 94 Seiten. Budapest, König Karol-Verlag. Leipzig, F. Volckmar. 1918.

Zobeltitz. — Steppke. Geschichte eines russischen Jungen in deutscher Kriegsgefangenschaft. Von Fedor von Zobeltitz. 121 Seiten. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten und Loening. 1917.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Weißruthenen.

Ein erwachendes slawisches Bauernvolk.

Von

Fritz Curschmann.

Seit einem halben Jahre bereits ist Frieden zwischen Deutschland und Rußland; aber der Zustand des Beharrens, den man sonst als das natürliche Ergebnis eines Friedensschlusses ansieht, ist nicht eingetreten. Der Zersetzungsprozeß des ehemals gewaltigen Zarenreiches geht unaufhaltsam weiter: eine neue, dauernde Ordnung im Innern vermögen die Revolutionäre und Theoretiker der Revolution nicht zu schaffen, und die Folge: eins der Fremdvölker nach dem anderen macht von dem seinerzeit mit großer Geste gewährten Rechte der Selbstbestimmung bis zur völligen Ablösung vom russischen Staate Gebrauch, und es ist noch nicht abzusehen, bis zu welcher Verkleinerung Restrußlands diese Bewegung schließlich führen wird.

Sicher ist einstweilen aber, daß allein im Westgebiete des ehemaligen russischen Reiches zum mindesten fünf neue Staaten entstehen werden: Polen, das seit bald drei Jahren jedem russischen Einflusse entrückt ist und im Frieden voraussichtlich überhaupt nicht mit dem großrussischen Staate grenzen wird. Die Ukraine im Süden hat längst alle früher bestehenden Gedanken einer Föderation mit dem moskauischen Rußland aufgegeben und will ein vollständig selbständiger Staat sein. Dasselbe gilt hoch im Norden von Finnland, wo aber dies Programm der unbedingten Trennung vom Anfang der Loslösungsbewegung an bestand. Ein baltischer Staat wird entstehen und — daran darf man nicht mehr zweifeln — alle drei ehemaligen russischen Ostseeprovinzen, Kurland, Livland und Estland, umfassen. Litauen ist als ein neuer selbständiger Staat seit mehreren Monaten vom Deutschen Reiche anerkannt.

Ist also das Bestehen der fünf neuen Staaten auch gesichert, so ist keineswegs zweifelsfrei, wie sie sich gegen Osten abgrenzen werden, auf der riesenlangen Grenzlinie von den Tundren im Norden Finnlands bis zum Schwarzen Meere. Am festesten scheint bisher die Ostgrenze Litauens bestimmt; sie soll offenbar der Demarkationslinie des Brester Friedens von der Düna bis in die Gegend von Prushany entsprechen. Hier beginnt die Nordgrenze der

Ukraine, die im Friedensvertrage einstweilen bis zum Wygonowskoje-See festgelegt ist; ihre Fortsetzung wird man sich — grundsätzlich soll sie ja der Nationalitätengrenze entsprechen — ungefähr der Pripjetniederung folgend zu denken haben. Betrachtet man den Verlauf der so beschriebenen Grenzen zueinander, so zeigt sich, daß von ihnen eingeschlossen im breiten Keil ein Gebiet zwischen den beiden Deutschland verbündeten Staaten, Baltenland und Litauen einerseits und der befreundeten Ukraine auf der anderen Seite, sich einschiebt. Wem soll dies Land gehören? Den Großrussen? Sie haben nach den Grundsätzen ihrer eigenen Machthaber vom Selbstbestimmungsrecht der Völker hier nicht das erste Anrecht, denn hier wohnt das Achtmillionenvolk der Weißruthenen. Als letztes der Slawenvölker ist es zum völkischen Selbstbewußtsein erwacht und will, des russischen Chaos müde, sein Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Sprachlich-ethnisch gehören die Weißruthenen zu den Nordslawen und hier wieder, wie schon der Name andeutet, zur nordöstlichen Gruppe der Russenvölker: Großrussen, Ukrainer und Weißruthenen.

Alle großen slawischen Nationen unserer Tage sind, verglichen mit den germanischen Völkern, verhältnismäßig jung. Wir sehen sie insgesamt erst im Lichte der Geschichte aus ursprünglich selbständig einander gegenüberstehenden, kleineren Stämmen durch gemeinsame politische Schicksale zusammenwachsen. So kann man unter den Russenvölkern auch wieder Weißruthenen und Ukrainer als eine besondere Gruppe den Großrussen gegenüber auffassen, einerseits als die in der Heimat gebliebenen Russen, im Gegensatz zu den Kolonialrussen, den Großrussen, andererseits als die von der mongolisch-tartarischen Invasion gar nicht oder nur vorübergehend beeinflußten Russen. Von der Fremdherrschaft der asiatischen Einwanderer, die auf den Großrussen über zwei Jahrhunderte (1238 bis 1480) gelastet hat, blieben ganz frei die Weißruthenen, und kurze Zeit nur lag sie auf einem Teil der Ukrainer. Der Grund: ein neuer Herr fand sich bald für beide Völker, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erobernd mächtig gegen Südosten vordringenden Litauer. Darüber später.

Während die brünetten, dunkel- und gelockthaarigen Ukrainer deutlich südländische Mischung erkennen lassen, sind die Weißruthenen ein ausgesprochen nordisches Volk: hochgewachsene Gestalten mit blondem Haar und hellen, blauen oder grauen Augen. Mit Recht wohl und auch mit Stolz betrachten sie sich als die reinsten Vertreter des alten, ursprünglichen, weder finnisch-mongolisch noch mediterran beeinflußten Slawentyps.

Der historischen Gruppenbildung unter den Russenvölkern entspricht auch wieder die sprachliche. Unter sich aufs engste verwandt, stehen die ukrainische und die weißrutheniſche Sprache gemeinsam dem Russischen gegenüber. Nur eine Äußerlichkeit, die auch dem Laien auffällt, sei erwähnt: beide Sprachen besitzen ein H, das dem Großrussischen fehlt und — nebenbei bemerkt — auch im Polnischen außerordentlich selten vorkommt. Wenn wir

heute in unseren Zeitungen Namen begegnen wie: Hruschewsky, Halubowitsch, Harrassimowitsch, so sind ihre Träger immer Ukrainer oder Weißruthenen.

Auf die Sprache, genauer gesagt auf das Bekenntnis zur Muttersprache, stützt sich bei uns in Europa bei der größeren oder geringeren Vermischung aller Völker, mit der wir zu rechnen haben, die Nationalitätenzählung so gut wie allein. Mit dieser Bevölkerungsstatistik steht es nun in Rußland bei dem bekannten Mißtrauen der alten, zarischen Regierung gegen ihre Untertanen nicht günstig. Selten nur hat man Volkszählungen vorgenommen, die letzte 1897, und bei dieser bisher allein die Frage nach der Muttersprache zu stellen gewagt[1]). Auf Fortschreibung und Schätzung beruhende amtliche und nichtamtliche Zahlen liegen allerdings auch noch für jüngere Zeit vor, aber sie sind naturgemäß mehr oder weniger anfechtbar und besonders, wo sie die hier in erster Linie interessierenden Nationalitätenfragen berühren, leicht der Beeinflussung durch nationalistische Tendenzen unterworfen. Dies gilt auch — ungewollt in diesem Falle allerdings — von den Zählversuchen, die während des Krieges von unseren deutschen Militär- und Verwaltungsbehörden im besetzten Gebiet vorgenommen worden sind. Die Verhältnisse sind aber auch wirklich nicht einfach. Man muß sich vergegenwärtigen, daß entgegen der Einsprachigkeit, die uns Deutschen das Natürliche und Normale zu sein scheint, Mehrsprachigkeit im Osten das durchaus Vorherrschende ist. Im westlichen Weißruthenenlande, um bei diesem konkreten Beispiele zu bleiben, vermag auch der einfache Mann auf dem Lande das, was er innerhalb seines engen Lebens- und Gesichtskreises überhaupt zu sagen hat, in der Regel in drei Sprachen befriedigend auszudrücken: in weißruthenisch, seiner Muttersprache, russisch, der Sprache von Schule und Heer, polnisch, das die Gutsherrschaft und der katholische Pfarrer spricht; und in welcher Sprache man ihn anredet, in der antwortet er. Daraus erklärt sich die in unserem Heere weit verbreitete und für die Militärstatistik verderblich gewordene Vorstellung von einer zahlreichen, bodenständigen polnischen Bauernbevölkerung im Ober Ostgebiet. Tausende von Weißruthenen — und auch Litauern — wurden eben vor dem polnisch sprechenden deutschen Militärdolmetscher zu Polen.

Aber noch ein anderes die Nationalitätenstatistik beeinflussendes Element kommt hinein: Wie bei uns in den national gemischten Provinzen des Ostens die einheimische polnische Landbevölkerung oft katholisch gleich polnisch, evangelisch gleich deutsch setzt, so besteht bei den katholischen Weißruthenen des Nordwestens unter dem Einflusse der Kirche eine gewisse Neigung, sich für Polen auszugeben, während die orthodoxen Weißruthenen in ähnlicher Weise Russen

[1]) Über diese Volkszählung, deren Ergebnisse nur nach Kreisen veröffentlicht sind, unterrichten wir Deutsche uns am besten nach: Rudolf Claus, Die Zusammensetzung der Bevölkerung Rußlands nach Nationalitäten (mit Karte). Zeitschrift des Königlich Preußischen statistischen Landesamtes LV (1915).

schlechthin, also Großrussen, sein wollen. Alles Momente, die die Aufnahme der Bevölkerungsverhältnisse außerordentlich erschweren und besonders unsere deutschen Kriegszählungen stark und ungünstig beeinflußt haben. Bleibt also immer wieder die russische Zählung von 1897, die zum mindesten von der Mehrzahl dieser Fehlerquellen nicht ungünstig beeinflußt ist[1]).

Diese Zählung vermerkt 5,88 Millionen Weißruthenen in Rußland. Damit stehen sie unter den Nationalitäten des Reiches an vierter Stelle, nach Großrussen: 55,66 Millionen, Ukrainern: 22,38 Millionen, Polen: 7,93 Millionen, alles drei Völker, deren Sprachgebiet an das der Weißruthenen grenzt. Es folgen nach den Weißruthenen in nicht großem Abstande die Juden: 5,06 Millionen, die, wie bekannt, zum allergrößten Teil in den Westprovinzen des russischen Reiches, auf dem Boden des ehemaligen polnisch-litauischen Staates, also auch in Weißruthenien, wohnen.

Wieviel Weißruthenen es heute geben wird, ist nur annäherungsweise zu bestimmen. Die russische Statistik hat festgestellt, daß sich die Bevölkerung von 1897 bis 1912, wo sie neue, auf Fortschreibung und Schätzung beruhende Zahlen veröffentlicht hat, um durchschnittlich ein Drittel vermehrt hat. Das ergäbe für das Bauernvolk der Weißruthenen, das für russische Verhältnisse unter normalen Bedingungen lebt, unmittelbar vor dem Kriege gegen acht Millionen. Wie weit diese Zahl seither durch blutige Verluste auf dem Schlachtfelde, vermehrte Sterblichkeit bei den unter ungünstigen Verhältnissen Daheimgebliebenen, wie durch verminderte Geburtenzahl etwa wieder zurückgegangen ist, das ist auch nicht schätzungsweise zu ermitteln. Will man näher eindringen und sich genauer die Verteilung des weißrutheniſchen Volkes innerhalb seines Siedlungsgebietes, wie seine Mischung mit fremden Völkern, die zugleich in erheblicherem Maße die soziale Schichtung wiedergibt, vor Augen führen, so muß man immer wieder auf die Zahlen von 1897 zurückgreifen. Diese Zahlen sollen von jetzt an allein angezogen werden. Um sie richtig zu würdigen, wird man sich dabei immer vor Augen halten müssen, daß sie etwas veraltet sind, gewissermaßen nur relativen Wert haben.

Von den 5 880 000 Weißruthenen, die 1897 gezählt wurden, lebten außerhalb des geschlossenen Sprachgebietes ihres Volkes nur 104 100[2]) als zugewanderte Arbeiter in kleinen Gruppen von einigen Hunderten oder Tausenden.

5 775 900 Weißruthenen bleiben also für das geschlossene Siedelungsgebiet übrig. Seine Ausdehnung will die beigegebene kleine

[1]) Daß er die Zahlen von 1897, wenigstens was sein Volk anginge, für ganz gut und vertrauenswürdig hielte, versicherte mir einmal ausdrücklich ein Weißruthenenführer. Die Polen allerdings beklagen sich oft bitter über diese Zählung. Werden sie je zufrieden sein?

[2]) Diese und die folgenden Zahlen sind Berechnungen auf Grund der Tabellen bei Claus.

Karte [1]) veranschaulichen: Nordwärts reichen die Sitze der Weißruthenen bis in die Gegend von Rjeshiza (nordöstlich Dünaburg), gegen Süden bis zur Einmündung des Pripet in den Dnjepr, nach Osten bis über Smolensk hinaus, im Westen nähern sie sich bei Augustowo bis auf wenige Kilometer der ostpreußischen Grenze. Wilna und Minsk sind die beiden Großstädte innerhalb dieses Gebietes, hart an seiner Ostgrenze liegen Grodno und das industriereiche Bialystok, alle vier allerdings polnisch-jüdische, nicht weißruthenische

Städte. Gegen Nordwesten grenzt das Sprachgebiet der Weißruthenen mit den Litauern und Letten, gegen Nordosten und Osten mit den Großrussen, gegen Süden mit den Ukrainern und gegen Osten — auf kleiner Strecke nur — mit den Polen.

Innerhalb des geschlossenen Sprachgebietes der Weißruthenen sieht es allerdings ein wenig anders aus, als wie es der Westeuropäer nach den Ver-

[1]) Gezeichnet nach der ethnographischen Karte bei Stephan Rudnyćkyj, Ukraina, Land und Volk. Wien 1916. Daß diese Karte in nicht ganz unerheblichen Einzelheiten von anderen kartographischen Darstellungen abweicht, zum Beispiel von der Skizze bei Claus und den gleich zu erwähnenden Karten des Werkes: Völkerverteilung in Westrußland, ist mir natürlich nicht entgangen.

hältnissen der eigenen Heimat anzunehmen geneigt ist: Weite Landstriche, in denen, von einigen fremden Kaufleuten in den Städten und vielleicht einem gewissen Prozentsatz von Wanderarbeitern abgesehen, eine ganz einheitliche Bevölkerung in Stadt und Land lebt, gibt es im europäischen Osten, von einigen innerrussischen Gouvernements vielleicht abgesehen, überhaupt nicht: In den weiten Gebieten zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Mittelmeer ist überall eine größere oder geringere Mischung der Nationalitäten und damit parallel gehend häufig der verschiedenen Religionen und Konfessionen, wie der sozialen und beruflichen Schichtung der Bevölkerung. Weißruthenenland macht keine Ausnahme von der Regel. Nirgends erreichen die Weißruthenen in den Kreisen ihres geschlossenen Sprachgebietes — die russische Statistik ist nach diesen Kreisen aufgestellt und allein veröffentlicht — 90 Prozent[1]), häufig sinkt ihre Zahl in die 70iger Prozente, zwischen 75 und 85 Prozent mag der Durchschnitt sein. Überall also lebt unter dem bodenständigen, weißruthenischen Element eine erhebliche, ihm stammesfremde Bevölkerung, sehr ungleich allerdings verteilt auf Stadt und Land.

Über die jüngsten Einwanderer, gut 400000 Großrussen[2]), die es im Lande gab, darf man schnell hinweggehen; sie waren Beamte, Soldaten, orthodoxe Geistliche, zum kleinen Teil auch in jüngster Zeit angesiedelte ländliche Kolonisten, durchaus Vertreter der Autorität des russischen Staates; mit ihm sind sie durch die Kriegsnöte verschwunden und werden nicht wiederkehren.

Einwanderer sind ursprünglich Polen und Juden auch. Aber schon vor Jahrhunderten ins Land gekommen, sind sie in ihm längst ganz heimisch und ein im höchsten Maße bedeutsames Bevölkerungselement geworden. Sie regierten und tyrannisierten das Land, trotz des fernen Zaren und seiner de iure allmächtigen Gouverneure. Ich habe die orthodoxen weißruthenischen Bauern von der schlechten alten Zeit sprechen hören, wo die Schlüssel ihrer Kirchen in den Händen von Polen und Juden waren, das heißt der Zeit, wo fremde Herren, anderer Religion, die auch nach einem anderen Kalender lebten, es ihnen wehren konnten — man muß wohl an die Erntezeit, wenn die Arbeit drängt, denken —, ihre kirchlichen Feste zu feiern.

Bei weitem das zahlreichere der beiden Fremdvölker sind die Juden; auf gegen 900000 Seelen darf man sie schätzen, in vielen Kreisen bilden sie über 10 Prozent der Bevölkerung, in den Städten und Städtchen steigt ihr

[1]) Diese Prozentzahl und ebenso die folgenden nach dem in Kowno bei der Verwaltung Ober Ost entstandenen Kartenwerk: Völkerverteilung in Westrußland. Zweite Auflage. Hamburg 1917.

[2]) Diese Zahl, wie die folgenden Zahlen der nationalen Minderheiten innerhalb des geschlossenen weißruthenischen Sprachgebietes sind berechnet durch Zusammenzählen der Minderheitszahlen in den Kreisen mit weißruthenischer Mehrheit (nach Claus). Die Fremdstämmigen, die unter den Weißruthenen wohnen, dort, wo diese selbst im Kreise nicht die Mehrheit haben, fehlen also; ich habe daher bewußt die gefundenen Zahlen nach oben abgerundet.

Anteil weit höher: in Wilna haben sie mit 40,3 Prozent die relative, in Minsk mit 51,2 Prozent sogar die absolute Mehrheit in der Bevölkerung. Für die kleinen Städte und Marktflecken stehen keine Zahlen zur Verfügung; aber der Augenschein lehrt, daß hier die Einwohnerschaft fast rein jüdisch ist. In den Dörfern erscheinen die Juden nur vereinzelt als Händler und Schankwirte.

An Kopfzahl treten dagegen die Polen mit einer Viertelmillion sehr stark zurück — aber sie fühlen sich durchaus als Herren im Lande. Adel und Großgrundbesitz, beides zum guten Teil identisch, sind fast durchweg polnisch, und neben ihnen steht als ein energisches Kampfinstrument des Polentums der größte Teil der katholischen Geistlichkeit, ein Klerus, der als Seelsorger der Herrenschicht auch überall dort reichlich vertreten ist, wo die Orthodoxen die Mehrheit ausmachen. In den größeren Städten ist ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung polnisch, in Minsk 11,4 Prozent, in Wilna sogar 31,9 Prozent: Geistliche, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, Studierte, wie überhaupt Angehörige aller höheren Berufe. Sonst ist ihr zahlenmäßiger Anteil gering, selten steigen sie in den Prozentzahlen der Kreise über 3 Prozent, und doch, das ist gar nicht zu leugnen, haben sie es verstanden, einen gewissen oberflächlichen polnischen Firnis über das ganze Land zu legen, der den Fremden — und so ging es auch unseren Soldaten oft — leicht über den wahren Charakter der Bevölkerungsmehrheit täuscht.

Deutsche wurden 1897 etwas über 20000 im Weißruthenenlande gezählt, fast durchweg Städter.

Litauer und Letten gibt es, außerhalb des Grenzsaumes, wo ihr Volksgebiet an das der Weißruthenen grenzt und natürlich ein gewisses Durcheinanderschieben der Nationalitäten stattfindet, etwa 8000 und 18000.

Nicht viel über 100000 Weißruthenen wohnten 1897 innerhalb ihres geschlossenen Volksgebietes in Städten, über 5600000 dagegen auf dem platten Lande, ein Verhältnis etwa wie 1 : 50.

Ein reines Bauernvolk also — denn die Oberschicht auf dem Lande, die Gutsbesitzer, sind Polen —, ein Volk von so einheitlich sozialer Struktur, wie es das kaum wieder in Europa, außer vielleicht bei den benachbarten Litauern, geben wird, ein Volk außerdem von außerordentlich altväterlich einfacher Lebensart. Dreifelderwirtschaft ursprünglichster Form — Wintergetreide, Sommergetreide, Grünbrache — ist noch die ausschließliche Form der Ackernutzung. Malhügel aus zusammengetragenen Steinen, Malbäume im Walde bezeichnen noch die Grenzen der Dorfflur, genau, wie wir Deutsche es in unseren alten Urkunden auch lesen. In seiner Mitte das Dorf, ein Straßendorf seiner Form nach, das heißt an einer geraden Straße liegen auf beiden Seiten eng aneinander geschlossen die Gehöfte.

Das Gehöft des weißrussischen Bauern zeigt geschlossene Hofanlage — unserem deutschen, fränkischen Gehöfte ähnlich, um es kurz zu beschreiben.

Aber im Gegensatz zum Stein- und Fachwerkbau Mitteldeutschlands ist hier alles aus Holz, Balken auf Balken gelegt, im Blockhausbau gefügt, und überall deckt Haus und Scheune noch das dicke Strohdach. In diesen Dörfern und Höfen lebt ein fleißiges und geschicktes Volk: Mit den einfachsten Werkzeugen, Axt, Säge und Schnitzmesser, baut der Bauer noch selbst mit Hilfe der Söhne und Nachbarn Haus und Scheune, an denen, außer ein paar Beschlägen an Tür und Fenster, kein Stückchen Eisen zu finden ist. Holzkultur. Schlitten und Wagen entstehen unter den Händen des Besitzers, und dann schnitzt er seinem Pferdchen das Holzkummet. Spinnrocken und Webstuhl stehen noch in jedem Hause, und alles, was man nur zur Bekleidung braucht, wie das Leinenzeug für Tisch und Bett, fertigen die Bäuerin und ihre Töchter selbst. Eine einheimische kunstvolle Strohflechterei liefert Vorratsgefäße jeder Größe bis zur vollen Mannshöhe. Der Dorftöpfer formt Schüsseln und Töpfe nach uraltertümlicher Technik; ich habe noch ohne Drehscheibe arbeiten sehen. Kurz, man hat das Bild der geschlossenen Hauswirtschaft nach der Terminologie der Wissenschaft oder der Dorfwirtschaft, wie man es fassen will, vor sich, ein Bild mittelalterlichen Kulturlebens, das sich hier fern dem großen Weltverkehr bis auf unsere Tage erhalten hat.

Aber nicht immer waren die Weißruthenen nur ein Volk armer Bauern, nicht immer bildeten sie auch im eigenen Lande nur die unterste soziale Schicht; auch sie haben ihre große Vergangenheit, an deren Erinnerung sich die vorwärtsstrebenden Elemente dieses letzten, in seiner großen Masse noch nicht zum völkischen Selbstbewußtsein erwachten Slawenvolkes aufrichten, wie sie auf eine bessere Zukunft hoffen[1]).

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, ein merkwürdiger Anachronismus im längst christlichen Europa, eingeschlossen zwischen katholischen Skandinaviern, Deutschen und Polen auf der einen, griechisch-orthodoxen Russen auf der anderen Seite, noch eine kleine Gruppe heidnischer Völker, die Völker des baltischen Sprachstammes, Letten, Preußen und Litauer. Während aber Letten und Preußen sich dem Schwerte der deutschen Ordensritter beugen mußten, haben allen Angriffen zum Trotz die Litauer sich nicht nur behauptet, sondern mächtig nach Osten und Süden ausgreifend ein großes Reich erobernd aufgebaut. Der alte russische

[1]) Über die Geschichte und kulturelle Entwicklung des weißrutheniſchen Volkes unterrichtet heute am besten: Leon Wasilewski, Die Ostprovinzen des alten Polenreiches, Krakau 1917, dem im gleichen Jahre erschienenen polnischen Originale (Kresy soschodnie = Die östliche Grenzmark) gegenüber leider vielfach stark gekürzt. In beiden Ausgaben nebeneinander ist das Buch daher im Folgenden viel benutzt. Mancherlei Ergänzungen boten Aufsätze unserer in Wilna erscheinenden Blätter: „Zeitung der X. Armee", „Wilnaer Zeitung", auch Übersetzungen aus dem weißrutheniſchen Roman. Für die letzte Zeit konnte ich mich auf eigene Beobachtung und Mitteilungen weißrutheniſcher Führer stützen.

Staat von Kiew war längst in zahlreiche Teilfürstentümer zerfallen, die unter sich uneins dem Ansturm der Mongolen nicht standhalten konnten und sich, die weißrussischen Fürstentümer und Nowgorod fast allein ausgenommen, daher der Herrschaft der asiatischen Chane beugen mußten. Diese weißrussischen Fürstentümer aber traf um dieselbe Zeit der Stoß der Litauer unter ihrem Fürsten Mendog oder Mindowe (1240 bis 1263), dem Begründer des litauischen Staates. Einen erheblichen Teil Weißrußlands unterwarf er und gründete im neueroberten Lande, in Nowogrodek, auch seine Residenz. Seine Nachfolger, unter ihnen der bedeutendste Gedimin (1315 bis 1341), der angebliche Gründer von Wilna, der seinem Staate die Fürstentümer Polozk, Minsk, Pinsk und andere Landschaften angliederte, setzten im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts das Werk fort. Ganz Weißruthenien wurde der litauischen Herrschaft unterworfen und dazu noch ein großer Teil des ukrainischen Südens einschließlich Kiew.

Das Ergebnis: ein dem Namen nach litauischer Staat, in dem die Slawen aber das erdrückende Übergewicht besaßen; kein Fünftel der Untertanen der litauischen Großfürsten des vierzehnten Jahrhunderts waren Litauer nach Blut und Sprache. Und mehr noch, die russische Mehrheit besaß auch kulturell das Übergewicht, schon dadurch, daß diese Weißruthenen und Ukrainer christlich waren und daher einen schreibkundigen Klerus besaßen. Es erging den Litauern ähnlich — jeder Vergleich hinkt ja bekanntlich — wie den Franken, als sie Gallien eroberten: die kulturell überlegene Mehrheit der Besiegten gewann die Oberhand über die Sieger, und wie im Frankenreiche Lateinisch, die Schrift- und Kultussprache der Kirche, Verwaltungssprache dieses und nachher für Jahrhunderte auch aller anderen germanischen Staaten wurde, so in gleicher Weise das Altweißrutheniſche im litauischen Staate. Diese weißruthenische Schrift- und Amtssprache, die wir aus den Fürstenurkunden kennen und die natürlich mit kyrillischen Buchstaben geschrieben wurde, ist stark beeinflußt vom Kirchenslawisch — natürlich, die Schreiber waren ja Kleriker —, und auch durchsetzt mit ukrainischen Elementen. Aber nicht nur trockene Amtssprache wurde das Weißrutheniſche, es wurde auch, was das Lateinische nie erreicht hat, die Sprache des Hofes, des Adels und aller höheren Bevölkerungsschichten; der litauische Adel wurde russifiziert. Litauisch blieb im litauischen Staate nur das Bauernvolk in seinem ursprünglichen Stammesgebiet.

Das vierzehnte Jahrhundert war die große Zeit des weißrutheniſchen Volkes. Gegen sein Ende schlossen, wie bekannt, als der Mannesstamm des alten polnischen Königshauses ausgestorben war, Litauen und Polen sich zu einem Staate zusammen: Jagello, Großfürst von Litauen, heiratete 1386 Hedwig, die junge Königin von Polen, und ließ sich nach katholischem Ritus taufen; mit ihm wurde das ganze litauische Volk christlich und katholisch. Sehr ungleich waren die beiden Reichsteile; an Fläche übertraf Litauen drei-

mal den polnischen Staat und war damit ursprünglich ohne Zweifel der stärkere der beiden Teile, die sich unter dem Zepter von Wladislaus Jagiello und Hedwig zu einer Personalunion zusammentaten.

Die Absicht wurde zunächst auch loyal ausgeführt, Polen und Litauen wurden ganz getrennt verwaltet, eine Reihe von Prinzen des jagellonischen Hauses haben nacheinander als Großfürsten von Litauen — eine Art Vizekönige — in Wilna residiert. Aber formale Rechts- und Verwaltungsorganisationen, wie landschaftliche Reservatrechte konnten den Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht aufhalten, und so erwies sich je länger je mehr das polnisch-abendländisch-katholische Element als das stärkere im Doppelstaat. Polnische Sprache und polnisches Wesen drangen unaufhaltsam auch in Litauen vor, und so war es nur der Abschluß einer längst angebahnten Entwicklung, daß der Reichstag von Lublin 1569 die volle staatsrechtliche Vereinigung Polens und Litauens aussprach. Ein Reichstag sollte hinfort nur noch bestehen, in dem nicht nur die Magnaten, wie bisher in Litauen, sondern auch der ganze niedere Adel vertreten sein sollte. Verfassungsmäßige Gleichstellung aber des litauischen und weißrutheniſchen Kleinadels mit der polnischen Schlachta, das bedeutete einen neuen starken Antrieb zu seiner Polonisierung.

Trotzdem behielt Litauen für lange Zeit noch weiter eine erhebliche Anzahl Reservatrechte, eigene hohe Landesämter und insbesondere auch eigene Gerichtsverwaltung. So kann es auch nicht Wunder nehmen, daß die alte weißrutheniſche Amts- und Verwaltungssprache unangetastet blieb. Ja, die uns erhaltenen Zeugnisse in dieser Sprache mehren sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts sogar noch: neben den Urkunden besitzen wir Chroniken in weißrutheniſcher Sprache, und 1517 erschien in Prag das erste gedruckte weißrutheniſche Buch, der Anfang einer Bibelübersetzung des gelehrten Franz Skarina aus Polozk, die in den folgenden Jahren ihre Fortsetzung fand und 1525 in Wilna in der ersten Druckerei Litauens vollendet wurde. Die Landesgesetze, natürlich alle ebenfalls in weißrutheniſcher Sprache, faßte das Litauische Statut von 1522 zusammen; auch zahlreiche religiöse Streitschriften wurden weißrutheniſch verfaßt.

Die von Deutschland ausgehende große kirchliche Bewegung trug ihren Wellenschlag auch bis ins ferne Weißrußland, wo die Reformation in ihrer lutherischen sowohl, wie kalviniſchen Form sich Eingang verschaffte und in den Städten und beim Adel nicht geringen Anhang fand. Aber die Gegenreformation mit klugen und gelehrten Jesuiten folgte ihr auf dem Fuße (1570 Gründung des Wilnaer Jesuitenkollegs). Diesem Ansturm konnte die alte, nach jeder Richtung in vollem Verfall befindliche griechisch-orthodoxe Kirche des Landes nicht standhalten, und es war ein kluger Schritt, den sie tat, daß sie sich in der Union von Brest (1595) der römischen Obödienz anschloß; das Programm: Anerkennung des Papstes als obersten kirchlichen Herrn,

aber Beibehaltung der eigenen Kirchenverfassung und des griechischen Ritus. In sprachlicher Hinsicht bedeutete das: altslawische Liturgie, Lehre und Predigt in der weißrutheniſchen Landessprache. Das ist der Ursprung der unierten Kirche, über die später noch mehr zu sagen sein wird.

Es war ein Akt der Verteidigung, diese kirchliche Union, gegen das im Bunde mit der katholischen Kirche immer stärker andringende Polentum. Trotzdem, als litauische Amtssprache behauptete sich das Weißrutheniſche weiter. So wurde 1588 noch einmal — bei einer Erneuerung des litauischen Statutes — bestimmt: „Und der Landschreiber soll alle Briefe, Auszüge und gerichtlichen Vorladungen mit ruthenischen Buchstaben und in ruthenischer Sprache und nicht anders schreiben.“ Daß man das ausdrücklich hervorhob, was nun seit dreihundert Jahren rechtens war, zeigt deutlich, wie das Alte ins Wanken kam. Es ging rasch abwärts mit der weißrutheniſchen Art, der Adel, gleichviel welchen Ursprungs, ob von litauischem oder weißrutheniſchem Blute, polonisierte sich unter dem Einfluß seiner polnischen Standesgenossen immer mehr, und die christliche Stadtbevölkerung ging dieselben Wege. Ja sogar die orthodoxe Geistlichkeit konnte sich den starken polonisierenden Einflüssen nicht entziehen, so daß der Jesuit Peter Skarga, der rührige Vorkämpfer der Gegenreformation in Wilna, sie verspotten durfte: sie müßten, um sich ihr Kirchenslawisch, eine Sprache, die kein Mensch in der Welt spräche, verständlich zu machen, ja selbst zum Polnischen ihre Zuflucht nehmen. Kurz, alle höheren Stände, wer irgend auf sich hielt, wurde polnisch, sprach polnisch. Auch die alte weißrutheniſche Kanzleisprache erfuhr diesen starken polnischen Einfluß; immer mehr drangen polnische Sprachelemente in sie ein, so daß sie schließlich fast nur noch ein mit kyrillischen Buchstaben geschriebenes Polnisch war, eine zopfige Antiquität. Innerlich war sie längst tot, als ein Landtagsbeschluß von 1696 auch offiziell ihrer Verwendung ein Ziel setzte: „Der Schreiber muß polnisch, nicht ruthenisch schreiben.“ Das war das Ende der weißrutheniſchen Kultursprache; seit über zweihundert Jahren ist sie eine tote, ausgestorbene Sprache.

Von dem Verschwinden der Amts- und Schriftsprache aus der Öffentlichkeit wurde aber die weißrutheniſche Bauernsprache des platten Landes — natürlich eine ganz andere Sprache — nicht berührt. Als Haussprache des Landvolkes, wie als Verständigungssprache zwischen Gutsherren und Gesinde — ähnlich wie man heute auf den mecklenburgischen und pommerschen Gütern Platt spricht oder sich der baltische Baron mit seinem Knechte auf lettisch oder estnisch zu verständigen weiß — lebte das Weißrutheniſche fort, als eine gesprochene, nie geschriebene Sprache. Das ist der Zustand des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bis in die jüngste Zeit. Die Einzigen, die noch lange Zeit das Weißrutheniſche zu einem höheren Zwecke anwandten, waren die unierten Dorfpfarrer; sie hörten die Beichte und predigten weißrutheniſch. So ging es noch bis 1839, wo die

russische Regierung die unierte Kirche mit Gewalt unterdrückte, einfach verbot. Der großrussische Pope, der an Stelle des weißrutheniſchen Pfarrers trat, sprach natürlich nur noch russisch, wie auch der katholische Pfarrer seit langem polnisch mit seinen Pfarrkindern verkehrte.

Die geschilderten Verhältnisse Weißruthenieus stellen nun aber keinen Ausnahmezustand im europäischen Osten dar. Man muß sich, um sie gerecht zu beurteilen, vergegenwärtigen, daß es vor hundert Jahren nur zwei slawische Völker gab, die eine eigene, lebendige nationale Kultur und eine Schriftsprache besaßen, Russen und Polen. Alle anderen Slawenvölker und die zwischen ihnen eingesprengten Rumänen im Süden, wie im Norden die Völker des baltischen Sprachstammes, Esten und Finnen, führten dasselbe unhistorische Dämmerdasein als von fremden Herren geleitete Bauernvölker wie die Weißruthenen. Nach und nach sind sie alle zum selbstbewußten völkischen Empfinden und Handeln erwacht, und wie das geschah, im Grunde sind es immer, — wenigstens was das innere Leben und Erleben der Völker angeht — dieselben Vorgänge.

Die Romantik ist in Europa die Erweckerin der Völker. Sie ist, was auch weiten Kreisen unserer Gebildeten noch lange nicht genug ins Bewußtsein übergegangen ist, ja keineswegs nur „das Singen von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit", von Rittern und Nixen, sie ist eine tiefe, alle Völker zunächst West- und Mitteleuropas durchdringende Kulturbewegung, Abkehr von Aufklärung und Rationalismus, ein Aufsichselbstbesinnen der Völker, ein Erinnern an die große Vergangenheit und daraus folgend ihr Erforschen. So befruchtet die Romantik nicht nur Dichtung und Wissenschaft, es ergeben sich aus ihr auch politisch-nationale Forderungen. Bei uns Deutschen war es die Sehnsucht nach dem Reich, bei den Slawen war die Parole: Befreiung von den fremden Herren, mochten diese nun Deutsche, Türken oder Großrussen sein.

Wer das Wiederentstehen einer weißrutheniſchen Schriftsprache und dann das nationale Erwachen des lange schlummernden Volkes verfolgen will, muß sich aber zunächst wieder den Dichtern zuwenden.

Der erste Vorläufer neuweißrutheniſchen Schrifttums ist ein sonderbares Stück, die weißrutheniſche Übersetzung einer ukrainischen Travestie der Äneide, das Werk eines unbekannten Verfassers, offenbar aus den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, veröffentlicht aber erst in den vierziger Jahren nach dem damals wieder aufgefundenen Manuskript. Für die Zeit ihrer Entstehung bedeutet die Dichtung wenig oder nichts. Erst etwas später, um dieselbe Zeit, als man auch in Deutschland die volkstümliche Überlieferung zu sammeln beginnt, sehen wir polnische, aus Weißruthenien stammende Romantiker in ähnlicher Weise an der Arbeit: Volkslieder, Märchen und Sprichwörter des Landvolkes werden gesammelt und herausgegeben, mit heimatliebender Sorgfalt seine altertümlichen Sitten und Gebräuche erforscht: „Hochzeitsgebräuche des

Landvolkes im Gouvernement Minsk", „Reste slawischer Mythologie in den Gebräuchen des Landvolkes in Weißrußland" und weitere dergleichen Schriften volkskundlichen Inhaltes erscheinen.

Gleichzeitig aber mit diesen Sammlungen beginnen auch die ersten neugeschaffenen Werke der jungen, werdenden weißrutheniſchen Literatur zu erscheinen. Ihre Verfasser stammen — natürlich, darf man sagen — nicht etwa aus dem armen, unwissenden Bauernvolk, es sind Mitglieder der polnischen eingesessenen Schlachta, die hier aus Liebe zur engeren Heimat heraus eine Art Dialektliteratur — im Sinne der Verfasser — schaffen. Da ist Jan Barszczewski (1790 bis 1851), ein Kleinadliger aus dem Witebsker Lande, dessen einst sehr populäre Lieder und Gedichte heute bis auf spärliche Reste verschollen sind, und bekannter als er Vincent Dunin-Marcinkiewicz (1807 bis 1885). Ein offenes Mitgefühl für die hart arbeitenden, oft noch bedrückten niederen Klassen des Landvolkes durchzieht seine Werke, so sehr bezeichnend die Tendenz in seiner volkstümlichsten weißrutheniſch geschriebenen Erzählung „Hapon" (Minsk 1855). Sie will zeigen, wie die Tugend schließlich stets obsiegt und wie es der Gutsherr selbst ja immer gut mit seinen Untertanen meine; handele er einmal ungerecht, so sei das Schuld des spitzbübischen Verwalters. Auch den Text zu einer ländlichen Oper „Idylle" hat Marcinkiewicz verfaßt, in der die Mehrzahl der Personen polnisch, die auftretenden Bauern aber weißrutheniſch sprechen. Dialektdichtung!

Ins politische Leben wurde das weißrutheniſche Volk nach Jahrhunderten der Passivität zuerst wieder in den Jahren des polnischen Aufstandes 1863/64 gezogen. Die Polen, die auch weißrutheniſche Sensenmänner brauchten, bearbeiteten die Bauern mit allerlei Aufrufen und Broschüren in der Volkssprache und nahmen sich sogar der Kleinsten an; eine „Fibel für gute katholische Kinder" erschien in weißrutheniſcher Sprache. Der Titel sagt genug. Die Russen parierten den Hieb mit gleichen Waffen und verbreiteten nun ihrerseits allerlei weißrutheniſch-antipolnisches Schriftwerk, Aufrufe, Lieder, Broschüren. Diese bescheidene Literatur der Revolutionszeit, ging sie auch von den beiden um Herz und Sinn des Weißruthenenvolkes streitenden Herrenvölkern aus, hätte doch der Anfang einer wirklichen Volksliteratur werden können, hätte nicht ein Gewaltstreich der siegreichen russischen Regierung solche Entwicklungsmöglichkeit von vornherein abgeschnitten: sie verbot den Druck weißrutheniſcher Schriften — wie übrigens auch litauischer — mit lateinischen Lettern und führte damit einen vernichtenden Schlag gegen die werdende, wie gezeigt worden ist, kulturell ganz nach der polnischen Seite orientierte, junge weißrutheniſche Literatur. Es wurde still im Lande während der siebziger und achtziger Jahre.

Erst im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts begann wieder einiges Leben: weißrutheniſche Gedichte und Erzählungen tauchten gelegentlich in den russischen Lokalblättern des Landes auf; Alexander Jelski, ein volks-

freundlicher polnischer Gutsbesitzer des Minsker Landes, gab populäre Aufklärungsbroschüren heraus: über die Schädlichkeit des Branntweins, über die Auswanderung und Ähnliches. Franz Bohuszewicz, ein polnischer Rechtsanwalt in Wilna, ließ im Auslande unter Decknamen zwei kleine weißruthenische Gedichtsammlungen erscheinen. Man sieht, immer noch dasselbe Bild: die Volkssprache von heimatliebenden und volksfreundlichen Polen gepflegt.

Erst um die Jahrhundertwende, als es in Rußland immer mehr zu kriseln begann, erwachten im weißruthenischen Volke selbst nationalbewußte Kräfte, und zwar, wie immer bei Volksbewegungen solcher Art, unter der akademischen Jugend. Zwei Organisationen bildeten sich damals in Petersburg unter den Studenten, eine gemäßigte „Vereinigung für weißrussische Volksbildung" (1902), die nicht mehr wollte, als was ihr Name sagt: sie gab zwei Lesebücher heraus und ein paar kleine belletristische Schriften, die sie aber schon aus Vorsicht vor der Regierung im Auslande, in Krakau, drucken lassen mußte. Einflußreicher und stärker in ihrer Wirkung, weil der Zeit und dem Geiste des damaligen jungen Rußlands mehr entsprechend, war die ebenfalls von Petersburger Studenten gegründete Hromada (Versammlung), die in London hergestellte sozialistische Broschüren und Aufrufe unter das Volk warf und mit der polnisch-sozialdemokratischen Partei in Beziehung stand. Sie hatte Erfolg, zog in nicht geringer Zahl die jungen Gebildeten und Halbgebildeten an sich und gewann mit ihren Gedanken auch Eingang bei den Bauern- und Arbeitermassen. Ein weitgehendes Programm wurde in den stürmischen Tagen der ersten russischen Revolution schon aufgestellt: Autonomie Weißrutheniens mit eigenem Landtag in Wilna, weißruthenische Sprache in den Schulen, Agrarreform, das ganze Volk mit Land zu versorgen.

Schnell ist der Taumel des Jahres 1905 wieder zerronnen. Einiges aber blieb, die weißruthenische Bewegung mußte sich mäßigen, doch sie war nicht tot, und als eine verheißungsvolle Errungenschaft für die Zukunft gab ihr das Revolutionsjahr die Möglichkeit, wieder in lateinischen Lettern zu drucken und sich damit eine neue, volkstümliche Literatur zu schaffen. 1906 im September erschien in Wilna die erste weißruthenische politische Zeitung, ein Wochenblatt Nasza Dola (Unser Los) in doppelter Ausgabe, mit kyrillischen Buchstaben für die orthodoxen, mit lateinischen für die katholischen Weißruthenen gedruckt. Wie sein Name schon andeutet, war das Blatt radikal gestimmt und mußte daher bald, nach sechs Nummern, verschwinden. An seine Stelle trat, gemäßigter, eine neue Wochenschrift, Nasza Niwa (Unser Feld). Vorsichtig geleitet, hat sich das Blatt trotz manchem Konflikt mit der russischen Zensur und mancher Beschlagnahme bis 1915 gehalten, wo die Russen beim Anrücken der deutschen Heere den Redakteur als Wehrpflichtigen zum Verlassen Wilnas zwangen. Durch außerordentliche Vielseitigkeit des Inhaltes

verstand sich die Zeitschrift geschickt dem Bildungsbedürfnis und geistigen Horizont der breiten Schicht seiner Leser anzupassen: politische, soziale und wirtschaftliche Fragen, Nachrichten aus der Heimat, aus dem Reiche und dem Auslande, ernste und heitere Erzählungen, Gedichte, alles bunt durcheinander, sogar mit einfachen Illustrationen hat man das Blatt geschmückt. So hatte es als echtes Volksblatt wirklich großen Erfolg, drang in die fernsten Winkel des Landes und erfreute sich der regsten Mitarbeit seiner Freunde und Leser: 636 Korrespondenzen aus 320 Orten brachte der Jahrgang 1910, und gegen 100 Verfasser waren an den politischen und literarischen Beiträgen beteiligt. Die Zahlen bedeuten viel bei einem Volke, in dem noch nicht der Zehnte ordentlich lesen und schreiben kann.

Neben der Nasza Niwa, deren politische Färbung man vielleicht als nationalistisch-liberal bezeichnen kann, erschien vor dem Kriege in Wilna als Sprachrohr der Katholisch-Klerikalen Bjelarus (Weißruthenien). Das Organ der jungen weißrutheniſchen Intelligenz waren die Vierteljahrshefte Maladaja Bjelarus (Das junge Weißruthenien), als landwirtschaftliches Fachblatt erschien monatlich Socha (Der Pflug), und der heranwachsenden Jugend wollte leuchten Lucynka (Der Kienspan), ebenfalls ein Monatsblatt.

Unter den Führern der jungen nationalen Bewegung stehen, wie leicht begreiflich, die Volksschullehrer mit in erster Linie, unter ihnen Konstantin Mizkiewitsch, mit seinem Schriftstellernamen Jakub Kolos (geboren Anfang der achtziger Jahre als Bauernsohn im Kreise Sluzk), den die Weißruthenen neben Janka Kupala (Deckname für Iwan Luzewitsch, geboren 1883 in der Gegend von Minsk) als ersten lebenden Dichter ihres Volkes schätzen. Kolos ist der düstere, sozialistisch angehauchte Pessimist, der das Elend seines durch Jahrhunderte geknechteten Volkes besingt, für das er selbst als Teilnehmer an der heimlichen Organisation weißrutheniſcher Volksschullehrer im Gefängnis gelitten hat. Kupala, der es vom Brennereiarbeiter bis zum Schriftleiter der Nasza Niwa gebracht hat, ist die frischere, positive Natur, der Dichter des weißrutheniſchen Dorfes, der freudig an die Zukunft seines Volkes glaubt und das Lied von der schaffenden Arbeit seiner Bauern singt.

Neben der politischen, im Lande selbst heimischen Bewegung geht noch eine andere, von außen ins Land getragene, bisher wenig beachtete und in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten zurücktretende, religiöse Bewegung her. Die unierte Kirche wurde als die alte, nationale Kirche der Ukrainer wie der Weißruthenen des litauischen Reiches schon erwähnt. In polnischer Zeit von der katholisch gesinnten Regierung bedrückt, von den Russen schließlich 1839 mit Gewalt ausgerottet, fand sie ein Asyl im östlichen Galizien, wo sie als Nationalkirche der dortigen Ruthenen noch heute drei Millionen Bekenner zählt. Ihr Haupt ist der gegenwärtige unierte Erzbischof von Lemberg, Graf Szepczycki, ein Mann von Tatkraft und höchstem Ehrgeiz, der seinem Volke

nicht nur ein Seelenhirt ist, sondern auch einer seiner ersten politischen Führer. Sein Ziel ist der Wiederaufbau der unierten Kirche in den weiten, ihr von den Russen entrissenen Gebieten des Ostens. Treibt der Erzbischof auch in erster Linie ukrainische Kirchenpolitik, so hat er doch von Anfang an Weißruthenien nicht vergessen. Sobald die Revolution des Jahres 1905 günstige Verhältnisse für die neue Werbearbeit zu bieten schien, ist er mit seiner ganzen Person für diese Aufgabe eingetreten. Verkleidet hat er damals — denn die russische Regierung hatte bei ihrer allgemeinen Toleranzerklärung die unierte Kirche sofort ausgenommen — Rußland bereist und noch manchen im Innern der Union zugetanen Priester im Lande gefunden. Die erste neue unierte Gemeinde sollte im Minsker Lande entstehen, wo er ein Gut unter heimlich unierte Bauern aufteilen wollte. Die Wachsamkeit der russischen Regierung hat den Plan im letzten Augenblick vereitelt.

Aber auch nach Wilna, der anderen Großstadt des Weißruthenenlandes, hat der Erzbischof schon um dieselbe Zeit seine Fäden gesponnen und bei den dortigen Weißruthenenführern Anhänger sowohl seiner religiösen, wie seiner politisch-kulturellen Pläne gefunden.

Soweit waren die Dinge bis zum Kriege gediehen. Unsere Offensive vom Sommer 1915 machte das Weißruthenenland zum Kriegsschauplatz, und als auch im Osten die Kämpfe in den Beharrungszustand des Stellungskrieges übergingen, lief die Schützengrabenlinie von der Düna bis fast zum Pripjet quer durchs Volksland der Weißruthenen.

Sind die Verhältnisse des Kriegsschauplatzes — schon infolge der der Zivilbevölkerung auferlegten Verkehrsbeschränkungen — naturgemäß politischer Agitation nicht günstig, so erwies sich doch bald, daß die Weißruthenen allen Grund haben werden, der deutschen Herrschaft über den Westteil ihres Volkslandes auch in Zukunft dankbar sich zu erinnern. In General Ludendorff selbst, dem Organisator der Verwaltung Ober Ost, fanden sie einen einsichtigen Freund und Förderer ihrer Sache, und so ist denn der unzweifelhaft für den Anfang wichtigste Wunsch der weißruthenischen Patrioten durch die deutsche Regierung erfüllt worden: es gibt eine weißruthenische Volksschule als Grundlage für alles Weitere, und zur Ausbildung der nötigen Lehrkräfte ist auch schon seit Ende 1916 eine eigene Lehrerbildungsanstalt in Swislocz (östlich Bialystok) eingerichtet, die sich offensichtlich bewährt. Das junge weißruthenische Volk beiderlei Geschlechts, das dort unterrichtet wird, ist mit großem Eifer bei der Arbeit. Das uns Deutsche immer wieder in Staunen setzende Sprachtalent der Slawen — es wird natürlich auch Deutsch gelehrt — tut gute Dienste. Eine kleine Literatur weißruthenischer Schul- und Lehrbücher ist bereits geschaffen, und eine größere Anzahl der Swislocezer Zöglinge verwaltet schon draußen im Lande Schulen. Kurz, hoffnungsvolle Anfänge, die zu einem gewissen Optimismus berechtigen.

Ein zweiter Erfolg der Weißruthenen: sie haben an Stelle der in den

Kriegsnöten eingegangenen Naſza Niwa eine richtige Zeitung, den Homan (Echo), der in Wilna neben einem polniſchen, litauiſchen und jüdiſchen Blatte erſcheint und urbi et orbi zeigt, daß die Weißruthenen als politiſches Element im Oſtlande nicht mehr ausgeſchaltet werden können.

Bildungs- und Kulturbeſtrebungen dienen weiter ein weißruthenisch-literariſcher Klub und eine weißruthenische Bibliothek in Wilna. Liebhabertheateraufführungen finden hier und an anderen Orten nicht ſelten ſtatt.

Schließlich ſei der nationalen Komitees gedacht, die in den großen Städten die deutſchen Behörden in der Lebensmittelverteilung, beſonders durch die Einrichtung von Volksküchen, unterſtützen. Es gibt ſolche Organiſationen für alle eingeſeſſenen Völker; aber natürlich bedeuten ſie als ein Erziehungsmittel zum völkiſchen Handeln weit mehr bei den Weißruthenen, die bis vor kurzem im Dämmerleben einer Helotenklaſſe dahingelebt haben, als für Deutſche, Polen und Juden, die längſt ein nationales Vereins- und Wohltätigkeitsweſen kennen.

Aber auch jenſeits unſerer alten Schützengrabenlinie, im größeren, einſtweilen in Ruſſenhand gebliebenen Teile Weißrutheniens, hat die Volksſache ſeit Beginn der Revolution — vorher unter dem zariſchen Regiment war für eine ſeparatiſtiſch-weißrutheniſche Propaganda natürlich kein Spielraum — nicht geringe Fortſchritte gemacht. Die alte ruſſiſche Regierung hat hierzu ungewollt ſelbſt beigetragen: die gewaltſame Evakuierung des Landes vor unſeren vordringenden Truppen, die beſonders darauf bedacht war, alle Beamten einſchließlich der Lehrer an höheren und Volksſchulen und die ganze orthodoxe Geiſtlichkeit — im ganzen Ober Oſtgebiet waren ſchließlich nur vier Popen zurückgeblieben — fortzuſchaffen, dieſe Maßregel pferchte faſt die ganze Intelligenz der Weißruthenen hinter der Front in Minſk und anderen großen Orten zuſammen, machte ſie, unbeſchäftigt, wie ſie war, unzufrieden und zur oppoſitionellen Agitation geneigt.

In zwei außerhalb des polniſchen Machtbereiches liegenden Bildungsanſtalten der katholiſchen Geiſtlichkeit, im Petersburger geiſtlichen Seminar und der Akademie zu Mohilew, hatte ſich ſchon ſeit langem eine weißrutheniſche Bewegung vorbereitet, und bereits 1897 war auch von der Kurie für die Erzdiözeſe Mohilew grundſätzlich der Gebrauch der weißrutheniſchen Sprache in der Kirche zugelaſſen worden, ohne daß dies Zugeſtändnis allerdings bis in die jüngſte Zeit praktiſche Folgen gehabt hätte. In Minſk kamen jetzt während der Revolution zweihundert katholiſche Prieſter zuſammen und gründeten eine Vereinigung weißruthenischer katholischer Priester. In vielen Kirchen haben ſie bereits in der Volksſprache zu predigen begonnen und damit in die Tat umgeſetzt, was ſeit zwanzig Jahren Rechtens war. Auch in die Wilnaer Diözeſe iſt die Bewegung übergeſprungen, und im Januar dieſes Jahres hat man im Wilnaer Dom ſeit unvordenklichen Zeiten wieder die erſte weißrutheniſche Predigt gehört.

In Moskau, das man der Mehrzahl der evakuierten Popen des Wilnaer und Grodnoer Gouvernements zum Wohnsitz angewiesen hatte, sind sie noch weit zahlreicher als die katholischen Priester — an die achthundert waren versammelt — zusammengekommen, um sich in einer Resolution zu ihrem Volkstume zu bekennen.

Aber die Bewegung ist noch weiter gegangen. Schon haben sich ihr zahlreiche Angehörige der höheren Schichten von Stellung, Bildung und Besitz angeschlossen: Mitglieder der Petersburger Universität und Akademie darf sie zu den Ihren zählen, Beamte aller Grade, höhere Lehrer, Offiziere bis in die Generalität hinauf, und, was bei den sozialen Verhältnissen des Landes von der allergrößten Bedeutung ist, auch Mitglieder des alten Adels und Großgrundbesitzer beginnen sich auf die weißruthenische Seite zu stellen. Der Anschluß solcher Kreise hat natürlich das Bedürfnis auch nach höheren Schulen erweckt: zwei weißruthenische Gymnasien sind eröffnet worden.

In den breiten unteren Schichten des Volkes breitet sich die Bewegung in den in Rußland gegenwärtig üblichen Formen aus: Bauernkongresse tagten aller Orten, und im Heere bildeten sich, wo nur aus Weißruthenen rekrutierte Truppen standen, weißruthenische Soldatenräte, die ihre Vertreter zu Kongressen der verschiedenen Fronten und Armeen schickten und sich schließlich in einer Militärrada mit dem Sitze in Minsk ein Haupt gaben. Trotz Kerenski und der Bolschewiki Widerspruch, die sich hier ebenso großrussisch-zentralistisch zeigten wie die alte Regierung, gelang es doch, als erste nationale Truppe ein weißruthenisches Infanterieregiment und verschiedene Kavallerietruppenkörper zu bilden.

Eine weißruthenische Presse von einer Anzahl Tages- und Wochenblättern der verschiedensten Parteirichtung, vom Sozialismus bis zur katholisch orientierten Rechten, gibt es auch schon.

Die Zusammenfassung aller politisch aktiven Elemente brachte ein allgemeiner weißruthenischer Kongreß, der am 13. Dezember 1917 zu Minsk tagte und an dem 1167 gewählte Vertreter der Bauerngemeinden, der Städte und Semstwos teilnahmen. Der Kongreß wählte als Ausschuß aus seiner Mitte eine Rada und beschloß die Errichtung einer weißruthenischen Volksrepublik in Föderation mit Rußland. Ehe er seine Arbeiten aber weiter fortsetzen konnte, wurde er mit Gewalt von den Bolschewiki, die in Minsk ein über die Maßen wüstes Regiment geführt haben und denen jedes organisierte, ordnungsmäßige Vorgehen anderer ein Greuel war, gewaltsam aufgelöst. Dem engeren Ausschusse aber konnten sie naturgemäß nicht so leicht beikommen, und so hat er sich behauptet, glücklich auch das vierzehntägige Zwischenregiment polnischer Truppen in Minsk überdauert und besteht auch heute noch unter der deutschen Okkupation weiter.

Daß sich der Ausschuß den besonderen Zorn der Bolschewiki zugezogen

hat, begreift man, wenn man sieht, wie — für russische Verhältnisse — erstaunlich gemäßigt und politisch reif sich diese Körperschaft gezeigt hat. Sie begann ihre Tätigkeit, indem sie durch Kooptation, eben um Vertreterin des ganzen Volkes in allen seinen Schichten zu sein, Vertreter der Militärrada, der Semstwos und städtischen Radas, wie, das ist die Hauptsache, auch der nationalen Minderheiten aufnahm. In so vergrößerter Form konstituierte sie sich als „Rada der weißruthenischen Volksrepublik" und bildete dann aus sich heraus wieder einen neuen Ausschuß, das „Volkssekretariat".

Sind nun der Tätigkeit dieser weißruthenischen Volksorganisation unter der gegenwärtigen Herrschaft der deutschen Truppen naturgemäß auch sehr enge Grenzen gezogen — sie ist, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Regierung, die in Reserve steht und von der man auch noch nicht sicher weiß, welche Autorität sie hat oder gewinnen wird — so steht zweierlei fest:

1. Die Rada sieht ein, daß sie ganz aus eigener Macht sich gegen das Großrussentum nicht halten kann. Deshalb ist sie deutschfreundlich und hat auch nach stürmischen Verhandlungen mit den Bolschewisten, die unter allen Umständen die im Dezember beschlossene Föderation mit Rußland aufrecht erhalten wollten, gebrochen. Die Bolschewiki sind ausgetreten.

2. Die Rada ist verhandlungsfähig, schon deshalb, weil sie die äußerste, bolschewistische Linke ausgestoßen hat. Natürlich sind in ihr — wie sollte das in Rußland anders sein — noch radikale, wahrscheinlich sogar sozialistische Elemente vorhanden; aber sie finden sich alle im gemeinsamen Vaterlandsgefühl zusammen, und es sind eben alle Parteien bis zur ausgesprochenen Rechten hier vertreten: den Vorsitz führt ein studierter Mann, ein Jurist, der adlige Großgrundbesitz ist vertreten — Baron Roman Skirmunt — naturgemäß ein konservatives Element, die Geistlichen beider christlichen Konfessionen arbeiten mit und ebenso die Juden, eine Bevölkerungsklasse, die als Vertreter des Handels ein besonders starkes Interesse an der Herbeiführung ruhiger Verhältnisse hat.

In solcher Zusammensetzung hat die Rada in einer Sitzung am 25./26. März die Unabhängigkeit der weißruthenischen Volksrepublik erklärt und diesen Beschluß auch der deutschen Regierung übermittelt. Die verhält sich abwartend und hat in ihrer Antwort, soweit bekannt, besonders darauf hingewiesen, daß sie durch den Brester Frieden verpflichtet sei, separatistische Strömungen jenseits der in diesem Frieden festgesetzten Demarkationslinie nicht zu fördern. Dieser Brester Friede ist nun allerdings den Weißruthenen besonders verhaßt, denn seine Demarkationslinie schneidet ein gutes Stück weißruthenischen Landes, auf das sie den größten Wert legen, von der Hauptmasse ab. Sie berufen sich dem Brester Vertrage gegenüber auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker und darauf, daß dieser Frieden schon überholt sei, da über die damals festgesetzte Linie hinaus schon weitere Abgliederungen

von Rußland im Gange seien; es genügt, die Namen Finnland, Estland, Livland zu nennen.

Was nun? Man hört heute öfter die Warnung, wir sollten uns hüten, einen neuen Balkan im Osten entstehen zu lassen. Das klingt recht beachtlich. Aber haben wir denn überhaupt noch die Wahl? Schwerlich. Ja, früher, hätte das Kaiserreich Rußland 1915 nach seinen ersten großen Niederlagen Frieden geschlossen, da hätte man den Gedanken wohl erwägen dürfen, sein Staatsgebiet nicht anzugreifen und das Weitere der Selbstzersetzung zu überlassen. Seit aber einmal entschieden war, daß Polen „befreit" werden müßte, da war es klar, es konnte sich nicht mehr darum handeln, den russischen Bär nur zu reizen, ihm einige Stückchen aus dem Fell zu reißen, die Frage der Loslösung der asiatischen Teile des ehemaligen russischen Reiches wie das Schicksal der Länder und Völker an der Grenze Asiens können hier beiseite gelassen werden. Auf die auch von der alten zarischen Regierung oft als Einheit betrachteten und behandelten Westgouvernements kommt es zunächst an. Man werfe einen Blick auf die Karte. Wenn Finnland frei wird und die baltischen Länder, Litauen, Polen und die Ukraine, warum soll man die Lücke in der Mitte nicht füllen, Restrußland nicht auf der ganzen Front ostwärts zurückdrücken?

Die Weißruthenen betonen in ihrer Propaganda, daß sie sich als Westler fühlten oder wenigstens den Willen hätten, es zu werden. Ein Teil des Volkes ist katholisch und somit durch die Religion mit dem Westen verbunden. Die Mehrzahl der Weißruthenen aber sind orthodox, heute orthodox, doch, wie schon mehrfach erwähnt wurde, Enkel von Unierten. Scheidet Weißruthenien nun aus dem russischen Staate aus, so muß es sich auch von der russischen Staatskirche trennen. Eine Kirche, die über die Landes- und Volksgrenzen hinausgreift, ist contra naturam aller Kirchen des griechischen Bekenntnisses. Tritt also die Trennung ein, so hätte die unierte Kirche ohne Zweifel die besten Aussichten, die Enkel wieder zum Bekenntnis der Großväter zurückzuführen. Der Einwand liegt nahe: würde diese Annäherung an Rom nicht zugleich eine Annäherung an das Polentum sein, die Vorstufe zur Polonisierung? So hoffen es die Polen, wie wohlbekannt, aber sie hoffen sicher vergeblich. In der Nationalitätenfrage ist die unierte Kirche ganz eine Kirche griechischer Art, streng national und darum unbedingt ukrainisch-weißruthenisch. Sie ist aber auch unbedingt antipolnisch, nicht nur, weil Ukrainer und Weißruthenen heute in einem politischen Gegensatze zu den Polen stehen; die Feindschaft ist schon Jahrhunderte alt, denn seit ihrer Entstehung ist die unierte Kirche von der polnisch-katholischen Richtung unterdrückt und verfolgt worden.

Weiter weisen die Weißruthenen darauf hin, daß ihr Land wirtschaftlich zum Westen gehöre: Memel und Düna sind mächtige Ströme, die Verkehrswege tief ins weißruthenische Land hinein bieten, auf denen abwärts viele

Waren zu deutschen Häfen — so darf man heute wohl auch Riga schon nennen — geführt werden können. Und ausbaufähig sind diese Wasserstraßen; das wird zugeben, auch wer nicht allzu optimistisch über Kanalpläne — der Düna-Dnjeprkanal — in diesen nordöstlichen Ländern, wo die Wasserläufe monatelang unter festem Eispanzer liegen, denkt. Die Verbindung zwischen Memel- und dem Pripjetsystem besteht schon (Oginski-Kanal).

Ein Land erheblichen Exports ist allerdings Weißruthenien bisher noch nicht gewesen. Wer aber mit angesehen hat, zu welcher Waldverwüstung der Krieg in West- und Mitteleuropa geführt hat, wird nicht zweifeln, daß man im Frieden dort den Reichtum der Wälder des Ostens, also auch Weißruthenens dringender noch als vorher gebrauchen wird. Von den Produkten des eigentlichen Ackerbaues sind auf dem vielfach mageren Boden schwerlich in absehbarer Zeit nennenswerte Überschüsse zu erwarten. Aber Weißruthenien gehört zu einem uralten Exportgebiet von Flachs und Hanf, als Hinterland der Ostseehäfen, und wie sehr uns nahe Produktionsländer solcher Gespinstpflanzen fehlen, hat der Krieg eindringlich gezeigt. Weiter, für die Viehzucht, besonders Schafzucht, bieten die weiten Weide- und Heideflächen ohne Zweifel noch außerordentliche Möglichkeiten. Kurz und gut, ist Weißruthenien auch kein lachender Garten, kein Paradies auf Erden, wirtschaftliche Werte bietet es genug, und auch wer den von den Engländern uns angedrohten phantastischen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege nicht allzusehr fürchtet, wird doch die Loslösung des Weißruthenenlandes aus dem russischen Reiche und damit seinen engeren Anschluß an das politische System der Mittelmächte gebührend schätzen.

In welcher Weise nun kann die politische Lösung der weißruthenischen Frage im Sinne der Trennung von Rußland, die das Land unzweifelhaft wünscht und die auch im deutschen Interesse liegt, erfolgen? Eine Vorfrage zunächst. Ist das weißruthenische Volk wirklich schon reif zu einem selbständig-politischen Staatsleben? Nach dem, was auf den vorhergehenden Seiten, besonders über die politischen Vorgänge des vergangenen Winters, vorgetragen worden ist, würde man nicht zweifeln dürfen. Aber, keine Zweifel wiederum, ganz unparteiisch waren die Quellen der Darstellung, nach Lage der Dinge vielfach die Aussagen optimistischer Weißruthenenführer, auch nicht. Viele deutsche Beobachter, die als Offiziere oder Verwaltungsbeamte in den letzten Jahren im Lande gelebt haben, würden befragt schlankweg das Gegenteil behaupten, den Weißruthenen als stumpfe Bauernmasse auf lange hinaus jede Kulturfähigkeit, jeden Beruf zu politischem Eigenleben abstreiten. Und doch haben diese Sachverständigen unrecht.

Die weißruthenische ländliche Bevölkerung ist, mißtrauisch wie alle Bauern, sehr zurückhaltend. Gewinnt man aber ihr Vertrauen, so sieht man bald, daß es auch hier Intelligenzen und gute Beobachter gibt, und man kann dann auch deutliche Bekenntnisse zu ihrem Volkstume hören.

Und weiter, so sicher es steht, daß man keine unmittelbaren Lehren aus der Geschichte ableiten kann, daß sie keine Rezepte zu politischem Handeln bietet, Analogien können doch lehrreich sein. Es wurde schon einmal darauf hingewiesen: vor hundert Jahren gab es nur zwei slawische Völker mit eigener Kultur, eigener Kultursprache und eigenem politischen Leben, Russen und Polen. Alle anderen Slawenvölker, Tschechen, Kroaten, Serben, Bulgaren und die Rumänen, die sich in ganz ähnlicher Lage befanden, sind eines nach dem anderen zum völkischen Selbstgefühl erwacht, haben sich eine Intelligenz geschaffen und führen ein selbständiges politisches, zum großen Teil auch staatliches Leben. Geht es manchmal auch für den Geschmack von uns abgeklärten Mitteleuropäern etwas wild zu, trotz aller inneren Krisen und Kämpfe, aller Unvollkommenheiten der Verwaltung, der staatlichen und kulturellen Einrichtungen, es geht überall vorwärts bei diesen jungen Völkern, und manche von ihnen — blicken wir nur auf unsere Verbündeten, die Bulgaren — haben doch schon Achtbares geleistet. Wie schnell sich die Dinge bei den Ukrainern entwickeln, hat ganz Europa im letzten Jahre staunend beobachten dürfen. Den Litauern traut man es in weiten politischen Kreisen Deutschlands und offenbar ebenso unsere Reichsregierung zu, daß sie imstande sind, sich einen eigenen Staat zu schaffen. Den Weißruthenen allein, die keineswegs unter besonders ungünstigen Vorbedingungen ihre politische Emanzipation beginnen, abstreiten zu wollen, was alle die anderen kleinen, meist viel kleineren Völker Osteuropas geleistet haben, das ist contra rationem, gegen die politische Vernunft.

Es ist eben, so schwer es auch uns Angehörigen eines alten Kulturvolkes fällt, das zuzugeben, heute bei der außerordentlich leichten Zugänglichkeit aller Bildungsmittel, bei der Schnelligkeit des Verkehrs und bei dem Geschwindschritt, in dem sich unsere Technik bewegt, auch möglich, eine gewisse äußere Kultur in erstaunlich kurzer Zeit zu improvisieren, und ist die äußere Form erst einmal da, so gewinnt sie mit der Zeit auch Inhalt. Wer Sofia und andere Balkanstädte einmal durchwandert hat, kann es mit Augen sehen und mit Händen greifen. Auch die Weißruthenen werden, sitzen sie einmal im Sattel, reiten lernen.

Für die Errichtung eines neuen weißrutheniſchen Staatswesens gibt es fünf Möglichkeiten:

1. Volle Selbständigkeit, einen neuen, ganz unabhängigen Staat im europäischen Konzert, erwarten die Weißruthenenführer selbst nicht. Darüber sind sie sich doch schon klar, daß dieser gewaltige Krieg neue Formen politischen Daseins schafft, daß eine ähnliche politische Konstellation, wie sie jetzt im Kampfe besteht, Zusammenschlüsse großer Staatengruppen zu gemeinsamem, politischem und wirtschaftlichem Handeln, auch im Frieden fortbestehen wird und daß sich die kleinen Völker als beschützte Bundesgenossen den großen Staaten werden anschließen müssen.

2. Undiskutierbar vom weißrutheniſchen, wie in gleicher Weiſe vom deutſchen Standpunkte aus iſt die von den Polen gewünſchte Löſung: Vereinigung Weißrutheniens als Beſtandteil des ehemaligen polniſch-litauiſchen Staates mit dem neuen Polen. Mit demſelben Grunde könnten die Polen auch die Ukraine, Litauen, Kurland, Oſt- und Weſtpreußen, Poſen und Galizien zurückfordern! In gleicher Weiſe wie der ruſſiſchen Herrſchaft ſind außerdem die Weißruthenen der polniſchen Vormundſchaft müde.

3. Der Auszug einer Denkſchrift, die, wie es hieß, auf „einen der größten Grundbeſitzer der Minſker Gegend" zurückging — wohl Baron Roman Skirmunt — machte vor einiger Zeit die Runde durch die deutſchen Zeitungen. Ihr Programm: „Wir hoffen, beim Friedensſchluß von Rußland losgeriſſen und an das hiſtoriſche Litauen mit Anlehnung an Deutſchland angegliedert zu werden." Das hiſtoriſche Litauen, das iſt wohl das Litauen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, in dem die Slawen das erdrückende Übergewicht hatten und die Litauer ſchließlich ſo bei Seite drängten, daß das Weißrutheniſche ſogar Amtsſprache dieſes Staates wurde? So müßte es auch diesmal kommen: gegen acht Millionen Weißruthenen — knapp zwei Millionen Litauer! Schwerlich würden die Litauer mit dieſer Löſung zufrieden ſein und ein unhiſtoriſches Kleinlitauen vorziehen. Ziel des Planes iſt natürlich, die durch die Breſter Demarkationslinie von der Hauptmaſſe des Weißruthenenlandes abgetrennten Landſtriche — Wilna, Grodno uſw. — zurückzugewinnen.

4. Vereinigung Weißrutheniens unter Aufrechterhaltung einer nationalen Autonomie mit der Ukraine, zu der das Land in ein ähnliches Verhältnis treten würde, wie vorausſichtlich Litauen und die baltiſchen Länder zu Deutſchland. Eine Löſung, die für beide Teile wohl mancherlei Vorteile hätte: die Weißruthenen fänden die kulturelle Anlehnung, die ſie noch dringend brauchen, bei dem nächſtverwandten und ihnen benachbarten Slawenvolke, die Ukrainer auf der anderen Seite eine willkommene Stärkung ihrer Front gegen die Großruſſen, denen ſie an Zahl immer noch ſehr nachſtehen (1897 55 : 22 Millionen). Die Schwierigkeiten dieſer Löſung lägen auf wirtſchaftlichem Gebiete; leicht könnte das nordiſch-karge Weißruthenien der Ukraine gegenüber, die auf ihrer Schwarzerde alle Bodenprodukte in üppig-ſüdlicher Fülle hervorbringt, in die Aſchenbrödelrolle gedrängt werden.

5. Wirtſchaftliche Gründe ſprechen für die letzte Löſung, die übrig bleibt: Weißruthenien und Litauen ſind, wie ſchon ausgeführt wurde, das natürliche Hinterland der deutſchen Häfen von Riga bis Königsberg; deshalb wird es geſund und nützlich für beide Teile ſein, wenn ſich auch Weißruthenien dem Bunde anſchließt, der um Deutſchland geſchart auch nach dem Kriege fortbeſtehen wird. Militäriſche Gründe kommen hinzu: Weißruthenien bei Rußland, das gäbe aufs neue einen ähnlich ungünſtigen

Grenzverlauf, wie er vor dem Kriege für uns im Osten bestand. Wie damals Polen sich als günstiges Aufmarschgebiet zwischen Deutschland und Österreich einschob, so wäre ähnlich Weißruthenien ein vorspringender Keil zwischen den Deutschland verbündeten und befreundeten Staaten Baltenland, Litauen und der Ukraine. Wie das Verhältnis zwischen dem Reiche und Weißruthenien politisch und wirtschaftlich zu gestalten wäre, läßt sich im einzelnen heute noch nicht bestimmen. Deutschland leiht den kleineren Bundesgenossen militärischen Schutz und gewährleistet ihnen die Unverletzlichkeit ihrer Grenzen; diese bieten dafür wirtschaftliche Leistung — Rohstoffe für die deutsche Industrie — und schließen natürlich Militärkonventionen. In den engeren Verband des Reiches aber werden, das steht schon sicher, Baltenland, Litauen und Weißruthenien nicht eintreten; zweifelhaft ist es, ob sie ohne Vorbehalt in den deutschen Zollverein mit aufgenommen werden können. So ist es zu erwägen, ob es nicht zweckmäßig wäre, die drei Bundesgenossen politisch vielleicht, sicher aber wirtschaftlich und zollpolitisch zu einer Einheit zusammenzuschließen. — Eine Lösung dieser Art würde den Weißruthenen gerecht, und gute deutsche Politik wäre sie auch.

Island, die Isländer und die Politik.

Von

Franz Fromme.

1.

Durch seine geographische Lage, durch die Eigenart seiner Natur und durch seine von diesen beiden Faktoren stark bestimmte Geschichte ist Island allen übrigen Ländern in seltsamer Weise entrückt, so daß es bisher mit der großen Politik nur selten in Berührung kam.

Ein Eiland von der Größe Süddeutschlands, liegt es von Norwegen rund 550 Seemeilen, von der amerikanischen Festlandküste rund 1000, von Schottland und Irland rund 450 beziehungsweise 550 Seemeilen entfernt. Ziehen wir in Betracht, daß auch hier der Zug der Völker von Osten nach Westen geht, so entspricht diesen Entfernungen ungefähr die Reihenfolge der Besiedlung und der Verkehrsbeziehungen: Die ersten Menschen, die seinen Boden betraten, waren „Westmänner", keltische Mönche von den britischen Inseln, wohl meist aus Irland gebürtig; in religiöse Beschauung und Bußübungen vertieft, begannen sie um 800 n. Chr. ihr Einsiedlerleben an der Südwestküste und den ihr vorgelagerten Inseln, die nach ihnen den Namen Westmännerinseln (Vestmanna-Eyar) erhalten haben. Aus dem zweiten Menschenschlag, der nach Island kam, den Nordmännern, den Vikingern heidnischen Glaubens, wurden bekanntlich die eigentlichen Besiedler des Landes; sie folgten einander in verschiedenen Trupps, überwiegend aus Norwegen, etwa zwei Menschenalter, nachdem die ersten Iren das Eiland entdeckt hatten; die keltischen Einsiedler flüchteten vor ihnen. Ums Jahr 874/75 begann diese normannische Besiedlung, die Landnahme, um 930 galt sie für abgeschlossen. Die dritte überseeische Beziehung war die nach Grönland und „Vinland", die Entdeckung der beiden Länder und die Gründung einer Tochterrepublik in Grönland; sie hat weder kulturelle noch sonst besondere Bedeutung erlangt, da jene Länder weder durch ihre natürlichen Erzeugnisse noch durch ihre übrigens sehr spärlich gebliebenen Einwohner den Isländern etwas Besonderes bieten konnten. Erst die vierte Anknüpfung war die mit dem Kern des europäischen Festlandes, mit den Männern der Hanse. Aber wie unermüdlich die Hansen und ihre Kaufgenossen auch arbeiteten, wie kühn sie, allen An-

wirtlichkeiten des Nordmeeres und allen Verboten der nordischen Könige zum Trotz, von Lübeck, Hamburg und Wismar aus auch die Islandfahrt betreiben mochten — sie brachten es sogar zum Bau deutscher Kirchen, zum Beispiel bei Hafnafjördur unweit Reykjavik —, es ist klar, daß selbst diese Beziehung, die emsigste, die in vergangenen Jahrhunderten mit Island gepflegt worden ist, auf die isländische Kultur fast ebensowenig einwirken konnte, wie alle anderen überseeischen Beziehungen, so lange der Ozean ein trennendes und kein verbindendes Element war.

Und mehr ein trennendes als ein verbindendes Element ist die See hier bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein geblieben. Die schaurigen Stürme, die Gefahren der Küste, die langen Winternächte, in denen kein Leuchtturm den Trawlern den Kurs erleichterte — für andere Schiffe gab es hier kaum etwas zu holen —, haben die Insel lange abgesondert gehalten. So blieb die Beschaffenheit von Land und Leuten in einer nordgermanischen Art gewahrt, die ihresgleichen in Europa und Amerika nicht hat.

2.

Island ist das einzige Land, in dem eine germanische Rasse seit Jahrhunderten unter starken Bedrohungen von Vulkanen und Erdbeben ihr Leben erkämpft. Die Gefahren des Meeres und seiner Stürme, der Kälte, der Armut und des Hungers sind den übrigen Skandinaviern gewohnte Elemente; Island, das auch sie seinen Bewohnern nicht erspart, bringt die des unterirdischen Feuers hinzu und furchtbare Katastrophen, die den vulkanischen Gegenden unter einer wärmeren Sonne fremd sind[1]). Was wir Geologie nennen und nur in der Verteilung auf Jahrhunderttausende und Jahrmillionen kennen, hier wird es uns Eintagsfliegen alltägliches oder doch alljährliches Ereignis — wie kaum an einem zweiten Wohnplatz unserer Rasse. Hier kann jeden Augenblick an jeder beliebigen Stelle eine jener Katastrophen eintreten, die alles menschliche Leben auf Meilen hin vernichten und das Antlitz der Erde verändern — und sei es nur um ein paar Runzeln, kleine Narben und Grübchen. An der Stelle, da du stehst, kann die Erde sich spalten und einen Lavastrom entsenden, der die Landschaft völlig umgestaltet. Von heute zu morgen kann sich, wie es 1875 geschah, ein Becken, Hunderte von Metern tief, bilden und ein schwelender Krater kann sich in kurzer Frist in einen klaren Bergsee verwandeln. Nicht festzustellen ist die Zahl unheilbringender Erdumwälzungen, die noch in historischer Zeit, seit der Besiedlung der Insel, hier

[1]) Das Buch von Poestion „Island" (Brockhausen und Bräuer, Wien) ist wegen der anschaulichen Schilderung dieser Ereignisse und des gründlichen Gesamtbildes der Insel noch immer lesenswert; neuer ist die gleichnamige kleine Schrift von P. Herrmann (Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt", B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1914), die auf hundert Seiten das Wissenswerteste über Land und Leute bringt.

stattgefunden haben; zahllos sind die Vulkane. Und auch von den 139 Gletschern des Eilandes drohen Gefahren, die andere Hochgebirge Europas nicht kennen. Eine der furchtbarsten ist der Gletscherlauf (jökulhlaup): Auf den Gipfeln von Vulkanen, die oft Jahrzehnte, manchmal Jahrhunderte schlummern, hat sich „ewiger" Schnee in ungeheuren Mengen angehäuft, an ihren Abhängen haben sich Gletscher gebildet; da erwacht nach vielhundertjährigem Schlaf das unterirdische Leben zu neuer Tätigkeit; Surturs Feuer steigt im Erdinnern auf; die Schichten des Schnees und der Gletscher, die dem wärmer werdenden Gestein dicht aufliegen, beginnen zu schmelzen, die eisige Masse gleitet den Berg hinab und wird zu einem wüsten Strom von Eis und Schnee, Wasser, Schlamm und Dämpfen; das fegt durch die Täler dahin dem Meere zu und reißt und wälzt alles mit sich, was ihm in den Weg kommt: Geröll, Steine, Felsen, Erdhügel und Häuser. So fegte ein Gletscherlauf der Katla 1660 ein ganzes Dorf weg in die See, und die Trümmer der Kirche trieben eine Zeitlang zwischen riesigen Eismassen in den Fluten des Eismeeres umher. Geologen und Augenzeugen vulkanischer Ereignisse stellen im Einklang miteinander fest, wie Täler von hundert Metern Tiefe durch einen einzigen Lavastrom binnen einem Tage zur Ebene aufgehöht, breite Flüsse zum Verdampfen gebracht und Gletscher in reißende Ströme verwandelt wurden.

Dabei bringt das Land, über das solche Katastrophen hereinbrechen, selbst in seinen glücklichsten Sommern nur wenig hervor. Bäume — Birken und Ebereschen — wachsen nur an einzelnen Stellen und erreichen selten mehr als Manneshöhe; Getreidebau ist hier und da als ein gewagtes Experiment versucht worden und meist mißlungen; Johannisbeersträucher gedeihen an vereinzelten, geschützten Orten; Heidel- und Rauschbeeren werden meist reif. Die Schaf- und Rinderzucht lohnt wohl der Mühe, Bodenschätze sind wenige entdeckt.

Den einzigen Reichtum des Landes bringt die See. Die Meeresströmung trieb in früheren Zeiten Holz aus den sibirischen Wäldern an; das ist seit langem ausgeblieben — man sagt, infolge einer rationelleren Bewirtschaftung jener Forsten. Aber noch besteht der Hauptreichtum: neben Hering und Dorsch vor allem der Kabeljau, der Stockfisch, der Klippfisch, der schon von den hansischen Bergen- und Islandfahrern zum Wappen erkoren wurde — auch heute die wichtigste Nahrung und Ware.

Daraus ergibt sich die Beschäftigung der Bewohner: Viehzucht und Fischfang. Und davon ist der Fischfang größeren Stils, mit kaufmännischem Betriebe verbunden — soweit es die Isländer selbst und nicht etwa bevorzugte Fremde betrifft — erst eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit. Bis 1786 beziehungsweise 1854 war der Handel durch Monopol den Dänen vorbehalten; und noch heute sehen wir an hervorragenden Stellen noch manchen Ausländer sitzen.

3.

Es gibt kein zweites Volk germanischer Rasse, das so von der Außenwelt abgeschlossen und so von der Gnade übermächtiger Naturkräfte abhängig ist. Es spricht daher noch die Sprache eines vergangenen Jahrtausends, mit derselben altertümlichen, unverstümmelten Flexion, die wir am Gotischen bewundern — die einzige lebende germanische Sprache dieser Art, die hierin auf einer ähnlichen Stufe wie die slawischen stehen geblieben ist, eine Sprache, die ohne Zutaten von außenher im innigsten Zusammensein mit der Natur gewachsen ist, die für Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Geysirdämpfe und alle die Unwetter des Landes und Meeres in allen Abstufungen und feinen Unterschieden wohl hundert Ausdrücke gebildet hat. Und seit die Fehden des Mittelalters sich ausgetobt haben, hat diese reiche Sprache für die Muße des langen, kalten Winters und seiner dunklen Nächte den vornehmsten Zeitvertreib abgegeben. Heizung hat es all die Jahrhunderte hindurch kaum gegeben, außer der animalischen Wärme (indem der Viehstall oft unter der menschlichen Wohnung angebracht ist und die Menschen selbst eng aneinander in einem Raume hausen); ebenso spärlich war das Licht; so wurde die „Badstofa", in der die Menschen zu einem Dutzend und mehr schlafen, zu einem eigenartigen Parnaß[1]). Jeder liegt in seinem Bett oder sitzt auf dessen Kante, und bei dem einzigen Licht liest oder spricht einer die alten Sagen, an deren granitener Kraft das Bad des Christentums selbst in Jahrhunderten kaum etwas hat abwaschen können. Und manchmal entspinnt sich aus dem Vorlesen ein rhythmisches Fragen und Antworten, ein Dicht- und Redeturnier in Stabreimen.

Es ist unschwer zu erraten, welche Eigenschaften ein solches Leben im Menschen entwickeln muß. Über wessen Dasein so ungeheure Gefahren hängen, in dessen Seele hat das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Gewalten eine bleibende Stätte mit seinen Licht- und Schattenseiten. Die Religion der Isländer ist seit dem Jahre 1000, wo es durch einen Allthingsbeschluß zur Staatsreligion erhoben wurde, das Christentum, seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Luthertum; doch waren die christlichen Vorstellungen stets mit vielen germanisch-heidnischen vermengt, die noch heute nicht ganz ausgestorben sind. Manches werden wir Aberglauben nennen dürfen. Ohne Zweifel aber hat die eingezogene, ganz aufs Innere gerichtete Lebensweise viele Kräfte der Seele bewahrt, die dem Europäer im Wust des modernen Getriebes, seiner Hast und seiner verstandesmäßigen Schulbildung verloren

[1]) Einen sehr echten Eindruck des isländischen Lebens im Sommer und Winter gewinnt man aus Thoroddsens Erzählung „Piltur og Stulka" (Jüngling und Mädchen, deutsch unter anderem erschienen bei Reclam) sowie aus den frischen „Sonnentagen" von Jon Svensson A: S. J. (erschienen bei Herder, Freiburg).

gegangen sind. Es ist ein Wissen der Seele, ein Schauen und Ahnen kommender Dinge, mit dem sich unsere Schulweisheit nicht gerne verträgt[1]).

Eine weitere Eigenschaft, die sein eigenartiges Leben im Isländer großgezogen hat, ist natürlich die Lust am Fabulieren, die über die rauhen Wirklichkeiten des unwirtlichen Alltags hinwegstrebt, entweder zurück in eine anders geartete Zeit oder weit weg an andere Orte.

Daher ist das Weltbild, das sich der Isländer von der Badstofa aus macht, kein internationales. Schon die geographischen Namen, die er für die Teile der übrigen Erde hat, sind nicht die allgemein üblichen; er sagt eigentlich nicht Europa, sondern Norduralfa, auch nicht Asien, sondern Austuralfa, nicht Afrika, sondern Suduralfa, nicht Amerika, sondern Vesturalfa; Rom ist ihm noch Romaburg, Konstantinopel von den Warägerzeiten her Mikligardur, „der große Hof", und Kopenhagen „der Kaufmannshafen".

Nun haben die Isländer freilich — sieben- bis neunhundert Jahre, nachdem sie Grönland, Amerika und Spitzbergen entdeckt hatten — sich wieder in die Welt hinausgewagt. Eine ganze Anzahl ist im neunzehnten Jahrhundert nach der neuen Welt gezogen und hat sich in Kanada niedergelassen. Und seit wenigen Jahrzehnten fahren ihre Trawlerkapitäne wieder in größerer Menge auf Schottland und England — aber selten weiter, jedenfalls nicht so weit, daß sie ihren und ihres Volkes politischen Gesichtskreis wirklich erweiterten. Im Gegenteil, sie geben ihm nur noch engere Grenzen.

Nicht mit Unrecht beklagen sich führende Isländer, daß gerade diese Elemente, früh von der heimischen Tradition losgelöst und dem großspurigen Treiben des neuzeitlichen Welthandels verfallen, mit schnellgewonnenem Geld nur eine „Bettlerbildung" ins Land tragen. Ihr Wissen besteht lediglich aus einem Schatz von halbverstandenen Phrasen, während das der erdansässigen Isländer, unter denen es seit Menschenaltern keine Alphabeten gibt, weil die Eltern die Kinder selbst unterwiesen, wohl auf den engen Kreis seiner Heimat begrenzt ist, hier aber feste Wurzeln hat.

4.

Gerade was die Politik, die inneren staatlichen Zustände und die Beziehung zu anderen Ländern anlangt, sind die isländischen Verhältnisse seit Jahrhunderten unbeschreiblich trüb, verfahren und verworren. Die oben angedeutete Eigenart des Isländers, die der übrigen Welt abgewandt und in sich gekehrt ist, abergläubisch und phantastisch ausschweifend, ist teils die Ursache dieser trüben Verworrenheit, teils erst die Folge davon.

[1]) In seiner rohesten Form, heidnisch gedeutet, finden wir es in den alten Sagen; besonders anschaulich bietet es sich uns in den Erzählungen, die deutsch in der Sammlung „Thule" (Eugen Diederichs) erschienen sind; wir finden es ferner, einfach als Tatsache wiedergegeben, in den Novellen manches modernen Isländers, so bei Thoroddsen und Jon Svensson in den bereits erwähnten Werken.

Ein Gran dieses phantastischen Skaldentums hat schon den ersten Ansiedlern innegewohnt; im übrigen aber brachten sie unleugbar politische Begabung mit. Jene Zeit um das Jahr 1000 nach Christo war der Höhepunkt einer selbständigen isländischen Politik; die Gesetzgebung und Rechtsprechung geschah damals auf eine Weise, daß man das Allthing das erste Parlament Europas genannt hat. Man kann weder den modernen Begriff von Demokratie noch die alte Auffassung von Aristokratie darauf anwenden. Es waren die Besten des norwegischen Volkes, die sich der drückenden Alleinherrschaft König Harald Haarfagers nicht unterwerfen wollten und Island zur neuen Heimat erkoren; die Verfassung, die sich allmählich hier unter der Hand herausbildete, ist durch viele modern anmutende Züge interessant. Es bestand zum Beispiel schon eine Art Versicherungswesen. Großen politischen Takt bewiesen die führenden Männer auch auf der Allthingstagung vom Jahre 1000; die Nation war in zwei Teile gespalten; es drohte zum offenen blutigen Konflikt zwischen Heiden und Christen zu kommen; auf Anregung der besonnenen Elemente beider Parteien wurde dann das Christentum gewissermaßen durch Parlamentsbeschluß zur Staatsreligion erhoben; auf dem gleichen gesetzlichen Wege wurde aber jede Inquisition in Glaubenssachen verboten. Man hat insbesondere den heidnischen Gesetzessprecher Thorgeirr wegen dieser staatsmännischen Tat gepriesen, weil er durch sie bewies, daß er das Staatsinteresse über die Belange seiner Partei und seines eigenen Ichs stellte.

Eine Eigenschaft hatten freilich die trotzigen Ansiedler und ihre Nachkommen, die das staatliche Zusammenleben erschwerte: die Unbotmäßigkeit. Und bei den weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Siedlungen und dem lockeren Zusammenhang der Gemeinden vermochte das Allthing, das nur einmal im Jahre tagte, nicht, diesen Geist der Eigenköpfigkeit zu mildern, zumal es leider an einer staatlichen Vollziehungsgewalt fehlte, die imstande gewesen wäre, die Gesetze und Rechtssprüche in die Tat umzusetzen. Und da es im dreizehnten Jahrhundert, der berüchtigten Sturlungazeit, an Persönlichkeiten von der überlegenen Weisheit und Autorität eines Thorgeirr fehlte, kam es schließlich doch zu Parteiungen, die der isländischen Unabhängigkeit den Todesstoß gaben und die grönländische Tochterrepublik völlig vernichteten.

Die norwegischen Könige Hakon und Magnus fanden während dieser Parteiungen die Möglichkeit, sich einzumischen und die Insel in ihre Gewalt zu bringen. Die streitenden Parteien riefen nämlich den Schiedsspruch Hakons des Vierten an, und dieser ernannte 1258 einen einheimischen Stellvertreter (Jarl) auf Island. Von diesem Schritt bis zur Huldigung war es kein weiter Weg mehr: 1262 erkannten die Isländer den Norweger als ihren König an, der es 1269 nicht einmal mehr für nötig hielt, die Statthalterschaft zu erneuern; militärische Befehlshaber regierten die Insel nach neuen, vom Könige erlassenen Gesetzen. Im folgenden Jahrhundert flossen dem militärischen Befehlshaber alle Einkünfte aus der Insel zu; von der Insel selbst durfte kein

direkter Handel mehr getrieben werden, sondern nur unter Benutzung des königlichen Stapelplatzes Bergen und nur von besonderen Kaufleuten, die des Königs Erlaubnis hatten.

So klar alle Verfassungs- und Rechtsfragen im isländischen Freistaat lagen, so strittig sind die staatsrechtlichen Fragen seit der Verbindung mit Norwegen. Der Charakter dieser Vereinigung ist so umstritten, daß einer der besten Kenner, Konrad Maurer, in diesem Punkte sich selber widerspricht: er hat Island einmal für lediglich durch Personalunion mit Norwegen verbunden erklärt, einmal für norwegisches Schatzland. Die allgemeine Auffassung geht heute dahin, daß es sich seit 1302 rechtlich um eine Realunion zwischen den beiden Ländern handelt. Verwickelter wird aber das Verhältnis dadurch, daß 1380 Norwegen mit Dänemark in ähnlicher Weise vereinigt und daß von Dänemark aus der Absolutismus 1661 in Norwegen, 1662 auf Island und den Faröern eingeführt wurde. Diese Änderung, ein Akt der Macht und Gewalt von seiten Dänemarks, ist von den Isländern niemals als rechtsgültig anerkannt worden, ebensowenig die Aufhebung des Allthings im Jahre 1800, das allerdings tatsächlich längst alle Bedeutung eingebüßt hatte und nicht mehr nach der alten Sitte auf der Ebene Thingvellir unter freiem Himmel, sondern zuletzt in Reykjavik in einem Gebäude abgehalten wurde, keine Versammlung freier Männer mehr, sondern ein Häuflein von Ernannten.

Die Jahre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren überhaupt die elendesten für das Eiland, in jeder Hinsicht. Die Bevölkerung, die im Jahre 1095 mehr als 77 000 betragen haben soll, war durch die jahrhundertelange Mißwirtschaft, durch Hungersnöte und furchtbare Naturereignisse (besonders den Ausbruch des Laki) auf etwa die Hälfte der Ziffer von 1095 zusammengeschmolzen, und man dachte in Kopenhagen ernstlich daran, sie vollständig nach Dänemark überzusiedeln, weil man das Land wegen seiner vulkanischen Katastrophen für nicht mehr bewohnbar hielt. Dänisch war faktisch die Amtssprache auf Island, obwohl das Isländische seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Amtssprache gestattet war; aller Handel war in dänischen Händen, obwohl 1786 alle Untertanen des Königs auf dem Papier das Recht erhielten, Handel zu treiben. Nie war Island wirtschaftlich und politisch so machtlos als in der Zeit um jene Jahrhundertwende.

Und gerade in den Jahren wurden die Männer geboren, die im Volke selbst einen festen Grund für eine künftige Befreiung legen sollten. Auf politischem Gebiet tat das Jón Sigurdsson.

Durch den Wegfall Norwegens aus der Union 1814 (während Island, Grönland und die Faröer mit Dänemark vereinigt blieben) wurde die staatsrechtliche Stellung Islands nicht klarer; Isländer hörten nicht auf, darauf hinzuweisen, daß sich der dänische König über die Verträge von 1262 und 1302 einseitig hinweggesetzt habe und diese Verträge rechtlich noch nicht aufgehoben wären.

Ein Nachgeben des Königs in der gesamtdänischen Verfassungsfrage blieb tatsächlich ohne Bedeutung für Island: 1834 errichtete er zwei beratende Ständeversammlungen, eine für die Jüten und eine für die Inseldänen, der auch die Isländer zugewiesen wurden.

1843 kam man den Isländern noch weiter entgegen: das Allthing wurde als beratende Versammlung für die Angelegenheiten Islands wiederhergestellt und den dänischen Ständeversammlungen gleichgesetzt.

Inzwischen war das Selbstbewußtsein der Isländer so erstarkt, daß sich die Forderung nach Herstellung der Realunion allgemein im Volke erhob. Und als im Jahre 1851 die dänische Konstitution von 1849 in Island eingeführt werden sollte und in Island zur Annahme dieses dänischen Vorschlages eine besondere Versammlung einberufen wurde, lehnte diese den dänischen Antrag ab: Island dürfe nicht nach dänischem Gesetz regiert werden.

Nach zwanzig weiteren Jahren absoluter Herrschaft in Island, im Jahre 1871, nahm der dänische Reichstag einen neuen Gesetzesentwurf des Königs an, demzufolge Island ein besonderer Teil der dänischen Monarchie sei, der seine Angelegenheiten selbständig verwaltet. Auch diesen Schritt erkannte das Allthing nicht an, da es dem dänischen Staate kein Recht zubilligte, Island Gesetze vorzuschreiben.

Im tausendsten Jahre der Besiedlung, 1874, trat eine Milderung im Verfassungsstreit ein. König Christian der Neunte kam selbst nach Island, um an der Jubelfeier teilzunehmen, und erließ ein Gesetz, das dem Allthing gesetzgebende Macht und das Besteuerungsrecht verlieh; aber die höchste Gewalt auf Irland wurde doch von einem Landshöfding, den der König ernannte, ausgeübt, und der Minister für Island wurde nicht von Isländern gewählt, sondern war an die Person des jeweiligen dänischen Justizministers gebunden.

Mit einer gewissen Folgerichtigkeit und bei Kenntnis des typischen Verlaufs nationaler Bewegungen konnte man im voraus sagen, daß auch dies Gesetz die Isländer nicht befriedigen würde, weil es eine Bestimmung von Dänemarks Gnaden war (von dessen Seite die Isländer nun einmal grundsätzlich keine Einmischung dulden wollten) und weil es den national-isländischen Freiheitsbestrebungen noch immer in der Gestalt des Landshöfdings und des dänischen Ministers ein letztes Hindernis bot; auch durfte der König ihm zufolge die Zusammensetzung des Allthings beeinflussen (ihm stand die Ernennung von mehreren Allthingsmitgliedern zu); Island hatte immer noch das Gefühl, Dänemark untergeordnet, nicht gleichgestellt zu sein.

Der Verfassungskampf wurde also fortgesetzt, und ein Zugeständnis nach dem andern haben die Isländer den Dänen abgerungen.

1904 wurde der Landshöfding durch einen in Island geborenen und ansässigen Minister, der dem Allthing verantwortlich war, ersetzt; Hannes Hafsteinn, das Haupt der Selbstverwaltungspartei, war der erste isländische

Minister. Aber die Selbstverwaltungspartei unterlag 1914 endgültig der radikalen Selbständigkeitspartei.

Zu Beginn des Krieges kam das Verhältnis von Island zu Dänemark einer Personalunion tatsächlich bereits sehr nahe: der König führt die ausländische Politik Islands, und kein Staatsvertrag, der Island mitbetrifft, darf zwischen Dänemark und einem dritten Staat beschlossen werden ohne Einverständnis der isländischen Regierung. In Fragen, die Island allein angehen, kann seine Regierung selbständig Verträge mit anderen Staaten schließen; Island und Dänemark haben keine Zollgemeinschaft miteinander; die Isländer sind zum Dienst im dänischen Heere nicht verpflichtet; sie sind isländische, nicht dänische Staatsangehörige, haben aber keine eigenen Konsuln und Gesandten in anderen Staaten, die Wahrnehmung der isländischen Interessen liegt den dänischen Vertretern ob; doch sind Gesetze, die Dänemark wegen seiner Neutralität im Kriege anderer Mächte beschließt, für Island nicht gültig.

Diesem Zustande gegenüber geht das Programm der Selbständigkeitspartei aufs Ganze; viele ihrer Anhänger wünschen die Beseitigung jeder Gemeinsamkeit mit Dänemark, einzelne gehen sogar bis zur Aufhebung der Personalunion: „Riget", das „Reich" Island, soll ganz auf sich selbst gestellt sein.

5.

Da Island geographisch von Dänemark abgesondert und weit entfernt liegt, da ferner seine Bewohner nach Sprache, Volkscharakter, Abstammung, Kultur und Überlieferung unzweifelhaft eine andere Nation sind als die Dänen, so kann man dem Wunsche der Selbständigkeitsparteiler eine grundsätzliche, innere Berechtigung nicht absprechen. Aber ein „Reich" von kaum 85000 Seelen, das Wort klingt so, als ob dem Isländer tatsächlich der Sinn für die Wucht der politischen Wirklichkeiten und für die moderne Welt im großen fehlt.

Es kommt hinzu, daß diese 85000 Isländer wie kaum ein anderes Volk wirtschaftlich auf die Außenwelt angewiesen sind. Noch im zwölften Jahrhundert konnte die Insel ihre Bevölkerung, die an Zahl kaum geringer war als heute, nähren und kleiden.

Die Zerrüttung und Mißwirtschaft — auch die gesteigerten Bedürfnisse der Menschen — haben es mit sich gebracht, daß davon heute nicht im entferntesten die Rede sein kann. Ein wesentlicher Teil der Nahrung, Kleidung, Heizung und Beleuchtung muß eingeführt werden.

An Ackerbauerzeugnissen verdienen nur Kartoffeln, Rüben und Kohl Erwähnung. Ihre Ziffern (in 100 Kilogramm) lauten für die Jahre 1906 bis 1910[1]):

[1]) Nach dem oben angezogenen Buche von P. Herrmann.

Jahr	Kartoffeln	Rüben und Kohl
1906	18 646	11 449
1907	16 052	9 494
1908	19 897	14 686
1909	35 313	22 254
1910	30 417	14 999

Bedeutender ist die Viehzucht. Hier sind wir imstande, statistisch etwas weiter zurückzugreifen:

Jahre	Schafe	Pferde	Rinder	Ziegen
1703.	278 000	29 000	35 800	—
1821.	426 000	32 700	25 500	—
1861/69 durchschnittlich	360 000	35 500	20 600	—
1881/90 durchschnittlich	414 000	31 200	18 100	—
1901/05 durchschnittlich	717 000	46 200	26 300	369
1910.	850 290	44 815	26 338	660

Hier wie im Kartoffelbau offenbart sich deutlich eine Steigerung der Erträge und des Bestandes; und was Eiweiß und Fette anlangt, konnte sich die Bevölkerung selbst ernähren, besonders wenn man die reichen Ergebnisse des Fischfanges hinzurechnet. Am reichsten ist natürlich die Ausbeute der Seefischerei. Die wichtigsten Fangergebnisse der letzten Jahre sind folgende:

Jahre	Dorsch	Junger Kabeljau	Schellfisch	Hering in Tonnen
1901/05 durchschnittlich	5 832 000	6 167 000	4 223 000	?
1906/10 durchschnittlich	7 213 000	7 182 000	2 545 000	34 042
1910.	9 123 000	8 466 000	2 182 000	30 381

Auch an Süßwasserfischen ist kein Mangel. Es lieferten[1]):

Jahre	Lachse	Forellen
1901/05 durchschnittlich	6453	345 400
1906/10 durchschnittlich	4572	302 600
1910	3751	292 554

Aber die Seefischerei würde kaum so gewaltige Erträge liefern, wenn nicht Dänemark den isländischen Fischern seinen Schutz angedeihen ließe; die Fischgründe um Island sind seit langem als so ergiebig bekannt, daß die

[1]) Hierbei sind wahrscheinlich nicht einbegriffen die oft ansehnlichen Angelfänge der Engländer, die sich in beträchtlicher Anzahl im Sommer auf der Insel aufzuhalten pflegen.

Trawler aller Nationen sich hier ein Stelldichein geben. Die französischen Islandfischer sind durch Pierre Loti allgemein bekannt; aber auch der deutschen und vor allem der britischen Flagge begegnete man um Island viel. Konflikte zwischen den fremden Trawlern, die sich oft recht gewalttätig innerhalb der isländischen Hoheitsgrenze gebärden, und den isländischen Behörden gehören nicht zu den Seltenheiten, und es ist eigentlich ein Wunder, daß es um das „lebendige Silber der See" hier noch nicht zu ähnlichen Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Briten gekommen ist wie um das Gold von Johannisburg und des Waterrandes. Ganz gewiß würde die Autorität eines isländischen „Reiches" die Engländer von der annexionistischen „Beschützung" dieser dankbaren Küsten noch weniger abhalten als die immerhin etwas ansehnlichere Macht Dänemarks.

Sind die Isländer nun auch mit eiweiß- und fettlieferndem Fleisch und Fisch reichlich versehen, so fehlen ihnen doch die ebenso unentbehrlichen Kohlehydrate; mit einem Worte: das Brot.

Zur Kenntnis alles dessen, was sie sonst noch vom Auslande einführen, und zwar zur Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse zum Beispiel einführen müssen, diene die umstehende Übersicht. Sie ist nach den „Verslunarskyrslur" des Jahres 1911 zusammengestellt, und ihre Wiedergabe rechtfertigt sich schon deswegen, weil in unsern Statistiken Island fast immer noch mit Dänemark vereint behandelt wird und doch in Wirklichkeit eine völlige Sonderstellung einnimmt.

Wie wir sehen, hatte Dänemark noch immer den Löwenanteil an der Versorgung des Landes. Die meisten Nahrungs- und Genußmittel, die dem Eiland fehlen, als da sind Getreide, Kaffee, Zucker, Getränke, Kolonialwaren, werden ihm von Dänemark aus zugeführt, auch Kleidung (Textilwaren), Beleuchtung (Petroleum), und ein großer Teil der Heizstoffe (Kohlen). Von dem allen erzeugt Dänemark selbst nur wenig, es ist lediglich der Vermittler. Die Überlieferung, die Gewohnheit seit Jahrhunderten, wirkt natürlich weiter, nachdem der Zwang der politischen Macht längst aufgehört hat, und ersetzt den alten Vermittler nicht so schnell durch einen neuen.

Inzwischen wird dies und vieles andere an den Ziffern von der Zeit überholt sein.

Sehen wir zunächst von den Änderungen ab, die der Krieg gebracht hat; außer ihnen gibt es einige Wandlungen, die sich aus Islands inneren Verhältnissen heraus vollzogen haben.

Die Einfuhr und der Genuß von Alkohol wurde wenige Jahre vor dem Kriege verboten; dieser Posten in der offiziellen Statistik fällt also künftig weg.

Für die Beleuchtung sollen die ungeheuren Wasserkräfte des Landes ausgenutzt werden; Erdöl wird die Insel künftig in geringerem Maße benötigen — fast nur zur Speisung der Bootsmotore. Auch die Einfuhr der Kohle wird vielleicht aus demselben Grunde verringert werden; die industriellen

Einfuhr (nach den „Verflunar-

(Der Wert ist in

	Aus Dänemark	Aus Großbritannien
Roggen	110 905	18 605
Roggenmehl	469 327	84 763
Weizen	201 073	203 293
Reis	88 685	74 609
Hafermehl	88 882	101 537
Getreide überhaupt [1]	1 080 403	564 804
Schiffszwieback, Zwieback, Brot	76 496	139 532
Kartoffeln	46 080	13 833
Margarine usw.	111 908	69 616
Konserven	20 217	63 189
Kolonialwaren	127 262	33 034
	452 261	336 776
Kaffee [3]	238 238	88 813
Zichorien	80 327	6 188
Schokolade, Kakao	65 803	3 938
Zucker	477 915	206 528
Tabak, Zigarren usw.	282 377	21 203
Alkoholische Getränke	645 848	108 582
Petroleum	378 635	54 999
Steinkohlen	50 179	1 516 032
Textil- und Schuhwaren, Leder, Seife usw.	780 106	701 544
Möbel	145 489	22 109
Fahrzeuge	67 216	252 000
Fischgerät	234 121	405 419
Eisenwaren zum Landbau	20 879	32 458
Eisenwaren zur Industrie	387 390	53 620
Bücher, Papier, Musik	56 155	15 428
Baumaterialien	306 682	180 197
Gesamteinfuhr	6 217 046	4 766 583
(1910	4 991 730	3 688 945

Ausfuhr (ebenfalls von 1911

	Nach Dänemark	Nach England
Fische und Fischereierzeugnisse	2 662 684	1 282 350
Walfischfang	—	717 721
Pferde und Schafe	177 170	90 025
Fleisch, Talg usw.	729 137	324 485
Rohwolle	954 725	152 756
Häute, Felle	497 517	44 064
Eiderdaunen	116 992	805
Gesamtausfuhr	5 426 780	2 660 550

[1]) Hierin noch andere Kornarten. [2]) Hierbei nicht gerechnet Mais (aus gebrannten Kaffee. [4]) Dazu aus Schweden für 38 725 Kronen. [5]) Desgl. [8]) Desgl. für 335 837 Kronen. [9]) Desgl. für 185 366 Kronen. [10]) Dazu nach Deutschland für 40 866 Kronen.

skyrslur", vom Jahre 1911).

Kronen angegeben.)

Aus Norwegen	Aus Deutschland	Aus den übrigen Ländern	Insgesamt
—	4 507	—	134 017
14 652	15 000	—	583 742
2 288	16 063	—	422 717
2 575	27 910	—	198 298
912	17 853	—	209 623
22 002	89 006	—	1 763 582 [2])
1 245	—	—	216 273
3 541	—	—	63 454
25 268	1 525	15 546	233 769
40 132	4 530	—	128 068
281	9 737	827	171 141
82 958	16 125	16 373	914 399
4 610	95 156	1 443	428 260
—	27 625	—	114 140
—	1 581	20 341	91 777
5 023	120 583	79 314	889 363
1 868	4 451	44 782	354 681
30 741	14 582	8 931	811 856
2 730	—	—	437 466
—	—	—	1 566 211
90 896	596 627	80 403	2 254 675
3 085	34 054	1 753	209 132
16 044	—	543	335 803
245 089	16 420	442 448 [4])	1 382 222
6 495	65 892	7 849 [5])	150 015
38 471	54 073	3 042	541 536
4 454	17 457	232 [6])	102 510
265 634	15 079	7 944 [7])	1 000 347
881 525	1 299 610	729 330 [8])	14 229 931
1 061 898	1 046 377	505 736 [9])	11 480 052)

und nach Kronen).

Nach Norwegen	Nach Spanien	Nach Italien	Nach anderen Ländern	Insgesamt
636 558	3 533 989	1 548 614	898 196 [10])	11 264 331
238 280	—	—	—	—
—	—	—	41 406	308 601
167 678	—	—	18 879	1 240 179
1 938	—	—	11 874	1 121 293
7 748	—	—	?	549 769
—	—	—	(Deutschland 560!)	118 357
1 076 900	3 533 989	1 550 617	975 472 [11])	15 970 688

Dänemark und England) und Futtergetreide. [5]) Nicht gerechnet geringe Mengen für 16 442 Kronen. [6]) Desgl. für 8784 Kronen. [7]) Desgl. für 224 811 Kronen. Schweden für 701 940 Kronen. [11]) Dazu nach Schweden für 705 514 Kronen, nach

Anlagen, die bisher bestanden und die man auszubauen beabsichtigt, werden sich ebenfalls mehr der „weißen Kohle" des Landes bedienen. Ein Ausschuß von führenden Isländern bereist gegenwärtig die skandinavischen Länder, um die verschiedenen Ausnutzungsmöglichkeiten von Wasserfällen und Stromschnellen für die Industrie eingehend zu studieren.

Das wird unter den Ausfuhrartikeln besonders die Rohwolle treffen. Die ersten Wollkämmereien und -spinnereien sind bereits vor dem Kriege eingerichtet und haben begonnen, die immerhin ganz ansehnlich gestiegene Schafzucht (zehn auf den Kopf des Einwohners) im Lande selbst industriell und zur Bekleidung seiner Bewohner auszunutzen.

Tiefer noch werden — insbesondere ins Politische — die Änderungen einschneiden, die der Krieg gebracht hat.

Ein Versorger Islands wird zunächst kaum wieder an das Land herankommen — Deutschland. Im letzten Jahrzehnt hatte sein Anteil an der Einfuhr zugenommen. Auch hier können wir die „Verslunarskyrslur" zitieren — darnach betrugen die Einfuhrziffern (in 1000 Kronen):

Für	1901/05	1908	1910	1911
Dänemark	6791	8098	4992	6217
Großbritannien	2941	4388	3689	4767
Norwegen	1278	1931	1052	882
Schweden			185	336
Deutschland	315	752	1046	1299
Übrige Länder			506	729

Das heißt in Worten: Deutschland war von einem bedeutungslosen Lieferanten, der unter der Rubrik „übrige Länder" verschwand, im Verlauf weniger Jahre an die dritte Stelle emporgerückt und hatte sogar das günstig gelegene und rührige Norwegen, das eigentliche Mutterland Islands, überholt. Es waren freilich nicht Produkte deutscher Herkunft, die es auf Island einführte, sondern es blieb zunächst beim Zwischenhandel.

Der Krieg hat dem ein Ende gemacht.

Aber er hat auch den dänisch-isländischen Handelsverkehr arg gehemmt. Die englische Blockade und der durch sie nötig gewordene Unterseebootskrieg haben der geographischen Lage Islands wieder die Vorhand gegeben. Es sind uns noch keine Statistiken darüber zugänglich, inwieweit diese von England und den Vereinigten Staaten ausgenutzt worden ist; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die beiden angelsächsischen Mächte das Eiland wirtschaftlich in die Hand bekommen.

Schon vor dem Kriege versah England die so bedürftige Insel mit einigen notwendigen Dingen. Es brachte ihm mehr Hafer und Weizenmehl als Dänemark; vor allem aber versorgte es die Fischer mit dem nötigen Fanggerät und ihre Dampfboote mit Steinkohlen.

Mehr noch als vor dem Kriege stand es jetzt bei England, diesen wichtigsten Berufszweig des Landes darben oder gedeihen zu lassen. Da eine Ausfuhr der Fische nach ihren dankbarsten Abnehmern, nach Spanien und Italien, immer weniger möglich war, wurde Großbritannien auch der gewalttätige, aber immerhin zahlende Käufer des isländischen Fischfanges. Und wenn Island nicht allein von Fischen, Kartoffeln und Seevögeln leben, wenn es auch Brot essen will, ist es von England oder Amerikas Gnade abhängig.

6.

Es würde zu weit führen, hier festzustellen, wieviel England — und später sein amerikanischer Blutsverwandter — von diesen wirtschaftlichen Trümpfen schon ausgespielt hat; aber es hat einigen Reiz, einzelne Schritte zu verfolgen, die es tat, um seine Rolle als Beschützer der kleinen Nationen hier zur rechten Zeit einzustudieren. Es war auf alle Möglichkeiten dieses Krieges gefaßt und setzte einen Hilfskreuzer daran, um einen vorzüglich geeigneten Sondergesandten nach Reykjavik zu bringen. Natürlich bezeigte dieser zunächst kein politisches Interesse, er beschäftigte sich mit Musik, einem Stimmungsmittel, das an diesem Orte um so geeigneter zur Stimmungsmache war, als die Gattin eines der einflußreichsten Journalisten mit Musikstunden ihr Geld verdiente. Natürlich nahm der englische Sondergesandte bei ihr Musikunterricht: die Zeitung wurde ausgesprochen ententefreundlich.

Bei der Geistesbeschaffenheit des Isländers, seiner Lust am Fabulieren, seiner skaldenhaften Auffassung des Krieges und der Weltbegebenheiten, mußte die Saat der Entente auf einen sehr fruchtbaren Boden fallen. Und so finden wir, wenn wir die isländischen Zeitungen der ersten Kriegswochen verfolgen, Berichte, die zusammen wie eine ungeheuerliche Saga in seltsamster Verzerrung anmuten. Da tauchen zum Beispiel im August 1914 „ungeheuer viele" Riesenschiffe bei der Doggerbank auf; tagelang tobt die Schlacht in der Nordsee, um mit einer Niederlage der Deutschen zu enden, die eine wahrlich sagenhafte Menge von Schiffen verlieren. In diesem Sinne regte die englische Agentur „Central News" die isländische Phantasie an — freilich nicht ohne gründlichen Widerspruch bei gebildeten Isländern hervorzurufen, die vor allem an der deutschen Literatur und Wissenschaft ihren Geist geschärft hatten und dies bewußt mit dem Lobe Deutschlands verkündigten.

Mr. Cable, der englische Sondergesandte, befaßte sich weniger mit den groben Machenschaften. Er studierte auf seine Art Musik, indem er dafür sorgte, daß „Morgunbladið" (und nach dessen Vorbild andere Blätter) [1]) die Meinung vom deutschen „Unrecht an Belgien", von deutschen Greueln daselbst, von deutscher Sucht nach Weltherrschaft und andere Begriffe in den isländischen Gehirnen festhämmerten.

[1]) Nach dem „Islandsk Bogfortegnelse" erschienen 1915 allein in Reykjavik über vierzig Zeitungen und Zeitschriften!

Später wandte er sich einem weniger musikalischen Studium, dem der isländischen Verfassung, zu. Er fand dabei wenige ausländische Wettbewerber; der deutsche Wahlkonsul verschwand auf eine Weise, die noch heute nicht völlig aufgeklärt ist; dem französischen, der seit Jahren wegen der Islandfischer, des für sie eingerichteten Hospitals im Faskrudsfjord, der Schwesternschule und den schon zu Friedenszeiten häufig eintreffenden französischen Kriegsschiffen stets eine rege Beschäftigung hatte, waren die Verfassungsfragen bereits geläufig genug.

Ein geeigneterer Gegenstand konnte sich der englischen Politik kaum bieten: Ein großes Eiland mit vielen Häfen, deren freie Benutzung die Beherrschung des nördlichsten Atlantik und des angrenzenden Polarmeeres sicherte, besonders auch für den Fall, daß der gefährliche russische Bundesgenosse nicht zerfallen, sondern wider Erwarten aus dem Kriege gestärkt hervorgehen und zum Atlantik durchbrechen sollte; eine Vorstufe für ein großangelegtes Lemnos des Nordens, nur mit dem angenehmen Unterschiede, daß man nicht wie auf Lemnos seine wahre Gewaltnatur zu zeigen und den Bewohnern das angelsächsische Heil aufzuzwingen brauchte. Hier hatte sich ein kleines Volk seit Jahrhunderten wirklich unterdrückt und ausgebeutet gefühlt, ein Volk mit innerlich berechtigten nationalen Selbständigkeitsbestrebungen, und das Beste: Ein Volk, das keine Ahnung von der großen Politik hatte und dem Ideal eines eigenen „Reiches" so ungestüm nachjagte, daß es bei seiner Bedürftigkeit und Wehrlosigkeit dem angelsächsischen Einfluß und Schutze anheimfallen mußte.

Die Verhandlungen zwischen Mitgliedern des dänischen und isländischen Parlamentes in einem besonderen Ausschuß haben denn auch im Sommer 1918 ein Ergebnis gezeitigt, das einen Schritt weiter auf dies Schutzbedürfnis zu bedeutet: Ein „Bundesgesetz", das den Volksvertretungen Islands und Dänemarks und danach der gesamten isländischen Nation zur Volksabstimmung vorgelegt werden soll. Im vorletzten Paragraphen teilt Dänemark „den ausländischen Mächten mit, daß es gemäß dem Inhalt dieses Bundesgesetzes Island als souveränen Staat anerkannt hat, und teilt gleichzeitig mit, daß Island sich für dauernd neutral erklärt und keine Kriegsflagge führt". Den Gebrauch einer eigenen Handelsflagge, der sich in Island seit einigen Jahren eingebürgert hat, scheint Dänemark stillschweigend anerkennen zu wollen.

Auch dem isländischen Wunsche, eine eigene auswärtige Vertretung bei fremden Regierungen zu haben, gibt dieser Vertragsentwurf einen gewissen, einstweilen noch begrenzten Spielraum; an Orten, wo Dänemark keinen Gesandten oder Konsul unterhält, kann auf Wunsch der isländischen Regierung ein solcher angestellt werden; wo schon eine dänische Vertretung besteht, kann ihr ein besonderer Vertrauensmann Islands beigeordnet werden; nur muß in beiden Fällen Island die Kosten tragen. Ein ähnlicher Beigeordneter ist für das dänische Ministerium des Äußeren vorgesehen, so daß Dänemark auf dem Papier noch immer Islands auswärtige Politik führt.

Das enthält vielleicht noch Konfliktstoff, und es ist möglich, daß sich das isländische Selbstbewußtsein unbefriedigt fühlt und diesen Punkt ablehnt.

Doch haben die klugen Ausschußmitglieder in einem Zusatz einen Ausweg geschaffen. In besonders dringlichen Fällen der auswärtigen Politik darf die isländische Regierung, wenn eine rechtzeitige Verständigung zwischen Reykjavik und Kopenhagen nicht möglich ist, nach eigenem Ermessen vorgehen. Nun ist der Weg von Reykjavik nach Kopenhagen recht weit; die gewöhnlichen Dampfer gebrauchen vierzehn Tage für Hin- und Rückfahrt; schon im Frieden war sie gefährlich, unter den jetzigen Kriegsverhältnissen ist sie nahezu unmöglich. Die Kabel aber können gestört — oder englisch sein. Es liegen also zwingende Anlässe für die isländische Regierung vor, unter Umständen ohne Einvernehmen mit Kopenhagen gerade in den dringlichsten, wichtigsten Fragen selbständig zu handeln.

Damit wird Island tatsächlich unabhängig — von Kopenhagen.

Die dänische Vermittlerrolle hat somit hundert Jahre länger gedauert als die dänische Machtstellung; sie ist geschichtlich nicht von verkehrs- oder wirtschaftsgeographischer Notwendigkeit.

Es mag sein, daß viele Isländer wähnen, nun die Freiheit zu erlangen, der die Besten ihres Volkes einst ihre Lieder gesungen und ihre Arbeit gewidmet haben. Es mag auch sein, daß sie im Geiste wieder die Wälder aufgeforstet sehen, wie sie zur Zeit der Landnahme noch standen, und an den Wasserfällen die Turbinen summen hören und wirklich hoffen, daß dies alles isländische Arbeit sein werde.

Wer aber das Leben der Welt weniger unter den Wimpern des Skalden betrachtet, wird das kaum glauben können; der wird statt der Freiheit nur den Frondienst sehen, die Herrschaft des Sovereigns oder gar den Dienst des Dollars, und das Aussterben des freien isländischen Bauern, dem schon vor dem Kriege das Dasein immer schwerer wurde, weil alle Arbeitskräfte an die Küste, zum Handel und Fischfang hinüberströmten.

Und wer noch die alte Zeit miterlebt hat, wie sie kurz vor dem Kriege herrschte, mit den weiten Ritten über wegloses Geröll und Halden, den brückenlosen Strömen, den bangen Fahrten an leuchtturmlosen Felsenküsten, den gastfreien und doch strengen alten Sitten und dem tiefen Born der Sagen, und sieht nun die neue Zeit so plötzlich hereinbrechen, in einem Jahrzehnt Landstraßen und Eisenbahnen erstehen, Kinematographen und Tingeltangel, Warenhäuser und Fabriken aus dem Boden wachsen — kurz, Menschenmachwerk an die Stelle eines unverfälschten Riesenwerkes der Natur treten, der wird ein Gefühl der Wehmut nicht unterdrücken können, daß es um die Poesie von Land und Leuten geschehen ist und die Politik dem Isländer nur eine zweifelhafte Art von Skaldentum übrig läßt: wes Brot ich esse, des Lied ich singe — das Bollwerk eigenster europäischer Kultur einem harten Brot- und Geldgeber verfallen, dem Amerikanertum oder seinem englischen Vorkämpfer.

Die östliche Orientierung und das russische Problem.

Von

Axel Freiherrn von Freytagh-Loringhoven.

1.

Zu Beginn des Krieges sahen die Träger der östlichen Orientierung, als deren Haupt man wohl Professor Otto Hötzsch von der „Kreuzzeitung" bezeichnen durfte, das Ziel in einem schnellen und billigen Sonderfrieden mit Rußland. Doch die Ereignisse schritten über sie hinweg. Der russische Kriegswille, dessen Ernst sie in Zweifel gezogen hatten, erwies sich zunächst als nicht minder zäh, denn der der Westmächte. Und als er bei Hofe zu schwinden begann, kam die Revolution, kamen die von fanatischem Haß gegen Deutschland und grenzenloser Anhänglichkeit an England beseelten Kadetten. Ihnen folgte Kerenski, und erst als nach seinem Sturz die grundsätzlich kriegsfeindlichen Bolschewisten ihr anarchisches Regiment aufgerichtet hatten, gelang der Friedensschluß. Doch es war der Friede von Brest-Litowsk, der die Randstaaten von Rußland löste und mit der Selbständigkeitserklärung der Ukraine wenigstens äußerlich verknüpft war.

Damit mußte die östliche Orientierung als erledigt gelten. Denn ihre Ausgangspunkte waren nunmehr hinfällig. Ließen diese sich doch kurz dahin zusammenfassen, daß Deutschland nicht Feinde im Westen und im Osten haben dürfe. Da aber eine Verständigung mit England unmöglich sei, müsse es in Freundschaft mit Rußland leben. Jetzt hatte sich die Lage von Grund auf geändert. Ein Rußland im alten Sinne, als Großmacht, gab es nicht mehr. Die Randgebiete, die ihr staatliches Dasein allein Deutschland verdankten, mußten, wenn nicht schwere Fehler begangen wurden, unter deutschem Einfluß bleiben, und zur Ukraine bestanden keinerlei Gegensätze. Das neue Moskowien aber war seiner wertvollsten Bestandteile verlustig gegangen, es war von Bürgerkrieg und Anarchie zerrissen und für absehbare Zeit als Gegner nicht zu fürchten. Damit war die Ostflanke frei geworden; zur Verteidigung seiner Westflanke war Deutschland allein stark genug.

Gewiß, das russische Problem war nicht gelöst. Es war vorauszusehen, daß Nordrußland, das immerhin noch eine Bevölkerung von sechzig bis siebzig Millionen umfaßte, sich wieder erholen und wenn nicht zur Welt-

macht, doch zu einem Mittelstaat erstarken würde, mit dem gerechnet werden muß. Die ihm gegenüber zu befolgende Politik mußte diese Zukunftsmöglichkeiten in Betracht ziehen und klug und vorsichtig geführt werden. Aber sie durfte mit den Grundsätzen der östlichen Orientierung nichts gemein haben. Diese hatte sich als theoretisches Hirngespinst erwiesen und konnte nicht mehr zu neuem Leben erweckt werden.

Trotzdem wurde von ihren Trägern der Versuch gemacht, das zu tun. Nur war es jetzt nicht mehr Professor Hötzsch, der die Führung übernahm, sondern Georg Bernhard von der „Vossischen Zeitung". Das Programm, das er aufstellte, lief jedoch im Grunde, ungeachtet der ganz neuen politischen Lage, auf das gleiche hinaus, wie vor dem Brester Frieden. Denn sein einziger Punkt war die Forderung einer Revision eben dieses Friedens. Das Ziel der Revision wurde zunächst nicht fest umschrieben, doch wurde kein Zweifel darüber gelassen, daß im Endergebnis die Wiederherstellung der Großmachtsstellung Rußlands erreicht werden solle.

Nun liegt es zwar auf der Hand, daß eine wie immer geartete Abänderung des Friedensvertrages zu einem solchen Resultat nicht führen kann. Denn die Ablösung der größten und für Rußland wertvollsten Gebiete ist unabhängig vom Brester Frieden oder doch nur in zeitlicher Verknüpfung mit ihm vor sich gegangen. Und Deutschland hat unmittelbar für sich nichts durch ihn erlangt, das es zurückgeben könnte. Wollte es aber unter Nichtachtung aller abgegebenen Erklärungen und unter Bruch der freiwillig übernommenen Verpflichtungen die widerstrebenden Randstaaten von neuem unter das russische Joch zwingen, so würde Rußland damit noch nicht zur Großmacht, geschweige denn zur Weltmacht.

Doch diese unwiderlegliche und zugleich so einfache Erwägung ist den Trägern der östlichen Orientierung augenscheinlich fremd geblieben. Die „Vossische Zeitung" wiederholt bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihren Ruf nach Revision, und die „Kreuzzeitung", die ihr jetzt unbestritten die Führung läßt, leistet treue Gefolgschaft und druckt sorgfältig Leitaufsätze und Meldungen nach, die geeignet sind, die Stimmung der Leser in der gewünschten Richtung zu beeinflussen. Einen Beweis aber für die Richtigkeit ihrer Politik glauben beide in der Tatsache zu finden, daß einige russische Blätter, vor allem das jetzt unter dem Namen „Nasch Wjek" erscheinende Parteiorgan der Kadetten, von ihren Bemühungen Kenntnis genommen und sie gebilligt haben. Zugleich sind Gerüchte aufgetaucht, die von dem Einsetzen einer deutschfreundlichen Orientierung bei den Kadetten sprechen. Allerdings sind sie bald dementiert worden. Immerhin mag es sein, daß der von Miljukow geführte Flügel der Partei tatsächlich gewillt ist, von der Entente sich zu lösen und eine Verständigung mit Deutschland zu suchen.

In Rußlands eigenstem Interesse müßte es begrüßt werden, wenn eine Partei, die trotz aller Umwälzungen nicht einflußlos geworden, ihre Politik

in einer Weise ändert, die von beginnender Ernüchterung zeugt. Doch ein Beweis für die Richtigkeit der östlichen Orientierung darf darin nicht gesehen werden. Denn zunächst bleibt die Frage offen, ob die neue Stellungnahme der Kadetten — vorausgesetzt, daß sie gegeben ist — von Dauer sein wird. Weiter aber bedarf es der Klärung, ob die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Kadetten die Führung im neuen Rußland übernehmen werden und daß deshalb unser Verhältnis zu ihnen auch für unser Verhältnis zu Rußland maßgebend sein wird.

Diese Fragen sind von den Anhängern der östlichen Orientierung bisher überhaupt nicht aufgeworfen worden. Und doch bedürfen sie ernstlicher Prüfung. Denn sollte auch nur eine von ihnen verneint werden müssen, so fiele vollends jeder Grund fort, von einer Revision des Brester Vertrages zu reden.

2.

Drei politische Gruppen sind es, die in Rußland gegenwärtig und für die nächste Zukunft als Anwärter auf die Herrschaft in Betracht kommen, Bolschewisten, Demokraten, Monarchisten.

Die jetzt am Ruder befindlichen Bolschewisten werden von einem nicht geringen Teil der deutschen Presse so angesehen und behandelt, als wären sie durch enge Interessengemeinschaft mit uns verknüpft. Man identifiziert sich gewiß nicht mit ihnen, aber man tritt mit großer Folgerichtigkeit für sie ein. Gewiß, es ist viel Unfreiwilliges in diesem Verhalten. Denn im Grunde will man damit nur gegen die Einmischung der Entente in innerrussische Verhältnisse protestieren. Aber im Ergebnis hebt man die Bolschewisten auf den Schild, verteidigt sie und stellt jeden gegen sie gerichteten Schritt der Westmächte als Ungehörigkeit und als Verletzung der Rechte des russischen Volkes dar.

Diese Stellungnahme ist psychologisch sehr leicht zu erklären. Trotzdem muß sie als unklug bezeichnet werden. Denn sie stärkt den Bolschewisten den Rücken und bringt alle die Kreise des russischen Volkes gegen uns auf, die in jenen nicht mit Unrecht die schlimmsten Feinde des eigenen Landes sehen. Wird diese Haltung der deutschen Presse noch weiter durchgeführt, so ist vorauszusehen, daß es der Agitation der Entente gelingen wird, schließlich die ganze Revolution als Frucht deutscher Intrigen hinzustellen — ebenso, wie seiner Zeit der Berliner Friede und sogar der japanische Krieg dem russischen Volk als das Werk deutscher Diplomatie erschien.

Ein solches Ergebnis wäre um so unerwünschter, als kein Zweifel daran bestehen kann, daß die Herrschaft der Bolschewisten nicht mehr von langer Dauer sein wird. Zwar darf man die gegenrevolutionäre Bewegung nicht überschätzen. Aber wenn spätestens im kommenden Frühling die Folgen der

jetzt schon unzweifelhaften Mißernte eintreten werden, dann werden die Lenin und Trotzki hinweggefegt werden, daß man ihre Spur nicht mehr kennt.

Nun ist es zwar möglich, daß darauf zunächst eine vollkommene Anarchie folgen wird. Doch auch sie kann nicht lange dauern, und in absehbarer Zeit müssen die Ordnungselemente wieder ans Ruder gelangen. Da aber kommen nur zwei politische Gruppen in Betracht: einerseits die Demokraten, angefangen von den Kadetten, denen sich wahrscheinlich eine Reihe von Linksoktobristen anschließen wird, und endend mit dem rechten Flügel der Sozialrevolutionäre; andererseits die Monarchisten, zu denen alle Parteien rechts von den Kadetten zu rechnen sind. Jene würden sich vorwiegend auf die städtische und ländliche Intelligenz, auf einen Teil der Vertreter von Handel und Gewerbe, auf die mittlere und untere Schicht der Staats-, Kommunal- und Privatbeamten, endlich vielfach auf die ernüchterte und zahlenmäßig sehr zurückgegangene Fabrikarbeiterschaft stützen; diese hingegen auf die ganze Oberschicht, die Gutsbesitzer, die einstige höhere Beamtenschaft und den besseren Teil des zarischen Offizierkorps, auf einen Teil der Geistlichkeit, auf Großkaufmannschaft und Großindustrie.

Es will nun scheinen, als wären schon an sich die Aussichten der Monarchisten besser als die ihrer Gegner. Denn die ihnen anhängenden Kreise sind leichter zu organisieren, und sie verfügen über eine nicht geringe politische und verwaltungstechnische Erfahrung. Aber entscheidend würde das nicht sein. Der Sieg wird vielmehr dem zufallen, der es versteht, das Volk, das heißt die letzten Endes in Rußland immer ausschlaggebende Bauernschaft, für sich zu gewinnen. Und da muß allerdings ohne weiteres zugegeben werden, daß jede Voraussage, die dieses Gebiet betrifft, sehr schwer ist.

Am nächsten läge vielleicht der Hinweis darauf, daß für die Bauern die weitaus wichtigste Frage ist, ob sie das während der Revolution geraubte Land werden behalten dürfen. Eine Anerkennung ihres neuen Besitzstandes können sie, so sollte man meinen, eher von den Demokraten erhoffen als von den an der Wiederherstellung der früheren Zustände gerade in dieser Richtung interessierten Monarchisten. Dem steht schon die Tatsache gegenüber, daß der gemeine Mann in Rußland ein unausrottbares Mißtrauen gegen den städtischen Vertreter der Intelligenz hegt, die innerhalb der Demokratie die bestimmende Rolle spielt, ein Mißtrauen, das sehr viel größer ist als das, das er dem Herrn im alten Wortsinn, dem Barin, entgegenbringt. Auch ist die antisemitische Grundstimmung des Bauern nicht zu übersehen, die insofern bedeutungsvoll ist, als das jüdische Element innerhalb der Intelligenz überaus stark vertreten ist. Doch dürfte ausschlaggebend die Erwägung sein, daß auch die Monarchisten und unter ihnen die ehemaligen Gutsbesitzer auf dem Gebiet der Agrarfrage die weitestgehenden Zugeständnisse zu machen bereit sein werden. Der Gedanke, daß dem russischen Bauern mehr Land gegeben werden müsse, ist zwar objektiv falsch, da der sogenannte Land-

mangel nur auf der Rückständigkeit der Wirtschaftsmethoden beruht. Er hat aber in Rußland eine so starke Verbreitung gefunden, daß sich seiner Verwirklichung selbst die dadurch unmittelbar betroffenen Kreise nicht ernstlich widersetzen würden. Es kommt hinzu, daß dem russischen Großgrundbesitzer im allgemeinen die Anhänglichkeit an die eigene Scholle fehlt. In der Mehrzahl der Fälle bewohnt und bewirtschaftet er sein Gut nicht selbst, sondern zieht es vor, als Beamter oder Offizier in der Stadt zu leben. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist allein schon der Umstand, daß fast jedes Gut käuflich zu haben ist und daß die Bauernagrarbank sich der Angebote von Großgrundbesitzern kaum erwehren konnte. Wird nun den Gutsbesitzern eine reichliche Geldentschädigung in Aussicht gestellt, so werden sie sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle leicht in den Verlust ihres Landes finden.

Damit fällt in den Augen der bäuerlichen Masse die einzige Erwägung fort, die sie veranlassen könnte, sich zugunsten der Demokraten zu entscheiden, und die Momente, die gegen eine solche Stellungnahme sprechen, können ihre ungehinderte Wirksamkeit entfalten.

Da ist aber außer auf das schon erwähnte Mißtrauen des Bauern gegen den Städter vor allem darauf zu verweisen, daß die russische Masse mehr noch als jede andere geneigt ist, sich in Extremen zu bewegen. Hat sie einmal mit den Bolschewisten aufgeräumt, so wird sie viel lieber der Wiederaufrichtung des Zarentums zustimmen, dessen Beseitigung ihr unschwer als Quelle aller hereingebrochenen Übel dargestellt werden kann, als der Begründung einer bürgerlichen Republik, deren Wesen ihr ohnehin nur schwer wird begreiflich gemacht werden können.

Weiter haben die Monarchisten noch einen hohen Trumpf im Spiel. Sie können darauf hinweisen, daß die Demokraten es waren, die durch die Entfachung der Revolution die Widerstandskraft des Heeres gebrochen und die endgültige Niederlage der russischen Waffen verschuldet haben und die dann trotz allem, den Befehlen Englands gehorsam, den Krieg weiter führten, bis das verzweifelnde Volk ihnen die Macht entrang, um nun allerdings unaufhaltsam dem Abgrunde entgegen zu eilen. Mit anderen Worten, die Monarchisten können in überzeugender Weise die Schuld an allem, was geschehen ist, auf die Kadetten und deren Bundesgenossen abwälzen. Und selbst eine so urteilslose Masse, wie es im allgemeinen die russische Bauernschaft ist, wird erkennen, daß diese schweren Beschuldigungen wohlbegründet sind. Wie sollte sie da wohl Lust verspüren, den Urhebern so vielen Unglücks von neuem zu folgen und ihnen ihr Schicksal anzuvertrauen?

Endlich ist nicht zu verkennen, daß die Herrschaft einer bürgerlichen Demokratie überhaupt auf die Dauer in einem Staate undenkbar ist, in dem die gebildete und besitzende Mittelschicht so dünn ist, wie in Rußland. Auf dem flachen Lande fehlt sie fast ganz, und in der Stadt ist sie viel zu schwach, als daß sie bestimmenden Einfluß auszuüben vermöchte. Das haben auch die

Ereignisse der letzten Zeit überzeugend dargetan. 1905 war die Revolution von der Intelligenz eingeleitet, 1917 von ihr wenigstens geplant und teilweise vorbereitet. Aber beide Male artete sie binnen kürzester Frist in den Städten in einen proletarischen Aufstand, auf dem Lande in eine Jacquerie aus.

3.

Wenn so die Schale der Monarchisten sich neigt, die der Kadetten in die Höhe schnellt, so bleibt doch fraglich, ob jene imstande sein werden, die Gunst der Stunde zu nutzen. Denn vorläufig fehlt ihnen das Eine, das vielleicht das Wichtigste ist in solcher Zeit, da über ein Völkerschicksal entschieden wird. Es fehlt ihnen der Führer, dessen ein zusammengebrochener Staat bedarf, um sich wieder aufzurichten. Es fehlt an dem einen überragenden Manne, es fehlt aber auch an einer Gruppe von Männern, die in Willensentschluß und Arbeitsfreude geeint sich zusammenschließen und den Mangel des einen Großen zu ersetzen vermöchten. Und darin können die Monarchisten schwächer scheinen als ihre Gegner.

Aber auch das braucht nicht entscheidend ins Gewicht zu fallen. Denn eine wirkliche, überragende Führerpersönlichkeit haben auch die Demokraten nicht hervorgebracht.

Durch Monate war Kerenski denen, die ihn und seinen in Rußland gar nicht seltenen Typus nicht kannten, eine Hoffnung. Über ihn lohnt es nicht mehr zu sprechen. Selbst seine einstigen Bewunderer in Frankreich, dessen führenden Männern er in manchem kongenial war, nennen ihn jetzt den schwatzenden Derwisch. Miljukow? Ein tüchtiger, kenntnisreicher Mann, persönlich unantastbar, nicht ohne organisatorisches Talent, im parlamentarischen Kleinkrieg erfahren und geschickt, aber kein Mann, der andere fortreißt und dem selbstgesteckten Ziel entgegenführt. Gutschkow? Er steht auf der Grenzscheide zwischen Demokraten und Monarchisten, und eben vermag wohl niemand zu sagen, ob er, der einstige Oktobristenführer und nachmalige Kriegsminister der revolutionären Regierung, sich diesen oder jenen anschließen wird. Er ist asiatisch schlau, ehrgeizig und zäh. Er versteht abzuwarten und zurückzutreten, bis er seine Stunde gekommen glaubt. Doch er will nie eine Sache, stets nur seine eigene Person. Darum wird er nie das öffentliche Vertrauen genießen, nie Großes erreichen. Und all die andern, die viel genannt wurden, Roditschew mit der großen Geste und den großen Worten, Winawer, der listige jüdische Rechtsanwalt, Nabokow, der liberalisierende Kammerjunker, und die sonstigen dii minorum gentium, sie reichen nicht einmal an diese heran.

Selbst die Kadetten, um deren Fahne sich doch die Intelligenz Rußlands scharte, haben keinen überragenden Mann aufzuweisen. Noch weniger können das die Monarchisten, und unter ihnen ist die Zahl derer, deren

gemeinsame Arbeit diesen Mangel zu ersetzen vermöchte, kleiner und qualitativ schwächer, als unter jenen.

Aber vielleicht ist das russische Volk überhaupt nicht imstande, große Staatsmänner, schöpferische Politiker zu erzeugen. Denn wenn jemals, mußte das in dieser Zeit geschehen, innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte, die ein politisches Leben von unerhörter Intensität aufwiesen, in denen auch das bescheidenste Talent von der öffentlichen Meinung bereitwillig an die Oberfläche gebracht und mit allen Mitteln gefördert wurde. Und die alte Ausrede der Russen, daß der Zarismus durch Kerker, Verbannung und Hinrichtung fürchterliche Auslese hielt und das Land gerade der Besten beraubte, gilt für das zwanzigste Jahrhundert nicht mehr. Gewiß sind gerade nach der ersten Revolution Tausende von Todesurteilen gefällt und vollstreckt worden, aber sie trafen Verschwörer, Fanatiker, raublustige Expropriatoren, doch gewiß keine werdenden Politiker.

Doch diese Führerlosigkeit ist keine in der russischen Geschichte neue Erscheinung. In der Krise, die das Reich vor fast genau dreihundert Jahren durchlebte, die nicht minder schwer war als die, deren Zeugen wir heute sind, erstand gleichfalls kein Führer. Der Patriarch Philaret, Minin und Posharski, die notgedrungen als die Retter Rußlands gefeiert werden, waren keine Individualitäten, waren nur Werkzeuge des Volkswillens, und als Persönlichkeiten haben sie keine Spur in der russischen Geschichte zurückgelassen.

Ähnliches kann sich auch jetzt leicht wiederholen. Wie es im wesentlichen eine anonyme Revolution war, kann es eine anonyme Restauration werden.

4.

Zieht man alles das in Betracht, so kann es kaum mehr zweifelhaft erscheinen, daß die Leitung der Geschicke Rußlands in absehbarer Zeit wieder in die Hände der Monarchisten übergehen muß. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ihnen ein Teil der demokratischen Parteien, vor allem die Kadetten selbst, Vorspanndienste leisten wird. Zwar muß man sich hüten, alles für bare Münze zu nehmen, was jetzt über die Pläne und Äußerungen russischer Führer gemeldet wird. Aber vieles spricht dafür, daß Miljukow und ein Teil seiner Freunde tatsächlich zu der Erkenntnis gekommen sind, daß ihre Träume von einer russischen Republik nicht Wirklichkeit werden können, weil sie einer Verkennung der Entwicklungsstufe entflossen, auf der das russische Volk steht. Miljukow persönlich war übrigens niemals Republikaner, vielleicht, weil er sein Volk richtig beurteilte, vielleicht, weil ihm englische Zustände auch in dieser Richtung das Ideal bedeuteten. Worauf er hinarbeitete, das war die parlamentarische Monarchie. Noch nach der Märzrevolution bekannte er sich zu ihr, und nur notgedrungen und unter dem Druck seiner radikaleren Parteifreunde und Bundesgenossen verzichtete er auf die Verwirklichung dieses

Programms. Da ist es denn sehr wahrscheinlich, daß er jetzt zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt, und möglich ist es auch, daß er einen erheblichen Teil seiner Fraktionsgenossen für die Wiederherstellung der Monarchie gewonnen hat. Aber daß es ihm gelingen sollte, die weiter links stehenden Gruppen, unter denen die gemäßigten Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre die weitaus einflußreichsten sind, auf denselben Weg zu leiten, das darf als ausgeschlossen gelten.

Trennen sich nun die Kadetten von ihren bisherigen Verbündeten, so müssen sie Anschluß nach rechts suchen, ein Schritt, den sie möglicherweise nicht einmal ungern tun werden in dem Glauben, daß der Monarchie unter allen Umständen die Zukunft gehört, und in der Hoffnung, daß sie sich dadurch bestimmenden Einfluß auf die kommende Gestaltung der Dinge werden sichern können. Aber wenn sie diese Hoffnung hegen, werden sie eine Enttäuschung erleben. Einerseits kommt hier der alte Erfahrungssatz in Betracht, daß jede neu einsetzende Bewegung, namentlich wenn sie sich unter heftigem Gegendruck entfaltet, zunächst die Tendenz zu voller, bis ins Extrem gehender Auswirkung hat. Andererseits ist damit zu rechnen, daß das russische Volk, wie schon betont, mehr noch als jede andere Masse, geneigt ist, sich in Gegensätzen zu bewegen, und daß es ihm daher das Natürliche sein wird, der grenzenlosen Anarchie die unumschränkte Selbstherrschaft folgen zu lassen. Diese Entwicklung werden die Kadetten nicht aufhalten können. Deshalb wird, falls sie sich den Monarchisten anschließen, ihre Rolle sich darauf beschränken, den einstigen Gegnern Hilfstruppen zuzuführen und die Lücken in deren Generalstab auszufüllen.

Im einzelnen freilich läßt sich nicht voraussehen, wie vollständig die monarchistische Richtung sich durchsetzen, wie weit sie Zugeständnisse wird machen müssen. Wie es heißt, ist auf einem Kiewer Kongreß die Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie abgelehnt, die der Verfassung von 1906 für wünschenswert erklärt worden. Aber das entscheidet nicht endgültig. Vielmehr scheint es durchaus möglich, daß zwar nicht der Absolutismus von neuem aufgerichtet, aber doch ein Mittelweg gewählt wird, der hinter die erste Revolution zurückführt. Insbesondere spricht vieles dafür, daß es den Monarchisten gelingen wird, einen alten Traum zu verwirklichen und neben das wiederhergestellte Zarentum eine Duma mit bloß beratender Stimme zu setzen, mit den Befugnissen etwa, die ihr in der sogenannten Bulyginschen Verfassung vom 19. August 1905 zugestanden waren.

Objektiv betrachtet, wird sich auch kaum bestreiten lassen, daß eine solche Lösung, die politischer Doktrinarismus zwar als reaktionär bezeichnen würde, am besten im Einklang mit den wirklichen Interessen Rußlands stünde. Das ergibt sich vielleicht nicht einmal in erster Linie aus den Lehren der Revolution, obgleich man sie folgerichtig auf die konstitutionellen Bestrebungen und deren Früchte zurückführen kann. Entscheidend fällt vielmehr die Maßlosigkeit der politischen Ansprüche ins Gewicht, die die Masse in Rußland zu stellen ge-

wohnt ist und die in so schreiendem Widerspruch zu ihrer Urteilslosigkeit und Unreife steht. Wären diese Ansprüche nicht künstlich groß gezüchtet worden, so ließe sich sehr wohl ein Parlament auch mit beschließender Stimme denken, wenn es aus einem sorgsam abgestuften Wahlrecht hervorginge. Aber gerade dafür fehlt in Rußland der Boden. Denn die Vergötterung der Masse, namentlich des Bauern, ist dort seit Jahrzehnten heimisch und läßt kein nüchternes Urteil aufkommen. Und wenn sie ursprünglich dem Gehirn müßiger Schöngeister entsprang und sittliche und ästhetische Gesichtspunkte in den Vordergrund rückte, so ist sie längst auf das politische Gebiet übertragen worden. Das ist teils eine Folge der russischen Sentimentalität und Schwarmgeisterei, teils eine Frucht der nicht nur von den linken Parteien betriebenen Demagogie. Das Ergebnis aber war ein Größenwahn der umschmeichelten Masse und jedes Einzelnen, der zu ihr gehörte, wie er sonst in keinem Lande der Welt denkbar ist.

Nun ist dieser Wahn durch die Revolution und ihre Folgen anscheinend ins Wanken gekommen, und seine Urheber, die russischen Intellektuellen, werden nach all den Schlägen, die der einst angebetete Prolet gegen sie geführt hat, zunächst wenig geneigt sein, der alten Schwärmerei wieder zu frönen. Somit ist der psychologische Moment gekommen, da eine wirkliche Reform des russischen Staatswesens durchgeführt und der Masse die Stellung angewiesen werden kann, die ihr zukommt. Dabei wird es aber heißen müssen Entweder-Oder. Wollte man einen Mittelweg einschlagen und etwa die vorrevolutionäre Verfassung mit dem Wahlrecht vom 16. Juni 1907 wieder in Kraft setzen, so würde man damit nur eine Wiederholung der Ereignisse des letzten Jahres vorbereiten. Denn die jetzt einsetzende, gleichfalls echt russische Zerknirschung des gesamten Volkes, verbunden mit nüchternerer Beurteilung der Bauern- und Arbeiterschaft, wird sehr bald wieder in ihr Gegenteil umschlagen, wenn keine unmittelbare Gefahr mehr zu fürchten ist und wenn sich zugleich mit neuen Wahlkämpfen wieder die Notwendigkeit ergibt, die Massen für dieses oder jenes Programm zu gewinnen. Bleibt aber die Bedeutung der Duma dieselbe, die sie war, so kann das Wahlrecht allein nicht geändert werden. Das wäre eine Halbheit, mit der gar nichts erreicht würde. Das psychologisch einzig Richtige ist ein scharfer Schnitt, ein Abbrechen der Brücke zwischen dem Gestern und dem Morgen. Nur wenn es keine Verbindungslinie mehr gibt, die von dem politischen Leben der Vergangenheit zu dem der Zukunft führt, kann dieses sich auf neuer, gesunder Grundlage entwickeln. Geschieht das nicht, so werden die Gespenster des Einst sehr bald wieder herumgeistern und dem keimenden Leben das Blut aus den Adern saugen.

In dem Entschluß zu einem solchen Neubau liegt die einzige Rettung, die es für Rußland geben kann, die einzige Aussicht, daß es jemals wieder als gleichberechtigter Genosse in die Gemeinschaft der Kulturvölker eintritt. Und wenn es solchermaßen die nicht erst 1905, sondern sehr viel früher, von Peter dem Großen schon unterbrochene Entwicklung wieder aufnimmt, dann

wird sich vielleicht sogar der alte Traum der Panslawisten und Neoslawisten erfüllen, Rußland wird vielleicht Europa die Wege weisen. Denn in dem beratenden Parlament, das auf den ersten Blick als Halbheit erscheinen mag, als Zugeständnis, das einem unreifen Volk in voller Erkenntnis seiner Wertlosigkeit hingeworfen wird, in ihm liegt vielleicht die Lösung des Problems, an dem die Völker Europas heute herumrätseln. Daß eine vielhundertköpfige Versammlung von Vertretern der verschiedensten, einander entgegengesetzten Interessen zu fruchtbarem, positivem Tun nicht fähig ist, darüber täuscht sich heute wohl niemand mehr. Andererseits wird auch niemand verkennen, daß die regierende Bureaukratie einer Kontrolle bedarf, die nur von einer gänzlich unabhängigen Institution ausgeübt zu werden vermag, die nicht mundtot gemacht und deren Stimme nicht überhört werden kann.

Vielleicht wird Rußlands Beispiel uns zeigen, daß gerade dieser Weg gangbar ist und ans Ziel führt. Vielleicht wird es sich dadurch ein Verdienst um die Welt erwerben, das sicherlich nicht gering einzuschätzen wäre und das als erster Kredit-Posten der ungeheuren Summe gegenüber treten würde, mit der es bisher im Schuldbuche Europas belastet war.

5.

Wenn die Ereignisse, wie zu erwarten ist, zu einem Siege der Monarchisten führen, wird das der für Deutschland einzig erwünschte Ausgang sein. Denn käme die Demokratie an das Ruder, so könnte sie ihrem ganzen Wesen, ihrer ganzen Vergangenheit nach nur feindlich zu uns Stellung nehmen. Ihre Ideale hat sie von jeher aus Frankreich und England übernommen, und von jeher ist es ihr eifrigstes Bestreben gewesen, sich den dort herrschenden Anschauungen anzupassen. Politisch, kulturell, sozial, selbst in Wissenschaft und Kunst hat sie ihnen nachgeeifert. Einig war sie mit ihnen auch im Deutschenhaß, der freilich nicht, wie so vieles andere, ein Erzeugnis der Nachahmung, sondern ganz ursprünglich, tief in der Seele des russischen Intellektuellen verankert, aus dem Gefühl der unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit geboren war.

Dieser Deutschenhaß hat sich folgerecht auch auf politischem Gebiet betätigt und, wie ohne weiteres zugegeben ist, nicht ohne Grund. Freilich richtete sich die von den russischen Liberalen gern erhobene Klage, daß die reaktionäre russische Innenpolitik ein Ergebnis direkter Berliner Beeinflussung war, durch ihre Widersinnigkeit selbst. Bedurfte doch der russische Hof wahrlich keiner fremden Beeinflussung, um sich in reaktionärem Sinne zu betätigen. Aber als letzter Hort eines kraftvollen Monarchismus mußte Deutschland der im Grunde immer antimonarchisch gesinnten Intelligenz auf das tiefste verhaßt sein. Und wenn sie ursprünglich aus innerpolitischen Gründen und zwar überwiegend im Interesse und unter dem Einfluß des ihr eng verbündeten Judentums anational und kosmopolitisch gesinnt war, so hat sich darin im Laufe des letzten Jahrzehnts ein schroffer Umschwung vollzogen. Einerseits galt

es für sie, den von den Rechtsparteien und von der Regierung, namentlich dem Kabinett Stolypin, immer wieder erhobenen Vorwurf der Vaterlandslosigkeit abzuwehren, der sie auf die Dauer in breiten Schichten der Bevölkerung bloßstellte. Andererseits war sie klug genug, zu erkennen, daß die nationale Bewegung ungeachtet allen Widerstandes auch in Rußland immer weiter um sich greifen würde. Und da sie sich dem herrschenden Nationalismus nicht anschließen konnte, ohne auf das Zusammengehen mit den Fremdstämmen, namentlich aber mit den Juden, zu verzichten, so mußte sie einen Ausweg suchen.

Den fand sie mit anerkennenswerter Gewandtheit. An die Stelle des von der Regierung und deren Anhängern gepflegten innerpolitischen Nationalismus setzte sie den außenpolitischen, an die Stelle des Panrussismus den Neoslawismus.

Das war ein Akt hervorragender politischer Klugheit, war vielleicht das Geschickteste, was die Kadetten jemals zuwege gebracht haben. Denn den alten Panslawismus der Aksakow, Katkow, Chomjakow, nicht zuletzt Dostojewskis hatte sich längst die Regierung nutzbar gemacht und in den Panrussismus übergeleitet. Die ihm eigene außenpolitische Färbung war ihr unbequem — war sie doch dank dieser in den Türkenkrieg von 1877 getrieben worden, der keineswegs in ihren Plänen gelegen hatte. Zudem stand sie grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß Massenbewegungen überhaupt nicht zu dulden sind, am allerwenigsten aber eine solche, die, wie die panslawistische, trotz immer wieder betonter monarchistischer Gesinnung ausgesprochen demokratisch war. Die Regierung war jedoch klug genug, die neue Bewegung nicht offen zu bekämpfen. Sie nahm sie vielmehr unter ihren Schutz und gebrauchte den so erlangten Einfluß, um sie binnen kurzem vollständig umzuwandeln. Schon in den achtziger Jahren konnte von einem Panslawismus im alten Wortsinne kaum mehr gesprochen werden. An seine Stelle war ein gouvernementaler und reaktionärer Panrussismus getreten, der seine Aufgabe nicht mehr in der Angliederung der ausländischen Slawen sah, sondern in der Bekämpfung der nichtslawischen und weiter der nichtgroßrussischen Stämme innerhalb der eigenen Grenzen, der Polen, Ukrainer und Weißrussen einerseits, der Finnländer, Balten, Letten, Esten, Litauer andererseits.

Es verstand sich von selbst, daß unter solchen Umständen die liberalen Kreise, die dem alten Panslawismus vielfach nahe gestanden hatten, sich von ihm vollkommen zurückzogen. Damit gerieten sie jedoch in Opposition zur nationalen Bewegung überhaupt.

Nun aber war ihnen durch den Neoslawismus die Möglichkeit geboten, das Odium der anationalen Gesinnung von sich abzuwälzen, ohne doch ihrem innerpolitischen Programm untreu zu werden. Mehr als das. Da sich aus dem Neoslawismus unausweichlich eine Gegnerschaft gegen Deutschland ergab, schlang er ein neues Band zwischen ihnen und den jetzigen Ententemächten, die bekanntlich schon lange vor dem Kriege der slawischen Bewegung in Österreich ebensowenig fremd waren, wie den Träumen der Großpolen. Und

sehr bald nach seiner formellen Begründung fand der Neoslawismus Anlaß, sich nach außen hin zu betätigen: man erinnert sich noch der stürmischen Demonstrationen, mit denen auf die Annexion von Bosnien und der Herzegowina geantwortet wurde.

Andererseits wieder ergab sich von selbst eine Gegnerschaft der Rechtsparteien gegen den Neoslawismus. Es war nicht nur der natürliche Widerspruch gegen eine von gegnerischer Seite ausgehende Bewegung. Es war zugleich die instinktive Ablehnung einer auf die Massen berechneten Agitation, es war der Widerwille gegen eine innigere Bindung an die Westmächte, die Träger demokratischer Gedanken. Einzelne Konservative freilich schlossen sich dem Neoslawismus auf eigene Faust an, so der bekannte Abgeordnete Graf Bobrinski. Ihrem Beispiel folgten Militärs, die sich nicht so sehr von politischen Erwägungen leiten ließen, als vielmehr von instinktiver Kriegs- und Eroberungslust. Aber im ganzen blieb der Neoslawismus auf die liberalen und radikalen Kreise beschränkt.

Jetzt, nach dem Kriege, ist zwar in Rußland von Neoslawismus noch nicht wieder die Rede gewesen. Nichtsdestoweniger sind die Kadetten auch für die Zukunft auf ihn festgelegt. Denn wenn heutzutage eine bürgerliche Partei nirgends auf eine führende Rolle Anspruch erheben kann, die nicht den übermächtigen nationalen Instinkten Rechnung trägt, so ist das in besonders hohem Maße der Fall innerhalb eines Volkes, das eben eine schwere militärische und innerpolitische Niederlage erlebt hat. Der Wiederaufbau kann nur unter dem Zeichen eines gewaltig gesteigerten Nationalgefühls stattfinden. In Rußland aber muß dieses entweder den Charakter des nach innen, gegen die Fremdvölker gerichteten Panrussismus tragen oder den des deutschfeindlichen Neoslawismus.

Zu jenem können die Kadetten sich nicht bekennen, ohne ihr ganzes Programm zu verleugnen. Es bleibt ihnen also nur dieser. Und selbst wenn sie jetzt unter dem Zwang der Verhältnisse eine Annäherung an Deutschland suchen sollten, würden sie kraft innerer Notwendigkeit sehr bald wieder in ihren alten Deutschenhaß zurückfallen.

6.

Ganz im Gegensatz zu den Kadetten sind die russischen Rechtsparteien, vor allem die absolutistischen Monarchisten verschiedener Schattierung, auf eine Anlehnung an Deutschland angewiesen. Der Widerspruch gegen die ententefreundlichen Demokraten drängt sie ebenso auf diese Bahn, wie die natürliche Sympathie für das einzige Land Europas, das noch eine starke Monarchie darstellt. Und es will wohl berücksichtigt sein, daß selbst die militärische Kriegspartei, soweit sie nicht rein militärisch war und überhaupt politisch eingeordnet werden konnte, nicht so sehr von der Rechten, als vielmehr von den Kadetten, in vielem nahestehenden Oktobristen, gestützt wurde.

Doch auch hier überwog der Haß gegen Österreich bei weitem den gegen Deutschland, eine Folge des Umstandes, daß überlieferungsmäßig jenes immer noch als gefährlichster Gegner der russischen Balkanpläne galt. Daneben mag auch gerade in militärischen Kreisen die Befürchtung mitgespielt haben, daß ein Waffengang mit Deutschland für Rußland verderblich werden könnte.

Als der Krieg schließlich dank den Treibereien des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des Generalstabschefs Januschkewitsch, des Kriegsministers Suchomlinow und des kadettisch gefärbten Außenministers Ssasonow ausbrach, haben die Rechtsparteien es nicht zu hindern vermocht. Aber wie sie innerlich zum Kriege standen, geht schon daraus hervor, daß sie von links her unablässig der Deutschfreundlichkeit und der Kriegsgegnerschaft beschuldigt wurden. Und man geht wohl kaum fehl in der Vermutung, daß es ihrem dank der Revolutionsfurcht wachsenden Einflusse zu danken war, wenn am Hofe allmählich Strömungen mächtig wurden, die auf einen Sonderfrieden hindrängten. Dem verdient andererseits die Tatsache entgegengehalten zu werden, daß die Revolution ursprünglich von den Kadetten geplant und vorbereitet war, um einen solchen Frieden zu verhindern.

Selbstverständlich darf darüber nicht vergessen werden, daß während des Krieges die Rechten sich öffentlich der herrschenden Stimmung durchaus anpaßten und auch ihrerseits das Menschenmögliche an Verhetzung und Aufreizung geleistet haben. Gerade, weil sie unter dem Verdacht der Kriegsgegnerschaft standen, suchten sie die liberalen Kriegshetzer oft zu übertrumpfen, und ihre Blätter strotzten von unwürdigen Beschimpfungen des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes. Besonders geschmacklos benahm sich das Blatt der echt russischen Leute, die „Rußkoje Snamja", die den Namen Wilhelm nie anders als mit kleinem Anfangsbuchstaben schrieb.

Doch das ist natürlich nicht wesentlich. Es heißt nur, sich darüber klar sein, daß auch den Rechten nicht rückhaltloses Vertrauen geschenkt werden darf. Gebietet es ihnen ihr Vorteil, so verleugnen sie alle ihre Grundsätze — wie sie ja auch den Zaren bei der Revolution völlig im Stich gelassen haben. Es waren noch die Besten unter ihnen, allerdings auch die am schwersten Kompromittierten, die sich beeilten zu verschwinden. Die weitaus Meisten suchten zunächst Anschluß an die revolutionäre Bewegung zu finden und fallen erst jetzt wieder von ihr ab.

Das liegt nun einmal im russischen Charakter. Darin muß man sich finden. Für uns ist wichtig nur die Tatsache, daß trotz allem die Rechten unter den in Betracht kommenden Faktoren die einzigen sind, die grundsätzlich nicht deutschfeindlich, bis zu einem gewissen Grade sogar deutschfreundlich sind. Und die Lehren des Krieges und der Revolution haben sie sicherlich in der Überzeugung bestärkt, daß ein Zusammenstoß mit Deutschland nach Möglichkeit vermieden werden muß. Sie werden in Zukunft auf Herstellung und Wahrung eines guten Verhältnisses bedacht sein.

Es kommt noch ein gewichtiger Umstand hinzu. Es ist der, daß die Monarchisten sich mit dem Brester Frieden und dem Verlust der westlichen Randgebiete verhältnismäßig leicht abfinden würden. Mit dem Erwerb dieser Länder hat einst Peter der Große begonnen, um, wie er sich ausdrückte, ein Fenster nach Europa zu öffnen. Für die Rechten aber war gerade die dadurch erleichterte Verbindung mit dem Westen stets ein Stein des Anstoßes. Denn von dort kamen die Ideen in das russische Reich, die sie verwarfen und fürchteten. Sie hätten jenes Fenster am liebsten geschlossen, die Randgebiete wieder abgestoßen, die ihnen je länger je mehr als unerwünschter Bestandteil Rußlands erschienen.

Diese Auffassung war nicht nur ein auf Überlieferung beruhender, praktisch bedeutungsloser Glaubenssatz. Sie erhielt in den letzten Jahren immer wieder neue Nahrung dadurch, daß die stark industrialisierten, von Fremdstämmen bewohnten Randländer den ständigen Ausgangspunkt revolutionärer Bestrebungen und nationaler Schwierigkeiten bildeten. So konnte nicht lange vor dem Kriege in dem verbreitetsten Blatte Rußlands, in der „Nowoje Wremja", allen Ernstes der phantastische Plan erörtert werden, das Zartum Polen gegen eine Zahlung von einigen Milliarden Rubeln an Deutschland zu verkaufen. Und als Polen, Litauen und Kurland von den deutschen Truppen besetzt wurden, schrieb dasselbe Blatt, daß selbst der dauernde Verlust dieser Gebiete für Rußland leicht zu verschmerzen wäre, da dem Reich aus ihnen weit mehr Böses als Gutes gekommen. Das war nicht etwa beiläufig gesagt, um die Öffentlichkeit über einen militärischen Mißerfolg zu trösten. Es wurde vielmehr in einem langen, dieser Frage gewidmeten Aufsatz des bekannten und vielgelesenen Mitarbeiters der „Nowoje Wremja", Menschikow, ausführlich begründet.

Eine andere Stellungnahme der Monarchisten zum Brester Frieden würde sich nur dann ergeben, wenn in ihnen durch das immer wiederholte Angebot einer Revision des Friedensvertrages die Überzeugung groß gezogen würde, daß weitgehende Zugeständnisse ohne ernste Schwierigkeiten zu erlangen seien. Geschieht das — und leider hat es den Anschein, als führe die Tätigkeit der Anhänger der östlichen Orientierung gerade auf dieses Ziel hin —, dann werden selbstredend auch sie das verlorene Land zurückverlangen. Andernfalls werden die Monarchisten, die sich nie zu den autonomistischen oder gar föderalistischen Grundsätzen der Linksparteien bekannt haben, zunächst darauf hinarbeiten, die im Süden und Osten abgelösten Gebiete dem Reiche wieder anzugliedern, die Ukraine, das Dongebiet, den Kaukasus, Sibirien. Durch ihren Erwerb ist Rußland seiner Zeit zur Großmacht geworden, und sie sind ihnen unendlich viel wichtiger als Polen, Litauen und die Baltischen Provinzen. Es darf aber erwartet werden, daß diese Bestrebungen in absehbarer Zeit nicht zum Ziele führen werden. Und sollte es doch geschehen, so würde ein monarchisches Rußland seine weiteren Ausdehnungsgelüste, der uralten, echtrussischen Überlieferung gemäß, nach Osten, nach Asien richten, während die Demokraten stets mit der Front nach Westen stehen würden.

Die Stadt Dorpat.

Von

Wolfgang Schlüter.

Dorpat an dem Embachstrande
Ist die schönste Stadt im Lande.

So heißt es mit Recht von dem anmutigen Musensitz an den Ufern des Embach, vom alten Dorpat, das in gutgemeinter, aber starker Übertreibung oft auch wohl das nordische Heidelberg genannt ist. Denn die Ähnlichkeit mit der an „Weisheit und Wein schweren" Neckarhochschule könnte doch nur darin gefunden werden, daß beide Städte an einem schiffbaren Flusse liegen, über den zwei Brücken führen, beide von einer malerisch wirkungsvollen Ruine überragt und, um mit Scheffel zu reden, von einem „sehr feuchten genius loci" bewohnt werden. Aber mit der Schönheit hat es doch seine Richtigkeit, auch wenn man seine alte alma mater nicht durch die rosig gefärbte Brille der studentischen Erinnerungen sich ins Gedächtnis ruft. Kommt man von Norden, wie vor der Zeit der Eisenbahnen alle von Reval oder Petersburg nach Dorpat Reisenden, an den steil abfallenden Rand der Hochebene, die hier der Embach durchschneidet, so bietet sich dem Blicke ein überraschend schönes Bild: im Mittelpunkte die eng um den Turm der Johanniskirche gelagerten Häuser der Altstadt mit ihren weißen Mauern, ihren roten und grünen Dächern, aus deren Gewimmel der hohe Giebel der Universität, das in der Sonne wie Silber glänzende Türmchen des Rathauses und die grünen Kuppeln der russischen Kirche aufragen; im Vordergrunde, von der Altstadt durch das schimmernde Band des Embachs geschieden, die Straßen der Petersburger Vorstadt, die sich rechts und links vom Beschauer in den grünen Uferwiesen des Flusses verlieren; den Hintergrund aber schließt der Domberg ab mit der ganz in die grüne Laubmasse seines Parkes eingebetteten, sie nur mit den schwerfälligen Turmstümpfen überschauenden Ruine des alten Domes. Neben ihr, auch fast im Grün versteckt, das glitzernde Dach der Sternwarte und weiterhin in leuchtendem Weiß der spitze Turm der Marienkirche. Nach beiden Seiten flacht sich die beherrschende Höhe des Hintergrundes zu der Talsohle des Flusses ab, dessen Silberstreif noch hier und da aus der grünen Ferne aufblitzt. Kein aufdringlicher Fabrikschlot stört die ruhigen Linien des Bildes, kein Schornsteinruß hat die hellen Farben der

Mauern und Dächer getrübt, und wenn die Glut des Abendrotes sich mit lebenswarmem Scheine auf die Backsteinflächen des Domes legt, so leuchten sie wie im Feuerbrand, der sie einst zur Ruine gemacht hat. So vereinen sich im Gesamtbilde Dorpats die Farben Livlands, rot-grün-weiß, zu wirkungsvoller Harmonie und verleihen ihm den Charakter einer freundlichen Gartenstadt, die eigens wie zu einem friedlichen Musensitz geschaffen erscheint.

Zweimal hat Dorpat in seinen Mauern eine Universität beherbergt, im siebzehnten Jahrhundert die von Gustav Adolf gegründete schwedische Academia Gustaviana, die nach kurzem Bestehen im Sturm des nordischen Krieges ein klägliches Ende fand, und seit 1802 die deutsche Landeshochschule, die berufen war, Dorpats Namen auch über die Grenzen Livlands hinaus wieder bekannt zu machen und zu Ehren zu bringen. Ehe der damaligen kleinen Landstadt am Embach dies glückliche Los zuteil wurde, hat sie im Lauf der sechs Jahrhunderte ihrer Geschichte in reichem Maße den Wechsel des Schicksals erfahren; nach Zeiten des Glanzes und Glückes hat sie Tage der Zerstörung durch Krieg und Brand erleben müssen, die mit Blut und Tränen in die Blätter ihrer Chronik eingetragen sind. —

Auf der sagenberühmten Anhöhe des späteren Domberges, die den Übergang aus dem südlichen in das nördliche Estengebiet über den Embach deckte, hatten wohl schon bald nach ihrem Einrücken aus den finnisch-ugrischen Ursitzen in ihre jetzige Heimat die Esten eine feste Bauerburg angelegt, als Zuflucht vor feindlichen Nachbarvölkern. Vorübergehend war diese im elften Jahrhundert unter dem Namen Jurjew im Besitze eines russischen Fürsten, welchem Namen die Russifikation unter Alexander dem Dritten vergeblich wieder zu neuem Leben zu verhelfen suchte. Bei den Esten heißt die Stadt Tartulin. Die Deutschen nannten die im Jahre 1224 nach tapferer Verteidigung eroberte Estenfeste Dorpat (lateinisch Tarbatum, Dorpatum) oder auch verkürzt Dörpt, dem in russischer Aussprache ein auch in schriftlicher Anwendung gebrauchtes Derpt entspricht. Dorpat wurde nach der Eroberung der Sitz eines Bischofs; neben seinem Schlosse erhob sich an Stelle der alten heidnischen Opferstätte die stattliche Domkirche, ein nach dem Vorbild des Ulpsalaer Domes in Backstein aufgeführter gotischer Riesenbau, dessen Doppeltürme als Wahrzeichen des siegreichen Christentums weithin in das unterworfene Estenland sichtbar waren. Zu Füßen und im Schutze des befestigten Domberges siedelte sich gleichzeitig mit der Begründung des Bistums eine rührige Bürgerschaft deutscher Kaufleute an. Unter der milden Herrschaft des Krummstabes erblühte Dorpat bald zu Wohlstand und Ansehen, als deren Quelle der schwunghafte Handel zu betrachten ist, den die Bürger mit Riga und Reval einerseits, andererseits vermittelst des schiffbaren Embachs mit dem benachbarten Pleskau und weiterhin mit Nowgorod betrieben. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war Dorpat gleich den Schwesterstädten Riga und Reval Mitglied der Hanse und wußte als solches sich einen

immer mehr wachsenden Einfluß auf die Leitung des deutschen Handelshofes in Nowgorod zu verschaffen. In den Tagen der Reformation, die wie ein Frühlingssturm an dem morschen Bau der mittelalterlichen Kirche und des verweltlichten Ordensstaates rüttelte und unter Luthers eigenhändiger brieflicher Ermahnung in Dorpat ebenso rasch Eingang fand wie in Riga und Reval, erlebte die Stadt wohl die Zeit ihrer höchsten Blüte. Aber dem glänzenden Aufstieg folgte ein jäher Sturz. Als Grenzgebiet fiel das Bistum Dorpat und mit ihm die Stadt 1558 den raubgierigen Horden des russischen Zaren Iwans des Schrecklichen zur Beute, wurde dann polnisch, durch Gustav Adolfs Eroberung Livlands schwedisch und schließlich im nordischen Kriege wieder russisch. Alle Schrecken des Krieges: Erstürmung, Plünderung, Verwüstung, Feuersbrunst, Hungersnot und Pest, gingen über die unglückliche Stadt her; fünfmal ist sie in hundertfünfzig Jahren erobert; zuletzt wurde die zusammengeschmolzene deutsche Bürgerschaft von Peter dem Großen ins Innere Rußlands verbannt, und als diese nach Beendigung des nordischen Krieges zurückkehrte, fand sie nur noch die vom Feuer geschwärzten Trümmer der einst blühenden Stadt vor. Von diesen Schicksalen hat sich Dorpat nie ganz erholt. Es sank zur kleinen, unbedeutenden Landstadt herab, in die nur durch den vorübergehenden Winteraufenthalt des landsässigen Adels der Umgegend einiges Leben gebracht wurde. Mit der Gründung der deutschen Universität durch Alexander den Ersten (1802) begann dann für das in weltferner Abgeschiedenheit hindämmernde Städtchen ein neues Leben, und Ströme des reichsten Segens haben sich seitdem von dieser geweihten Stätte aus nicht nur über die Ostseeprovinzen, sondern über das ganze weite Rußland ergossen. Ernster Wissensdrang und fröhliche Jugendlust verbanden sich in schönster Harmonie zu einem Brunnquell, aus dem Tausende von Jünglingen sich wissenschaftliche Tüchtigkeit, Charakterstärke, ideales Streben und unvergängliche Erinnerungen an eine goldne Zeit schöpften. So wurde Dorpat wieder zu einem Mittelpunkte, wenn auch zunächst nur mit geistiger Ausstrahlung. Allmählich hob sich wieder die Zahl der Bewohner, und durch die zahlreichen Gebäude der wissenschaftlichen Anstalten und andere Neubauten gewann die Stadt nach einem Jahrhundert kläglichster Unbedeutendheit wieder ein behäbiges, wenn auch nicht großartiges Aussehen. Damals drehte sich das ganze Leben der kleinen Stadt um die Universität als beherrschenden Mittelpunkt. Ohne Professoren, die dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben auf allen Gebieten Richtung und Gehalt gaben, ohne Studenten, deren überschäumender, aber im Grunde harmloser Jugendübermut von Universitätsbehörde und Bürgerschaft als Ergänzung ernsten Strebens und tüchtiger Vorarbeit für den späteren Lebensberuf nachsichtig beurteilt wurde, wäre Dorpat eben nicht das „alte Dorpat" gewesen, wie es allen Söhnen der heißgeliebten alma mater für immer ins Herz geschrieben steht. Von der Außenwelt war Dorpat freilich fast hermetisch abgeschlossen; es lag

gewissermaßen in einem versteckten Winkel der Welt, wo es ungestört den goldnen Traum idyllischen Behagens verträumen konnte. Reval und Riga waren nur auf holpriger Landstraße mit der Post oder Winters im Schlitten zu erreichen. Nach Petersburg und ins Ausland vermittelte wenigstens im Sommer eine Dampfschiffverbindung mit Pleskau den Anschluß, die aber im Winter auch wieder dem Schlitten das Feld überlassen mußte. Erst die Eröffnung von Schienenwegen in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, deren einer Dorpat mit Reval und Petersburg verknüpfte, während der andere die Stadt in nähere Verbindung mit Riga brachte, bereitete dem „Glück im Winkel" ein Ende. Schnell wuchs die Einwohnerzahl, die 1900 sich wohl auf fünfzigtausend belaufen haben mag, und dementsprechend dehnte sich die Stadt nach allen Seiten durch Neubauten aus. Gewerbfleiß und Handel nahmen einen ungekannten Aufschwung. Zwar entbehrt die Stadt noch schmerzlich eine Wasserleitung und begnügt sich mit einer spärlichen Gasbeleuchtung; noch hat auch der treffliche „Fuhrmann", der Tag und Nacht mit Droschke oder Schlitten an allen Straßenecken für wenig Geld zu haben ist, nicht zugunsten einer „Elektrischen" seinen Bocksitz zu verlassen brauchen. Aber im ganzen verrät das Stadtbild doch einen unleugbaren Fortschritt zum Bessern: aus den inneren Stadtteilen sind die feuergefährlichen Holzbauten verschwunden, am Embach und auf dem Barklayplatze erfreuen geschmackvolle Gartenanlagen das Auge, und die Hauptverkehrsstraßen sind sogar mit schwedischen Basaltsteinen gepflastert! Mancher „alte Herr", der etwa zur Feier eines Jubelkommerses seiner Korporation Dorpat zum ersten Male seit seiner Studentenzeit wiedersah, hatte Mühe, sich in dem veränderten Straßenbilde zurechtzufinden.

Machen wir jetzt mit ihm einen kurzen Rundgang durch die Straßen und Plätze der Stadt! Eingezwängt zwischen den Anhöhen, die hier zu beiden Seiten den in trägem Laufe seinem Ziele zuschlängelnden Embach auf kurze Strecke begleiten, mußte die Altstadt sich in wenigen, dem Flusse gleichlaufenden engen Straßen zusammenschmiegen, während die später entstandenen Vorstädte ihre Fühler nach allen Richtungen in der Talsohle und in der Verlängerung der alten, nach Norden und Süden führenden Poststraßen ausstrecken. In diesen Vorstädten herrscht der Holzbau vor; die kleinen, meist einstöckigen Häuser liegen weit von einander getrennt wie Inseln im Grün des sie umgebenden Gartenmeeres; die Namen der Straßen, wie Bohnen-, Erbsen-, Kartoffelstraße, verraten schon, daß hier die gemüsebauende estnische Bevölkerung ihre Wohnstätten aufgeschlagen hat. In der Altstadt dagegen, wo die zum Teil recht stattlichen Steinhäuser sich eng um die alte St. Johanniskirche, das Rathaus und die Universität drängen, finden sich noch an die alte Zeit erinnernde Straßennamen, wie Ritter-, Kauf-, Markt-, Küter-, Gilden-, Mönch- und Klosterstraße. Alte Häuser, wie sie Riga und besonders Reval so viele aufzuweisen haben, sucht man in Dorpat vergeblich; kaum daß ein oder das

andere Giebelhaus die Zeit der allgemeinen Zerstörung und der großen Brände überstanden hat. Den Mittelpunkt des städtischen Lebens bildet der große Markt, der, wie ein vaterstadtliebender Dorpater uns versichert hat, genau so groß ist wie das römische Forum. Den Platz des palazzo municipale der italienischen Hauptstadt nimmt in Dorpat das bescheidenere, aber immerhin ganz schmucke Rathaus ein, nach neuer Sitte auf Balkonen und Fensterbrüstungen mit blühenden Geranien geziert. Am Markt und in den ihm nächstgelegenen Straßen befinden sich die namhaftesten Geschäfte, Banken, Buchhandlungen und Apotheken. Hier strömt, wie das Blut im Herzen, der ernährende und belebende Verkehr der Stadt zusammen und wird von hier durch die Adern der Hauptstraßen nach allen Richtungen dem Umkreise wieder zugeführt. Nicht weit vom Markte liegt der Barklayplatz, eine freundliche Gartenanlage, in deren Mitte sich das Denkmal des aus Riga stammenden Generals Barklay de Tolly erhebt, in den längst geschwundenen, harmlosen Zeiten des ungebundenen Burschentums die willkommene Zielscheibe studentischen Übermutes. Eine Seite dieses Platzes begrenzt der „Kaufhof", ein von offenen Säulengängen umrahmtes Viereck, unter dessen Dache eine größere Anzahl von „Buden" — so nennt man in Livland auch bessere Geschäfte und Verkaufsläden — aller Art friedlich vereint sind. Hier findet man eigentlich alles zu kaufen, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Besonders der estnische Bauer macht hier mit der ihm eigenen Überlegung und Umständlichkeit seine Einkäufe, wenn er seine „landschen" Erzeugnisse auf dem Markte abgesetzt hat. Da feilscht er stundenlang um Eisengerät oder Leder; dort kauft er gesalzenen Hering oder geräucherte Strömlinge; nebenan kann er sich eine schöne Mütze aus Fuchsfell erstehen; und auch an Gelegenheit, seinen Weibsleuten daheim ein buntfarbiges Kopftuch, Bänder, Nadeln oder Schuhwerk mitzubringen, fehlt es nicht. Das Charakteristischste für einen solchen Kaufhof ist aber durchaus der eigentümliche, aus Juchten, Tran und Hering gemischte Geruch, der die Luft in seinem ganzen Bereiche durchzieht und sich so aufdringlich geltend macht, daß in der Erinnerung das Bild des Kaufhofs und des in ihm sich abspielenden Lebens unzertrennlich mit einer Wiederwahrnehmung des eigentümlichen Duftes verknüpft ist. Am nahen Flußufer ziehen sich die Plätze für den Marktverkehr hin. An bestimmten Tagen herrscht dort ein lebhaftes Gewimmel von Händlern und Käufern, Bummlern und Gaffern, das die bunten Röcke und die in allen Farben des Regenbogens leuchtenden Kopftücher der Bäuerinnen und Dienstmägde zu einem sehenswerten Bilde machen. Gemüse, Obst, Fleisch, Fische und Blumen, Eisen-, Ton- und Holzwaren aller Art, Schuhe, Stiefel und Pantoffeln, Spielwaren und Süßigkeiten — alles hat seit Jahren seinen festen Stand unter freiem Himmel oder in Jahrmarktszelten. Weiter abwärts am Fluß ist auch der Lagerplatz für den Winterbedarf der Stadt an Brennholz. Hier kann man im Herbst sich gut eine Vorstellung von dem Anblick machen, den

im Mittelalter der Hafen der Hanseſtadt Dorpat dem Beſucher geboten haben muß. Von einem buntbewimpelten Maſtenwald überragt und durch Laufſtege mit dem gemauerten Kai des Marktes verbunden, liegen dort die weitbauchigen „Lodjen" verankert, in denen zu vielen Tauſenden von „Faden" (= Klaftern) das Birken-, Ellern- und Tannenholz für die Küchen und Öfen der ganzen Bevölkerung meiſt durch ruſſiſche Holzhändler von jenſeits des Peipusſees herbeigeführt wird. Auch ganze Schiffsladungen von Gurken oder von der als Zukoſt zum Braten ſo beliebten „Strickbeere" (= Preißelbeere) kommen ſtromaufwärts und finden raſchen Abſatz. An den „Judenbuden" vorbei, wo man unter getragenen Kleidern und altem Gerümpel auch wohl einmal einen in Verſtoß gekommenen Band eines deutſchen Klaſſikers oder einen Muſenalmanach aufſtöbert, kommen wir durch die Markt- und Altſtraße wieder in den Mittelpunkt der Stadt, wo uns ſchon von weitem durch die enge Durchſicht der Johannisſtraße die ſäulengeſchmückte Stirnſeite des Univerſitätsgebäudes zu ſich heranwinkt. Das griechiſche Kreuz auf dem Giebel, von den deutſchen Angehörigen der Univerſität immer nur als Zeichen ihrer Einſargung betrachtet, und der Glockenturm der im Innern des Gebäudes nach der Ruſſifikation eingerichteten orthodoxen Kapelle des heiligen Iſidor verraten noch die gewaltſame Umwandlung der einſtigen deutſchen Hochſchule in die ruſſiſche Lehranſtalt Jurjew. Im Innern war ſonſt bis 1914 alles beim alten geblieben. Die Verwüſtungen des Revolutionsjahres 1905 waren nur vorübergehender Art geweſen. Im Giebelfelde breitete wieder der doppelköpfige Adler ſeine ſchützenden Flügel über die Stiftung Alexanders des Erſten, nachdem er in den wilden Oktobertagen des tollen Jahres von ruchloſen Händen heruntergeſtürzt und durch das blutrote Banner der ſozialen Revolution erſetzt war. Die damals durch wüſte Verſammlungen politiſierender ruſſiſcher Studenten oder gar von Horden männlichen und weiblichen Pöbels entweihte Aula, aus der die Kaiſerbilder von Alexander dem Erſten bis Nikolaus dem Zweiten hatten entfernt werden müſſen, diente wieder rein wiſſenſchaftlichen Vorträgen, Doktorpromotionen oder feſtlichen Akten. Auf dem Hofe der Univerſität, zwiſchen den dem Hauptgebäude ſpäter angefügten Flügeln, ſteht die ſchmucke evangeliſch-lutheriſche Univerſitätskirche, die mit ihrer deutſchen Predigt und dem glaubensgewiſſen Geſang „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" die Zeiten der Verruſſung und der Revolution von 1905 glücklich überſtanden hat und ihren Gemeindegliedern auch in den ſchweren Zeiten ſeit 1914 einen tröſtlichen Zufluchtsort bot.

Über den Embach führen, wie ſchon geſagt, zwei Brücken in den auf ſeinem nördlichen Ufer liegenden Stadtteil. Geradeaus vom Markte betreten wir die Steinbrücke, die in drei ſtarken Bogen den Fluß überſpannt. Wie eine ſtolze lateiniſche Inſchrift meldet, hat Kaiſerin Katharina die Zweite ſie der Stadt zum Andenken an ihren Beſuch zum Geſchenk gemacht. Von ihr aus gelangen wir durch die Petersburger Straße an der Veterinäranſtalt

vorbei auf die Höhe des Ufergeländes, von wo sich der eingangs geschilderte Überblick über das Stadtbild eröffnet. Dort liegt die estnische Petrikirche, der bald eine Paulikirche zur Seite stehen soll, beide dem evangelischen Bekenntnisse dienend. Noch weiter draußen, ans freie Feld stoßend, breiten sich die Friedhöfe mit den wohlgepflegten Gräbern so mancher einstigen Leuchte der Universität, so vieler in der Jugendkraft dahingeraffter Studenten. Zur Stadt zurückkehrend, überschreiten wir nun die oberhalb der Steinbrücke die Embachufer verbindende Holzbrücke und gelangen am Botanischen Garten und der Turnhalle vorbei zur alten Johanniskirche, einem gotischen Backsteinbau aus dem vierzehnten Jahrhundert, deren massiger Turm durch einen figurenreichen Wimberg über der Eingangstür und einen archäologisch bemerkenswerten Fries von gebrannten Tonköpfen gegliedert ist. Nachdem wir uns auf diesem Rundgang mit den Hauptsehenswürdigkeiten der unteren Stadt bekannt gemacht haben, steigen wir nun durch die Schloßstraße den Domberg hinan. Durch eine Senkung, die von zwei Brücken, der Engels- und der Teufelsbrücke, überspannt wird, gelangen wir auf die Höhe. Diese Anhöhe, jahrhundertelang der Sitz des Dorpater Bischofs, wurde 1802 der neugegründeten Universität geschenkt, durch Baumanlagen zu einem schattigen, erholungspendenden Park umgewandelt und als Bauplatz für einige der wichtigsten Anstalten der Hochschule benutzt. Dort liegen, fernab vom Lärm der Stadt, im Grün der Anlagen halb versteckt, die als Forschungsstätte eines Struve und eines Mädler berühmt gewordene Sternwarte, die Anatomie, die Frauen-, die chirurgische und die allgemeine Klinik. Dort befindet sich auch die Universitätsbibliothek, eingebaut in den Chor der im sechzehnten Jahrhundert durch eine Feuersbrunst zerstörten Domkirche. Von ernsten Tannen umgeben, steht in ihrer Nähe das schöne Denkmal des Naturforschers K. E. von Baer, und hinter der chirurgischen Klinik gibt das in einen Cippus eingelassene Reliefporträt Ernst von Bergmanns Zeugnis von der ehrenden Dankbarkeit seiner Dorpater Schüler. Aber nicht nur als ruhige Heimstätte der Wissenschaft dient der Domberg. Zu Füßen der Domruine breitet sich zwischen hohen Lärchen ein geräumiger Platz, der im Sommer von der akademischen Jugend zum Tennisspiel benutzt wird, im Winter aber die Grundlage einer künstlichen Eisbahn bildet. Hier wurde auch viele Jahre hindurch unter frohem Sang und hellem Gläserklang von den um kleine Feuer in Gruppen gelagerten Studenten die Feier der Mainacht begangen. Wer auch nur einmal mit dabei war, wenn dann um Mitternacht der mächtige Holzstoß inmitten des Platzes aufflammte und seine Funkengarben über die Domruine zum Nachthimmel emporwirbelte, während aus Hunderten von Kehlen „Der Mai ist gekommen" jubelnd in die Lenznacht hinausbrauste, der bewahrt in der Erinnerung daran für sein ganzes Leben einen unveräußerlichen Schatz. Zu allen Jahreszeiten bieten die Baumgänge des Domberges eine erwünschte Erholung nach der strengen Arbeit; von den vorspringenden Ecken der Anhöhe

hat man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und das weithin nach Westen und Osten offene Flußtal. Mag im Sommer das Grün der Gärten die Stadt wie ein voller Kranz umgeben, mag der Herbst die freundliche Landschaft in seine bunten Farben kleiden, oder mag im Winter der Rauhreif Baum und Strauch in zauberhafte Märchengebilde wandeln, immer gewährt ein Gang auf den Domberg einen hohen Genuß. Am schönsten aber ist es doch an milden Frühlingsabenden, wenn Faulbaum und Flieder um die Wette duften, wenn der Mond die still ruhende Stadt in die Flut seines Silberstroms taucht und die Nachtigallen aus den dichten Gebüschen ihre Sehnsuchtsklagen ertönen lassen. An solchen Abenden fanden sich in der guten alten Zeit gern Gruppen von Musensöhnen an versteckteren Stellen um einen vor den Argusaugen der Pedelle durchgeschmuggelten Korb Bieres zusammen, und wunderbar durchzogen dann die Harmonien edlen Quartettgesanges die Stille der weichen Nachtluft.

Der Domberg ist durch eine tiefe, schluchtartige Senkung von den weiter südlich auf der Hochfläche des Landrückens sich ausbreitenden jüngeren Stadtteilen geschieden. Von diesem „Domgraben" aus erreichen wir, nachdem wir etwa noch dem im finnischen Stile neuerbauten Vereinslokale der Esten „Wanemuine" oder dem schattigen Garten des deutschen Handwerkervereins, in dem sich das deutsche Sommertheater befindet, einen flüchtigen Besuch abgestattet haben, in kurzer Zeit den am südlichen Ende der Stadt belegenen Bahnhof. —

Mit dem vorhin erwähnten wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt fällt zeitlich das heraufziehende Wetter der Russifikation zusammen, das noch in viel schlimmerem Sinne dem Winkelglücke Dorpats ein Ende machen sollte. In der Bevölkerung der Stadt bildeten, wie überhaupt in Livland, die Deutschen zwar nur die Minderheit; aber durch ihre Bildung, ihren Besitz und ihre soziale Bedeutung waren sie doch bis 1880 im ungeschmälerten Genuß der von altersher eingenommenen herrschenden Stellung geblieben. An der Universität und den Mittelschulen lehrten ausschließlich deutsche Professoren und Lehrer; die Verwaltung der Stadt und die Gerichte waren in Händen deutscher Beamter; Prediger, Ärzte, Rechtsanwälte, kurz — alle „Literaten" waren Deutsche, ebenso wie die in der Stadt lebenden Angehörigen des grundbesitzenden Adels. Auch die eigentliche Bürgerschaft, die Mitglieder der großen und kleinen Gilde, Kaufleute und Handwerker, war mit wenigen Ausnahmen deutscher Herkunft, und noch immer erhielt der deutsche Bestandteil der Stadt Zuwachs durch Einwanderung. Neben diesem deutschen Kerne spielte das auf livländischem Boden fremde russische Element keine Rolle oder gliederte sich gefügig in die altbewährten deutschen Ordnungen ein. Den Beginn der Russifikation bildete der Erlaß einer neuen Städteordnung, wodurch der alten deutschen Ratsverfassung ein Ende gemacht wurde; an Stelle des aus den Gilden hervorgegangenen Rates trat eine von den Hausbesitzern gewählte

Stadtverordnetenversammlung, für deren Beratungen die russische Sprache vorgeschrieben war. Es folgte die „Reorganisation" der Universität, das heißt ihre allmähliche Russifizierung, die die Verrussung der Mittelschulen nach sich zog. Dann wurden die deutschen Gerichtsbehörden durch die Friedensgerichte, die nur in russischer Sprache verhandelten, ersetzt. Der Kampf gegen die deutsche Sprache erstreckte sich sogar auf die Firmenschilder der Kaufleute und die Straßennamen; schließlich wurde der Stadt sogar ihr guter alter Name genommen und durch das niemals in lebendigem Gebrauch gewesene Jurjew ersetzt. Die neue Universitätsverwaltung nahm besonders die farbentragenden Studenten aufs Korn. Verboten wurde das öffentliche Tragen bunter Mützen und Bänder; verboten die Kommersaufzüge mit Fahnen, Vorreitern und der langen Reihe von Sechs-, Vier- und Zweispännern; verboten die schöne Sitte des Komitates scheidender Kommilitonen; verboten die poetische Feier der Mainacht. Die Studenten ließen sich durch diese Maßregeln wenig in ihrem Behagen stören; sie trugen ihre Farben vor den Späheraugen der Inspektoren verdeckt, sie trotzten dem eingeführten Uniformzwang durch Nichtachtung der Vorschriften und zogen sich mehr und mehr aus der Öffentlichkeit in ihre „Konventshäuser" zurück, wo sie ungestört ihre Kommerse feiern und ihre deutschen Lieder singen konnten.

Hatte auch diese Umwandlung des deutschen Dorpat in das kraß nationalrussische Jurjew eine Vermehrung der in der Stadt ansässigen kleinen Zahl von Russen um einige Dutzend zur Folge, so war diese doch für das Leben der Stadt und die bisherige Stellung der Deutschen in ihr ohne Bedeutung. Zwischen dem landfremden Element der Russen, die diese Verpflanzung selbst mehr wie eine Verbannung empfanden, und den Deutschen stellten sich auf keinem Gebiete engere Beziehungen her; trotz der Absicht Alexanders des Dritten, durch die Maßregeln der Russifizierung einen Anschluß der Fremdvölker an die „große russische Familie" zu erzielen, standen sich Russen und Deutsche, wie überall in den Ostseeprovinzen, so auch in Dorpat, kalt und fremd gegenüber, und die kleine russische Kolonie blieb ohne nennenswerten Einfluß auf das städtische und gesellschaftliche Leben.

Eine viel schlimmere Gefahr für die Stellung der Deutschen erwuchs ihnen aus dem Emporkommen der Esten. Diese die Deutschen an Zahl weit überwiegende Gruppe der städtischen Bevölkerung gehörte rechtlich zum Bauernstande und befand sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der herrschenden Klasse gegenüber in der abhängigen Lage von Arbeitern, Dienstboten oder niederen Beamten. Immerhin war es strebsamen und begabten Söhnen des estnischen Volkes auch schon damals nicht unmöglich, durch Besuch von Gymnasium und Hochschule sich Bahn in höhere Berufe zu schaffen, wobei sie freilich meist ihr angestammtes Volkstum aufgaben. Unter den seit 1850 vorteilhaft veränderten Verhältnissen der Bauern, die sich allmählich aus bisher abhängigen Fronarbeitern zu wohlhabenden Pächtern oder Besitzern von

„Gesinden" (Bauerhöfen) aufgearbeitet hatten, war es den Esten in einer viel größeren Zahl als früher möglich geworden, sich eine höhere Bildung zu erwerben und auf vielen Gebieten mit den Deutschen in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Unter der Leitung begabter, für ihr Volkstum begeisterter Führer, die durch Zeitungen und Vereine einen großen Einfluß auf ihre Volksgenossen ausübten, schlossen sich die Esten zu einer durch ihre erdrückende Überzahl gefährlichen Phalanx wider das Deutschtum zusammen und liefen gegen die den Deutschen auch nach der Russifikation noch gebliebene höhere soziale Stellung Sturm. Eine strebsame estnische „Intelligenz" suchte als Prediger und Lehrer, als Ärzte und Beamte den früher unbestrittenen Einfluß der Deutschen auf das Volk zu beseitigen, durch Gründung von Banken, Ankauf von Häusern und Gütern auch auf wirtschaftlichem Gebiete den Deutschen den Rang abzulaufen, vor allem aber bei den Stadtverordnetenwahlen die Mehrheit zu gewinnen und so die Verwaltung der Stadt in ihre Hand zu bringen. Daß ihnen das bis zu der letzten Wahl vor dem Kriege (Februar 1914) nicht gelungen ist, verdankt die Stadt nur einer ungemein rührigen, opferwilligen Wahlbewegung der Deutschen. Auch auf anderen Gebieten hat das Deutschtum bis jetzt sich tapfer in seiner Stellung zu behaupten gewußt. Noch wird in der Universitäts-, Johannis- und Marienkirche deutsch gepredigt; die Theologen der Universität hielten bis ins erste Kriegsjahr ihre Vorlesungen noch in deutscher Sprache; neben den russischen Kronsschulen bestand ein deutsches Privatgymnasium, ein deutsches Lehrerinnenseminar und mehrere deutsche Knaben- und Mädchenschulen; ein deutsches Sommertheater, verschiedene musikalische und wissenschaftliche Vereine wirkten in deutschem Sinne; die Armenpflege war fast ganz in deutschen Händen; mutig stand die einzige deutsche „Nordlivländische" Zeitung allezeit für das Deutschtum ein; in allen Geschäften wurde deutsch gesprochen. Alle Bestrebungen für Erhaltung und Stärkung deutscher Art und Bildung faßte der aus dem Sturm der Revolution von 1905 geborene „deutsche Verein" zielbewußt zusammen; durch Gründung und Unterstützung von Schulen, durch Schaffung einer Lesehalle, einer Bibliothek, einer Leih- und Sparkasse, durch Errichtung eines Handwerklehrlingsheims und durch Veranstaltung deutschvaterländischer Feste hat er sehr viel für die deutsche Sache getan. Das alles sind aber nur die äußerlich sichtbaren Betätigungen des sich gegen die Vergewaltigung wehrenden deutschen Geistes. Als frischer Quickborn lebt und wirkt dieser Geist innerhalb des deutschen Hauses. Dort liegen die starken Quelladern seiner unzerstörbaren Kraft in Gottesfurcht, Erziehung und Beispiel. Verlangte auch Schule, Beruf und Verkehr mit den Behörden die Erlernung des Russischen, über die Schwelle des Hauses sind die Laute der verhaßten Sprache niemals gekommen. So hat sich der Balte von Jugend auf gewöhnt, das Russische als etwas ihm Fremdes zu empfinden, dessen er sich wohl als Mittel zum Zweck bediente, das ihm aber niemals zur zweiten Natur ward. Und was vom Hause der einzelnen

Familie galt, galt ebenso vom Hause der größeren Gemeinschaften. Weder in der „Ressource“ noch im „Kommerzklub“, weder in der „Bürgermuße“ noch im „Handwerkerverein“ konnte man je ein russisches Wort hören, und die Wände der Studentenkorporationen hallten wohl wider von Liedern wie „Deutsche Worte hör' ich wieder“, aber russische Worte waren dort ebenso fremd wie chinesische.

So war es bis zum Jahre 1914. Wie dann gegen das Deutschtum der unglücklichen Provinzen, also auch in Dorpat, gewütet wurde, das steht mit blutigem Griffel im Zeitbuche der letzten vier Jahre geschrieben. Der Gebrauch der deutschen Sprache wurde bei schwerer Strafe verboten; Männer und Frauen, die in christlicher Nächstenliebe für die allen Entbehrungen preisgegebenen gefangenen deutschen Soldaten Kleidung, Nahrungsmittel und Geld gesammelt hatten, wurden nach Sibirien verbannt; jeder erbärmlichen Angeberei ausgeliefert, führten die deutschen Balten seit Beginn des Krieges ein Leben wie unter dem Fallbeil. Aber „wenn die Not am höchsten, ist Gottes Hilfe am nächsten“. Rascher, als die kühnste Hoffnung es zu erwarten wagte, kam die Befreiung durch die deutschen Truppen. Nur wer die Gewissenskämpfe nachgefühlt hat, die den Balten von einem grausamen Schicksale zugemutet wurden, als ihre Söhne und Brüder in treuer Erfüllung ihres Fahneneides gegen die Heere Deutschlands das Schwert ziehen mußten; nur wer die Not versteht, in die die baltischen Deutschen als Vertreter einer auf Besitz und Autorität beruhenden Ordnung geraten mußten, als die Anarchie der völkerbeglückenden Maximalisten das Land zum Schauplatz unerhörter Greuel machte, die Besten des Landes für vogelfrei erklärte und sie entweder feige ermordete oder zu Hunderten, darunter Greise, Kranke und Frauen, nach Sibirien abschleppen ließ, nur der kann sich den Jubel der Deutschen Dorpats vorstellen, als am 24. Februar die ersten Pickelhauben unserer Feldgrauen oben auf der Rigischen Straße sichtbar wurden, kann in die Dankgebete einstimmen, die beim Klange der frohlockenden Glocken zum Himmel aufstiegen, als vom Rathause und von den Domtürmen die deutsche Fahne über einem aus aller Not befreiten Dorpat wehte. Da wurde es zur Wirklichkeit: „Wird's doch sein, als ob wir träumen, wenn die Freiheit bricht herein.“ Der 24. Februar wird für alle Zeiten ein Dank- und Jubeltag für das erlöste deutsche Dorpat bleiben.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Gentz' „Prosa für Publizisten" war in Deutschland unerhört. Auch die kurzweiligsten Dinge wurden mit der anspruchsvollen Langeweile eines geistlichen Sermons vorgetragen. Den deutschen Schriftstellern saß im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts immer noch die Allongeperücke auf dem Schädel. In ihr stak alles, was sie auf Borg vom Auslande entnommen hatten. Die deutsche Sprache war so entweiht, durch ihre Belastung mit französischen, italienischen und spanischen Brocken, von den lateinischen gar nicht zu reden, die alle zu Bestandteilen geworden waren, so unförmlich und schwerfällig geworden, daß Friedrich von Preußen, der von Kind auf in der glattesten und knappsten Sprache, die der europäischen Bildung damals zur Verfügung stand, gedacht hatte, die Muttersprache für unfähig hielt, daß man in ihr Gedanken Ausdruck, und gar schriftlichen, geben könne. Die grauenvolle Zeit, in der Deutschland nur der Platz war, auf dem sich alle eigenen und nachbarlichen Geier zum Fraß niederließen, war noch in ihren Nachwehen; geistig lotterte der Deutsche weiter — abhängig und ergeben. Die wenigen Ausnahmen erhoben sich über diese Versunkenheit eines ganzen Volkes gleich so, daß auch Mittelmaß schon Höhe schien. Die Fleming, Dach und Gerhardt, die Spee und Logau bis zu Christian Günther vertiefen nur die Wehmut über das Seelenschicksal eines Volkes, hinter dem eine Vergangenheit der Taten gestanden hatte. Seine Dichter haben dann in einem Menschenalter seine Seele wieder aus der Natur herausgerissen. Denn mit der Seele eines Volkes, die, wie nach Dürers ewigem Wort die Kunst, „lebendig in der Natur steckt", ist es nicht anders beschaffen wie mit der Kunst: „Wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

* * *

Der deutsche Geist jedoch, wo er nach außen wirkend in Erscheinung treten soll, formte sich nach seiner Erdrückung schwer und bildete sich langsam wieder. Philosophisch führte ihn Leibniz, polemisch Lessing, politisch Justus Möser. In der dichterischen Prosa schliff und verfeinerte er sich unvergänglich. Aber erst Gentz unternahm es, ihn für das gesamte staatliche Leben der Nation, die noch nicht oder nicht mehr festes Gebilde war, zu stärken, Gentz erst wollte ihm den großen Stil geben, ohne den die Öffentlichkeit eines Volkes von Bedeutung und Tüchtigkeit nichts bedeutet, ohne den sie überhaupt nicht bestehen kann. Von dem Deutschland, das Gentz vorfand, als seine Stimme eben anfing, im Kampfe der Geister mitzusprechen, sagte zur gleichen Zeit Georg Forster, kurz bevor er, der deutsche Parteigänger des republikanischen Frankreich, in einer Dachkammer zu Paris seinen unheilbaren Idealen erlag: „Wir haben siebentausend Schriftsteller, und noch gibt es in Deutschland keine öffentliche Meinung." Die nun war es, welche Gentz schaffen wollte. Zugleich aber befeuerte ihn der angeborene politische Trieb und der ererbte Rednerdrang seines hugenottischen Ahnen, des französischen Predigers zu Metz, diese öffentliche Meinung von Beginn an auch zu bestimmen. Immer in Rücksicht der Sache, nie in Rücksichten vom Tage zu stehen, war ein nicht erschöpfbares Vermögen seines anscheinend so beweglichen, im tiefsten nur darum lebendigen Geistes, das ihm die Erfolge und Niederlagen und zuletzt noch den seltsamen resignierten Widerstand nach allen Seiten, aber auch die Voraussicht gegeben hat.

In einem der kleinen Stücke, die er Burkes Betrachtungen über die Revolution anhängte, der „Nationalerziehung in Frankreich", sagte er, daß es „in den Zeiten der Völkerkindheit, in kleinen oder isolierten Ländern, wo die Bedürfnisse des Geistes und des Körpers einfach waren, möglich war, sich ganzer Generationen zur Erreichung eines großen Zweckes zu bemächtigen." Völker aber, die soviel Stufen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung schon überschritten, die in „tausendfältigen Verbindungen" mit anderen gestanden hätten, plötzlich umbilden zu wollen, „eine solche Nation erziehen, sie zu Bürgern (in dem Sinne, den dies Wort bei den Alten hatte) bilden zu wollen, ist die fabelhafteste aller Chimären." Gentz sah die Schwierigkeit, große Nationen nach einem Ziel zu lenken, leitenden Gedanken die Massen untertan zu machen, sofort. Daß aber die revolutionären Prinzipien behaupteten, von sich aus eine neue Menschheit bilden zu können, und daß mit dem Schlußpunkt einer Verfassung auch dem menschlichen Dasein eine neue Form gegeben sei, dagegen stemmte er sich ebenso wie gegen die Bildungstheorie der Republikaner, gegen das Fratzentum der „Tugend", so lange es nicht menschenmöglich sei, „eine Totalrevolution in der menschlichen Natur zu stiften und eine neue Konstitution für das menschliche Herz zu erfinden". Die Konstitution für das Menschenherz aber sieht er in der Religion, welche Freiheit und Gleichheit in dem Vielerlei und in der oft drückenden Last des

Daseins erhält durch das „Bewußtsein einer inneren und höheren Existenz, das keine Fessel erreichen und keine Unterdrückung bändigen kann". Gentz stellte die Religion, wie der Gegner, als Pfeiler der alten gesellschaftlichen Ordnung in seine Polemik ein; er fragte die Stürzer, wo denn ihr Ersatz für das „alte glorreiche Institut" sei, und hielt die Moralerziehung für einen elenden Behelf, der wie keine der sonstigen Zerrüttungstendenzen dazu beitrage, daß „in Europa ein Interregnum der sittlichen Triebfedern eintreten werde".

Die Auslegung, die Gentz in den weiteren Arbeiten des Anhangs den Prinzipien der Revolution gab, diente nur dem Aufhellen der Situation, war Vorarbeit zu der Abrechnung, die er dann mit dem Tatsachenkomplex vornahm, bezweckte nichts, als Aufzeichnung der Gefahren, die er erst, ihrem theoretischen Ursprung entsprechend, schildern mußte, ehe er sie politisch angreifen konnte. So ging er in seiner „Widerlegung der Apologie des Herrn Mackintosh" nur mit inneren Gründen gegen diesen britischen Umsturzapostel vor. Hier drückte er aus, was er der Bewegung, wie sie 1789 einsetzte, gegenüber empfand, wie er es zu Madame Herz „hingerissen und hinreißend" ausgesprochen hat. Hier ist seine Verrufserklärung der revolutionären Verfassungsexperimente, die, festgelegt, in ihrer Gesamtheit nach der Abschaffung von Königtum, Adel und Geistlichkeit, mit Radikalisierung der Rechtsgewalt und Erhebung der verfassunggebenden Reichsversammlung zum ständigen vollziehenden Organ der Staatsgewalt nicht mehr die demokratische Idee der Legislative, sondern die Herrschaft der Masse und der Zahl bedeuten, die „Pöbeltyrannei, durch welche die Blüten der Kultur in Barbarei verwandelt zu werden drohen". Die Vernunft der britischen Verfassung habe Frankreich verworfen, um die „Allmacht einer einzigen Gesetzgeberversammlung" anzuerkennen; es hat der Krone nach und nach alle Rechte entzogen und sie zuletzt entfernt, um die Macht des Parlaments ohne jedes Gegengewicht an ihre Stelle zu setzen, zugleich mit dieser aber jene „unheilbaren Gebrechen aller vermischten Staatsverfassungen", die auch der britischen wohl bekannt sind, übernommen: die Korruption.

In seiner zweiten Theoretik zur Revolution untersucht Gentz „die Moralität in den Staatsrevolutionen". Wenn er in Mackintosh den ersten Gegner unter den Nichtfranzosen heranholte, der die Unruhen in Frankreich auf sein Land zu übertragen versuchte, so geht er bereits hier gegen alle Gegner los. Ihrer Formulierung vom Recht einer Nation, die Staatsverfassung abzuändern, setzt er das Recht auf Reform entgegen, leugnet aber den Grundsatz, „unter dessen Fittich die französische Revolution aufgewachsen ist", daß „Nationen das Recht haben, ihre Staatsverfassung so oft und so ganz es ihnen beliebt umzuschaffen". Und zwar nicht nur, weil das der endlose Bürgerkrieg, die „Anarchie ohne Hoffnung" sein würde, sondern weil damit zum Gesetz erhoben würde, was gerade in den Greuelstunden der französischen Revolution hervorgetreten sei: „das Recht der Majorität

* * *

des Volkes, diese oder jene Staatsverfassung einzuführen, und die Pflicht der Minorität, sich solchen Beschlüssen unbedingt zu unterwerfen". Stimmen zu zählen, statt zu wägen, leite meistens zur illegalen Herrschaft der Faktion, deren Regel: „was die Mehrheit beschließt, wird Gesetz", keine innere Notwendigkeit kennzeichne. Montesquieus geistreiche Zuspitzung einer Staatsweisheit wird angeführt: daß man fast durchgängig besser fahre, die Meinung der Minorität zu Gesetzen zu machen, und Gentz schließt nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit, daß „in einem jeden großen Staat der eigentliche Wille der wahren Zahlmehrheit seiner Natur nach auf die Zerstörung des Ganzen gerichtet sein muß". Die Volksmajorität wird das Teilungsprinzip naturgemäß als den „Augenblicksnutzen" durchsetzen wollen, und das „Fundament der neuen Ordnung wird nie ein anderes als das Ackergesetz sein". Der Bürgerkrieg aber, in dem zu seiner Verteidigung auch dem Redlichen nur die Wahl zwischen Verbrechen und Verbrechen gelassen ist", ist die Folge eines „Urverbrechens", nämlich der „Entschluß, eine Totalrevolution zu stiften"; sie ist die Auflösung der moralischen und der politischen Welt. Gentz unterscheidet nun klar — und damit ist abermals seine erste Stellungnahme von 1790 erklärt — zwischen einer „Hauptrevolution", die weder „Personen noch Ständen ihre Rechte gewaltsam entreißt", wie dies bei der ersten Nationalversammlung in Frankreich der Fall gewesen sei, und zwischen einer „Totalrevolution", wie sie dann dort um jeden Preis ihre Ideen zu verwirklichen suchte. Nicht die „Übertretung alter Gerechtsame", sondern „die Maxime, alte Gerechtsame keiner Achtung wert zu finden, bezeichnet den Revolutionisten von Profession". Kein gesellschaftlicher Vertrag dürfe in seiner Verbindung von einem Teil der kontrahierenden Gesellschaft willkürlich aufgehoben werden. Politische Stürme selbst sind mit moralischem Maßstab nicht zu messen. Wohl aber das Vorhaben zu einer Totalrevolution. Ohne ein solches aber hat kein Umsturz „Dauer und Konsistenz". Der Bruch des Gesellschaftsvertrages, auf den es dies Vorhaben bedingungslos abgesehen hat, aber ist erstens deshalb so unerlaubt, weil das „Wohl des Ganzen" nach seinem Bruch nicht mehr möglich ist, da es nach „einem vollkommenen Umsturz kein Ganzes mehr gibt". Der Revolutionär muß zweitens „Zwang gebrauchen, das ist, mit der Ungerechtigkeit haushalten".

Eine gesunde Politik aber kann in einem Staat Reformen einführen, bei denen „selbst ein gewisser Grad von Kühnheit noch mit glücklichem Erfolg gekrönt wird", denn sie steht innerhalb eines Gesellschaftsvertrages auf festem Grund. „So lange nur etwas übrig bleibt, was den Menschen an seine alten Verbindungen, an seine alten Pflichten und an seine alten Rechte erinnert, so lange noch irgendeine Form ihn festhält, irgend eine Spur der bisherigen Regierung die lange Gewohnheit unterhält, selbst da, wo Gehorsam große Überwindung kostet, zu gehorchen, so lange er noch mit irgend-

einem vernünftigen Anschein den Staat, der sein Opfer fordert, seinen Staat nennt, kann man ihn zu den größten Entsagungen aufrufen, ihn an die abschreckendsten Plane fesseln und zu Veränderungen geneigt machen, vor denen er im ersten Augenblick zurückbebte. — Aber wenn es zur ersten Regierungsmaxime erhoben wird, alles zu zerstören — — wenn die Hand des politischen Künstlers nicht Geschicklichkeit genug besitzt, um das Neue in das Alte zu verweben und einer besseren Verfassung nicht anders Platz zu machen weiß, als daß sie die minder gute, und mit ihr alles, worin Tausende ihr Glück fanden, in den Abgrund schleudert, dann ist das geheimnisvolle Räderwerk, welches jeden Arm im Staat, oft ohne daß er sich des Antriebs bewußt war, für das Ganze bewegte, zertrümmert: — Jahre der Verwirrung müssen vorübergehen, ehe aus den zerfallenen Bestandteilen sein kunstvolles Leben wieder aufsteht."

Gentz vergleicht dann Entstehung und Verlauf der Loslösung der amerikanischen Kolonien vom Mutterlande und die französische Revolution. „Die amerikanischen Freistaaten gaben der Welt das erste praktische Beispiel einer Staatsverfassung, die von Grund auf, ohne sich um eine vorhergehende Regierungsform zu kümmern, aus theoretischen Ideen methodisch errichtet wurde." Ihre „Vortrefflichkeit lag darin, daß sie der Natur des Volkes und des Landes, dem man sie verlieh, angemessen war." Es war unmöglich, daß Frankreich sie übernehmen konnte, „weil Amerika der Einfachheit einer werdenden Gesellschaft so nahe, und Frankreich von dieser Einfachheit so weit entfernt war, als es sich im kultivierten Zustande der Nationen nur immer denken läßt." In Amerika gab es keine so zahlreichen Gegner einer neuen Ordnung, das Interesse der Bürger konnte leicht an sie geknüpft werden. „Die beneidenswerte Simplizität in der amerikanischen Regierungsform war das natürliche und gleichsam selbsterzeugte Produkt der Simplizität, welche im Nationalcharakter und in allen Nationalverhältnissen herrschte." Die Gleichheit der Menschen, welche von den französischen Umsturzphilosophen als „Frucht dieser Verfassung" gepriesen wurde, war eigentlich „der Same, woraus sie erwuchs. Der Gesetzgeber baute auf Gleichheit, aber er erschuf sie nicht." Am Schluß weist Gentz noch auf die moralischen Kräfte hin, mit denen in einem von Parteien zerrissenen Staat ein „unseliges Spiel mit den Pflichten des Menschen und Bürgers getrieben wird," wenn „die feste Ordnung der Dinge, wenn sie auch drückend und verwerflich ist, wo aber jeder weiß, was ihm zusteht und was ihm obliegt," verwirrt oder schon zerrissen ist. „Jede der feindseligen Parteien, in welche der Staat gewaltsam zerschnitten ist, und die sich, erbitterter als feindselige Nationen, zum unnatürlichen und unversöhnlichen Kampfe rüsten, hat ihr eigenes Maß und Gewicht für Pflicht und Vergehung, für Tugend und Frevel, für Patriotismus und Hochverrat. Keine sieht den Staat und den Vorteil des Staates da, wo ihn die andere sieht." Was die „Führer des Volkes in solchen furchtbaren Krisen von ungestümen

* * *

Schritten zurückhalten sollte", müßte schon der Gedanke an die „gewaltsame Zerrüttung im System der moralischen Begriffe" sein, die Umwälzungen bei „großen und besonders alten Staaten" folgen muß. Ein Freund der Menschheit müßte ihr auszuweichen suchen. Wem die Macht in die Hände gegeben ist, der „reiße nicht alles nieder, was er vor sich findet. Die Natur läßt in ihren wundervollsten Metamorphosen die alte Hülle stehen, indes sie neue Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnt: ist diese erreicht, so sinkt das verdrängte Gewand, und nichts als ein leises Beben durch den organischen Gliederbau verkündet, daß die sanfte Umwandlung vollzogen ist. Diesen Gang der Natur zu kopieren, ist hohe Weisheit; nur diese Weisheit erhält den moralischen Charakter, ohne den die größten Staatsoperationen so wenig als die geringfügigsten Privathandlungen einen vernünftigen und einen bleibenden Wert haben."

In diesen ethischen Untersuchungen politischer Probleme hat sich Gentz noch nicht ganz frei gesprochen; es ist noch die Reflexion der Aufklärung, oder, wie er es in einem anderen gleichzeitigen Essay „Über die politische Freiheit" nennt, der „Indifferentismus der Vernunft", in dem seine Jugend zum Denken erzogen worden war. Sobald er aber mitten in der Paraphrase der Gedanken den Körper einer Tatsache erblickt, stößt er auf sie herab, und sein prachtvolles Wirklichkeitsgefühl schält aus einem Schemen den Rest Leiblichkeit heraus.

Er tut es am sichtbarsten, wenn er in dem kostbaren Aufsätzchen „Über die Deklaration der Rechte" der Legislative vorhält, daß „es wohl keinem einzigen der Bewohner Frankreichs eingefallen wäre, daß die, welche sich zu den größten praktischen Zwecken versammelt hatten, eine einzige Stunde ihrer unschätzbaren Zeit auf eine müßige Spekulation verwenden würden". Er beschaut sich den Vorteil, den es haben kann, eine derartige Erklärung „an die Spitze einer Konstitution zu stellen", und findet, daß sie solchergestalt jedem Machthaber, ob „Gesetzgeber oder Regent", ein „überflüssiger Apparat" sein wird, auf den er festgelegt sein soll, ein „philosophisches Symbol", das nur auftauchen wird, wenn politische Hilflosigkeit sich ein „schmeichelndes Purpurgewand" umwerfen muß. Die Menschenrechte „bleiben abstrakte Grundsätze, die der große Haufe der Menschen nicht faßt", die aber, „in politische Glaubensartikel umgewandelt", voll höchster Gefahren sind. „Der Philosoph formt Systeme, der Pöbel schmiedet Mordgewehre daraus. Es kann kein schrecklicher Schwert in den Händen eines ungebildeten Menschen geben, als ein allgemeines Prinzip ... — Ein Staat, der Deklarationen der Rechte als Regierungswerkzeuge gebraucht, waffnet jeden seiner Untertanen gegen sich selbst." Die Gefahr ist um so größer, weil „jedes Individuum im Staat keinen anderen gültigen Ausleger einer solchen Deklaration anerkennen wird, als sich selbst ... Sobald sie aufhört, ein Unding zu sein, wird sie ein Ungeheuer. Einer Staatsverfassung eine solche Mitgift zu verleihen, heißt, sie

zum Untergange ausstatten ... Es gibt überhaupt (dessen, was in unseren Tagen für die in tausend Rücksichten so heilsame Publizität der Regierungsverhandlungen gesagt worden ist, unbeschadet) kaum eine schädlichere Krankheit im Staate, als die Neigung oder vielmehr der Kitzel des Bürgers, und besonders des Bürgers aus den untersten Volksklassen, das, was die oberste Macht beschließt, zum ewigen Gegenstande seiner Untersuchung, seiner Kritik und seines Tadels zu machen. Menschliche Weisheit muß ihr Äußerstes tun, um ein gutes Gesetz hervorzubringen: keine Prüfung kann tief genug, keine Überlegung reif genug, keine Debatte vielseitig genug sein, wenn es darauf ankommt, das Schicksal von Nationen zu entscheiden; der Gesetzgeber, der die Größe seines Geschäfts einsieht, weiß von raschen Entschließungen nichts ... Aber sobald das Gesetz vorhanden ist, gibt es auch nur eins, was not ist, nur eins, was die Wohlfahrt des Staates, selbst wenn der Wille des Gesetzgebers von zweideutiger Güte wäre, dringend verlangt — Gehorsam. Unter einer starken Regierung, die ihren Beschlüssen Eingang und Nachdruck verschaffen kann, wirken in der Tat die mittelmäßigsten Gesetze besser als die besten unter einem schwachen Regiment. Wo der Pöbel vernünftelt, ist es um Ruhe und Sicherheit nur allzubald geschehen." Wenn aber schon die Wirkungen einer vollkommenen Deklaration unsicher sind, so können die einer fehlerhaften unermeßlich sein. „Wenn die Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Recht und Macht, in einer feierlichen Urkunde, die man einer großen Nation übergibt, unrichtig, unverständlich oder zweideutig vorgetragen sind, so müssen entweder die Gesetze sich gefallen lassen, mit den Fehlern ihrer verunglückten Prämissen Schritt zu halten, oder die Untertanen werden jeden Augenblick, wo man ihre Lieblingsgrillen, ihre geheiligten Lieblingsgrillen, und wäre es zu ihrem eigenen Vorteil, zu bekämpfen versucht, das Gesetz und die gesetzgebende Macht zertrümmern ... Der kleinste Rechnungsfehler zieht da, wo man mit solchen Größen, wie Menschenmassen und Staatskräfte sind, zu tun hat, ungeheure und furchtbare Resultate nach sich."

Er fährt dann fort: Die Idee des Rechts überhaupt zu definieren, an der sich fast alle denkenden Köpfe versucht hätten, über die sich in Deutschland „noch nicht zwei Philosophen einig seien", sei so schwer, daß es selbst nach einer Lösung noch weit sei, eine „Tafel der Menschenrechte" aufstellen zu können. Das habe nur „der grenzenlose, so ganz charakteristische Leichtsinn der französischen Nation getan. Die schöpferische Kraft des vierzehnten Juli, welche den feigen Pöbel von Paris in eine Heldenschar verwandelt hatte, blies gleich darauf jedem rüstigen Schulknaben den Geist eines Philosophen ein." In dem Taumel, die Deklaration abzugeben, so rasch als möglich eine Konstitution zu verkünden, verhallte auch Mirabeaus Stimme, der die Erklärung in staatsweiser Voraussicht an den Schluß der Verfassung stellen wollte. Gentz zergliedert und zerpflückt ihre Artikel des „Probestücks der konstituierenden Versammlung, das sie in niedriger Furcht vor dem Volke

* * *

beibehalten hat, da die Scham sie nicht zurückhielt, den Eingang zu ihrem Werk mit dieser Mißgeburt einer seichten Philosophie und einer kindischen Politik zu besudeln, da doch das Gedächtnis aller der Greuel, die mit den Hieroglyphen dieser Deklaration in den Händen der Räuber, auf den Fahnen der Rebellen und auf den Piken der Mörder von einem Ende ihres geplagten Landes zum andern verübt worden waren, sie mächtig hätte auffordern sollen, der ohnehin trunkenen Menge wenigstens diesen berauschenden Gifttrank auf jede Gefahr aus den Händen zu reißen". Gentz' Urteil schließt: „Das System der französischen Menschenrechte vereinigt alle Fehler in sich, die die Grundlage einer Staatsverfassung, und besonders einer systematischen Staatsverfassung, nur immer entstellen können. Es ist unrichtig in sich, es ist unanwendbar, es zerstört seine eigenen Zwecke."

Es war auch sein Schlußurteil über die gesetzgeberische Fähigkeit, die ethische Auswirkung des revolutionären Prinzips; es war vernichtend genug. Fortan kam es ihm einzig und allein auf die politischen Folgen und Erscheinungen an, die es zeitigte und die sich dagegen richteten und erhoben. Ranke hat noch 1880 dafür gehalten, daß der Hauptgrund von Gentz' Abwendung „ohne Zweifel in der Abweichung der legislativen Versammlung von all den Interessen, welche Frankreich mit Europa verbinden, zu suchen ist". Schon bei der moralischen Wertung des Umsturzes schimmerte überall die Sorge durch, daß diese Zerreißung alter Verknüpfungen die europäischen Interessen vor allem bedrohen werde; suchend sah er sich nach einer Möglichkeit um, die einer Ausbreitung dieser Grundsätze hindernd entgegentreten würde. Politisch rechtfertigte Gentz dies Motiv seiner Abkehr und Einkehr — es gab kein anderes bei ihm — in den Abhandlungen seines „Historischen Journals" und der ihm folgenden beiden Bücher gegen die politische Zersetzung des Festlandes durch Frankreich. Das Journal war der erste Versuch, in Deutschland Politik des Wortes zu treiben. Ohne literarische Beimischung, unabhängig vom Standpunkte des Tages, ja, mit der ausgesprochenen Absicht, den politisierenden Neigungen der Zeit erst die Grundlage echter politischer Betrachtung geben zu wollen, mit der Ankündigung, der Prinzipiensucht und -Wut der öffentlichen Meinung die voraussetzungslose Anschauung der Wirklichkeit entgegenzustellen — so trat Gentz vor seine Zeitgenossen als politischer Publizist. Er hat alles gehalten, was er versprochen hatte. Mit Ausnahme zweier Aufsätze Ancillons, die mit ihrer geschichtlichen Auffassung von den Wirkungsmöglichkeiten alter und neuer Historik und von den Freiheitskämpfen der Niederländer gegen Spanien sich unauffällig und würdig in das Journal einfügen, hat es Gentz ganz allein geschrieben. Er konnte dadurch seinen Plan durchführen, zersplitterte sich nicht und gestattete sich eine Haltung, deren überlegene Vornehmheit kein Gegner angreifen konnte. Mit so reichen Mitteln der Publizistik war auch kaum einer davon versehen, um den Kampf gleich zu gleich aufzunehmen. Während der Herausgabe trat

für Gentz sogar die Arbeit an früher begonnenen Werken zurück. Die Abhandlungen füllten jedes Heft beinahe aus. Es war nur noch den „Briefen aus dem Leserkreise", die Gentz sich erbeten hatte, und einigen bemerkenswerten Zuschriften an den Herausgeber, aber auch das nur im ersten Jahrgang, neben buchhändlerischen Anzeigen Raum gegeben. Die technische Vorarbeit, wie die rasche Kenntnis der Ereignisse und Strömungen es ist, leistete er ebenfalls allein. „Ich habe täglich einen Berg französischer, englischer und deutscher Zeitungen und Journale durchzuarbeiten, die aller Geduld und Tätigkeit Trotz bieten", teilte er Böttiger im März 1799 mit. Selbstverständlich kam dabei seine Gewandtheit und die durch keine Übung erlernbare Schärfe des zufassenden Blickes ihm von vornherein zustatten. Darüber hinaus aber spannte er alles ein, was ihm für sein Journal an Nachrichten wichtig und unentbehrlich war. Brinckmann mußte ihm aus Paris, wo dieser seit 1797 der schwedischen Gesandtschaft zugeteilt war, sonst unzugängliche Broschüren senden — „ich verlange nichts als das Vorzügliche" — und im Oktober 1800 geht aus einem Brief an den Freund hervor, daß er Quellen hatte, deren Zustrom ihm die „Betrachtung von oben" sehr erleichterte. „Ich habe jetzt alles, was einem Menschen, der nur für die Politik lebt, in Berlin gereicht werden kann: ich bin mit dem ganzen Corps diplomatique, nur einige Gesandtschaften natürlich ausgenommen, in den freundschaftlichsten Verbindungen."

Aber auch diese Monatsschrift blieb nichts als ein Versuch. Schon im Dezember 1799 teilte er Brinckmann nach Paris mit, daß er es im Fröhlichschen Verlage, der auch das „Athenäum" der Brüder Schlegel und Friedrich Schlegels „Lucinde" verlegte, „aus großen Ursachen höchst ungern im künftigen Jahre fortsetze. Und daß ich es auch nur noch im Jahre 1800 fortsetze, ist zum voraus gewiß. In pekuniärer Rücksicht müßte ich es, wenn es sich hält, nie aufgeben; denn der Vorteil ist groß und reell". Eine geheime Chronik des Journals wiese eben darauf hin, daß, wie bei seinem Erscheinen, so auch bei seiner Aufgabe sich Dinge und Personen betätigten, die aufs engste mit dem zusammenhängen, was die öffentliche Bedeutung des Journals überhaupt ausmachte. In dem Abschied an seine Leser vom 8. Januar 1801 deutete er auch an, was ihm möglich gewesen, und was ihm noch möglich war. Die „Beiträge zur Geschichte und Politik unserer Zeit", wie er seine zweijährige Arbeit nannte, beendete er, ohne daß er einen andern Grund dafür angab, als den Hinweis, daß sein Journal, „vielleicht weniger als irgendein anderes, schon bisher in dem Geiste einer Monatsschrift abgefaßt war". Er ziehe es nun vor, es in „stärkeren Heften", die seine Aufsätze geschlossener brächten, ungefähr alle Vierteljahre regelmäßig erscheinen zu lassen unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte, Politik und politischen Ökonomie unserer Zeit". Von diesen Heften kamen zwei heraus; es existieren die beiden größeren Werke über die Revolution als solche „Beiträge"; sonst aber darf die An-

* * *

kündigung nur als ein artiger Rückzug gelten. Wer und was ihn veranlaßte, gab er einige Sätze weiter ebenso verblümt an: „In welcher Form ich auch die Resultate meiner Beschäftigungen ins Publikum bringen mag, meine Grundsätze werden immer dieselben sein, und keinem Einflusse der Umstände weichen."

Die Leser waren nur die Mitschuldigen am Eingehen des Journals. Ein unbekannter Rezensent, der seinem Wohlwollen nach nicht weit von Gentz' Kreis zu suchen wäre, „traute seinen deutschen Mitbürgern nicht zu, daß die Vorliebe für die französische Revolution und die Abneigung gegen England noch jetzt in Deutschland so stark und allgemein sein sollte, daß man nichts lesen wolle, was die bisherigen Begriffe berichtige". Wenn diese Stimme nicht selbst betroffen war, so traf sie doch jedenfalls das Richtige: die öffentliche Meinung, in kleinen Dingen springlebendig wie ein Floh, in großen nachkriechend und dann zählebig wie ein Wurm, war auch von Gentz nicht im Handumdrehen, auch wenn es zwei Jahre gedauert hatte, umzustimmen gewesen. Was er aber erreichte: eine Beunruhigung offizieller, eine Verschiebung einflußreicher und die Neugier weiter Kreise — das zeigte sich auch. Es ist kaum fraglich, ob er sich mehr erhofft hatte. Schon im Februar 1799 war ihm davon ein Beispiel, das wie eine Warnung aussah, zugekommen. Der Kammerherr v. Hennings griff ihn in seiner Zeitschrift, die den verlockenden Titel „Genius der Zeit" trug und unzweifelhaft zu den „Schünden, welche die Revolution ins Leben rief", wie Gentz derartiges hieß, gehörte, gleich wegen des ersten Aufsatzes im Journal an, hauptsächlich aber als „Kriegstreiber" wegen der Abneigung gegen „Neutralität", die Gentz in seiner Anzeige des Journals gezeigt hatte. Es vergnügte Gentz, dem Neutralität in der Tat so etwas wie politische Erbsünde war, während er das Vorbild der so oft mit Neutralität verwechselten Unparteilichkeit gegenüber den Tatsachen gewesen ist, den Genius der Zeit in Gestalt des „ersten besten unbedeutenden Tagesrezensenten" mit der Nase auf den Wortlaut hinzustoßen; dagegen antwortete er auf die naive Arroganz Hennings', die Kritik habe das Journal aus höheren Zwecken beseitigen wollen, am 9. März 1799: „Dies ist nun nach meinen Grundsätzen überhaupt ein schwaches Motiv, weil mir alle die höheren Zwecke, wovon man uns jetzt bis zum Ekel unterhält, schon an und für sich, ihrer Unbestimmtheit, ihrer Zweideutigkeit, ihrer Willkürlichkeit wegen verdächtig, sobald sie aber mit der Gerechtigkeit in Krieg geraten, mehr als anstößig sind. Der höchste aller menschlichen Zwecke ist in meinen Augen, jedem sein Recht widerfahren zu lassen; der höchste aller Gesichtspunkte der der Rechtmäßigkeit freier Handlungen. Wenn dieser berichtigt ist, dann mag man es mit dem Wohlwollen und der süßen Humanität und dem alles umfassenden Kosmopolitengeiste und allen menschenbeglückenden Redensarten halten wie man will." Gentz verstand den „Genius der Zeit" recht gut, in diesem Fall nur zu gut, und wußte mit

dem ersten Artikel, was gegen ihn heranziehen, und daß es sich früher oder später entladen würde.

Denn sein Journal enthält keine „Beiträge" — es ist der Beitrag selbst. Im Jahr, da es begann, begann auch der Krieg der zweiten Koalition, zertrat der aus Ägypten ohne Sieg, aber siegesgewiß kommende General Bonaparte den glimmenden Rest der ausgebrannten Revolution, nahm als erster Konsul eine Regierung und damit Frankreich an sich. Nur einen Posten setzte er damals in seine Rechnung mit Menschen und Nationen falsch ein, der ihm nachher das Ganze kostete. Metternich nannte diesen mißverstandenen Hauptposten noch im August 1832, als er von Napoleon sagte: „Der praktischste Mensch, aber er begriff niemals England".

Es mag ein Unsterbliches an Gentz dem Staatsmann sein, daß er England begriff — im Für und Wider, in erster und letzter Stunde. Und so kannte auch sein Hirn nur einen Gedanken, sein Wort nur großartige Einseitigkeit: den Kampf um Europa zwischen England und Frankreich. Das ist der Sinn, wie er öffentlich sichtbar wurde; geheim empfing Gentz seinen zweiten Gedanken: Preußen-Österreich als europäische Vormacht.

Sein Journal widmete sich mit einer in raffinierteste Form eingeschriebenen Rücksichtslosigkeit, nur zwei Betrachtungen — der französischen Gefahr und der britischen Macht. Im ersten Jahrgang 1799 beschäftigte sich, durch die einzelnen Hefte laufend, fast dreiviertel Jahre ein epochaler Aufsatz „Über den Gang der öffentlichen Meinung in Europa in Rücksicht auf die französische Revolution" mit ihrer Vorbereitung und Entstehung. Ihn umrahmten kleinere Stücke über die wichtigsten Jahres- und Tagesereignisse politischen Inhalts, die sich fast ausschließlich um französische Angelegenheiten drehten. Im Februar- und Aprilheft, besonders aber im letzten Jahrviertel, kamen die monumentalen Arbeiten über die Lage des britischen Staates, seinen Handel, seine Finanzen. Im zweiten Jahrgang 1800 erschienen die Untersuchungen der französischen Verfassungen und die „Übersicht der französischen Finanzen" und der „Französischen Finanzverwaltung". Vom September ab trat wieder England in den Vordergrund mit der „Übersicht der britischen Finanzen im Jahre 1800" und in der Abhandlung „Über die Finalvereinigung zwischen Großbritannien und Irland". In den Zwischenstücken: „Inwiefern kann man Unparteilichkeit und Neutralität von einem politischen Schriftsteller verlangen?" „Über die politische Gleichheit" und „Über den ewigen Frieden" gab Gentz, besonders in diesem letzten Aufsatz, mit dem das Historische Journal überhaupt abschloß, eine solche Reihe von gescheidten und unwandelbaren Bemerkungen aus, daß sie die englische und französische politische Literatur sofort unter die Maximen ihrer politischen Denker aufgenommen hätte.

In Deutschland wurden diese Gentzschen Gedanken, auch in ihrer Stilisierung aparte Abrisse eines kleinen und zweier großer Probleme, niemals

* * *

wieder der breiten Öffentlichkeit bekannt gegeben. Die deutsche Bildung zog in einem oft übereilten ästhetischen Verlangen verschollene oder unbeachtete Werke von Dichtern und Schriftstellern hervor, sie zu einem Glanz erweckend, den sich die Längstverstorbenen lebend nicht erwartet hätten — Gentz, der bis auf Bismarck unerreichte Meister der deutschen politischen Prosa, der in seiner hinreißenden Lebendigkeit und Klarheit auch die oft genannten Meister der politischen Erweckung, die Fichte, Stein und Arndt, hinter sich läßt, ward von einem durch drei Menschenalter fortgeschleppten und eingeimpften politischen Vorurteil, das Fontane einmal die „liberale Geschichtsschreibung" nannte, totgeschwiegen oder in Bausch und Bogen gebrandmarkt. Keine Nation hat ein Beispiel von solcher Tragweite einer vor hundert Jahren ausgegebenen Losung vorzuzeigen, keine verwarf einen ihrer großen politischen Schriftsteller derart für die Nachwelt des eigenen Landes, weil er als Staatsmann nicht die Forderungen erregter Zeiten auf sich genommen hatte. Die beiden politisch geschultesten Nationen, die französische und die britische, vergaßen ihre großen Publizisten, gleichviel welcher Färbung, niemals. Das Gefühl der Nation hielt sie allein schon im Gedächtnis. Gentz gegenüber aber vergaß eine ganze Nation, was er vom politischen Schriftsteller verlangte: „Wenn die Neutralität ihm nie unbedingt zugemutet werden kann, so darf man dagegen die Unparteilichkeit unter allen Umständen von ihm fordern."

Das deutsche Volk rühmt sich, das objektivste der Welt zu sein. Es ist zugleich auch die einzige Nation, die für diesen lauten Ruhm sich geistig und politisch einsetzt. Der Subjektivismus der Gesamtnation nach außen hin gestattet Briten und Franzosen, nach innen und im einzelnen politisch vollkommen objektiv zu sein. Die deutsche Objektivität, nach außen und im ganzen gerichtet, erlaubt der subjektivsten politischen Betrachtung nach innen einen Spielraum ohnegleichen. Die politische Fähigkeit des Briten und auch des Franzosen gravitiert nach außen, die des Deutschen nach innen. Daher war es ihm bisher nicht möglich, Gentz, dessen höchste Geschlossenheit politische Außenziele erfaßte, mit dem objektiven Subjektivismus der politischen Reife anzusehen. Die Neutralität nach außen verwehrt ihm die Unparteilichkeit nach innen. Was jemals in Deutschland politisch gedacht, nach außen gedacht war, zerrieb sich und zerbrach an dem Lauf aller politischen Dinge nach innen zu. Gentz war der erste, der es versuchte, der deutschen politischen Anschauung den Blick von innen nach außen zu geben. Er war auch einer der ersten, der von der deutschen politischen Drehkrankheit nach dem ersten Anfall gesund für immer aufgestanden ist. In den großen Jahren seines politischen Wirkens und Handelns aber vertrat er, instinktiv und bewußt, den einzigen subjektiven Gedanken, den auch der objektivste Deutsche politisch einmal gedacht hat: Wenn Deutschland kämpft, verteidigt es Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Volksbühne als Verhetzungsmittel.

Von

Marie Luise Becker.

Vielleicht in keinem anderen Volke stehen neben den großen Zentren des Geisteslebens — Kirche, Schule, Armee und Literatur — die Volksbühnen als ein so eminent wichtiger geistiger Faktor wie in dem französischen. Ein Tatbestand, der in der Beurteilung der Gesinnung und in der Beleuchtung der Literatur meist übersehen und in seinen Wirkungen unterschätzt wird. Volksbühne und ihr jüngster Senker, das Kino, haben in Frankreich eine wesentliche Rolle gespielt, um die Stimmung für den Krieg zu gewinnen. Die Regierung — wenigstens bis zum Übergang der Leitung in Poincarés Hände — war hier nicht beeinflussend, aber eine kleine, regsame, kriegshetzerische Partei, die ihre Unterstützung bei mittleren Literaten und Zeichnern fand, benutzte zuerst und unermüdlich Kabaretts und Varietés und schließlich die Volksbühnen und das Kino zu einer antideutschen Propaganda, die nach und nach immer unverhüllter eine kriegshetzerische wurde.

Als die Regierung, die lange mehr dem Frieden als dem Kriege zuzuneigen schien, sich für die Kriegspropaganda entschied, fand sie — etwa zugleich mit Poincarés Amtsantritt — hier ein Material bereit, das sich nun mühelos ausnutzen und vervollkommnen ließ. Nach Abschluß der leitenden Kordiale war es ein leichtes, auch schwankende, finanziell verkrachte Theater zu dem Versuch zu veranlassen, durch Aufpeitschung des Nationalgefühles, durch Entfesselung einer gehässigen Deutschenhetze noch Geschäfte zu versuchen und das erloschene Interesse des Publikums an dem alten Lieblinge neu zu beleben. Es bildete sich schließlich, und nun unter der mehr oder weniger offenkundigen Förderung der Regierung, ein Ring von Spekulanten auf Patriotismus, der die abgeklapperten Themen der verflossenen Jahre durch neue politische ersetzte oder den traditionellen Figuren von Volksbühne und Kabarett durch Umdeutung einen neuen Glanz zu geben wußte.

In seinen verschiedenen Erscheinungsformen als Café-Concert, als Kabarett, als Künstlerkabarett oder Volkstheater mit Varietéeinlagen ist das Varieté in Frankreich wie nirgends sonst populär. Der Spott liegt dem Franzosen rassengemäß wie allen Lateinern sehr nahe neben der Bewunderung, die Heiterkeit sehr nahe neben der Ironie. Der Arbeiter und Kleinbürger, der sich erholen will, geht mit seiner Frau oder seiner Geliebten abends in das Varieté oder in das Schauerdrama. Auch in dem größten Volkstheater steht das Komische neben dem Tragischen. Der Franzose hat den burlesken, tollen Schwank

nötig als Farbenaffekt und Seelenreizung neben dem tragischen Schauspiel, oder das sentimentale Rührstück als Einlage zwischen komischen Vorträgen.

Traditionsgemäß wechselten auf diesen Bühnen betrogene Ehemänner, lustige und abenteuernde Frauen und Mädchen und vortragende oder singende Künstler und Halbkünstler, Dichter, Bühnensterne oder Operettendivas vierten Grades in dem Repertoire. Immer eingeführt durch einen Compère und eine Commère, zwei Seitenfiguren in mehr oder weniger galanter historischer Tracht, die gelegentlich nach Art des griechischen Chores in die Handlung eingriffen oder ihre Bemerkungen dazu machten. Besonders die Gestalt der Commère galt als eine wichtige Rolle, und manche Künstlerin hat von ihr aus den Weg zur großen Bühne gemacht.

Den Schluß des Programms bildete die Revue, die meist nationalen Charakter trug.

In dieses Programm schlichen sich im Laufe der letzten Jahre vor dem Kriege antideutsche Tendenzen. Immerhin mußten die, die hier Kriegsstimmung erzeugen wollten, vorsichtig zu Werke gehen. Das Publikum kam ja nur deshalb in die Variétés, weil es sich amüsieren oder von einer ermüdenden und entnervenden Tagesarbeit ausruhen wollte. Überdies war das französische Volk in seiner breiten Masse nicht kriegslustig. Trotz der Beeinflussung durch die kriegshetzerischen Schulhistorien, mit denen es in der Jugend bedacht wurde, hatte es viel zu viel kommerzielle und persönliche Berührungspunkte mit den Nachbarn, um sich nicht mit ihnen, selbst bei bestehender Animosität, einrichten zu können, zumal Handel und Gewerbe dabei gediehen, der deutsche Kaufmann anständig und der deutsche Angestellte zuverlässig war.

Erst allmählich, in dieser oder jener Aufmachung, konnten es die, welche am Kriege Interesse hatten und die Welt in diese Verhetzung treiben wollten, wagen, hier erfolgreich zu arbeiten, ohne das Publikum zu verscheuchen.

Da wurden vorerst „Elsaß und Lothringen" öfter als vorher zitiert, die Trachtenmädchen erschienen, die Marseillaise erklang, der Piou-piou schwur den Klagenden seine Hilfe. England, Rußland und Amerika tauchten als symbolische Schutzgeister zwischen den Tänzerinnen eines Balletts in Nationalfarben auf. Aber zu ernst durfte das Programm darum nicht werden! So führte man denn, nicht ohne einige Gewaltsamkeit, neue komische Figuren ein, die die latente Abneigung gegen das Deutschtum wachrufen sollten, indem sie es karikierten, abscheulich, häßlich, lächerlich oder gemein machten.

Auf diese Weise kamen der deutsche Reisende (statt des englischen), der deutsche Lebemann, der Professor Knatschke (nach einem Buch von Hansi, dem elsässer Zeichner und Agitator Waltz), der Kaiser, der deutsche Gelehrte und das deutsche Gretchen (eine Bezeichnung für das Fräulein, das als Stütze oder Lehrerin im französischen Hause au pair war) auf die Bühne.

Immerhin wäre es übertrieben, sich vorzustellen, daß die Verwandlung auf einen Schlag und für jeden sichtbar erfolgte.

Das Repertoire der Varietés und Kabaretts wechselte im Lande nach den verschiedenen Gegenden, nach der Zusammensetzung der Zuschauer.

In Paris selbst waren starke Unterschiede wahrzunehmen. So fand man in der Stadtmitte eine Reihe von Varietés, die in erster Linie mit dem Fremdenpublikum rechneten. Hier mußte die planmäßige Deutschenhetze sehr vorsichtig gehandhabt oder ganz ausgemerzt werden, denn bei der starken Durchsetzung des Publikums dieser Schaubühnen mit ansässigen oder durchreisenden Deutschen war man gezwungen, Rücksicht zu nehmen. Allerdings ging diese Rücksicht nicht sehr weit, schon deshalb nicht, weil wohl nie ernsthaft gegen eine deutschfeindliche Nummer protestiert worden ist. Höchstens blieben geschmackvollere Deutsche dem betreffenden Theater fern. Immerhin vermieden diese Varietés gern gerade solchen Protest wegen der praktischen Folgen für ihre Kasse. So war in den großen eleganten Varietés und Café-Concerts der Boulevards bis kurz vor Kriegsausbruch kaum etwas davon zu merken. Mehr schon in den kleineren Buden der Seitenstraßen und Faubourgs.

Im großen und ganzen war es natürlich blühender Unsinn, was hier geboten wurde. Da aber gerade die Literaten, Künstler, Maler, Bildhauer und Dichter zum großen Teile — Ausnahmen natürlich zugegeben (doch das waren dann eben die besseren Elemente, die hier nicht zu Worte kamen) — Deutschenhasser waren, färbte sich der Ton nationalistischer oder politischer Programmnummern leicht chauvinistisch. Die genannten Kreise fürchteten nämlich den deutschen Kunstgeist für den Weltmarkt, auf dem französische Kunst und Literatur herrschen und den großen Einfluß und die große Einnahme haben sollten. Man sagte sich, daß die geistigen Kräfte Deutschlands, seit 1870 für den Aufbau des Deutschen Reiches gebunden und beschäftigt, einmal frei geworden, als reine Kunstwerte eine gewaltige Auswirkung und Anerkennung erfahren mußten.

Komischerweise waren es gerade für die Fremden und auch die deutschen Besucher von Paris diese sogenannten Künstlerkabaretts am Montmartre oder am Montparnasse, die man gern als Urbilder unseres Überbrettls von einst ansprach und aufsuchte. In Wirklichkeit sah man da von irgend welchen Künstlern nichts mehr; außer einer Reihe von Wandbildern, die an vergangene bessere Zeiten erinnerten oder zum Verkauf ausgestellt waren, hatte das Dargebotene kaum mehr etwas mit Kunst zu tun. Die Vortragenden waren meist gewerbliche Rezitatoren dritten und vierten Grades, bestenfalls Gelegenheitsdichter, die sich als Chansonniers ihr Brot erwarben. Meist aber wurden die Chansons von anderen, Ungenannten hergestellt und von den „Künstlern" lediglich vorgetragen. Man konnte so an einem Abend denselben Rezitator in drei bis vier Kabaretts hören, wo er stets nur seine Nummern ableierte und weiterging. Die Aufmachung in diesen Buden war die denkbar primitivste; stellenweise fand man eine schlechte Theaterkulissenpracht. Starker Zynismus stand in den besseren neben einigen anmutigen, fast literarischen

Sachen. Die deutschen Gäste bekamen in diesen Lokalen manche Zweideutigkeiten zu hören, die, politisch gemeint, indessen meist aus Mangel an Sprachkenntnissen nicht verstanden wurden. Denn gerade die Pariser Sprachbehandlung gestattet vielfach einen Doppelsinn, der auch guten Kennern des Französischen so bald nicht geläufig wird.

Jedes dieser Kabaretts hatte seine besondere Tendenz und politische Kampfnote und Mission. Im Ciel und Enfer, den bunten, marktschreierischen Kabaretts am Montmartre, bekämpfte man mit gröbsten Mitteln die Kirche, im Chat noir besonders das moderne Deutschtum, im Kabarett des burgundischen Dichters Aristide Bruant, des Sozialisten, im Boulevard Rochechouart die bestehende Regierungsform, im Lapin agile, hoch auf der Butte, die Akademiker. Eine starke freisinnige Note gegen die Regierung vertrat auch einmal La Lune Rousse am Boulevard Clichy. Dieses und mehrere Kabaretts im Boulevard Saint-Germain — eines sogar in den alten Katakomben — waren die Zufluchtsorte der royalistischen Propaganda und der Polizei so verdächtig, daß sie oft zeitweise geschlossen wurden. Fast alle aber waren schon recht abgegriffene Marken und noch von Einfluß in ihrer verhetzenden Note. Hier aber tauchten zuerst jene Gestalten des Professors Knatschke, jene Karikaturen des deutschen Kaisers, des deutschen Beamten und Gelehrten auf, die dann den Weg über die Volksbühne machten. Gerade hier hatten jene Agitatoren marktschreierischer Art wie Hansi-Waltz, Willette und andere ihren Einfluß, ihre Gemeinde und ihre künstlerischen Genossen [1]).

Wichtiger und charakteristischer für das Volk selbst waren die kleinen und großen Kabaretts im Norden und Osten, die teils als alte Künstlerkabaretts, teils als ganz kleine Spelunken mit Sitzbrettern, teils als Varietés großen Stiles und als Théâtres du Quartier auftraten, in die der Fremde fast nie kam. Sie waren als große, lichtspendende Theatereingänge erkennbar oder führten ihr Dasein in Kellern oder Hinterhäusern. Sie hatten eine Bühne oder nur ein Podium, Logen und lebensgefährliche Treppen oder nur Stühle und primitivste Bänke. Fast immer aber waren sie alle gesteckt voll. Und es lohnte sich schon, mit einer nationalistischen Propaganda und einer Verhöhnung des Deutschtums von hier aus auf die breite Masse zu wirken. Sei es in Chansons, die irgend ein Geschehnis karikierten, irgend eine Äußerung unseres Kaisers persiflierten oder in komischen Rollen und Dialogstücken oder in der Rezitation von dramatisierten oder balladesk aufgemachten Schauergeschichten aus dem bekannten Lavisseschen Propagandabuche „Tu seras Soldat". Diese Themen wurden auch zu Sketsches verarbeitet. Das kleine spelunkige

[1]) Vergleiche: Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte. Von Marie Luise Becker. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt): Maxime Brienne und Jean d'Astroc, On ne parle pas de lui; Vincent Hyspa, Nos Aieux ont prix la Bastille; Canson, Lamentation de Guillaume II; Dalbret, Merci, bons Allemands; Fragson, En avant, les P'tits gars.

„Théatre Moderne“ spielte einen solchen Sketsch von Rouvray und Lemarchand: „Noël d'Alsace“, der sich lange auf diesen Repertoires hielt. Das riesenhafte Théatre Montparnasse führte unter dem Titel „Sous le couteau“ eine Apachenkomödie mit großer Revue auf, in der ein Schauspieler den deutschen Kaiser in einer lächerlichen und unwürdigen Rolle zeigte, die durch das ganze Stück geführt wurde.

In den Music-Halls und Café-Concerts, wie sich diese abendlichen Vergnügungslokale nannten, waren kleine oder größere antideutsche Sachen neben nationalistischen Kundgebungen gleichfalls geduldet. Diejenigen nahe den Kasernen, wie Ba-ta-Clan am Boulevard Voltaire, Chansonnia am Boulevard Beaumarchais, hatten große nationale Schlußrevuen mit Marseillaise und Elsaß-Lothringen. In der Boîte à Fursy, die Eduard der Siebente trotz ihrer Ruppigkeit durch seine Gegenwart berühmt gemacht hatte, fühlten sich Fursy und seine Kollegen dankbar verpflichtet, die Deutschen anzuulken und die Engländer und die übrigen Heiligen der Entente wohlwollend zu verherrlichen. Ebenso konnte Mayol in seinem großen Kabaretthaus sich kleine Ausfälle nicht versagen, trotzdem er auch bei den Deutschen, die im Umkreis der Rue de l'Echiquier ihre Geschäfte hatten, wegen seiner überwältigenden Komik in hoher Gunst stand.

So in Paris.

In der Provinz hatte man es mit einer anderen Art von Zuschauern zu tun. In Boulogne zum Beispiel waren es im wesentlichen Matrosen, Hafen- und Werftarbeiter, die schwere, nordfranzösische Rasse, und hier wählte man das Programm der Café-Concerts und Kabaretts schauerlicher, romantischer und derblustiger. In Toulouse wiederum gestattete der republikanische Geist die größte Freiheit in der Persiflage der regierenden Häupter — den derzeitigen Präsidenten von Frankreich mit einbegriffen —, aber das literarische Niveau stand im Einfluß der Studenten höher, die eigentliche Verhetzung fand ihre stille Korrektur in der ruhigen Haltung des Publikums. Anders in Marseille, wo eine aufgeregte, unruhige, leidenschaftliche Bevölkerung, der homme du Midi, starke Sensationen, recht grausige Darstellungen, wilde Szenen liebt. Hier galt es, den Inscrit Maritime, den unruhigen, eingesessenen Seemann, der seine Fahrten hinter sich hat, aber dem Staate noch für den Kriegsdienst als Reservist zur Verfügung steht, von seinen vielfachen Streiks und Lohn- und politischen Forderungen abzulenken und auf den äußeren Feind zu hetzen. Ursprünglich war es da der Italiener, der Feind, der Arbeitskonkurrent, der Billige, Verachtete, Unterdrückte, der Vertreter der sale race, gegen den das Volk eingenommen, ja zum Haß bereit war. Es mußte von den politischen Drahtziehern erst eine künstliche Umwertung vorgenommen werden, um dem Marseiller aus dem Deutschen einen Feind, aus dem Italiener einen Freund zu machen. Wirkungsvoller Spott aber setzte gerade hier von der Szene aus mit dem größten Erfolge ein. Denn der Pariser verlacht und

verhöhnt auch, was er im Grunde achtet und verehrt. Was aber dem Marseiller erst einmal lächerlich gemacht worden ist, verachtet er immer.

Einen wesentlichen Bestandteil dieser Vorführungen bildete das unvermeidliche Dialogstück. Seine eigentliche Heimat ist das Pariser Grand Boulevard. Am Montmartre oder am Montparnasse erscheint es als Einlage in das Programm, ja, im Süden der Stadt bildet es eigentlich die große Zeitung für den Arbeiter und Studenten. Werden die Leute im Chanson verhöhnt, so kommen sie im Dialogstück in den verschiedenen Charaktermasken selbst auf die Bühne, und der einfache Mann hört die Unterhaltungen der Staatsoberhäupter persönlich mit an. Politische Erörterungen und erotische Eskapaden werden ihm da vorgeführt. Zuweilen durch direkte politische Depeschen ergänzt, die mit dem Projektor auf den Vorhang geworfen werden.

In den Revuen ist meist eine größere Aufmachung erforderlich. Wo Raum und Mittel dazu fehlen, hilft man sich damit, daß man die Figuren des Abendprogramms zum Schluß in einer meist nationalistischen Handlung zusammenfügt, mit etwas Dialog und einigen Chören verbindet. Immer hat die Commère das große Wort, und die Marseillaise, die Gestalten von Elsaß und Lothringen und der Piou-piou fehlen in fast keiner Schlußapotheose. Tanzpantomimen mit den Fahnen und Farben der Entente auf Röckchen, Hosen oder Busenschleifen der Balletteusen oder sonstige angenehme Anbiederungen der Entente neben allerlei großen und kleinen Fußtritten nach Deutschland belebten die an sich natürlich ziemlich leere Handlung solcher Revue.

Im ganzen: eine Menge von Nadelstichen, mit gallischem Witz ausgeteilt, die dem Zuschauer, der die Sprache wirklich beherrscht und allen Doppelsinn versteht, eine unangenehme Sensation nach der anderen bereiten, wenn er Deutscher ist, die aber zugleich dem Ausländer anderen Stammes ein schmeichelhaftes Bild französischen Leichtsinns und Mutes geben und geben sollen — und dem Volke selbst das Deutschtum unmerklich und so von ungefähr und nebenbei verächteln und verekeln. Die typischen Gestalten des Kaisers, des deutschen Professors, Regierungsrates oder Schutzmannes wie des deutschen Fräuleins aus dem Kabarett popularisiert.

Gegen die Pangermanisten wendete sich eine Revue im Nouveau Théâtre in Paris: Au Drapeau, Mesdames, von David de Champelos und Victor Hoerter (Mai 1914)! Eine Pangermanistin, eine deutschfreundliche Frauenrechtlerin wurde hier verulkt, um zugleich gegen die Frauenbewegung, das Frauenstimmrecht und den deutschen Einfluß darin zu propagieren. Die Folies Bergère brachte im Mai 1913 eine Revue: „En avant, Mars!“, in der nach Entwürfen von Hansi „Une nuit de Straßbourg“ und die „Charge du 4e hussard“ gespielt wurde. Diese Revue hielt sich bis lange in den Krieg hinein. Ebenso wurde der dramatische Sketsch des Théâtre Moderné: Noël d'Alsace von Rouvray und Lemarchand noch lange nach Kriegsbeginn weiter gespielt.

Ein wesentlich anderes Publikum füllte das Grand Guignol in Paris

und das Guignol Lyonnais. Hier wurden vor dem Forum der besten Gesellschaft jene Einakter geschaffen, die dann als Burlesken oder kurze, prägnante Schauerstücke den Weg in die Volksbühnen und Kabaretts von Paris und der Provinz gingen. Früher keinesfalls antideutsch, brachte das Grand Guignol, ein zum Theater ausgewachsenes Künstlerkabarett des Montmartre, das aber Stil und Aufmachung von einst nach Möglichkeit aufrecht erhielt, in den letzten Jahren vor dem Kriege zahlreiche Einakter, in denen besonders deutsche Offiziere eine nicht einwandfreie Rolle spielten. Ja, in einzelnen kam eine heftige antideutsche Propaganda zu einer bildhaften, seelisch stark wirkenden Darstellung. So in „Revanche", einem Einakter nach Maupassants Novelle, in der eine Dirne 1870 einem unverschämt auftretenden deutschen Offizier im Laufe des gemeinsamen Abendessens ein Messer in die Brust stößt. Dieses Stück, das alle kleineren Volkstheater spielten, wurde charakteristischerweise noch 1914 mit großem Erfolg in Lüttich aufgeführt.

Ein anderer Einakter des Grand Guignol stammte von Robert Francheville. Das Stück spielt in einer kleinen Posenschen Garnison und nennt sich: Le beau Régiment. Ein Ulanenregiment hat eben einen polnischen Aufstand unterdrückt. Einer der Ulanen ist Pole, sein Bruder, seine Mutter wurden von den deutschen Soldaten verwundet — starben. Er selbst hat durch seine aufrührerischen Reden die anderen Soldaten in der Kaserne gegen sich aufgereizt. Die Gegensätze prallen brutal aufeinander, Haß und Verachtung und Quälereien begegnen ihm überall, trotzdem die Vorgesetzten immer wieder versuchen, die aufwirbelnden Streitigkeiten zu schlichten. Durch umherziehende Zigeuner sind die Pocken in die Stadt eingeschleppt, es kommen auch in der Kaserne verdächtige Fälle vor. Zur Vorbeugung weiteren Umsichgreifens soll das ganze Regiment geimpft werden. Ein Stabsarzt hat an Kaninchen Experimente mit Tollwutgift gemacht und vom Institut Pasteur das dazu nötige Serum erhalten. Er läßt unverständlicherweise grade den Polen an diese gefährlichen Sendungen. Der Pole, von seinen Rachegedanken erfüllt, verwechselt heimlich die Phiolen, und das ganze Regiment, der Stolz der Armee, wird mit Tollwutgift geimpft. Die Kaserne ist mit tollwütigen Soldaten gefüllt, die Lazarette fassen die Kranken nicht mehr, alles rast, tobt gegeneinander. Die ganze Stadt gerät in Gefahr, gleichfalls tollwutkrank oder niedergemacht zu werden — man sieht die einzige Rettung darin, daß man das ganze Regiment zum Tode verurteilt. Man muß diese Kranken opfern, um die Stadt und die nahen Truppenteile zu retten! Nach entsetzlichen Szenen willigt der Oberst ein und stirbt als erster freiwillig und heldenhaft mit den Seinen. Ein anderes historisches Ammenmärchen ist der Einakter „Während des Waffenstillstandes" von Armand Charmain. Friedliche Angler, die sich vor Paris 1871 den Waffenstillstand zunutze machen, um ein paar Fische zu fangen, werden von einem jungen deutschen Leutnant gestellt, füsiliert und in die Seine geworfen. Ein menschlich denkender deutscher Feld-

webel, der mit den Verurteilten ein, freilich fruchtloses, Mitleid hat, erhöht noch den Eindruck der Roheit des Leutnants. Le Siège de Berlin von Charles Hellem und Paul d'Estroc bringt die Geschichte eines französischen Kaisergrenadiers von Napoleons des Ersten Zeiten, der 1871 von der Eroberung von Berlin träumt. Seine Familie wagt nicht, ihm die Wahrheit zu gestehen. So überrascht ihn der Einzug der deutschen Truppen in die französische Hauptstadt. Der Alte ruft sein Vive la France zur Unzeit und wird zur Strafe ohne Gnade füsiliert. Das Stück dramatisiert eine Novelle von Alphonse Daudet, konnte aber nicht die literarischen Feinheiten der Novelle in den Einakter hinüberretten.

Diese Guignolstücke kamen vom Montmartre in die Théâtres du Quartier und in die Variétés, kamen in die Provinz und wurden der Uraufführung im Pariser Guignol unzählige Male nachgespielt. Auch gastierten die Truppen des Grand Guignol oder des Guignol Lyonnais damit im Sommer in der Provinz und in den Badeorten. Dieses Kasperletheater für die Großen war berühmt wegen der Schauerlichkeit seiner Stücke. Es machte diesem Ruf auch in der Aufmachung dieser kleinen antideutschen Werke Ehre. Sie wurden als Einlagen im Varietéprogramm in der Provinz nachgespielt und als Auftakt (lever de rideau) vor dem großen Drama.

Das Volksstück großen Stiles, das Schauerdrama mit reichster dramatischer und szenischer Aufmachung, bot freilich eine ganz andere, breitere Möglichkeit, um Haß zu säen und die Volksleidenschaft in einem Publikum zu wecken, das sich in einer Weise den Wirkungen dramatischer Kunst hingibt, wie es der Deutsche gar nicht kennt. Die großen Theater von Paris, das Ambigu, Chatelet, Gaité Lyrique, pflegen in der Hauptsache das Volksstück historischen und nationalen Charakters. Auch im Théatre Sarah Bernhard bildet das historische Drama volkstümlicher Aufmachung eine Basis des Repertoires. Der Franzose liebt es, Ausschnitte aus seiner Geschichte in dramatischer Aufmachung zu sehen, und hat seine Lieblinge in der Tradition des Landes, die er gern auf der Bühne wiedersieht, auch wenn das Stück nicht viel wert ist. So besitzen diese Volksbühnen einen eisernen Bestand von schlecht und recht gemachten historischen Dramen, die immer wieder gespielt werden, trotzdem die Literaturgeschichte die Namen ihrer Verfasser nicht kennt und auch niemand nach ihnen fragt. Die Volksstücke im Gaité Lyrique sind meist musikalisch durchsetzt, Melodramen, zuweilen Opern. Diese Theater haben eine lange und hohe Blütezeit hinter sich. Vor allem das Ambigu. Es sah einst — wenn auch im Nebenamt — unter der Direktion von Coquelin aîné die ganz Großen unter den Schauspielern auf seiner gewaltigen Bühne, die zum nachbarlichen Theâtre Renaissance unter Coquelins Leitung gehörten. Aber während Variétés und Kabaretts blühten und gediehen, erkaltete nach Coquelins Tode das Interesse an dem großen Rührspiel, in dem das Publikum mitweint und um Gnade für den Helden oder die Heldin fleht oder

dem Spieler der bösen Rolle am Ausgang mit geballten Fäusten auflauert. Gerade das Ambigu hatte mit solchen Stücken das beste Geschäft gemacht; nun stand es leer, und auch im Gaité Lyrique gingen die Geschäfte schlecht.

Wenn sich die Agitation gegen Deutschland als Zugabe zur nationalistischen Darbietung einschleichen mußte in den Variétés und Kabaretts, vorsichtig, um das gewohnte, Vergnügen suchende Publikum nicht zu verscheuchen, so setzte im Volkstheater die Deutschenhetze erst viel später ein, zwei Jahre vor dem Kriege, und sollte als nunmehr sicheres Geschäft eine Rettung vor dem drohenden Zusammenbruche sein. Wenigstens im Ambigu. Da mußte der im Volke so beliebte Apachendichter Aristide Bruant im Verein mit Arthur Bernède ein Helden- und Spionendrama schreiben, in dem leibhaftige deutsche Offiziere auf die Bühne kamen und das edle „Cœur de Française" eines jungen französischen Mädchens im tiefsten Frieden in politische und moralische Gefahr bringen. Die geistige Vergasung der Stimmung hatte damals schon so gewirkt, daß dies geschickt und mit rücksichtsloser Anwendung aller Mittel in großer dramatischer und szenischer Aufmachung ausgestattete Stück das Ambigu tatsächlich vor dem Konkurs rettete. Es füllte täglich die Riesenräume mit hingerissenen Zuschauern. Das Volk wurde wieder warm, strömte von neuem, wie einst, in das lange leer gebliebene, aus der Mode gekommene Theater. Hier bemühte sich ein Autor, der die Massen mit seinem Worte zu packen verstand, Haß zu säen und die Volksleidenschaft gegen Deutschland zu wecken. Das Drama tauchte im Winter 1912 in Paris auf und ging von dort aus in die Provinz. Hier war eine Deutschenhetze sondergleichen in rücksichtslosester Weise und großen Stiles eröffnet. Unterstützt durch eine gefällige Presse und durch die alten literarischen Beziehungen des Bruantschen Kabaretts verbreitete sich der Ruf und Ruhm dieses Stückes mit nie gekannter Schnelligkeit. Der Inhalt ist kurz der folgende: Eine junge Französin kommt als Lehrerin in das Haus eines deutschen Generals. Da sie seinen Liebesanträgen ausweicht, wird sie als Spionin vor ein Kriegsgericht gestellt, das sie aus Gefälligkeit für den General unschuldig verurteilt. Sie entflieht aus dem Gefängnis, und an der Grenze, natürlich der lothringischen, kommt es zu einem Duell zwischen ihrem ritterlichen französischen Befreier und dem deutschen Schergen in Offiziersuniform. Es ist unsagbar, wieviel Haß gerade dieses Stück gesät hat.

Auch im Théâtre Gaité Lyrique versuchte man es mit einem nationalistischen Volksstück aus dem Kriege 1870/71: Paysans et Soldats von de Sancy. Dies Stück, wesentlich vornehmer gehalten, bot in volkstümlicher Aufmachung eine Szenenfolge aus dem Elsaß mit viel Trachten, Chören, Heroismus und dem obligaten füsilierten Patrioten. Neben ihm bestanden die älteren Werke derselben Schule: Marengo, L'attaque du Moulin, und wurden immer einmal wieder auf die Bühne gebracht als nationalistische Kundgebungen. Das Gaité Lyrique brachte auch im Winter 1912/13 Offenbachs Fille du Tambour-Major mit großer Pracht heraus, die wegen ihres Schlusses — Einzug Bona-

partes in Mailand, Chant du départ — bis dahin ziemlich verpönt war. Das Stück hielt sich auch bis 1914 mit großem Erfolg auf dem Repertoire. Die nationalistischen Stücke mit historischem Stoff, die, wie bereits geschildert, meist ganz objektiv und ohne Parteinahme für Revolution, Republik oder Königtum mit ihren bunten Kostümen, ihren malerischen Szenenbildern aus Altparis ein lebendiges Geschichtsbuch für das Volk bildeten, waren die Basis, auf der man die neuere Geschichte aufbaute. Nur, daß man sie mehr und mehr mit antideutscher Polemik und stärkeren nationalistischen Nuancen färbte. Doch blieb in diesen Dramen das Gesamtbild des Volksstückes noch immer gewahrt. Man suchte sich nur eine tiefere Erregung und innere Parteinahme des Zuschauers zu sichern. In Cœur de Française dagegen arbeitete man mit den ganzen Kulissenreißereien und der Schmierenkunst des alten Schauerdramas.

Inzwischen gingen auch im Théâtre Rejane die Geschäfte schlecht, und man versuchte, mit einem Elsässerdrama die Sympathien des Publikums zu erwerben. Gaston Leroux schrieb mit Lucien Camille zusammen der Frau Rejane eine grobe Elsässertragödie mit einer tränenreichen Heldenmutterrolle. Man konnte von Leroux keine literarische Arbeit verlangen. Das Stück, das er zusammenschrieb, hatte mit Literatur so wenig zu tun, wie die Inszenierung mit Kunst. Es wurde da sogar mit richtigen Varietétricks gearbeitet, indem man einer kleinen deutschen Schauspielerin vierten Ranges eine Backfischrolle gab, in der sie in ihrem mangelhaften Deutsch-Französisch radebrechen konnte. Alle Masken und Kostüme waren genau nach den Karikaturen von Hansi-Waltz. Als geschmackvolle Empfehlung für das Stück wurde in der Presse verbreitet, daß bei der Generalprobe eine Zuschauerin vor Rührung in Schreikrämpfe verfiel. Frau Rejane hatte damals in zarter Rücksicht an die deutsche Kritik keine Karten ausgegeben. Die Deutschen in diesem Stücke sind, wie in Cœur de Française, lächerliche, antipathische und karikierte Personen. Das deutsche Fräulein war überdies noch „Kätie Marlitt" genannt und machte mit ihrem Dialekt so etwa den dummen August. Eine im Herzen französisch gebliebene Elsässerin ist die Mutter eines jungen Fabrikanten, der, im Elsaß angesessen, bei den Gardeulanen in Berlin gedient hat und dort Reserveoffizier geworden ist. Er heiratet eine deutsche Professorentochter, die sich durch Taktlosigkeit und Unkultur auszeichnet. Sie zeigt nur unsympathische Eigenschaften, ist immer entsetzlich angezogen, und ihre Wohnungseinrichtung im „deutschen Stil" ist ein wahres Musterbild der Geschmacklosigkeit. Die Heldenmutter und die Schwiegertochter zanken sich natürlich andauernd. Darüber bricht „der" Krieg mit Deutschland aus (das Stück ging 1913 in Szene), und der junge Ehemann zieht natürlich die deutsche Ulanka an, wie seine Frau und jeder andere anständig denkende Mensch von ihm erwarten. Die Heldenmutter indessen verlangt in den höchsten Tönen, daß der Sohn desertieren soll, und ist empört, daß er sich an seine Offiziersehre gebunden hält. Mit großen Tiraden richtet sie schließlich in dem schwachen Kopf des Sohnes erhebliche Verwirrung an.

Beim Ausreiten an die Front aus den Straßen der Stadt ruft er plötzlich „Vive la France" aus. Sofort wegen Meuterei erschossen, wird er sterbend der Mutter zu Füßen gelegt, was Frau Rejane zu einer großen Szene mit allen Klangregistern von Schmerz und Haß Gelegenheit gibt. In diese tragische Handlung sind die Deutschen als komische, herzensrohe und lächerlich häßliche Personen hineingeflochten, so daß eine Groteske schlimmster Art daraus wurde. Dank der Presse und der Agitation dafür war denn auch der Erfolg mehr laut als achtunggebietend. Selbst die anständige, wirklich gute Kritik Frankreichs lehnte damals noch das Stück ab und konstatierte, daß eine solche Art, politische Gefühle kundzugeben, weder sittlich erhebend noch künstlerisch sei. Der Erfolg des Stückes sprach indessen für seine Aktuellität.

Ähnliche Arbeit dieses Genres ist Noël d'Alsace, das die Reise durch alle Theater während einiger Jahre machte. Die Versuche, durch das Spielenlassen chauvinistischer Gefühle eine stärkere Beeinflussung des Publikums zu erzielen, führten zu Vorstellungen, die weit über alle Grenzen des guten Geschmackes hinausgingen. Man wagte, dem Publikum das tollste Zeug zu bieten. Die Nervosität der Kriegsgerüchte half diesen politischen Spekulanten, zumal der Balkankrieg eine schwere Finanzkrise für Paris brachte. Der Mangel an Luxuskäufern ließ sich in allen Beziehungen fühlen. In solchen Zeiten findet eine politische Agitation willige Ohren. So ließen sich Theater und Publikum vom chauvinistischen Bazillus infizieren. Auch der sonst literarische Marcel Prevost ging unter die politischen Geschäftelhuber und schrieb mit großem Tamtam einen Roman „Les Anges gardiens" (1912), der 1913 im Théâtre Marigny, einer beliebten, feinen Varietébühne in den Champs Elysées, als Komödie in Szene ging. Ich sah mich damals veranlaßt, den infamen Anschuldigungen deutscher junger Mädchen, die Prevost erhob, mit einem Roman als Antwort entgegenzutreten („Der grüne Unterrock". Verlag Karl Reißner, Dresden 1914). Ich zeigte darin die tatsächlichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen diese armen deutschen Fräulein in Paris lebten. Die Verleumdungen Prevosts haben indessen im Kriege böse Früchte getragen, denn ihnen verdanken es die deutschen Mädchen, daß sie aus den französischen Familien, wo man ihnen die Erziehung der Kinder anvertraute, als Spioninnen verdächtigt, in die schandbarsten Konzentrationslager und Gefängnisse geschleppt wurden. Die deutsche Heldin in Prevosts Stück, als „Schutzengel" und Erzieherin in der Familie eines französischen Kriegsministers, hat einen sehr gemeinen österreichischen Liebhaber, verführt den Minister, stiehlt diesem Unschuldsengel die Mobilmachungspläne und macht noch so nebenbei einige Erpressungen. Schärfer noch als das Stück selbst wirkte der Leitartikel im „Matin" und „Figaro", mit dem Prevost höchst eigenhändig Reklame schlug und das deutsche Fräulein als berufsmäßige Spionin und gemeine Dirne kennzeichnete.

René Bazins Roman „Les Oberlés", Zolas „L'Attaque du Moulin", Catulle Mendès' „La colère d'un franctireur" kamen gleichfalls ständig auf diese Bühnen.

Mit diesen Stücken, die man oft in Paris an mehreren Theatern zugleich spielte, sobald sie älter waren, wurde jede aufgestellte Theorie popularisiert. Sie kamen an die Théâtres du Quartier und in die Provinz. So wurden das Volksinteresse für solche Stimmungen neu belebt, die chauvinistischen, zur Ruhe gekommenen Leidenschaften neu geweckt und jene tiefe Verkennung deutschen Geistes und deutschen Staatswesens eingesenkt, die heute eine der wesentlichsten Ursachen der Kriegsdauer und Intensität ist. Gerade die breite Masse des naivsten Volkes wurde durch diese Stücke irre geführt in allen Voraussetzungen und in allem Verständnis für die Nachbarn.

Auch ein Theater, das noch keinen Namen und kein Publikum hatte, führte sich mit einem antideutschen Schmarren ein. Es war die Lustspielbühne in dem 1913 eröffneten Theater Elysée-Palace, wo man im großen Saale, zum ersten Male in Paris, und zwar mit amerikanischem Gelde, Wagner deutsch sang und Beethovens und Webers Musik von deutschen Kapellmeistern interpretiert, lauschte, während man nebenan im selben Hause für die amerikanischen Gäste eine durchsichtige Persiflage deutschen Hoflebens, „L'Exilée", von Henri Kistenmaecker, einem Belgier, spielte. Die „Verbannte" war die junge Mademoiselle, die in die „mittelalterliche Kultur" deutschen Hoflebens und seine Intrigen, Gemeinheiten und Gefahren geriet, und natürlich von einem Fürsten vergeblich umworben wurde.

Als Erbe aller dieser Einflüsse und Bestrebungen trat das Kino schließlich auf, dessen Popularität, besonders in den breiten Volksmassen, rasch stieg, so daß es schließlich als ein moderner Beherrscher der französischen Volksseele zur kriegshetzerischen Propaganda benutzt werden konnte. Die großen, kleinen und kleinsten Volkskinos in Paris, in der Provinz, in Korsika brachten die Verfilmung der vorher besprochenen Stücke. Die Flucht der Heldin in Cœur de Française auf einer Strickleiter die Gefängnismauer hinab war eine sehr wirkungsvolle Szene für den Film. Auch der Einbruch der deutschen Soldaten in die einsame Waldmühle (L'attaque du Moulin, nach Zola), die zynische Bedrohung der Frau, die Flucht des Knaben und sein Rennen durch den Wald, die Ankunft der von ihm herbeigeholten französischen Dragoner, der Kampf mit den Deutschen und ihre Besiegung, und schließlich die Ehrung des Kindes mit dem Kreuz der Ehrenlegion, das sich der Offizier von der Brust nimmt, boten wirkungsvolle Szenen für den Film.

Ebenso „Le serment de Haine", nach einer Geschichte von Paul Deroulède, „L'heroïsme d'une Française pendant la guerre 1870", eine „reconstruction historique admirable", nach einer Erzählung des Lavisse. Als modernes Heldentum wurden da Verrat und Meuchelmord, Fahnenflucht und Franktireurwesen gefeiert. Knaben, die aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten schießen, Mädchen, die unter der Maske der Liebe Meuchelmord verüben, Diebstahl von Geheimpapieren, alles das wurde so in Wort und Bild dem Volke eingeimpft. Der vergewaltigende deutsche Soldat war eine

unerläßliche Beigabe zu der Inszenierung, ebenso wie der rohe Offizier und die mit Bestechung und Mord arbeitende deutsche Regierung.

Das Publikum im französischen Kino erregt sich leidenschaftlich. Geht es der edlen Heldin schlecht, so pfeift und schreit man und droht nach der Leinwand, besonders wenn der Intrigant oder die Intrigantin Glück haben. Wenn es dann wieder gut geht, lacht alles und klatscht Beifall.

Doch noch in einem anderen Sinne arbeitete das Kino vor dem Kriege für den Krieg. Insbesondere in den kleinen Kinos nahe den Kasernen in der Provinz. Man brachte glänzend aufgemachte französische und englische Militärübungen, die die Zucht, die Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit des eigenen wie des verbündeten Heeres zeigen sollten. So zum Beispiel Übungen der französischen Alpenkorps über verschneite Berghänge. Englische Landungen, bei denen die Truppen in wenigen Minuten eine recht stattliche Menge von Maschinengewehren aufstellten und in Tätigkeit setzten. Große Paraden der englischen Hochlandstruppen, Riesenaufmärsche von Kolonialsoldaten, indische Prachtfilms, — eine indische Rajahhochzeit mit französischen Gästen, indische Elefantenjagden und Truppenrevuen. Alles das zeigte dem Zuschauer den Engländer als eine gewaltige, unwiderstehliche Kriegsmacht, und die indischen Films mit ihren bewaffneten und unbewaffneten Menschenmassen waren ebenso eine Verherrlichung des englischen Verbündeten als Militärstaat wie als Finanzmann. Und durch die französische Verbrüderung mit den mächtigen Rajahs gewann man den Eindruck, als ob Frankreich nun auch an dieser Macht und an diesem Reichtum seines Bundesgenossen berechtigten Anteil habe. Während wiederum die Übungen der Kolonialtruppen zur Erhöhung des eigenen Machtbewußtseins beitrugen, und dem ängstlicheren Gemüt so die Zuversicht gaben: erstens kann es nur ein Sieg sein mit so mächtigen und reichen Bundesgenossen, und zweitens holen uns ja die Kolonialsoldaten die Kastanien aus dem Feuer.

Mit der allgemeinen Gewöhnung an solche Bilder und Gedanken wuchs die Lust zum Krieg, die man so in wohlerwogenen Dosen erregender Gifte im Volke anreizte und aufzog.

Die Aufmachung solcher kleinen Kinos in improvisierten Sälen mit winkligen, dunklen Eingängen erinnert an den Glanz eines Karussels oder einer Schaubude. Man trinkt Bier, und in den Zwischenakten bemüht sich ein Jongleur, den erstaunten Zuschauern Fünffrankenstücke aus der Nase, aus den Ärmeln oder Stiefeln zu ziehen, oder eine Wahrsagerin verrät die Gedanken des braven Militärs links in der Ecke, und des hübschen Fräuleins, das rechts auf der letzten Bank sitzt.

Neben Couplets und Darstellungen, neben Wort und Szene und Lichtbild wirkte die Musik hier nur mit wenigen bekannten Melodien, auf die die Volksseele unter allen Umständen reagiert: die Marseillaise und der Chant du départ. Das nicht allzu große musikalische Verständnis des Franzosen folgte nicht den Versuchen, mit großem Klingklang Wagner und Beethoven, Bach, Schu-

mann und Schubert oder Strauß aus dem Herzen der Pariser zu bannen, die der Teutonenfeind Saint-Saëns mit mehr gutem Willen als Talent unternahm.

Wichtiger und massenerregender war die Rolle des Plakats. Die Kunst der Straße wirkte auf die Straße. Das Plakat der Säulen, der Häuserecken und -wände, insbesondere aber das Riesenplakat vor dem Filmhause und in der Untergrundbahn ist dem Franzosen ein interessantes Sammelstück. Er kennt die einzelnen Plakatkünstler und verfolgt die neuesten Erscheinungen und Konkurrenzen. Auch der einfache Mann beobachtet diese Bilder, und die helle Luft, die strahlende Sonne des gezeichneten Himmels bilden den wirkungsvollen Hintergrund. Wie leuchten da Farben und Linien! Wie plastisch und packend ist so eine Szene aus Cœur de Française, wo die junge Dame in heroischer Haltung vor dem deutschen Kriegsgericht steht, oder sich auf dem Strick über den Abgrund schwingt! Lebensgroß und mahnend tauchen diese Bilder neben dem Beschauer in der Pariser Untergrundbahn auf, begleiten ihn durch die Unterführungen, verfolgen ihn über der Erde. Überall, wohin er sieht, findet er diese aufreizenden, packenden, erschütternden Klagen gegen deutsche Willkür.

Und neben diesem Großbildwerk, das die Straße beherrscht, die Programmbilder der Theater und die Sousshefte in Quartformat, die mit schreienden Farben die Sensation des Tages hinaustragen! Jede Woche ein Heft oder zwei, unter der Redaktion des bekannten Deutschenfressers Tissot. Mit viel blutrotem Aufdruck. Die erste und die letzte Seite geben dem Zeitungskiosk zugleich die Affiche. Und der Zeitungskiosk ist überall. Zwischen den üblichen Räuber- und Mordgeschichten der faits divers, die hier illustriert wiederholt werden — italienischen Erdbeben, Schiffsunglücken, Bränden, Eisenbahnkatastrophen, Diebstählen und Totschlägen und sonstigen internationalen Ereignissen — spielte die Mißhandlung deutscher Soldaten durch ihre Vorgesetzten eine breite Rolle. Es gab offenbar in Frankreich besondere Leute, die sich über alle solche Vorkommnisse im ganzen Deutschen Reich im laufenden hielten, über die kleinste Klage die gesamte Presse benachrichtigten, und diese Sousshefte fanden eine besondere Ernte an solchen Darstellungen, die sie als scheußliche, bluttriefende, rohe und abstoßende Szenen brachten.

Der Nationalismus der Affiche ging so rasch und unverblümt zum Chauvinismus über, wie es im Charakter seiner Materie und seiner Massenwirkung liegt.

Das Plakat als Kunstwerk degenerierte im Zeichen des chauvinistisch gewordenen Nationalismus so rasch, wie Kabarett und Volksstück, die zu Agitatoren wurden.

Wer über die Vorgeschichte des Weltkrieges ein Bild gewinnen will, tut gut, sich zu vergegenwärtigen, wie man die französische Volksseele in ihren beliebtesten Kunststätten systematisch, langsam und unwiderstehlich mit dem chauvinistischen Gifte durchtränkte, wie die leicht geschürzteste der Musen neben dem naiv tragischen Volksstück der kriegshetzerischen Propaganda dienstbar gemacht wurden und vor den Pflug gespannt, der den Boden für die Blutsaat bereiten sollte.

Die Entwicklung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens in Preußen.

Von

Wilhelm Waetzoldt.

(Schluß.)

III. Unter der Herrschaft der historischen Stile. Der Kampf der Ressorts um die Kunstgewerbeschulen.

1851 bis 1884.

Was Goethe von den Beuth-Schinkelschen „Vorbildern" zur Veredelung der Handwerkserzeugnisse erhofft hatte: daß die Gewerbetreibenden sich angeregt fühlen würden, in gleichem Sinn, worauf alles ankommt, „selbst hervorzubringen", das war nicht eingetreten. Es hatte auch nicht eintreten können, weil infolge der erstarkenden Großindustrie und des hinter ihr stehenden Kapitales, durch die immer weiter gehende Arbeitsteilung und Spezialisierung in allen Gewerben und durch den Verfall der handwerklichen feineren Technik sich der Handwerkerstand teilweise in einen Arbeiterstand umgewandelt hatte. Auch gab es keinen Stil mehr, der wirklich Ausdruck für das Leben der Zeit gewesen wäre und als solcher alle höhere Produktion in seinen Formenbann hätte ziehen können, nachdem der Biedermeierstil, in dessen Erscheinungen sich die Gesinnung und wirtschaftliche Lage der Restauration gespiegelt hatte, erloschen war. Zwischen 1840 etwa und 1876 ging die deutsche gewerbliche Produktion durch eine Art Stilleere hindurch. Die Tradition war verloren gegangen, die führenden Künstler fehlten, einen sicheren Geschmack gab es nicht mehr. Die Industrieausstellungen seit der Londoner von 1851 stellten aller Welt dies traurige Bild eines kunstgewerblichen Tiefstandes in Deutschland vor Augen. Sachkenner verschlossen sich dem keineswegs[1]). „Um die Mitte des Jahrhunderts" — so urteilt Jakob von Falke in seiner Geschichte des Kunstgewerbes — „gab es in Deutschland ... in der Industrie weder eine Kunst noch einen Künstler." Und Gottfried Semper schrieb über die deutschen Erzeugnisse auf der Ausstellung in London, die besten Sachen seien „mehr oder minder getreue Reminiscenzen; andere zeigen ein löbliches Bestreben, die Formen von der Natur unmittelbar zu entlehnen; aber wie selten sind wir glücklich darin gewesen! Das meiste ist verworrenes Formengemisch

[1]) A. Rosner, a. a. O. H. Waentig, a. a. O. O. Simon, a. a. O.

oder kindische Tändelei." Die technische Rückständigkeit, ästhetische Minderwertigkeit und ökonomische Kleinlichkeit der deutschen Kunstindustrie enthüllte sich erschreckend deutlich in den deutschen Abteilungen der Ausstellungen in Paris (1855 und 1867), London (1862), Wien (1873) und Philadelphia (1876). Man erkannte auch in den amtlichen Kreisen[1]) die Gefahr, daß die deutschen Erzeugnisse vom Weltmarkt verdrängt würden, wenn nicht ihre künstlerische Hebung gelänge.

Einen Weg zur Wiederbelebung des Kunstgewerbes wiesen die englischen Verhältnisse; er wurde bezeichnet durch die Gründung von Museen, als Vorbildersammlungen und in Verbindung mit ihnen von Schulen. In England hatte man — den Anregungen Gottfried Sempers folgend —[2]) das vorbildliche South-Kensington-Museum eingerichtet und in den South-Kensington-Schulen das technische Können und die geschmackliche Bildung des Handwerkers gepflegt. Die historischen Ornamante galten dabei als unantastbare Vorbilder. Der Erfolg dieser Arbeit zeigte sich zuerst auf der Ausstellung von 1862, die die englische Kunstindustrie als führend erwies. Nun entstanden auf dem Kontinent verwandte Institute und Bildungsanstalten. 1864 das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, dem vier Jahre später eine Unterrichtsanstalt angegliedert wurde; 1865 die Gewerbehalle in Karlsruhe, 1867 das Deutsche Gewerbemuseum in Berlin, 1868 das Rheinisch-westfälische Industriemuseum in Köln. An die Sammlungen schlossen sich gewerbliche Zeichenschulen, in denen die Anregungen der Museen verarbeitet und in die Schaffung eines neuen deutschen Kunstgewerbes umgesetzt werden sollten, so in Berlin, München, Nürnberg, Karlsruhe, Dresden, Leipzig.

Die bestimmende geistige Verfassung der Zeit, des Historismus, bemächtigte sich auch dieses Kulturgebietes. Man glaubte, auf dem Umwege über den kunstgewerblichen Zeichner, der in den neuen Museen das Studienmaterial kopierte, dem Gewerbe die verlorene Kunst wieder zuführen zu können. Der Zeichner kopierte, der Handwerker bildete nach den Kopien historische Prunk- und Schmuckformen, die er — so gut er es verstand — mit den Nutzkörpern der Alltagsgeräte, Möbel usw. verband. So entstand, genährt aus der Quelle des „Formenschatzes" historischer Stile, ein Pseudo-Kunstgewerbe, zunächst im Gewande der von der Spätromantik gefeierten Gotik[3]). Nachdem schon seit 1864 von Wien aus die Gedanken einer Erneuerung des Kunstgewerbes im Anschluß an die Werke der Vorfahren ver-

[1]) Denkschriften des Handelsministeriums 1868 und 1870. Denkschrift von Herman Schwabe, Die Organisation der Kunstgewerbeschulen in Verbindung mit dem deutschen Gewerbemuseum in Berlin. Berlin 1868.

[2]) Wissenschaft, Industrie und Kunst, Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühls. 1851.

[3]) Die gotische Bewegung in Frankreich (V. Hugo, P. Merimée Viollet-le-Duc) errang ihren größten Erfolg 1843 mit der Gründung des Musée de Cluny für mittelalterliche Kunst.

breitet worden waren, drängte das durch den Krieg 1870/1871 erstarkte Nationalgefühl das Handwerk in die Formenwelt der Renaissance. In dem gleichen Jahre 1876, das dem deutschen Gewerbe auf der Ausstellung in Philadelphia eine schwere Niederlage und die berühmt gewordene Kritik seiner Erzeugnisse als „billig und schlecht" durch Reuleaux brachte, zeigte die Sonderausstellung „Unserer Väter Werke" auf der Münchener Industrieausstellung in ausgewählten Stücken des deutschen Renaissance-Kunsthandwerks die Vorbilder der Zeit. Mannigfache Veröffentlichungen deutscher Bauten, Zimmer, Geräte usw. haben dann dazu beigetragen, jene mit zusammengeleimten Maschinenornamenten arbeitende Möbelindustrie zu erzeugen, der die Aufgabe zufiel, die Geschmacksansprüche der Gründerzeit zu befriedigen. An die nach Erschöpfung des Renaissance-Formenschatzes einander immer rascher ablösenden Stilmoden soll nur erinnert werden. Am unheilvollsten machte sich der Einfluß des Historismus auf die Bauschulen geltend. Mit dem Eintritt der Formenlehre in das Unterrichtsprogramm mußte der auch heute noch nicht ausgerottete Glaube entstehen, daß Architektur durch Zusammensetzen historischer Bauformen entstünde. Die Zeugen für diese Periode deutscher Baugesinnung und -tätigkeit bestimmen ja mit das Bild unserer Großstädte.

Bei der von dem Handels- und Kultusminister 1878 veranstalteten Ausstellung von Schülerarbeiten aus den Gewerbeschulen, die 1870 neu organisiert waren, aus den Zeichenschulen, den Baugewerkschulen und den Kunstschulen, zeigte sich, daß die Zeichenschulen, die ja im wesentlichen zu Ornamentierschulen geworden waren, nicht die belebende Wirkung auf das Gewerbe gehabt hatten, die von ihnen erhofft wurde. Es fehlte an wirklichen kunstgewerblichen Fachschulen mit Werkstattbetrieb, wie sie schon 1853 Semper in seinem Unterrichtsplan für die Abteilung für Metall- und Möbeltechnik des departement of practical art gefordert und wie sie Österreich mit Erfolg schon vor 1876 eingeführt hatte. Die Denkschrift über das technische Unterrichtswesen in Preußen 1879 stellte fest, daß neben der Zeichenakademie in Hanau, der Unterrichtsanstalt des deutschen Gewerbemuseums in Berlin und den Schulen einzelner Vereine einige gewerbliche Zeichenschulen fragwürdigen Wertes in Köln, Kassel, Magdeburg, Elberfeld, Halle, Görlitz, Kottbus und Breslau, die sogenannten Provinzialkunst- und Bauhandwerkerschulen in Breslau, Danzig, Königsberg, Erfurt, Magdeburg und die 1869 reorganisierte Kunstschule in Berlin die einzigen in Preußen der Förderung des Kunstgewerbes dienenden Lehranstalten seien. Ihre Umwandlung in kunstgewerbliche Fachschulen mit Lehrwerkstättenunterricht und Neugründungen von Fachschulen wurde als notwendig erkannt[1]). Die Verwirklichung dieser Reformpläne

[1]) 1879 erging auch aus dem Abgeordnetenhaus an die Regierung die Aufforderung, eine ständige Kommission einzusetzen für Beratung in Fragen des gewerblichen Unterrichtswesens. Die daraufhin berufene Kommission hat 1881, 1883, 1891, 1896 getagt; jedesmal sind ihr Denkschriften vorgelegt worden.

gestaltete sich aber durch die besonderen, historisch gewordenen Ressortverhältnisse und Ressortkämpfe in Preußen besonders schwierig.

Infolge des Allerhöchsten Befehls vom 17. Januar 1838 über die Auflösung des Ministeriums des Innern für die Gewerbeangelegenheiten und über die Verteilung der diesem Ministerium bisher obgelegenen Geschäfte gingen an das Finanzministerium über: die Leitung des gesamten nicht von speziellen Ressorts, wie zum Beispiel der Militär- und Domänenverwaltung, abhängigen Bauwesens. Ferner wurde der Zuständigkeit des Finanzministeriums überwiesen die Leitung der gewerblich-technischen Lehranstalten und Vereine und die Prüfung der Gewerbetreibenden und Handwerker. Alle diese Geschäfte, dazu die vom Ministerium des Innern ressortierende Baupolizei wurden aber nach bereits zehn Jahren infolge der Bildung eines Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten durch Allerhöchsten Erlaß vom 17. April 1848 auf den Geschäftsbereich dieser neuen Behörde übertragen. So blieben die Dinge, bis — namentlich durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen — dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten eine allzu große Geschäftslast aufgebürdet wurde, so daß die Abzweigung eines Ministeriums für Handel und Gewerbe ins Auge gefaßt wurde und die Frage auftauchte, ob das gewerblich-technische Unterrichtswesen mit der allgemeinen Unterrichtsverwaltung zu vereinigen sei. Gegen die Abgabe der gewerblichen Lehranstalten an das Kultusministerium, freilich mit Ausnahme der Navigationsschulen, der Bauakademie in Berlin, der Gewerbeakademie, der polytechnischen Schulen in Hannover und Aachen, der Gewerbeschule in Kassel und der Baugewerkschule in Nienburg, erklärte der Handelsminister am 20. September 1875 keine Bedenken zu haben. Für diese Bereitwilligkeit sprach der Umstand, daß die gewerblichen Fortbildungsschulen wegen ihrer engen Beziehungen zur allgemeinen Fortbildungs- und Volksschule und die Provinzialkunst- und Bauhandwerkerschulen schon dem Ressort des Unterrichtsministers angehörten. Daher erklärten sich in einem für das Staatsministerium verfaßten Votum vom 5. Oktober 1878 die drei Minister des Handels, des Kultus und der Finanzen für die Vereinigung der allgemeinen Unterrichtsverwaltung mit denjenigen, bisher dem Handelsminister verbliebenen Zweigen des technischen Unterrichtswesens, die wie die gewerblichen Zeichenschulen, die höheren und hohen polytechnischen Schulen und die zur Hebung des Kunstgewerbes bestimmten Anstalten, einschließlich der Porzellanmanufaktur, mit der Pflege der schönen Künste sachlich verbunden sind. „Malerei und Plastik sind so sehr auf die Architektur angewiesen, und diese kann die Hilfe jener, jede aber die Kenntnis der Bedürfnisse und Bedingungen der beiden andern so wenig entbehren, daß eine künftige Förderung aller Künste vielleicht am sichersten zu erwarten ist, wenn die oberste Leitung des Unterrichts in allen in einer Hand vereinigt wird." Beim Handelsminister verbleiben sollten ausschließlich die der Berufsvorbildung der Seeschiffer und Steuerleute dienenden

Anstalten. Die Minister glaubten, daß es nicht schwer sein dürfte, „Einrichtungen zu treffen, durch welche das Interesse, welche die Staatsbau- und Eisenbahnverwaltung an der Ausbildung der Architekten, Ingenieure, sowie der der Maschinentechniker hat, sich Geltung verschaffen kann und der Handels- und Gewerbeverwaltung ermöglicht wird, in den für sie wichtigen Fragen des technischen Unterrichtswesens mitzuwirken, so daß die Interessen dieser beiden Ressorts vollständig gewahrt erscheinen."

Nach entsprechenden Immediatberichten des Staatsministeriums vom 24. Juli 1878 und vom 11. Oktober 1878 bestimmten die Allerhöchsten Erlasse vom 7. August und 14. Oktober 1878 folgendes: „Die Verwaltung der Angelegenheiten von Handel und Gewerbe wird von dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten getrennt und für dieselbe ein eigenes ‚Ministerium für Handel und Gewerbe' gebildet. Die Verwaltung der übrigen bisher im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vereinigten Verwaltungszweige (verbleibt) in diesem Ministerium, welches demnächst die Bezeichnung ‚Ministerium der öffentlichen Arbeiten' zu führen hat. Im Verfolg dieses Erlasses wird die Überweisung des technischen Unterrichtswesens, soweit dasselbe zur Zeit mit der Handels- und Gewerbeverwaltung verbunden ist, jedoch mit Ausnahme des Navigationsschulwesens, an den Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten genehmigt." Damit schien eine dem Wesen der Sache und den Interessen der beteiligten Ressorts durchaus entsprechende Lösung gefunden zu sein. Jedoch zeigten sich schon im Laufe der nächsten Jahre gewisse verwaltungstechnische Schwierigkeiten.

Der Handelsminister glaubte, daß die 1878 genehmigte Ressortverteilung den Interessen des Gewerbes nicht entspräche. Besonders ergaben sich Schwierigkeiten, nachdem durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 18. Juli 1881 den neuen Innungen die nähere Regelung der Fürsorge für die technische und gewerbliche Ausbildung der Lehrlinge zur Aufgabe gemacht und ihnen die Befugnis beigelegt war, Fachschulen für Lehrlinge zu errichten und dieselben zu leiten, sowie zur Förderung der gewerblichen und technischen Ausbildung der Meister und Gesellen geeignete Einrichtungen zu treffen. Bei der Beschränktheit der den Innungen zur Verfügung stehenden Mittel waren sie auf Staatsbeihilfen angewiesen; der Staat andererseits hatte alle Veranlassung, aus wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gründen die Bestrebungen der Innungen zur Verbreitung und Hebung des technischen Unterrichts zu fördern. „Hierbei machte sich" — so führte der Handelsminister Fürst Bismarck am 26. September 1883 dem Unterrichtsminister v. Goßler gegenüber aus — „als ein Mißstand fühlbar, daß von der dem diesseitigen Ressort zustehenden Beaufsichtigung der Innungen die Wirksamkeit derselben auf dem Gebiete des gewerblichen Unterrichtswesens ... ausgeschlossen und die Disposition über die zu diesem Zweck verfügbaren Staatsmittel nicht mit der die Aufsicht über die Innungen führenden Zentralstelle verbunden ist." Da das

Gesetz nicht der politischen Gemeinde, sondern den in den Innungen verbundenen Berufsgenossen die Fürsorge für das Lehrlingsbildungswesen überweist, wird die Zuwendung von Staatsbeihilfen an die Innungsschulen nicht, wie bei den Volksschulen, von der allgemeinen Bedürftigkeit der zu ihrer Unterhaltung verpflichteten Stelle, sondern davon abhängig zu machen sein, ob die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Vorteile, die von diesen Schulen erwartet werden, eine solche Zuwendung rechtfertigen. „Die sachgemäße Prüfung und Entscheidung dieser Fragen wird dem diesseitigen (Handels-) Ressort nicht länger vorenthalten werden dürfen, wenn dasselbe die Aufgaben zu erfüllen überhaupt in der Lage sein soll, welche ihm auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet gestellt sind." Hieraus und aus dem lebendigen Zusammenhang zwischen gewerblicher Praxis und gewerblichem Unterrichtswesen folgerte der Handelsminister, daß das gewerbliche Unterrichtswesen wiederum seinem Ressort unterstellt werden müßte, und dabei berief er sich auf die Zustimmung der gewerblichen Kreise. In seinem Antwortschreiben vom 16. Oktober 1883 glaubte der Unterrichtsminister es als genügend bezeichnen zu dürfen, wenn dem Handelsminister für den Zweck der Förderung der Innungsschulen ein besonderer Fonds durch den Finanzminister zur Verfügung gestellt werde. Er gab zu, daß manche Wünsche und Bedürfnisse auf dem Gebiete des technischen Unterrichtswesens bisher nicht befriedigt werden konnten, wofür die Schuld nicht sein Ressort, sondern die allgemeine Finanzlage träfe. Im übrigen sprächen für Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes die im Immediatbericht vom 11. Oktober 1878 für die Vereinigung des technischen Unterrichtswesens mit der allgemeinen Unterrichtsverwaltung geltend gemachten Gründe. Zunächst wurde wieder ein Meinungsaustausch auf dem „Korrespondenzwege" versucht. Am 3. November 1883 betonte der Handelsminister noch einmal die Notwendigkeit einer Rückübertragung der Initiative und leitenden Tätigkeit für das Gesamtgebiet des gewerblichen Unterrichtswesens auf sein Ressort, während er für die Fortdauer der Verbindung dieses Verwaltungszweiges mit dem Kultusressort nur Gründe äußerer Zweckmäßigkeit anzuerkennen bereit war. Der Zusammenhang des gewerblichen Unterrichtswesens mit der Gewerbeverwaltung überwiegt nach Auffassung des Ministers „zweifellos denjenigen, welcher zwischen dem gewerblichen und dem allgemeinen Bildungswesen besteht, und es wird ungleich leichter sein, die Rücksichten, welche auf die Verhältnisse des letzteren zu nehmen sind, durch eine Mitwirkung der Unterrichtsverwaltung zu wahren, als den Interessen der allgemeinen Pflege des Gewerbewesens bei dem gewerblichen Schulwesen durch eine bloß subsidiäre Mitwirkung der Gewerbeverwaltung gerecht zu werden. Es erscheint auch nicht ausführbar, in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen kunstgewerblichen und anderen Unterrichtsanstalten zu machen, da die Zahl der Gewerbezweige, für welche das kunstgewerbliche Moment Bedeutung gewinnt, von Tag zu Tag wächst, eine äußere Grenze zwischen

Gewerbe und Kunstgewerbe immer weniger zu ziehen ist und folgeweise eine Scheidung zwischen kunstgewerblichen und anderen gewerblichen Lehranstalten in der Weise, daß ihre Verwaltung verschiedenen Ressorts übertragen werden könnte, nicht mehr ausführbar erscheint." In seiner Entgegnung vom 21. November 1883 hielt der Kultusminister noch einmal an der Zweckmäßigkeit der 1879 geschaffenen Organisation fest; er gab zu, daß Preußen später als das Ausland die Wichtigkeit der gewerblichen Unterrichtsfragen erkannt und bei den beschränkten disponibeln Mitteln das Versäumte nicht völlig nachgeholt habe. Da die Unterrichtsverwaltung schließlich glaubte, anerkennen zu müssen, daß es dem Handelsministerium leichter fallen werde, Staatsmittel flüssig zu machen, als seinem Ressort, das auf Jahre hinaus mit anderen gleich dringlichen Forderungen an den Finanzminister herantreten müsse, wolle er der vorgeschlagenen Regelung nicht grundsätzlich entgegen sein, schlage aber zur Feststellung der Ausdehnung der Ressortveränderungen kommissarische Beratungen vor. Diese fanden statt, und die Kommission erstattete am 10. Januar 1884 ihren Bericht. I. Bezüglich der mit Real-, Oberreal- und Bürgerschulen verbundenen Fachschulen wurde ein Einverständnis dahin gehend erzielt, sie vorläufig beim Unterrichtsministerium zu belassen, dagegen dem Handelsministerium eine Mitwirkung in Verwaltungsfragen einzuräumen. Für die Zukunft faßte man Übertragung dieser Anstalten an das Gewerberessort ins Auge. II. Eine Reihe von Maschinenbau-, Eisenindustrie-, Baugewerk-, Webe- und Flechtschulen sollten als „überwiegend gewerblicher Natur" an die Zentralverwaltung für Handel und Gewerbe übergehen, dagegen eine Anzahl von Industrie- und Gewerbeschulen für Frauen und Mädchen, die diesen Charakter nicht besitzen, der Unterrichtsverwaltung verbleiben. Über die mehr gewerbliche oder mehr kunstgewerbliche Bedeutung der Hirschberger Spitzennähschule und über ihre Ressortzugehörigkeit wurde ein Einverständnis nicht erzielt. Dagegen erachteten die Kommissare beider Ministerien ein Zusammenwirken ihrer Ressorts für wünschenswert in den Sachen der gewerblichen Fortbildungsschulen. Die Zweckmäßigkeit eines Verbleibens der technischen Hochschulen bei der allgemeinen Unterrichtsverwaltung konnte die Gegenpartei nicht bestreiten. III. „Bezüglich der kunstgewerblichen Bildungsanstalten bemerken die Kommissarien des Herrn Ministers für Handel und Gewerbe, daß eine bestimmte Grenzlinie zwischen Gewerbe und Kunstgewerbe nicht mehr gezogen werden könne." Die Entwicklung des letzteren sei für das Gedeihen des Gewerbes überhaupt, vor allem für die Entfaltung des Ausfuhrhandels von solcher Bedeutung, daß die Gewerbeverwaltung auf die Übertragung derjenigen Bildungsanstalten, welche kunstgewerblichen Zwecken dienen, großes Gewicht legen müsse. Das Gleiche gelte für die das Ingenieur- und Ornamentzeichnen pflegenden Zeichenschulen. Die Kommissarien des Unterrichtsministers verkannten nicht, daß unter diesen Gesichtspunkten die genannten Anstalten mit Ausnahme der Breslauer Kunstschule für das Handelsressort in Anspruch

genommen werden müßten. Sie hoben demgegenüber hervor, daß alle diese Anstalten mit den Einrichtungen zur Pflege der höheren Kunst so eng verknüpft seien, daß eine Ausscheidung derselben aus dem Ressort der Unterrichtsverwaltung in hohem Maße schädlich wirken würde ... Überhaupt seien, wie das Beispiel von Frankreich und sein Übergewicht auf dem Gebiete des Geschmacks lehre, Kunst und Kunstgewerbe in ihrer Entwicklung so aufeinander angewiesen und voneinander abhängig, daß die Überweisung der ihrer Pflege dienenden Anstalten an verschiedene Ressorts nach beiden Seiten hin empfindliche Nachteile zur Folge haben würde. Sei eine Scheidung zwischen Gewerbe und Kunstgewerbe schwierig, so sei die scharfe Abgrenzung des letzteren von der höheren Kunst nahezu unausführbar. Gerade die engste Vereinigung beider herbeizuführen, sei bis jetzt das Ziel der Verwaltung gewesen. Die Kommissarien des Kultusministers erkannten schließlich an, daß die Übertragung der folgenden Anstalten an das Ressort der Gewerbeverwaltung nicht grundsätzlich abgelehnt werden solle: der kunstgewerblichen Fachschule für Metallindustrie in Iserlohn, der Kunsttischlerei- und Holzbildhauereischule in Magdeburg, der Fachschule für Holzschnitzerei des Kreises Gersfeld, der keramischen Fachschule zu Höhr-Grenzhausen. Dagegen bestanden sie auf Verbleiben des Kunstgewerbemuseums und der mit ihm verbundenen Schule in Berlin, sowie der Kunstschulen in Berlin und Breslau beim Kultusressort. Im Verlaufe der anschließenden schriftlichen Verhandlungen einigten sich die beteiligten Ministerien dahin, daß das gesamte technische Unterrichtswesen wieder der Handels- und Gewerbeverwaltung unterstellt werde. Das von der Unterrichtsverwaltung angestrebte Ziel des Verbleibens des Kunstgewerbemuseums, der beiden Berliner Anstalten und des Breslauer Instituts im Ressort der Unterrichtsverwaltung konnte nur dadurch erreicht werden, daß der Protektor der Königlichen Museen, der damalige Kronprinz, sich persönlich mit dem Handelsminister Fürsten Bismarck ins Benehmen setzte. Wegen der mitbeteiligten Interessen der Handels- und Gewerbeverwaltung bei den genannten drei Anstalten wurde diesem Ressort eine Mitwirkung bei ihrer Verwaltung eingeräumt. Der Allerhöchste Erlaß vom 3. September 1884 genehmigte die Überweisung der gewerblichen und kunstgewerblichen Fachschulen und Zeichenschulen, einschließlich der Verwaltung der Porzellanmanufaktur, sowie des Fortbildungsschulwesens an den Handelsminister und schuf dadurch den noch heute herrschenden Zustand[1]).

Unterdessen hatte auch die Akademie der Künste in Berlin mit dem durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 19. Juni 1882 genehmigten neuen Statut die letzte Beziehung zum Kunstgewerbe abgebrochen, da die Kunst- und Ge-

[1]) Vgl. Rückblick auf die Entwicklung des gewerblichen Schulwesens in Preußen 1884 bis 1909. Ministerialblatt der Handels- und Gewerbeverwaltung. Beiblatt. 6. Mai 1910. Erster Verwaltungsbericht des Königlich Preußischen Landesgewerbeamtes 1905. Berlin 1906. S. 87 bis 174.

werkschule entsprechend den Immediatberichten des Kultusministers vom 6. März und 15. Juni 1882 aus ihrem Verbande losgelöst wurde. Diese Scheidung hatte schon der vom Senat der Akademie 1844 eingereichte Entwurf des revidierten Reglements von 1790 vorgesehen und Kugler in seine Grundbestimmungen übernommen, sogar unter Abgabe an das Handelsressort. Seit 1882 beschränkte sich die Akademie daher auf Meisterateliers zur vollendeten Durchbildung der Kunstschüler in einem künstlerischen Sonderfach. Was Friedrich der Große hundert Jahre früher bei seinen von Heinitz durchgeführten Reorganisationsplänen, und was Friedrich Wilhelm der Zweite durch das Statut von 1790 hatte vermeiden wollen: die Beschränkung des akademischen Unterrichts auf die sogenannten hohen Künste und damit die Gefahr der Heranzüchtung eines Künstlerproletariats und einer Entfremdung der Akademien vom wirklichen Leben und den Interessen des Nationalwohlstandes, gerade das war nun eingetreten durch den Erlaß jenes neuen Statuts, das den Künsten sicher am besten zu dienen glaubte, aber den Geist einer Zeit spiegelt, die, wie der Ausgang des Kampfes zwischen den Ressorts um die Kunstgewerbeschulen lehrte, nicht mehr durchdrungen war von der unlöslichen Zusammengehörigkeit aller schöpferischen Leistung und von der Führerrolle der freibildenden Künste gegenüber den angewandten Künsten.

IV. Die Kunstgewerbebewegung. Verwaltungsreform.

1884 bis heute.

Die Zeit dieser Ressortveränderungen war im wesentlichen die Periode der „gewerblichen Zeichenschulen“[1]). Das gewerbliche Bildungswesen wurde von einem Schultypus beherrscht, dessen Wesen in der Erteilung eines für Handwerker berechneten Zeichenunterrichtes bestand. Neben diesen Zeichenschulen mit ihrem Abendunterricht gab es nur verhältnismäßig wenige Kunstgewerbeschulen mit fachlichem Tagesunterricht. Durch Verbindung dieser beiden Schultypen, von denen der erste vorwiegend die handwerkliche Fachausbildung pflegte, der zweite in einem mehr künstlerisch geleiteten und gestalteten Unterricht sein Ziel sah, ist die heutige Handwerker- und Kunstgewerbeschule entstanden. Die Wandlungen in den Unterrichtsmethoden dieser Schulen lassen deutlich die Veränderungen in den allgemeinen Kunstanschauungen und die Stilwandlungen in den bildenden Künsten seit der Mitte der achtziger Jahre erkennen. Die gewerblichen Zeichenschulen hatten, wie gesagt, den Charakter von Ornamentierschulen — und was an Ornamenten bis in den Anfang der neunziger Jahre auf ihnen gezeichnet wurde, waren Ornamente der historischen Stile. Diese historischen Ornamentierschulen

[1]) Vgl. Rückblick auf die Entwicklung des gewerblichen Schulwesens . . ., a. a. O.; ferner: H. Waentig, a. a. O.

wurden unter dem Einfluß des Japanismus und des 1889 auf der Pariser Weltausstellung dem Kontinent vorgeführten englischen Kunstgewerbes von den naturalistischen Ornamentierschulen abgelöst[1]). War doch die Folge des an Stelle des Stilstudiums tretenden Studiums der Pflanzen-, Tier- und Mineralformen wieder nur das Aufkommen einer neuen ornamentalen Ausdrucksweise. Jene in Deutschland typische Verwechslung des Wissenschaftlichen mit dem Künstlerischen führte zum Beispiel zu der Überschätzung der Meurerschen Pflanzenornamentik, zu deren Studium von 1891 bis 1902 deutsche Kunstgewerbeschullehrer nach Rom entsandt wurden, da das Handelsministerium, wie es in einer Veröffentlichung des Landesgewerbeamtes 1905 heißt, der Ansicht war, daß durch diese Kurse „das früher übliche Blumenmalen, das die Pflanze rein nach der malerischen Erscheinung ohne nähere Kenntnis ihrer Formen und Bedingungen wiedergab, durch eine straffe, auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhende kunstgewerbliche Disziplin ersetzt worden sei". Diese „Reform des Pflanzenzeichnens" hatte selbstverständlich mit künstlerischer oder kunstgewerblicher Qualität genau so wenig zu tun, wie die Reform, die jene auf wissenschaftlicher Erkenntnis ruhenden historischen Stilornamente gebracht hatte. Viel wichtiger als der Wechsel in den ornamentalen Motiven wurde für die Entwicklung der Handwerker- und Kunstgewerbeschulen die Ergänzung der Arbeit am Zeichenbrett durch die Arbeit am Material. Seit 1895 etwa führte die schon 1853 von Semper vertretene Erkenntnis zur Begründung von Schulwerkstätten, die seitdem einen feststehenden Bestandteil der Anstalten ausmachen und aus ihrem Organismus nicht wieder wegzudenken sind.

Der Werkstattarbeit, die das Ornamentzeichnen zurücktreten ließ, ist es dann auch zu verdanken, daß allmählich der Gedanke eines neuen Bildens, statt eines bloßen neuen Verzierens, und zwar eines sinn-, zweck-, material- und werkgemäßen Formenbildens, sich durchsetzen konnte. Aus der dekorativen Phase trat die Kunstgewerbebewegung in ihre tektonische Phase. Gestaltung der Gesamtform — statt der Einzelschmuckform, das Sachgemäße an Stelle des bloß Dekorativen, Materialechtheit statt Scheinmaterialien, Surrogaten und Imitationen, konstruktionsgerechtes Schaffen an Stelle der Scheinkonstruktionen, das waren die neuen Gedanken. Schließlich wurde aber nicht mehr der durchgebildete Einzelgegenstand, das Gerät oder Möbel das Ziel, sondern die Ausstattung eines ganzen Raumes. Aus dem kunstgewerblichen Ornamentzeichner war in der zweiten Epoche der Bewegung der Tektoniker geworden, in der dritten Epoche — etwa seit 1901 — wurde der Tektoniker zum Innenkünstler.

[1]) Justus Brinckmann hatte schon 1873 im Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung an Stelle des Auswendiglernens der alten Formen ein stilvolles Entwickeln neuer Formen aus der auf eine neue Art verstandenen Natur gefordert. 1888 zeigte die erste Ausstellung der arts and crafts exhibition society unter Cranes Leitung, daß sich die englische Kunstgewerbebewegung vom geschichtlichen Ornament frei gemacht hatte.

Die Kunstgewerbeausstellungen führten diesen Gang der Dinge deutlich vor Augen: 1893 auf der Weltausstellung in Chicago, ja selbst noch 1896 auf der Berliner Gewerbeausstellung trat das deutsche Kunstgewerbe im historischen Gewande als Stilkunst auf. Die Ausstellungen 1897 in München und Dresden zeigten das Übergehen der Führung in die Hände individuell gestaltender, modern empfindender Künstler: der Riemerschmid, Pankok, v. Berlepsch u. a. m. 1898 brachten die Münchner und Dresdner Werkstätten ihre durchgebildeten Qualitätsarbeiten, und 1901 auf der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie trat die kunstgewerbliche Bewegung auf als eine Bewegung für Wohnungskultur. 1903 in den von Olbrich, Behrens, Riemerschmid gestalteten Ausstellungsräumen der Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst schien die Periode der Experimente überwunden und ein neuer deutscher Lebensstil sich anzukündigen. Nach der glänzenden Vertretung deutscher Handwerkskunst auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 bezeichnete dann die im Jahre 1907 erfolgte Gründung des deutschen Werkbundes den organisatorischen Zusammenschluß aller im Dienste der Kunstgewerbebewegung stehenden Kräfte.

Die Ausbildung gewerblicher Künstler auf der Grundlage fachtechnischer Vorbildung machte es nötig, daß sich den Kunstgewerbeschulen außer den Schülerwerkstätten für handwerkliche Arbeit auch solche für die sogenannten hohen Künste, für Plastik, Malerei, Architektur, angliederten. Je mehr die Tendenzen der Anstalten rein künstlerische wurden, im Gegensatz zu den technischen Absichten der sich mit der Ausbildung ausführender Gehilfen begnügenden gewerblichen Fachschulen, um so mehr näherten sich die künstlerischen Klassen der Kunstgewerbeschulen den akademischen Meisterateliers. Es läßt sich ein allgemeiner Auftrieb der Schultypen beobachten. Die Fortbildungsschule strebt zur Handwerkerschule, diese zur Kunstgewerbeschule, diese wiederum zu einer allseitigen Kunsthochschule zu werden.

Das beste Beispiel für diese auch mit sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, zum Beispiel dem Aufschwung und Kulturehrgeiz der großen Städte, zusammenhängenden Erscheinung bietet die Geschichte der Breslauer Lehranstalt. Aus einer 1791 begründeten Provinzialkunstschule, die 1800 in eine Kunst-, Bau- und Handwerkerschule verwandelt wurde, hatte sich hier nach der 1875 erfolgten Loslösung und Verselbständigung der Bau- und Handwerkerschule die Kunst- und Kunstgewerbeschule mit Klassen für Malerei und Plastik entwickelt, der schließlich auch 1911 der Name einer „Akademie für Kunst und Kunstgewerbe" verliehen worden ist, wodurch auch äußerlich ein schon 1815 von der Einwohnerschaft erstrebtes Ziel erreicht wurde.

Die Bedeutung von Akademien für hohe und angewandte Kunst besitzen eine ganze Reihe der großen deutschen Kunstgewerbeschulen, zum Beispiel die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin, die Düsseldorfer und die Hamburger Kunstgewerbeschule. Da das künstlerische Element demnach

innerhalb der Unterrichtsorganisation dieser Anstalten eine immer größere Bedeutung gewinnt, erscheint es vom Standpunkte der Verwaltungstechnik heute unverständlich und unzweckmäßig, daß diese Kunstschulen, denn das sind sie, mit drei Ausnahmen nicht dem Kunst-, sondern dem Handelsressort unterstellt sind. Das kunstgewerbliche Unterrichtswesen verlangt zur Zeit ein fortlaufendes Zusammenwirken zweier Ressorts, die in den allgemeinen Anschauungen und Gesichtspunkten naturgemäß auseinandergehen und -streben müssen. Die Handels- und Gewerbeverwaltung wird von wirtschaftlichen und sozialpolitischen Erwägungen, die Unterrichtsverwaltung von pädagogischen und kulturpolitischen Gesichtspunkten geleitet.

Eine Reform, und das heißt doch eine Vereinfachung der Verwaltung innerhalb der preußischen Zentralinstanzen, wird an diesem Dualismus in der Leitung des kunstgewerblichen Unterrichtswesens nicht vorübergehen können. Die Frage ist nur, ob die Reform in einer Überweisung auch der heute noch dem Kultusressort unterstellten Anstalten an die Gewerbeverwaltung oder umgekehrt in einer Vereinigung der Kunstgewerbeschulen mit derjenigen Behörde gesucht werden soll, der die Pflege der Kunst anvertraut ist. Für die erste Lösung sprechen, soweit wir sehen, gar keine Gründe. Die für das Verbleiben im Kultusressort 1884 angeführten Motive treffen vollinhaltlich heute noch zu, ja bei der immer ausschließlicheren Hinwendung der beiden Berliner und der Breslauer Schulen zu rein künstlerischen Lehrmethoden und Lehrzielen wäre eine Loslösung von der Kunstverwaltung heute noch weniger gerechtfertigt, als sie es vor vierunddreißig Jahren war. Für die Entscheidung der Gegenfrage, ob es im Interesse der Sache liegt, die Kunstgewerbeschulen wieder dem Kultusressort zu unterstellen, werden nicht in erster Linie Gesichtspunkte des Geschäftsverkehrs, der Verwaltungstechnik und der Ressortpolitik maßgebend sein dürfen, sondern die sachliche Überlegung, welche von den beiden Mächten, die auf das Kunstgewerbe einwirken: die Kunst hier, Handel und Industrie dort, ein Recht hat, vorzugsweise den Gang und die Methoden des kunstgewerblichen Unterrichts zu bestimmen.

Es ist ein Irrtum, an eine ideale Vereinigung der Interessen von Kunst und Industrie zu glauben; sie widerstreiten einander: das Interesse der Industrie ist gerichtet auf Massenherstellung und Massenabsatz, bei möglichst geringen Selbstkosten und Fehlgriffen. Das bedingt ein Entgegenkommen dem Massengeschmack und den Massenbedürfnissen gegenüber und Ablehnung der Arbeiten für Einzelfälle, sowie Ausschalten des individuellen schöpferischen Empfindens bei der Produktion. Auch für den Handel, der auf den günstigsten Absatz seiner Waren hinzielt, bleibt der herrschende Geschmack maßgebend. Daran ändern einzelne Ausnahmen, wie etwa die Beschäftigung von Künstlern in der Großindustrie (A. E. G. in Berlin, Bahlsen in Hannover u. a.) gar nichts. Demgegenüber muß es gerade Aufgabe der Kunst sein, den Geschmack zu erziehen und zu bilden, nicht aber ihm zu folgen; sie kann und will die

Richtung bezeichnen, in der vorhandene Bedürfnisse befriedigt werden. Qualität der Leistung, Sachlichkeit, formale Durchbildung der Erzeugnisse, diese Gesichtspunkte weisen ihr dabei den Weg. Nicht der Rücksicht auf einen möglichst großen Abnehmerkreis, sondern dem schöpferischen Stilwillen als bestimmender Kraft muß die Kunst sich unterordnen. Das Problem der Zusammenarbeit von Künstlern und Produzenten kann nicht durch Vergewaltigung oder Verheimlichung, sondern nur durch Anerkennung des Künstlers als intellektuellen Erzeugers gelöst werden. Den besten Beweis dafür, daß Industrie und Handel von sich aus dem Kunstgewerbe keine Wege weisen, bietet die Geschichte gerade der modernen Kunstgewerbebewegung. Sie ist nicht aus den Mittelpunkten der wirtschaftlichen Produktion, sondern aus den Künstlerateliers hervorgegangen. Architekten wie Dülfer und Fischer, Bildhauer wie Obrist und Bosselt, Maler, so Schultze-Naumburg, Bruno Paul, Riemerschmid, Pankok, haben den Stil des neuen künstlerischen Gewerbes und damit ausfuhr- und auf dem Weltmarkt konkurrenzfähige Werte geschaffen. Was daraus wird, wenn Stile den Händen führender Künstler entgleiten und Fabrikationsmoden werden, lehren zur Genüge das „altdeutsche Zimmer" und der „Jugendstil".

Für eine Wiedervereinigung aller Kunstgewerbeschulen mit dem Unterrichtsministerium spricht aber nicht nur das Verhältnis der Kunst zu Industrie und Handel einerseits, zum Kunstgewerbe andererseits, sondern auch das Wesen der in Frage stehenden Klasse von Lehranstalten. Die Kunstgewerbefrage ist eine Kunstfrage, denn ihre Entwicklung und Höhe wird bestimmt durch führende Künstler; die Schulfrage ist eine Lehrerfrage, auf diesem Gebiete ausschließlicher noch als auf irgendeinem des allgemeinen Unterrichtswesens. Das Dasein der Kunstgewerbeschulen, ihre Neugründungen nach Zahl, Art und Ort sind abhängig oder sollten doch abhängig sein von dem Vorhandensein qualifizierter künstlerischer Lehrkräfte. Den Überblick über den Bestand an berufenen Künstlern innerhalb oder außerhalb der künstlerischen Schulbetriebe hat besser als jede andere Behörde das Kultusministerium; es ist auch die geeignete Instanz, für den Nachwuchs an Lehrern und für ihre Fortbildung, sei sie künstlerischer, sei sie gewerblich-technischer Natur, zu sorgen und schließlich, genau so wie es zwischen Universitäten und technischen Hochschulen der Fall ist, den Austausch der Lehrkräfte unter den Kunsthochschulen zu ermöglichen und zu vermitteln.

Wenn es also im Sinne einer sachgemäßen Verwaltungsreform liegen würde, daß von dem Geschäftsbereiche der Unterrichtsverwaltung nicht nur keine Anstalten abgetrennt werden, sondern der ihr einst verloren gegangene Besitzstand wieder hergestellt wird, so taucht die Frage auf: welche Schulen aus der großen Zahl alter und neuer Handwerker-, Kunstgewerbe- und Kunstschulen sind der Leitung des Kultusressorts wieder zu unterstellen? Diese Frage fällt mit der anderen nach der Grenze zwischen der handwerklichen Fach-

schule und der künstlerische Ziele verfolgenden Kunstgewerbeschule zusammen. Als Kunstschulen — das Wort hier abkürzend gebraucht im Gegensatz zu Gewerbeschulen — kennzeichnen sich diejenigen Anstalten, die über künstlerische Unterrichtsfächer verfügen: also über Fachklassen für dekorative Malerei, für Innenraumkunst, für freie und dekorative Plastik, Architektur, und die obligatorisches Aktzeichnen eingeführt haben. Kunstgewerbeschulen mit dem Ton auf der ersten Silbe des Wortes sind ferner solche, die als Lehrziel haben, eine künstlerische Allgemeinbildung neben fachlich-technischer Schulung zu vermitteln. Sie leisten also ein Doppeltes: einmal bilden sie ausführende Kräfte so aus, daß sie nicht bloß Technik und Materialien des Handwerks kennen, sondern auch geschmacklich geschult sind, künstlerische Entwürfe zu verstehen und zu verwirklichen. Dieser Aufgabenkreis ist auch der der Handwerkerschulen. Zweitens aber leiten die eigentlichen Kunstgewerbeschulen zum selbstständigen Entwerfen an, sie erziehen Künstler, die aus der Kenntnis von Material, Technik, Verwendungsmöglichkeiten frei schöpferisch tätig sind und durch Originalarbeiten wie durch Entwürfe auf die Arbeit in den Werkstätten, durch die sie gegangen sind, stilbildend zurückwirken sollen. Diese Seite der künstlerischen Ausbildung ist den Kunstgewerbeschulen vorbehalten; durch ihre Pflege sind sie zu wahren und den Akademien ebenbürtigen Kunstschulen geworden. Gibt es doch in der Wirklichkeit des künstlerischen Lebens nur fließende Grenzen und keine Rang-, sondern bloße Qualitätsunterschiede zwischen Entwürfen für Innenarchitektur und Außenbau, Bauplastik und Freiplastik, Dekorations- und Staffeleibildmalerei, Reklamekunst und Graphik usw.

Gesetzt den Fall, durch eine Verwaltungsreform käme der so umschriebene Kreis kunstgewerblicher Lehranstalten wieder zur Unterrichtsverwaltung, so verbliebe dem Handelsministerium eine nicht weniger einheitliche und wichtige Gruppe von Anstalten, die ebenso unter dem Gesichtspunkte der technischen Sonderbildung stehen, wie jene unter dem Leitgedanken einer künstlerischen Allgemeinbildung, es sind: gewerbliche Fortbildungs-, Innungs- und Fachschulen zur Förderung der Hausindustrie, die Fach- und Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht, die Fachschulen für das Baugewerbe, für die Metallindustrie, für Textil- und Schuhindustrie und diejenigen Handwerkerschulen, die wirklich nur geschulte Handwerker auszubilden bestrebt sind. Diese letzte Kategorie von Anstalten vor jeder „Verkünstelung" zu bewahren und ausschließlich nach den Bedürfnissen des Handwerks, der Industrie und des Handels zu organisieren, bliebe eine der Handels- und Gewerbeverwaltung vorbehaltene Aufgabe.

Unter der Voraussetzung einer möglichen Wiedervereinigung der Kunstgewerbeschulen mit der allgemeinen Unterrichtsverwaltung würde schließlich eine Reorganisation der Kunstakademien, deren Verfassung in keiner Weise mehr befriedigt, erforderlich werden, ohne die es bei einem verwaltungs-

reformatorischen Stückwerk bleiben würde[1]). Die auf den Akademien hervorgebrachte Kunst kann nur selten vom Leben gebraucht werden. Auf den entlassenen Akademiker wartet keine Wirklichkeit; der akademische Unterricht hat ihn auf eine durchaus unwirkliche Welt vorbereitet, nicht aber auf die Forderungen des Lebens, das die Masse der auf den Akademien erzogenen Künstler gar nicht gebrauchen kann und daher einen großen Prozentsatz von ihnen in pseudokünstlerische Berufe abdrängen muß. Es besteht daher für die Akademien, wenn sie sich dem Leben nicht noch mehr entfremden wollen, die Notwendigkeit des Anschlusses an die Welt der angewandten Kunst: das natürliche Bindeglied wäre die Architektur, die alle bildnerischen Kräfte in den Perioden großer schöpferischer Entfaltung in ihren Dienst zu stellen pflegte. Dazu müßte aber die Architektenerziehung wieder Kunsterziehung und der Baukünstler wieder für die vom Leben gestellten gesamtarchitektonischen Aufgaben durch enge Zusammenarbeit mit den anderen Kunstzweigen geschult werden[2]). Wenn also auf der einen Seite den Kunstgewerbeschulen das Streben innewohnt, allmählich den ganzen Aufgabenkreis der Kunstakademien mit zu übernehmen, und wenn sie dadurch in manchen Städten zu Konkurrenzunternehmungen neben den Akademien heranwachsen, wenn andererseits die Akademien, die die Schwächen ihrer Organisation und ihre Lebensfremdheit anerkennen müssen, zu den angewandten Künsten und vor allem zur Mutter und Führerin aller, der Baukunst, hindrängen: so wäre doch die natürliche Lösung des kunstgewerblichen und des kunstakademischen Schulproblems die Aneinandergliederung beider Schultypen. Wie man sich dieses Zukunftsverhältnis denken mag, als räumliche Verschmelzung der Akademien mit den in den Akademiestädten Berlin, Kassel, Königsberg, Düsseldorf vorhandenen Kunstgewerbeschulen oder als Nebeneinanderbestehen beider Anstalten in der Art von Universitätsinstituten innerhalb einer gemeinsamen Kunsthochschulorganisation, das sind verwaltungstechnische Fragen, für die sicher eine Lösung gefunden werden würde, wenn sich die Ressorts erst einmal über das grundsätzliche Problem dahin geeinigt haben, daß die Geschlossenheit der künstlerischen und kunstgewerblichen Vorbildung, die der Geschlossenheit der Lebensbeziehungen

[1]) Vgl. Carl Scheffler, Unterricht im Kunstgewerbe. Dekorative Kunst. 1902. S. 265 ff.

[2]) Vgl. Die Zukunft der Vorbildung unserer Künstler, Leipzig 1917; ferner: Th. Fischer, Für die deutsche Baukunst, München 1917. Vgl. ferner die Äußerungen Bruno Pauls über: „Künstlerlehrzeit" und von Hermann Muthesius über die Erziehung der zeichnerischen Hilfskräfte in Architektur und Kunstgewerbe. Wieland. 1917. Heft 1. Siehe auch die Antworten von Behrens, Kunowski, Schultze-Naumburg, Obrist und Endell auf eine die „Kunstschulen" betreffende Umfrage. Kunst und Künstler, 1906/07. Während des Druckes dieses Aufsatzes werden mir noch bekannt: H. Muthesius: Soll die kunstgewerbliche Erziehung zukünftig den Akademien übertragen werden? Woche Nr. 20, R. Bosselt: Kunstgewerbeschule oder Akademie? Magdeburger Zeitung, 28. April 1918 und Fritz Schumacher: Die Reform der kunsttechnischen Erziehung. Leipzig 1918.

zwischen „hoher" und „angewandter" Kunst entspricht, durch Wiedervereinigung aller dem Kunstunterricht im weitesten Sinne gewidmeten Anstalten erstrebt werden muß.

Die Ansprüche der Wirklichkeit sind heute andere als vor zehn oder zwanzig Jahren. Die Prinzipien der Material-, Zweck- und Werkformgemäßheit haben sich durchgesetzt, ja der alte Gedankenvorrat aus der Periode der kunstgewerblichen Revolution scheint aufgezehrt. Infolgedessen stehen auch die Schulen, die durch die Kunstgewerbebewegung ins Leben gerufen sind, wieder vor einer Krise. Der Ruf der Zeit geht für den, der ihn hören will, nach neuen Bildungsideen und nach neuen Schultypen, die ihnen dienen sollen. Wie seit dem siebzehnten Jahrhundert den großen Stilwandlungen der Künste die Wandlungen in den Schulorganisationen und Methoden entsprochen haben, wird auch jetzt das kunstgewerbliche Unterrichtswesen sich dem allgemeinen künstlerischen Entwicklungszuge nicht entziehen dürfen; ist doch Kunstgewerbe nichts anderes als Anwendung der gleichen Formgedanken, die Bild, Figur und Raum gestalten, auf gewerbliche Erzeugnisse. Alles künstlerische Schaffen wurzelt in denselben seelischen Grundkräften, die zu erkennen und zu entwickeln das Ziel der Kunsterziehung ist. Darüber hat uns nur die Tatsache hinweggetäuscht, daß seit dem Verlöschen des Barockstiles der Weg der Künste sich in Atelierstile verlor, die künstlerische Spezialisten verlangten. Die neue vor der Tür stehende Kunst will wieder in einen großen architektonischen Stil einmünden; die junge Malerei drängt zur Wand, die Plastik zur Raumbeziehung, die Graphik zum Flächenornament, die Baukunst andererseits verlangt wieder nach den Schmuck- und Ausdrucksformen der Schwesterkünste.

Die Kunsthochschule der Zukunft, in der wir uns die Kunstgewerbeschule und die Akademie aufgegangen denken, müßte von dem Erziehungsideal beherrscht sein, daß auf ihr nicht in erster Linie Malen, Modellieren, Bauen, Möbel- und Schriftenentwerfen, Glas-, Metall- und Tonformen gelehrt wird, sondern: künstlerisch zu gestalten, wie der einheitliche Bildungsgedanke des wissenschaftlichen Denkens die Universitäten beherrscht und aus ihnen mehr als ein Konglomerat von Fachschulen (Fakultäten) macht. In der großen Arbeitsgemeinschaft einer solchen Kunsthochschule würde jede künstlerische Begabung ihrer Stärke und Richtung gemäß eingeordnet werden können, da keine äußeren Schranken sich zwischen den Werkstätten der hohen und der angewandten Künste erheben und ein Austausch der Kräfte und künstlerischen Ideen stattfindet. Für den Zwitterbegriff des Kunstgewerbes würde an einer derartigen allgemeinen künstlerischen Bildungsanstalt kein Platz mehr sein.

Die hier angedeutete Reform des kunstgewerblichen und künstlerischen Unterrichtswesens in Preußen bedeutet in gewissem Sinne eine Umkehr, ein bewußtes Anknüpfen an die Traditionen der Barockzeit und ein Wiedererwachen jener Kunstanschauung, aus der Preußens erste Könige den Kunstunterricht von Staatswegen zu organisieren unternahmen.

Das Leben Martin Luthers.

Erzählt von

Eugen Fischer.

(Fortsetzung.)

„Ich fing damit an, zu sagen, wie es kam, daß ich von Augsburg unterwegs war. Ich habe, seit ich hier zu Wittenberg lebe, so gute und treue Freunde, daß ich nicht mehr sagen kann, wer mein bester ist. Aber in einer früheren Zeit, da gab es keinen, den ich mit meinem Lang verglichen hätte. Wir waren Genossen der ersten Qual des Mönchsstandes, denn wir traten fast zu gleicher Zeit in Erfurt ein und fanden am Lippendienst und der eitlen Selbstbespiegelung, welches beides wir am meisten um uns sahen, kein Genüge. Ihm liegt meine Seele offen. Wenn ich ihm schreibe, so setzt sich mein Geist keine Schranke und leidet keine Mühe.

„Ich erzählte also, nachdem er über meinen Zustand unterrichtet war, meine Verhandlung mit dem Kardinal. Da wollte ich gerne begründen, warum bei dem guten Willen, den ich hinbrachte, und aller Mühe nichts herausgekommen war. Ich schrieb ganz im Vertrauen.

„‚Weißt du,' so schrieb ich wörtlich, ‚mein lieber Lang, warum aus den Verhandlungen nichts geworden ist?'

„Als ich so weit war, wußte ich noch nicht, wie ich weiter machen wollte.

„‚Ich glaube', schrieb ich weiter, ‚mehr und mehr' — was ich weiter schreiben wollte, wußte ich noch nicht; es ging wie von selbst —, ‚daß in Rom' — jetzt kam ein Wort, an das ich am wenigsten gedacht hatte — ‚der Antichrist sitzt'.

„Die Feder stand mir still, als ich diesen Satz geschrieben hatte."

An des Erzählers Stimme fiel jetzt allen die seltsame Tiefe auf, aus welcher der Klang hervorzukommen schien.

„Ich merkte sofort, daß etwas nicht mehr zu Vergessendes in mein Bewußtsein gefallen war. Woran ich mich jetzt zuerst erinnere, ist, daß ich an die Gefahr dachte, der ich mich durch mein unvorhergesehenes Bekenntnis aussetzte. Es wollte mir peinlich sein, daß ich mich durch solche Rede mit Menschen auf eine Stufe stellte, deren Worte und Manier sonst nicht durch meinen Mund gehen."

Der Doktor lachte wieder, und über sein ganzes Gesicht zog von oben bis unten ein Glanz. Er lachte über die Vorstellung, daß ihn jemand mit gewissen Erscheinungen aus der Tiefe der Gesellschaft vergleichen und zusammenbringen könnte.

Die anderen sahen vor sich nieder. Ihnen war es nicht möglich, an diesem Selbstgefühl Martin Luthers von ganzem Herzen teilzunehmen. Jeder verzog in seiner Art die Lippen. Aber ein fragender Ausdruck haftete auf den meisten Gesichtern. Sie wußten es, was der Doktor übersah, daß die Mächtigen, in deren Händen die Ausführung der Gesetze lag, eines Tages sich bei Martin Luther ans Wort halten und angesichts verfemter Ausdrucksweisen vielleicht keine Lust haben könnten, Personen zu unterscheiden.

In den Mienen von Gabriel Zwilling und Doktor Karlstadt lag diese Sorge einer zartfühlenden Unentschiedenheit nicht. Sie zeigten des Doktors Lachen gegenüber einen gewissen Trotz. Ihnen mißfiel es, daß der, dem sie das Banner ihres Aufruhrs zudachten, sich durch sein Lachen und seine Worte von den Kreisen lossagte, auf die sie nicht verzichten mochten.

Auch Hans von Narren blickte finsterer als die anderen.

Martin Luther bemerkte wohl das gewisse Zagen seiner Freunde. Um so offener wurde sein Gesicht, um so sieghafter in ruhigem Klang seine Stimme.

„Es ist etwas Merkwürdiges," fuhr er fort, „so oft es im Leben über einen kommt, daß man in den Reden solcher, die man für ganz Verworfene hielt, etwas Richtiges findet. Aber man mag sich sträuben, so lang man will. Zuletzt muß man zu dem, was wahr ist, ja sagen, ob man davor erschrickt oder nicht, ob man es hinausgibt oder im Innern behält."

Hier traf des Seelenkenners Blick besonders seinen Tischgenossen Hans von Narren, als wollte er sagen: wir denken manchmal gleich, aber über das Reden sind wir verschiedener Meinung.

Hans von Narren vermochte den Blick nicht zu erwidern.

„Man würde es nicht glauben, wie viele stille Gemeinschaften und Vereinigungen und Einverständnisse oft nur von einem zum andern es gibt, die auf das Bekenntnis eingeschworen sind, der geistliche Fürst der Völker sei der große Betrüger. Fühle ich das mehr, daß solche Strömungen vorhanden sind, als andere es fühlen? Mir ist, als liegen sie in der Luft, und viele gescheite Leute, wie ihr fast alle, laufen schier blind daran vorbei.

„Aber es ist ein Unterschied, so etwas in der Luft liegen zu wissen als Geist anderer, oder es sich selbst zu eigen zu machen, wie ich es jetzt erlebte.

„Ich leugne nicht, ich fühlte mich wie aus der Gemeinschaft der rechten Menschen heraus- und zu den Schlachten hingewirbelt. Ich verschmähe nicht, was mich die Eltern und Voreltern gelehrt haben, und ich möchte mir nicht nachsagen lassen, daß jemand redlicher sei als ich. Mein Vater hat mich nicht päpstlich erzogen. Er war weit entfernt davon. Aber er hielt sich immer

zu denen, die etwas hatten und etwas galten. Mit jedem Schritt, den ich tat, achtete ich nach seiner Art die in der Welt bestehenden Gewalten. Ich überlegte mir nie, ob der Papst es verdiene, seine Gewalt inne zu haben. Ich nahm ihn für das, was er galt. Wer wird etwas gegen Papst und Kaiser sagen! So empfand ich. Als ich Mönch wurde, begab ich mich bewußter und überzeugter unter die kirchliche Gewalt. Und seit ich öffentlicher Lehrer bin, bindet mich zum andern noch mein Diensteid.

„Man sollte wohl in solcher Lage keine umstürzenden Gedanken hegen.

„Wenn der Gedanke aber da ist, wenn er einen überfällt, während man schreibt, wie ich's euch erzählte, und einem wie glühendes Eisen in die Seele sinkt, so kann man zum mindesten nicht mehr leugnen, ihn gehabt zu haben. Das ist wie bei einer Jungfrau, die in Gedanken übermannt wurde. Sie kann nicht mehr sagen, die Lust sei ihr unbekannt.

„Doch braucht sich ein solcher Anfall nicht zu wiederholen.

„Wenn den Körper ein böser Keim befällt, so überkommt ihn ein Fieber und der Körper versucht, den Keim durch Hitze zu vertreiben. Solche Macht hat auch die Seele, wenn sie ein Gift empfangen hat. In heißen Gegengedanken bekämpft der Geist, was böse war, und die Seele stellt sich so her, daß es sie nicht wieder trifft, oder, wenn es kommt, rascher vertrieben wird.

„In solches Abwehrfieber verfiel ich nicht. Zwar wurde ich verwirrt — ich sagte es euch — und mein Geist arbeitete erregt und schnell. Aber ich habe meinen neuen Gedanken nicht verworfen.

„Kaum daß ich die erste Scham unterdrückt hatte, ging mir eine wahre Sonne auf.

„Ich habe mich, seitdem ich die Welt mit eigenem Blick anfing zu betrachten, ach, ich kann sagen, seit ich sechzehn, siebzehn Jahre alt bin, viel um Verbesserungen gemüht. Je älter ich wurde, desto mehr Leidenschaft wandte ich dieser Arbeit zu. Ich möchte die Stunden nicht zählen, die ich prüfend und um das Ergebnis zitternd über unseren öffentlichen Zuständen hinbrachte. Am meisten litt ich, meinen Jahren entsprechend, in der ersten Klosterzeit. Ich verdorrte fast, wenn ich der Wahrheit und Pflicht nachjagte und mit saftlosen allgemeinen Worten, wie es üblich und überkommen ist, hier anfing und da endigte. Auch als mir eine Erleuchtung ward, an die ich ewig denke, als ich anfing, zu erkennen, daß man überall Menschen bedenken muß, nicht Worte und Begriffe, die allzuweit abgeleitet nichts mehr bedeuten, habe ich doch noch oft von Einrichtungen des öffentlichen Daseins gesprochen, als hätten sie ein eigenes Leben, habe mit Worten und Begriffen gehandelt, ohne zu wissen, von wo sie kamen und worauf sie zielten. Wie wäre es anders möglich gewesen? Die, aus deren Mund ich sie hörte, verstanden sie gleichfalls nicht.

„Ich habe mir Zusammenhänge nach und nach erarbeitet. Aber ihr wißt, wie langsam und mit Willen vorsichtig ich bin, etwas zu deuten. Als ich

vom Mißbrauch des Ablasses sprach, ließ ich nicht nur den Papst, sondern schon unsere Bischöfe unangetastet."

Unwillkürlich richteten einige der Zuhörer fragende Blicke auf den Redner. Sie mochten der Meinung sein, Doktor Luther habe gerade so viel vom guten Willen der kirchlichen Behörden in Zweifel gezogen, um alle Welt aufzuregen. Gespannt hörten sie hin, welchen neuen Standpunkt er jetzt kundgebe.

„Ich blieb aber auch," sprach der Doktor weiter, „oft genug im Ungeklärten stecken und fand kein Ende der Überlegung, bei dem ich beharren konnte. Nun wißt ihr, warum ich euch meine Demütigung in Nürnberg und alle Gedanken, die ich mir vorher machte, erzählte. Ich war zu keiner solchen Auffassung des Streites zwischen mir und dem Kardinal gelangt, die es mir möglich machte, in der Unterredung mit Menschen in der Seele unerschütterlich zu bleiben. Denn ich wußte nicht, auf welchen Betrug mein Streitfall zurückging.

„Jetzt, jetzt erfuhr ich es.

„Wenn ich jetzt durch irgend etwas bewegt an meinen Streit denke, so sage ich je früher, je besser: ‚Der Papst ist der Antichrist', und mir wird zumute wie einem Schiffer, dessen Nadel nach dem Nordstern zeigt. Ich kenne die Quelle, aus der das Unheil fließt, und schreie ihr entgegen, um die Leiber des Volkes gegen sie zu stauen.

„Wenn sich da und dort ein Feind erhebt, so denke ich: ‚Er ist des Antichrists Geselle', und weiß, wie ich mich gegen ihn verhalte. Ich lasse nicht nach, bis man die Schweins- oder Wolfsaugen bei ihm sieht und sein Geschrei vernimmt als das eines bösen und gefährlichen Tieres.

„Nicht einmal vor euch Tischgenossen wage ich es auszusprechen, was ich alles an ganz einfachen und doch unerhörten Fälschungen entdeckt habe, die das ganze Christenleben durchziehen, seit ich den Spruch im Kopfe habe, von dessen Macht ich rede."

Was noch nicht gesagt war, ließ der Redner wieder durch eine Pause erraten, die er machte, anscheinend, um zum Schluß zu kommen. Er gewann ihn auch kurz.

„Nun wollet ihr euch," hub er nochmal an, „auch erinnern, daß ich im Traum ein Wort rief, als ich mitten auf dem Scheiterhaufen stand und die Wolke des Volkes und der Pfaffen um mich her war. Das Wort, das ich rief, wollte ich nicht gleich sagen, so gut ich's behalten habe. Das Wort lautete: ‚Der Papst ist der Antichrist!' Darauf wurde ich frei und der Haufe, der mich bedrängt hatte, verschwand.

„Ich will nicht sagen, daß Träume etwas bedeuten. Von diesem möchte ich aber, daß er Wahrheit würde.

„Den Brief an meinen Freund Lang schickte ich nicht ab. Es wurde zu spät, bis ich im Innern zur Ruhe kam!"

Doktor Luther atmete auf.

„Wir sprachen von Offenbarungen. Wollet selbst entscheiden, ob ich euch eine, die mir wurde, erzählt habe."

Martin Luther setzte aus. Es war eine lange Erzählung gewesen. Sie wirkte in allen nach, und keiner unterbrach sofort die Stille. Tiefer waren die ergriffen, welche den Doktor zuvor um ein Wort der Offenbarung oder über Offenbarung gebeten hatten, Lukas, der Maler, und Weißinger, der Geistliche. Sie spürten, daß ein Geheimnis enthüllt war und daß Martin Luther, indem er von einer Offenbarung erzählte, selbst eine gegeben hatte, hervorgestiegen aus dem Abgrund seiner Person.

Wären sie dazu gekommen, die Unterhaltung fortzuführen, so hätten sie wahrscheinlich Äußerungen getan, die ihr Verständnis bekundeten, und die Gesellschaft wäre der Rede des Doktors würdig und ohne Unterbrechung bei dieser Sache geblieben. Ob das freilich zu einem Ergebnis von mehr Glück geführt hätte, als es sich nachher durch Zufall einstellte, braucht nicht erörtert zu werden.

Auch Doktor Andreas Bodenstein von Karlstadt war nicht so oberflächlich, daß seines Amtsgenossen Worte nicht kurze Sekunden in ihm nachgeklungen hätten. Aber diese Sekunden genügten ihm, den Eindruck zu verlieren und auf einen Gedanken aus rein äußerlicher Betrachtung abzuspringen.

„Welches sind denn nun nach Eurer Meinung die Kennzeichen einer Offenbarung?"

So fragte er.

Er brachte es fertig, sich anzustellen, als hätte Luther nichts bewiesen, und da er sofort einige Schulmeinungen hinwarf, so war es, als sei ein guter Köder vor Fische geflogen. Die Erörterung bewegte sich bald lebhaft auf der Bahn der Gelehrtensprache, wozu neben Karlstadt besonders Gabriel Zwilling und Philipp Melanchthon, aber auch Nikolaus Amsdorff ihre Steuer entrichteten.

Doktor Martinus betätigte sich mehr durch Zuhören als durch Reden und bedachte mit einigem Erstaunen, daß er vor fünf Minuten nicht ohne Eindruck zu machen davon gesprochen habe, wie wertlos Erörterungen seien, wenn man der Menschen Willen und Meinung nicht hinter den Begriffen suche. „Es ist ein anderes," sagte er zu sich selbst, „eine gute Mahnung zu hören, ein anderes, ihr nachzutun."

Aber wenn er das auch verachtete, was die um ihn her zusammenredeten, so bewegte doch plötzlich auch ihn selbst die Frage aufs stärkste: woran erkenne ich eine Offenbarung? Je weniger er sprach, desto mehr arbeitete sein Gemüt und desto angestrengter forschte sein Verstand. Wer ihn beobachtete, konnte es ihm ansehen. In seine eigene Tiefe grub er hinab. War er sich eines Lebens in Offenbarungen bewußt — sein Gefühl bestätigte es ihm — worin lag ihm eigentlich die Gewißheit?

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Um Litauen.

Sowohl von polnischer wie von deutscher Seite liegen neue[1]) Schriften über Litauen vor.

Nachdem Litauen den Russen entglitten ist, macht der südliche, der polnische Nachbar mit lebhaftem Eifer Ansprüche auf das litauische Land geltend. Ein beredter Anwalt der polnischen Interessen ist Brückner[2]): nicht nur die frühere mehrhundertjährige Verbindung beider Länder und ihre enge kulturelle Zusammengehörigkeit weise Litauen auf den Anschluß an Polen hin, diese Lösung empfehle sich auch dadurch, daß sie für die Litauer völlig ungefährlich sei: „Die Litauer können heute zwischen Russifizierung und Germanisierung wählen; nur eine Polonisierung ist ausgeschlossen" (S. 128). Die neue Union liege also viel mehr im litauischen als im polnischen Interesse. „Nur hinter den konfessionellen, katholischen und politischen, polnischen Schranken konnte sich ein Litauertum erhalten." Und wie in der Vergangenheit, so könne auch für die Zukunft nur diese selbe Verbindung mit Polen die Existenz des litauischen Volkes sichern. Wenn trotzdem einige Litauer meinten, der Anschluß an Polen werde der Beginn einer energischen Polonisierung werden, so liege zu solcher Befürchtung auch nicht der leiseste Grund vor; Polen — dies Kind, kein Engel ist so rein.

Verwandt in der Tendenz und in doppelter Beziehung lehrreich sind die Ausführungen von Wasilewski[3]). Einmal nämlich bietet Wasilewski in dem Bestreben, das deutsche Publikum „objektiv" über die wirklichen Zustände in dem strittigen Gebiete zu informieren, tatsächlich viel wertvolles Material, und sodann bringt er den polnischen Gedankengang klarer zum Ausdruck als Brückner.

Seine Argumentation ist diese: die weiten Ostgebiete zwischen dem ethnographischen Polen und dem ethnographischen Rußland sind von jeher polnische Domäne gewesen (soweit in Übereinstimmung mit Brückner), darum müssen sie es auch in Zukunft sein (hier beginnt die Abweichung von Brückner). Während Brückner argumentiert: das Interesse der Litauer fordere ihre Verbindung mit dem selbstlosen Polen, verkündet Wasilewski: Polen beansprucht Litauen nebst den übrigen Ostgebieten als Expansionsgebiet für das Polentum.

[1]) Vgl. die Übersicht „Deutsche Rundschau", September 1917.

[2]) Alexander Brückner, Professor an der Universität Berlin, Die Wahrheit über Litauen, zuerst in der „Frankfurter Zeitung" Nr. 72 vom 13. März 1916 (Entgegnungen u. a. in der Monatsschrift „Litauen" 1916 Nr. 8, 1917 Nr. 1, und in der „Ostmark" 1916, S. 48 ff., 62 ff., 70 ff., 78 ff.); dann mit anderen Aufsätzen erweitert zu dem Kapitel „Die litauische Frage" in dem Buch „Die Slawen und der Weltkrieg", Tübingen 1916, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 118—149.

[3]) Leon Wasilewski, Die Ostprovinzen des alten Polenreichs. Krakau 1917, Zentral-Verlagsbureau des polnischen obersten Nationalkomitees. Kommissionsverlag von Gerold und Co., Wien; darin erster Teil, S. 20—147: Litauen und Weißruthenien.

Wasilewski konstatiert, analog dem deutschen „Drang nach dem Osten" während des Mittelalters, einen „polnischen Drang nach dem Osten, der sich spontan geltend machte und noch geltend macht, und welchen die künstlichen Mittel, welche nach dem Fall des polnischen Reiches Rußland gegen ihn anwandte, weder zum Stillstand bringen noch ernstlich aufhalten konnten" (S. 15). Selbst nach dem Untergang Polens habe die „nationale Expansion des Polentums" in diesen Gebieten große Fortschritte gemacht; sie sei eine Art Naturvorgang, gegen den es keine Abhilfe gebe, der auch nach gelegentlichen Rückschlägen, wie einen solchen zum Beispiel die Maßnahmen Murawiews für Litauen bedeuteten, erneut hervorbreche: „Seit 1905 endlich, in welchem Jahre ein großer Teil der Verfügungen Murawiews des ‚Henkers' und seiner Nachfolger aufgehoben wurde, beginnt das Polentum den seit 1864 eingebüßten Besitzstand wieder zu erobern und beschreitet neue Bahnen einer großzügigen Entfaltung" (S. 67). Ist erst ein neues Königreich Polen konstituiert, so wird — dies ist offenbar die Meinung — diese Entfaltung noch großzügiger vor sich gehen.

Wasilewskis Buch ist im Verlag des obersten polnischen Nationalkomitees erschienen; es hat etwas mehr Anspruch auf das Zutrauen, daß es die wahren polnischen Absichten wiedergibt, als das Buch Brückners.

Kann man es da den volksbewußten Litauern so sehr verdenken, wenn sie Scheu vor den polnischen Liebesumarmungen hegen? wenn sie die Verbindung mit Polen für den Anfang vom Ende halten? Allerdings würde das polnische Vorgehen anders aussehen als das russische: an Stelle des Druckes und der gewaltsamen Zermürbung würde die allmähliche Umschmelzung des Volkes treten.

Die Aussichten des polnischen Expansionsdranges sind nun, wie Wasilewski andeutet, nicht überall gleich, und zwar speziell für Litauen teilweise nicht sonderlich günstig. Der Polonisierungsprozeß nämlich, führt er aus, „wird innerhalb des litauischen Sprachgebietes zusehends schwächer, in dem Maße, als die Entwicklung einer selbständigen litauischen Kultur fortschreitet. Unter den katholischen Weißruthenen (Litauens) dagegen stößt die Polonisierung auf kein derartiges Hindernis" (S. 66). Wenn im ethnographischen Litauen demnach die Polonisierung weniger fortschreitet, so liegt das also lediglich an den Litauern, die sich dagegen wehren, nicht an den — nach Brückner so harmlosen und selbstlosen — Polen; ganz ohne Aussicht auf Erfolg ist sie aber dort auch jetzt noch nicht. Denn das litauische Nationalbewußtsein hat noch nicht das ganze Volk in all seinen Gliedern ergriffen; das Nationalbewußtsein mancher Kreise der Bevölkerung befindet sich noch „in einem Nebelfleckstadium, so daß es vorkommen kann, daß ein und derselbe Mensch sich heute für einen Polen, morgen für einen Litauer, übermorgen für einen Weißruthenen hält" (S. 112). Insbesondere dringt im Gouvernement Wilna das Polentum auf dem Umweg über das Weißruthenische ins litauische Sprachgebiet ein. Der Vorgang ist hierbei der, daß „aus dem spontanen Vordringen der weißruthenischen Volkssprache auf Kosten der litauischen letzten Endes das Polnische Gewinn" zieht. „Noch heute gibt es hier und da Dörfer, wo die älteste Generation noch Litauisch versteht, während die Leute mittleren Alters Weißruthenisch sprechen, die jungen Leute aber polnisch reden und das Polnische als ihre Muttersprache betrachten" (S. 65)[1]. Außerdem besitzt das Polentum auch in den übrigen Landesteilen Litauens in den führenden Schichten noch immer eine starke Position: noch jetzt geraten Litauer, die sich ständig in den Städten aufhalten, in Gefahr,

[1]) Vgl. die Beobachtung von Werbelis über die „polnische Verweißrussung": „Deutsche Rundschau", September 1917, S. 425.

sich einzeln oder gruppenweise unter dem Einfluß ihrer polnischen Umgebung und der Kirche zu polonisieren; auf dem Lande wirkt der Einfluß der zahlreichen polnischen Großgrundbesitzer in derselben Richtung. Wie stark die natürliche Stellung des Polnischen ist, kann man auch aus folgendem Umstand sehen: die deutsche Verwaltung des besetzten Gebietes sollte an und für sich das Litauische stärken; nun sind aber unter den deutschen Soldaten viele, die polnisch sprechen; da nun die Litauer großenteils polnisch als zweite Landessprache sprechen, wird naturgemäß das Polnische die Vermittlungssprache zwischen Deutschen und Litauern, und so trägt die deutsche Okkupation — unwillkürlich und unbewußt — dazu bei, in vielen litauischen Dörfern Ansehen und Gebrauch des Polnischen zu fördern.

Als sicheres, über jeden Zweifel erhabenes Datum können wir dem Buch von Wasilewski das Vorhandensein eines polnischen Expansionsdranges nach dem Osten entnehmen, der sich auch auf Litauen erstreckt; wenn er „spontan" wirkt, also ohne künstliche Mache als Ausfluß natürlicher Lebenskraft auftritt, so läßt das ihn nicht ungefährlicher erscheinen. Ein deutscher Politiker aber, Mitglied des Reichstages, will ihn mit Papier beschwören [1]). Er will die verschiedenen Nationalitäten des ehemaligen Westrußlands zu einem Nationalitätenstaat unter polnischer Führung, doch ohne polnische Oberherrschaft verbinden, die Rechte jeder Nationalität in der Verfassung so festlegen, daß daran nicht gerüttelt werden kann, und zu dem Zweck die fraglichen Verfassungsbestimmungen unter den Schutz des internationalen Haager Gerichtshofes stellen (S. 33). Dies Mittel hilft ganz sicher; wenn die Diplomaten dazu ihre Unterschrift geben, kann kein Litauer, kein Weißruthene, kein Ukrainer mehr polonisiert werden. Denn die betreffenden Anordnungen sind ja unter internationale Aufsicht gestellt und „damit (!!) allen nationalen Leidenschaften und Parteistreitigkeiten entzogen"!

Die Veröffentlichungen, welche den deutschen Standpunkt vertreten, unterscheiden sich danach, ob sie für die künftige Gestaltung der Dinge von dem Land als solchem, von dem Ackerboden, oder von den Bewohnern dieses Landes ausgehen.

Den Vertretern des ersten Gedankens liegt es am Herzen, gerade in Rücksicht auf die schweren Erfahrungen Deutschlands in der Ernährungsfrage, daß aus dem Boden Litauens herausgeholt wird, was sich nur irgend herausholen läßt; dazu seien die Methoden der intensiv betriebenen deutschen Landwirtschaft und deutsche Kolonisation, die zugleich einen Zuwachs an deutscher Volkskraft bedeute, notwendig. Einverleibung in das Deutsche Reich gilt als selbstverständlich. Dabei wird allerdings in der Regel die Dichtigkeit der litauischen Bevölkerung stark unterschätzt; in einer weit verbreiteten Broschüre [2]) wird sogar — ein eklatantes Beispiel dafür, wie die Tendenz unwillkürlich danach strebt, die Tatsachen umzuwandeln — mit falschen Zahlen operiert. Wenn dort zur Empfehlung energischer Kolonisation darauf hingewiesen wird, daß in Kurland und Litauen (nach den Angaben vor dem Kriege) nur „je fünfundzwanzig Menschen auf einen Quadratkilometer gegen hundertzwanzig in Deutschland" kämen, so stimmt diese Zahl nur für das menschenarme Kurland;

[1]) Georg Gothein, M. d. R., Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat. Stuttgart und Berlin 1917, Deutsche Verlagsanstalt.

[2]) Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. Unter Mitwirkung von Bezirksamtsassessor K. A. Fischer, Privatdozent R. B. Goßner, Geheimer Rat M. v. Graber, Dr. E. Keup herausgegeben von J. F. Lehmann. 26. bis 50. Tausend. München 1917, J. F. Lehmanns Verlag. S. 30. — Spätere Berichtigung schafft doch das Charakteristische und Lehrreiche dieser falschen Zahlenangabe nicht aus der Welt.

Litauen weist ungefähr die doppelte Bevölkerungsdichtigkeit auf und tritt mit den östlichen Provinzen Preußens auf die gleiche Stufe[1]). Wie weit dabei an eine Aufteilung der Domänen, wie weit an eine Besiedlung polnischen Großgrundbesitzes, wie weit auch an eine Aufkaufung litauischen Bauernlandes, die sich bei einer Kolonisation größeren Umfanges kaum umgehen ließe, gedacht wird, ist nicht deutlich. Es könnte dazu kommen, daß die eingeborene Bevölkerung mehr oder minder als quantité negligeable behandelt wird.

Im Unterschied davon fordern diejenigen Schriftsteller, welche von den Bewohnern als dem wichtigsten Teil des Landes ausgehen, eine pflegliche Behandlung der Bevölkerung, insbesondere bewußte Förderung des litauischen Elements: es sei nicht bloß in seinen kulturellen Bestrebungen geistiger wie wirtschaftlicher Art zu unterstützen, auch seine Forderung nach einem Staatswesen litauischen Gepräges sei zu erfüllen. Ein mit deutscher Hilfe zur Blüte sich entwickelndes, befriedigtes und daher an Deutschland sich anlehnendes Litauen sei der zuverlässigste Bundesgenosse und Grenzschutz gegen Osten. Dieser Tendenz entspricht es, daß die beiden vorliegenden Schriften dieser Art sich hauptsächlich damit beschäftigen, den deutschen Leser in das Verständnis Litauens und des litauischen Volkes einzuführen; aus der sachlichen Darstellung ergibt sich dann von selbst die politische Konsequenz. Gaigalat[2]) bietet, zum Teil gestützt auf Angaben von Mitarbeitern aus Russisch-Litauen, eine ausführliche Darstellung des Landes, seiner Geschichte, seiner Nationalitäten, der gegenwärtigen kirchlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Verhältnisse. Seine Arbeit tritt damit als dritte in die Reihe der Litauerbücher von Wronka und Vidunas, sie jedoch an Reichhaltigkeit übertreffend. Es dürfte zur Zeit das beste Buch über Litauen sein. Linksch[3]) begnügt sich mit einer kurzen, aber geschickten Einführung. Beide kommen im wesentlichen zu demselben politischen Ergebnis: „Das litauische nationale Bewußtsein, ganz auf sich gestellt, ist in der Lage, sich des russischen und des polnischen Einflusses zu erwehren. Deshalb wäre es eine Tat politischer Klugheit und Voraussicht, Litauen eine Autonomie zu gewähren, ihm alle zur selbständigen kulturellen, wirtschaftlichen

[1]) Wenn während des Krieges die Bevölkerung noch weiter abgenommen hat und Litauen nur einunddreißig Menschen für den Quadratkilometer, Kurland gar nur vierzehn aufweist, so ist das — mindestens in diesem Umfange — nur eine vorübergehende Erscheinung. Ein nicht geringer Teil der im Kriegsdienst Stehenden, der Evakuierten und der Geflohenen wird ohne Zweifel zurückkehren. Übrigens wird von litauischer Seite angezweifelt, daß diese einigermaßen improvisierte Kriegszählung ganz zuverlässig gewesen sei. Die Daten siehe: Das Land Ober-Ost. Deutsche Arbeit in den Verwaltungsgebieten Kurland, Litauen und Bialystok-Grodno. Herausgegeben im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Bearbeitet von der Presseabteilung Ober-Ost. Mit 23 Lichtbildern, 3 Karten und 13 Federzeichnungen. Verlag der Presseabteilung Ober-Ost. Im Buchhandel bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1917, S. 431.

[2]) W. Gaigalat, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, Litauen, das besetzte Gebiet, sein Volk und dessen geistige Strömungen. Mit zwölf Bildern und einer ethnographischen Karte. 1917. Frankfurter Vereinsdruckerei, Verlag, Frankfurt a. M. Hauptvertrieb für den Osten: Sandora-Buchhandlung in Memel. Vgl. auch Gaigalats frühere Broschüre „Die litauisch-baltische Frage", Berlin 1915 (Separatabdruck aus den „Grenzboten"). Eine „ausführlichere Beschreibung des Landes" wird er möglichenfalls später folgen lassen.

[3]) Erich Linksch, Litauen und die Litauer. Einführende Betrachtungen. Stuttgart 1917, J. Schrader, Verlagsbuchhandlung.

und einigermaßen politischen Entwicklung erforderlichen Bedingungen einzuräumen; selbstverständlich angelehnt an das Deutsche Reich. Das deutsche Interesse und das litauische schließen einander ja nicht aus, sondern ergänzen sich. Das Interesse Deutschlands ist, mit Litauen in wirtschaftlicher Verbindung zu stehen: ... Litauen als Staat könnte seine landwirtschaftliche Kultur heben und einen sehr guten Absatzmarkt für deutsche Industrie und deutsche Kapitalien bieten. Andererseits würde Deutschland mit litauischem Getreide versorgt, und der Überschuß der litauischen Bevölkerung könnte unserer Industrie zugute kommen. Der neu erstandene Staat würde allerdings erst stufenweise zur Reife kommen, unter der Leitung erprobter deutscher Männer. Im Zusammenarbeiten der einheimischen Kräfte wären die Litauer der zuverlässigste Wall gegen den Anprall von Osten" (Linksch, S. 54)[1]).

Vielleicht läßt sich in der Tat in dieser Richtung eine Lösung finden, welche sowohl den litauischen wie den deutschen Interessen entspricht. Auch Führer der Litauer arbeiten in demselben Sinne. Von autoritativster litauischer Stelle, dem Präsidenten des litauischen Landesrates in Wilna, ist dies jüngst ausgesprochen worden[2]): „Die wirtschaftlichen und kulturellen Interessen Litauens tendieren nicht nach Osten oder nach Süden, sondern nach dem Westen. Litauen ist darauf angewiesen, mit Deutschland enge Beziehungen zu unterhalten. ... Litauen ist ein Agrarland, Deutschland ein Industriestaat. Ein Land ergänzt das andere: Litauen würde Deutschland mit Brot und anderen Produkten versorgen, Deutschland fände in Litauen den besten Markt für seine Industrieerzeugnisse. Nicht nur in materieller Beziehung, sondern auch in geistiger Hinsicht erhofft Litauen von Deutschland viel Nutzen: die deutsche Wissenschaft, Technik und politische Erfahrung sind für Litauen die wertvollsten Lehrmeister. ... Das neue Litauen wird also in die deutsche Einflußsphäre gelangen" (S. 29/30).

Es hat sich bereits eine Vereinigung gebildet, welche die Beziehungen zwischen Deutschland und dem werdenden Litauen pflegen will: die Deutsch-Litauische Gesellschaft (konstituierende Versammlung am 18. Januar 1918 in Berlin). Sie hat sich die Doppelaufgabe gestellt, einmal in Deutschland Interesse für Litauen zu wecken, und sodann, und vor allen Dingen, beim Aufbau Litauens deutsche Hilfe an Kapital und Erfahrung zur Verfügung zu stellen; gedacht ist dabei in erster Linie an wirtschaftliche und kulturelle Arbeit. Demgemäß sind in der Gesellschaft alle politischen Parteien vertreten. Organ der Gesellschaft ist die Zeitschrift „Das neue Litauen"[3]).

Gottfried Fittbogen.

[1]) [Nach Abschluß vorliegender Übersicht erschien: „Land und Leute in Litauen" von M. Aschmies. Mit neun Abbildungen und einer Karte. Breslau, Priebatschs Buchhandlung.]

[2]) Smetona, Die litauische Frage. Vortrag, gehalten vor einer Versammlung deutscher Politiker im Hotel Adlon zu Berlin am 13. November 1917. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1917, Verlag Das neue Litauen.

[3]) Erste Nummer am 25. Oktober 1917; erscheint dreimal monatlich. Berlin, Kurfürstenstraße 107.

Neue Türkenbücher.

Welche Anzahl von Schriften hat doch die türkische Mode bei uns hervorgebracht! Namen, von denen man vor zwei, drei Jahren noch nie gehört hatte, entpuppen sich plötzlich als brillante Orientkenner, denen gegenüber die paar altvertrauten fast zurücktreten. Und alle wollen aufklären — nicht nur uns Deutsche, was man begreifen könnte, nein, gerade den Türken spenden sie so herrliche Lehren. Bedenket doch, meine Freunde, was das heißt! Herren, welche niemals oder nur kurze Zeit in der Türkei waren, sehen sich veranlaßt, mit erhobenem Zeigefinger denen Lehren zu erteilen, die durch tausendjährige Abstammung und Geburt mit ihrer Scholle verwachsen sind! O könnten wir doch einmal einen von ihnen mit einem jener so würdevoll ausschauenden Bürger von, sagen wir, Damaskus zusammenbringen! Dessen nachsichtiges Lächeln möchten wir sehen; sehen, wie seine Augenfältchen vibrieren, sein Blick tief in den des Eiferers taucht. O über euch kleine Schreiberlein.

Fragen wir uns nun, vor Eintritt in die einzelnen Bücher selber, ob unsere bisherige Kenntnis von der Türkei durch sie wesentliche Bereicherungen erfährt, so glauben wir dies leider verneinen zu müssen. Zweifellos finden sich in den meisten gewisse originale Gedanken und in einigen wenigen auch eine Bereicherung des Wissensstoffes; aber eine wirkliche Verschiebung erfährt unsere Türkeikunde dadurch nicht. Vor allem tritt, Grothe ausgenommen, die zu geringe eigene Ortskenntnis der Autoren auffällig hervor. Unter Ortskenntnis verstehen wir, in diesem Zusammenhange, nicht nur eine solche, die in der Türkei erworben wurde, sondern die sich über den ganzen Orient erstreckt. Denn es geht nicht an, türkische Dinge aus türkischer Perspektive allein zu beurteilen; dazu bedarf man eines weiteren, eines gesamtorientalischen Abstandes. Außerdem vermißt man, ebenfalls bei der Mehrzahl, eine ausreichende Vertrautheit mit der Literatur. So kann es nicht ausbleiben, daß der den meisten innewohnende Drang zum Generalisieren recht üble Erscheinungen und grobe Fehler zeitigt, indem Einzelfälle zur Bedeutung von Allgemeingültigkeiten erhoben werden. Daß auf solche Unkenntnis der Schriftsteller ein großer Teil der in Europa herrschenden falschen Vorstellungen vom Morgenlande zurückzuführen ist, das braucht nicht erst näher nachgewiesen zu werden.

*

Geographische Gesamtdarstellungen der Türkei hat uns der Krieg natürlich nur in ganz geringem Maße beschert. Es ist ja auch schwer, die Bedingungen der modernen Geographie zu erfüllen: eigene Kenntnis der verschiedensten Provinzen eines so weiten Reiches muß sich einer eindringenden Vertrautheit mit dem größeren Teil der ausgedehnten Literatur paaren; dem Blick für das Wesentliche im Wuste der Erscheinungen und Zufälligkeiten sollen Geschmack und Darstellungskunst zur Seite treten. Wo aber findet sich dergleichen harmonisch vereint? Von den neuen Büchern ist es das von Kurt Hassert, 1918 bei Mohr in Tübingen unter dem Titel „Das Türkische Reich", 242 Seiten stark, erschienen, welches in die Mitte treten will zwischen Philippsons schwacher, auf so geringer Landeskenntnis aufgebauter und im Generalisieren es sich zu bequem machender Broschüre über das Türkische Reich und unserer eigenen umfänglichen Geographie der Türkei. Es übertrifft all die kleineren Darstellungen der Türkei sämtlich, da es mehr Material bietet und dieses in der Hauptsache auch richtiger, wenn es nicht zuviel gesagt ist: in unserem Sinne, ansieht. Immerhin ist der Umfang des Bandes doch noch nicht

stark genug, als daß ein Generalisieren vollkommen wäre vermieden worden, was gewisse Erscheinungen zugunsten anderer unterdrückt. Als Beispiel hierfür sei nur dies eine angeführt, daß Hassert den östlich der großen Grabenlinie gelegenen Teil Syriens ein „menschenarmes Binnenplateau" nennt — dabei sind die Ebenen von Aleppo und dem Baumwollgau Idlib, von Hame und Honos sowie besonders die Damaszene und die Weizenplatte Mikra zu Füßen des Hauran die bestbebauten und, neben Phönizien, dichtestbesiedelten Teile Syriens. Veraltet kann man die Auffassungen über den Gebirgsbau Kleinasiens und Armeniens, sowie über die Rassenverhältnisse Vorderasiens nennen. Die Gebirge Nordanatoliens und der Armenische Taurus sind keine Felsenketten, sondern Tafelschollen, und der ganze Norden der Türkei wird nicht von Vertretern des mongolischen Völkerkreises bewohnt, sondern von solchen der alarodischen oder armenoiden Rasse, innerhalb deren das Blut der türkischen Zuwanderer nur eine recht bescheidene Rolle spielt. Unter Verzicht auf scharfe individuelle Charakterisierung verhält sich die Darstellung in der Hauptsache schildernd, oft auch begründend, und reiht sich damit dem besseren Teil des guten alten Geographiestiles an. Ein wirklich plastisches Bild der einzelnen Landschaften taucht nirgends recht vor dem Auge des Lesers auf, und die zu einer solchen Skizzierung aufstehenden Ansätze sinken bald wieder matt in den Sorgenstuhl zurück.

Auf schmalerer Grundlage steht Hugo Grothes Broschüre „Türkisch-Asien und seine Wirtschaftswerte" (Frankfurt a. M. 1916, Hendschel. 90 S.), welcher der gesamtgeographische Vorwurf fehlt. Sie ist in ruhigem, erfreulich maßvollem Tone geschrieben und wird getragen von der reichen Augenscheinerfahrung des weitgereisten Autors. So weist er gleich eingangs sehr richtig darauf hin, daß wir uns nur ja nicht einbilden sollen, der Türke sehe in uns den Erlöser, den längst erwarteten Retter aus tausendjähriger Verelendung. Das Wirtschaftsleben schildert Grothe sehr gut und ziemlich eingehend, wenngleich er, nach unserem Geschmack, bei der Aufrollung der Frage der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, wie übrigens auch Hassert, gelegentlich übertreibt. Durch diesen wirtschaftlichen Abschnitt wird die Schrift lesenswert! Schwach dagegen sind die Kapitel über die Geographie der Türkei und nun gar über die Bevölkerung.

Wie dilettantisch mutet neben Grothe und Hassert das Buch von Hans Rohde an, „Deutschland in Vorderasien" (Berlin 1916, Mittler. 148 S.). Der Verfasser hat als Leutnant in türkischen Diensten gestanden und zuviel gesehen, um es bei sich behalten, aber zu wenig gelesen, um es als reife Frucht von sich geben zu können. Sein Mangel an Literaturkenntnis zeigt sich beispielsweise in dem Abschnitt über die deutsche Forschung in Vorderasien, wo fast ausschließlich von Ausgrabungen die Rede geht. Aber das Buch ist schlimmer. Es gehört nämlich zu jener Garde der ausgesprochen Rosenroten, die unser wirtschaftliches Zukunftsheil von der Türkei erwarten und in Deutschland eine so unheilvolle Verwirrung anrichten, welche sich in verfehlten Geldanlagen und totgeborenen politischen Spekulationen Luft macht. Man kann niemandem seine Privatansichten verwehren; aber sie in Druck zu geben und auf die schuldlose Menschheit loszulassen, das darf nicht ungeahndet bleiben. Wir stellen hier einige dieser ganz tollen Ansichten zusammen. Er glaubt allen Ernstes, Deutschland würde sich durch Erstarkung der Türkei von überseeischen Märkten freimachen; die von der Anatolischen und Bagdadbahn durchzogenen Gebiete seien Kulturboden ersten Ranges; Kleinasien sei „die Kornkammer der alten Welt" und die Gebiete zwischen Euphrat und Tigris seien „schon in altersgrauer Vorzeit von vielgepriesener, fabelhafter Fruchtbarkeit" gewesen; die Türkei würde durch uns in die Lage versetzt werden, im Getreide- und Baumwoll-

welthandel der drückenden Konkurrenz Amerikas auf dem Festlande die Spitze zu bieten; die Erschließung der babylonischen Ölfelder werde allein den Bau der Bagdadbahn lohnen. Ja, er setzt seinen Meinungen die Krone auf, wenn er sagt, die Bagdadbahn werde den Völkerverkehr und Welthandel wieder in die alten Bahnen hin- und vom Suezkanal und Kapwege fortlenken, indem mindestens neunzig Prozent des Güter- und europäisch-ostindischen Reiseverkehrs die Bagdadbahn wegen deren überlegener Schnelligkeit, Billigkeit und Sicherheit benutzen würden. In diesem Buche des Halbwissens wird (wer glaubt das überhaupt?) allen Ernstes behauptet, in Mesopotamien brauchten die Äcker nicht künstlich bewässert zu werden. Eine ganze Reihe kleinerer Fehler möge dem Leser erspart bleiben. Alles wird durch ein erstaunliches Vergrößerungsglas angesehen. Ein beliebiges wirtschaftliches Vorkommen wird nicht einfach als vorhanden aufgezählt, sondern es wird gleich „unermeßlich", „außerordentlich ertragreich" genannt. Bei diesem Verfahren kann es denn nicht ausbleiben, daß beispielsweise die Ausfuhr einer Stadt wie Smyrna mit zweihundert Millionen Mark ums Doppelte zu hoch angegeben wird.

Während Hans Rohde in seiner unbefangenen Unwissenheit noch erheiternd und geradezu liebenswürdig wirkt, gibt sich ein anderer, ebenso neuer Orientkenner wesentlich raffinierter, und es scheint, daß er mit dem prätentiös auftretenden Rüstzeug einer schwerfälligen Wissenschaftlichkeit und gründlichen Umständlichkeit mehr als einen Beurteiler getäuscht hat. Das ist Reinhard Junge in seinem Buche „Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft, dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan", erschienen 1915 in Weimar bei Kiepenheuer.

Alles, was vorher über das Wirtschaftsleben des Orients geschrieben wurde, ist Quark: Junge mußte erst kommen und den weichen Brei mit der Zange seiner Wirtschaftslogik anpacken. Hierzu gehört nur Weniges. Man muß ein großer Systemmacher sein, um abteilen, einschachteln und einzwängen zu können, und zieht dann Schlußfolgerungen, das alles in einem mäßigen, gewundenen, mit Fremdwörtern gespickten Stil. Hier hat sich einer mit schöner Geste hingestellt und gibt mit großen Worten Gedankenreihen zum besten, die wir längst kennen, die ein jeder, der sich mit orientalischen Angelegenheiten einmal befaßte, an den Schuhen abgelaufen hat. Aber gehen wir hübsch der Reihe nach.

Junge behandelt in dem Buch das Wirtschaftsleben Turans und seine Europäisierung durch die Russen. Er will, von diesem Beispiele ausgehend, Folgerungen ziehen auf die Verhältnisse des ganzen Orients und müht sich, Regeln aufzustellen für dessen moderne Metamorphose. Das wäre sehr begrüßenswert, wenn man statt des unorientalischen Turan ein wirklich typisches und schon lange von europäischer Kolonisation beeinflußtes Stück Morgenland, wie etwa Algerien, ausgewählt und wenn man — den Orient überhaupt vorher einmal bereist hätte. Junge hat sich aber nur in Turan aufgehalten, und es geht aus keiner Stelle des Buches hervor, daß er sich jemals im Orient, im richtigen Orient, umgetan hat. Wir würden uns nun niemals einfallen lassen, über dieses Buch ein Urteil abzugeben, wenn es sich auf eine Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse Turans beschränken würde, denn wir kennen dieses Land nicht aus eigenem Augenschein. Da es aber den Ehrgeiz besitzt, über den Orient so außerordentlich weittragende Urteile zu fällen, so glauben wir Stellung dazu nehmen zu sollen; haben wir uns doch zwischen dem Tigris und der marokkanischen Westküste einige Male näher umgeschaut.

Diese Verallgemeinerungen von in Turan gewonnenen (und für dort, was wir nicht nachprüfen können, vielleicht ganz richtigen) Einsichten auf den gesamten

Orient, auf die der Autor ganz besonders stolz ist: sie gerade sind das Schlimme an diesem Buch. Sie arten zu einer Orgie von Generalisierungen aus, die den Sonderbedingungen der einzelnen Orientländer gar nicht gerecht wird und mithin eine Fülle falscher Schlüsse zeitigt. Sätzchen in der Art wie dieses: „wie übrigens überall im Orient" kehren so ziemlich auf jeder Seite wieder und bilden das durchlaufende Leitmotiv. Daß es hierbei zu einem grotesken Tanzfriese kommt, kann bei dieser Manie nicht Wunder nehmen und mag dem Leser an einigen daraus gelösten Figuren gezeigt werden. Da findet man S. 72 folgende Trope: „Turkestan ist ein Land sehr häufiger Erdbeben. Entsprechendes gilt zum Beispiel auch für Teile der Türkei" (ja sogar für solche von Peru und Unteritalien, möchten wir hinzufügen, ohne daß wir diese deshalb gleich zum Orient rechnen). Spricht er, weiter beispielsweise, von der meerfernen Lage Turans, so konstruiert er daraus, der Himmel mag wissen warum, sofort einen Gegensatz zu — Ägypten. Die Seidenraupe nennt er (S. 61) ein für den ganzen Orient typisches Tier; in Wirklichkeit wird ihre Zucht nur an beschränkten Stellen betrieben. Seine Vergleichsmanie zwischen Orient und Turan bringt ihn zu der erstaunlichen Parallele zwischen den Turkmenen Turans und den Osmanen Anatoliens. Er sucht bei diesen die Eigenschaften jener, da er nicht weiß, daß die Osmanli als Angehörige der alarodischen Rasse, die nur sprachlich turkisiert sind, körperlich gar nichts mit den Turkmenen zu tun haben.

Fürchteten wir nicht, den Leser zu langweilen, so könnten wir noch mehr Beispiele für eine so üble und unüberlegte Klischeearbeit anführen, aber wir denken, daß die Beispiele genügen, und wir wollen nur noch einige Proben der logischen Beweisführung Junges zum besten geben, um neben den sachlichen auch den rein gedanklichen Wert seines Buches zu kennzeichnen. So gibt er (S. 56) folgenden Beitrag zur Psychologie des Orientalen zum besten: das Klima ist extrem, hierdurch wird die Phantasie des Menschen angeregt, in der er, machtlos gegenüber dem Klima, die einzige Rettung des Individuums sucht; so wird jeder Orientale zum Künstler. Man beuge sich vor dieser Kunst der Geopsychologie, mit der Willy Hellpach allerdings kaum einverstanden sein dürfte. Oder dieses, das man auf S. 25 bis 26 nachlesen kann: Turkestan habe im ganzen verkehrshemmende Grenzen, also sei es trotzdem „ein gewaltiges Durchgangsland"!!

Es hat keinen Zweck, sich noch eingehender mit diesem Buche zu beschäftigen — nur warnen kann man vor ihm. So fesselnd es nicht selten für den Kenner der Verhältnisse ist, so gefährlich muß es für den Laien sein, da es ihn mit schiefen Anschauungen, Halbheiten und Fehlern gußartig überschüttet. Mit besonderer Vorsicht müssen alle Abschnitte über das Volk genossen werden, und das Kapitel über die Mineralien, wie gewöhnlich in der Orientliteratur ein mit „vermutlich", „reich wiederum", „freilich" und „noch sehr unbekannt" ausgestellter großer Wechsel auf die Zukunft, dieses Kapitel verrät schon in seinen unbeholfenen Wendungen die Unvertrautheit des Autors mit dem Stoffe.

Viel maßvoller und bescheidener als jenes Handbuch zur Europäisierung und Vernichtung orientalischer Wirtschaft erscheint ein von F. Frech, A. Hänig und A. Sack verfaßtes Werkchen über „Die Grundlagen deutscher Wirtschaftsverjüngung", in Berlin 1916 bei G. Reimer erschienen. Der im vorigen Jahre in der Türkei an Gehirnmalaria verstorbene Geologieprofessor Frech behandelt in ihm die Mineralschätze und den Bergbau im Türkischen Reiche, wozu A. Hänig eine Anzahl von Tabellen über ausgebeutete und konzessionierte Minen sowie ihre Förderung bringt. Frech gibt eine Übersicht über den Bau und die Entstehung Anatoliens, merkwürdigerweise ohne die anderen Länder der Türkei zu berücksichtigen, und bespricht

dann die einzelnen Mineralvorkommen: das Ganze eine brauchbare, wenn auch nicht erschöpfende und in den Einzelheiten nicht immer zuverlässige Arbeit. Am Schluß des Bandes verbreitet sich A. Sack über Ackerbau und Tierzucht in der Türkei in einer auf Grund von ausreichenden Literaturstudien recht befriedigenden Weise.

Wesentlich knapper als Frechs Studie ist das Kapitel über die Mineralschätze der Türkei in C. Doelters Buche „Die Mineralschätze der Balkanländer und Kleinasiens" (Stuttgart 1916, Enke). Im Gegensatz zu den übrigen, den Hauptteilen dieses Werkes fällt der uns angehende Abschnitt sehr ab, denn er ist eine hastige und unübersichtliche Aufzählung, ohne tieferes Eindringen und ohne kritische Verarbeitung, ohne eingehende Literatur und anscheinend auch ohne eigene Ortskenntnis.

*

Außer diesen, die ganze Türkei in systematischer Übersicht behandelnden Werken liegen uns noch einige Schriften vor, welche die Darstellung einzelner Teile des Sultanats zum Gegenstand haben. Eine größere Reise gibt Sven Hedin in seinem „Bagdad, Babylon, Ninive" (Leipzig 1918, Brockhaus) wieder. Die Reise ist im Kriege gemacht worden, und wir wollen an ihre Schilderung nicht den Maßstab anlegen, den die Kritik Hedinscher Bücher vor dem Kriege beanspruchen durfte. Denn dieses Werk ist wirklich nur nach üblicher Art der Reiseschildereien verfaßt unter mittelmäßiger Beobachtung des ganz Augenfälligen nebst geschichtlichen Wiedergaben. Man vermißt aber auch jedes künstlerische Schauen und psychologische Sicheinfühlen, man hat das alles schon Dutzende von Malen gelesen — und wir sehen nicht recht ein, weshalb man Sven Hedin heißen muß, um dies noch einmal zu schreiben. Das „Dramatische" mancher Szenen, so des Euphratorkans, erscheint uns nicht sehr geschmackvoll, ja vielleicht nicht einmal ganz echt. Gelegentlich allerdings finden sich noch gute Schilderungen, die den alten Hedin verraten, so die Charakterisierung der Euphratlandschaft (S. 42 bis 43). Wunderschön erscheint uns auch diese Stelle (S. 279), die uns in dasselbe Zimmer zu Babylon zurückversetzte, in dem uns vor zehn Jahren ähnliche Empfindungen durchfluteten. „Wenn ich dann mein Bett aufsuchte, lag ich meist noch lange wach. Leise ging eine nächtliche Brise durch die Kronen der Palmen, und die Schatten des vom Monde weiß beleuchteten Mückennetzes flatterten wie im Elfentanz. Es war wie ein Märchen, und ich glaubte in einem Sarkophag von durchsichtigem Alabaster zu liegen und den Flügelschlag der Jahrhunderte über der alten Königsstadt rauschen zu hören."

Es ist mißlich, einen unbekannten Namen neben einen altberühmten, klangvollen zu stellen; aber wenn beide es so verdienen — warum sollte man es unterlassen? Und da müssen wir sagen, daß uns in dem Buche von Fritz Mielert, „Im Lande des Khedive" (Regensburg 1916, F. Pustet) manches wesentlich besser gefallen hat als bei Hedin. Wir finden hier Wanderskizzen aus Ägypten, die neben den Pfaden der eleganten Wintertouristen liegen, geschrieben von einem Manne, der mehr Lust zur Sache als Geld, manchmal auch mehr Willen als Können mitgebracht hat. Man schlendert in diesem Buche mit Vergnügen umher, denn es ist nett und lesbar, so lange der Autor beim bloßen Schildern bleibt, und gewählter Stellen findet man mehr als bei Hedin. Peinlich wird's nur, sobald er über das Abmalen des äußerlich Sichtbaren hinausgeht und prätentiös wird. Dann erscheint er unsicher und uferlos, denn es fehlt ihm eine gediegene fachliche Vorbildung ebenso wie Quellenkenntnis und durchdringende Schärfe des Blicks. Dieser

Mangel zeigt sich besonders in dem Kapitel über die Mariut. Bei Grötterup, dieser westlich von Alexandria gelegenen Küstenlandschaft (die übrigens niemals „vom Meer bis tief in die Libysche Wüste hinein" ein prächtiges Kulturland, sondern auf höchstens zehn Kilometer Breite längs der See angebaut war), hier in der Mariut äußert er Bedenken, ob es gelingen werde, zur Anlage von Brunnen, auf „Wasseradern" zu treffen. Wenn man sich mit solchen Dingen befaßt, muß man aber wissen, daß das Wasser im Erdboden nicht in Form von Adern, also linienförmig auftritt, sondern flächenhaft, nämlich in sogenannten Grundwasserhorizonten, die überall, nur in verschiedener, vom Geologen erst festzustellender Tiefe, vorkommen. Mielert hat vieles gelesen, aber nicht alles verstanden, und er verdirbt sich selber die Wirkung, wenn er mehr geben will, als er vermag. Wir würden ihm raten, sich auf die bloße Schilderung des Augenfälligen zu beschränken (wie im besten Abschnitt des Buches, dem über die Oase Chargeh) und darin zur Vollendung zu streben.

Derselbe Ehrgeiz, der so schädlich bei Junge, so überflüssig bei Mielert sich vordrängt, nämlich das Hinauswachsen vom Einzelfall zum Allgemeinen: auch bei einem dritten Autor finden wir ihn bestätigt, bei dem Palästinenser Leon Schulman, der eine recht ansehnliche Dissertation „Zur Türkischen Agrarfrage. Palästina und seine Fellachenwirtschaft" bei Kiepenheuer in Weimar (1916) hat erscheinen lassen. Das Buch macht in allen Einzelteilen einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, und seine, zum Teil ganz originalen, Ausführungen über die Verhältnisse des Grundbesitzes und seiner Bewirtschaftung sowie über die Steuer- und Zollfragen bilden eine sichere und aufschlußreiche Grundlage für jeden, der sich gedanklich oder praktisch damit beschäftigen will. Aber der böse Ehrgeiz der Großzügigkeit! Was kann dabei herauskommen, wenn man Kultur und Zivilisation nicht zu unterscheiden versteht und infolgedessen immer vom Tiefstand der orientalischen Kultur und ihrem Wiedererwachen spricht, wo man die Zivilisation meint. Überhaupt weiß er, wie manche nebenseitige Bemerkungen bezeugen, im außerpalästinensischen Orient nicht sonderlich Bescheid. So spricht er (S. 28) naiverweise von den „fruchtbaren Ebenen zwischen Bagdad und Damaskus", welche erst durch die Verwüstungen der Mongolen vernichtet worden seien. Auch in Palästina selber sieht er vieles, das über sein nationalökonomisches Thema hinausgeht, falsch. Beispielsweise gibt er ihm ein Mittelmeerklima, das in Wahrheit nur den Küstensaum beherrscht, und macht es zum Brücken- und Durchgangsland, was es in der Abgeschlossenheit seiner unzugänglichen Bergklötze niemals gewesen ist, so daß die großen Karawanenstraßen immer um es herumgehen müßten. Die Ansichten über die wirtschaftliche Lage vergangener Zeiten bewegen sich in dem nun schon chronisch gewordenen Gleis phantastischer Überschätzung. Typus der Beweisführung dieser Art: Wo viele Ruinen vorkommen, dort muß ehemals weit reicherer Anbau stattgefunden haben als heute. Dabei wird nicht berücksichtigt, daß diese Ruinen aus den verschiedensten Zeiten stammen und daß der Orientale gern völlig neu baut, anstatt etwas Vorhandenes, das im Verfall begriffen, auszubessern.

Mit Syrien beschäftigt sich weiter noch ein schmales Heft von Max Uebelhör, „Syrien im Krieg" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Das ist eine recht unerfreuliche Erscheinung, die nicht einen einzigen neuen Gedanken bringt und nur den Türken nach dem Munde redet, geschrieben in einer Ausdruckstechnik, der jede abgegriffene stilistische Scheidemünze gerade recht ist, um sie nicht auszulassen. Uebelhör scheint ein Schönseher zu sein, denn er hat im Syrien des Krieges nur Herrliches erblickt, ein glückliches Paradiesesland, und er glaubt, das in Superlativen uns einreden zu sollen. Natürlich kargt er auch nicht mit einigen Vor-

schlägen zur Besserung gewisser türkischer Verhältnisse; so rät er zur Beduinenpolitik, nach deutschem Vorbild Dörfer anzulegen, deren Häuser die Beduinen zum Bewohnen anlocken sollen!! Wie sagt doch Dschemel Pascha in dem Interview, welches übrigens das reine Frage- und Antwortspiel in einem Lesebuch für ABC-Schützen ist? Der Pascha meint malitiös: „Wie Sie, die Sie die Beduinen ja gut kennen gelernt haben, wohl wissen", usw. Ja, ja, diese Orientalen sind gar nicht so dumm, wie die fremden Touristen manchmal wähnen.

Den Schluß unserer kritischen Wanderung durch den neuen Letterngarten der Türkei wollen wir, gerade wie vor zwei Jahren, wieder in der schönen Literatur machen. Max Rudolf Kaufmann hat ein kleines Bändchen „Türkische Erzählungen" gesammelt und im Delphin-Verlag (München 1916) herausgegeben. Den Geschichten, die von Orientalen erzählt werden, fehlt, für die meisten überraschenderweise, so häufig das „Orientalische", jener Stimmungszauber, den wir von ihnen erwarten und den uns ältere arabische Dichter, voran die 1001 Nacht, ja auch in reichem Maße spenden. Woran liegt das? An der literarischen Unfähigkeit der Erzähler oder daran, daß der Morgenländer das Morgenland nicht als diese farbige Wunderwelt sieht, sondern nüchtern als das ihm selbstverständliche Milieu? Hierzu kommt bei den neueren türkischen Dichtern die Beeinflussung durch das europäische, zumal das französische Schrifttum und seinen Geschmack, so daß, wie mir scheint, orientalische Bücher leicht enttäuschen.

Wie farblos sind beispielsweise die Tripoliner Erzählungen von Aka Gündür; ihre Handlung könnte sich überall auf Erden zugetragen haben. Weit stärker dagegen erscheinen die Geschichten von Halid Sia, dessen Psychologie ganz modern europäisch ist. Alle Novellen des Bändchens aber durchweht ein sentimentaler, ja schmerzlicher Zug. Insofern allerdings spiegeln sie die Seele eines Volkes wider, eines Volkes, dessen Kulturideale unrettbar dahin schwimmen. Überall und immer tönt, aus diesen Erzählungen wie aus dem ganzen Orient, jener müde Seufzer nach Ruhe, nach Erlösung von dem Hetzen des letzten Halbjahrhunderts. Man merkt da so gar keinen Widerhall von den kühnen Plänen, die man bei uns in überreichem Maße schmiedet, um dem Türken auf die Beine zu helfen.

Dem Türken auf die Beine zu helfen: meine Brüder, wollen wir nicht vorerst ein ganz klein wenig an uns denken?

Ewald Banse.

Literarische Notizen.

Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Von Professor Dr. Robert Liefmann. Erster Band: Grundlagen der Wirtschaft. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Verfasser kündigt sich als Messias seiner Wissenschaft an. Aber nicht auf schlichtem Maultier reitet er ein durch die Tore Jerusalems, sondern hoch zu Roß, und zehntausend Jungfrauen seiner Phantasie streuen ihm Weihrauch, hinter ihm aber folgt ein unabsehbarer Troß anbetender Epigonen. „Den Neubau der ökonomischen Theorie," sagt er in seinem Vorwort, „lege ich hier vor. Aber ich weiß sehr wohl, der Ruhm eines Kopernikus ... läßt sich mit ökonomischer Theorie nicht erlangen ... Wenn ich etwas Großes von diesem Werk erhoffe und es aussprechen darf, so ist es vielleicht dieses: Vor jetzt gerade hundert Jahren erschienen die ‚Grundsätze' von David Ricardo. Sie haben wie kein anderes Werk die ökonomische Theorie des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt, sie sind aber schon lange als ungenügend zur Erklärung der Erscheinungen des Tauschverkehrs erkannt worden. Daß unser Werk ebenso die Grundlage für die ökonomische Theorie, wenigstens der nächsten Jahrzehnte, bilden wird, halte ich für möglich, und ich erhoffe es." Von anderen Propheten unterscheidet sich der Verfasser insbesondere dadurch, daß er es für notwendig hält, die Verdienste seiner sämtlichen Vorgänger totzuschlagen. Nacheinander werden die Vertreter der klassischen Nationalökonomie, die Grenznutzentheoretiker, die Vertreter der juristisch-soziologischen Richtung und der historischen Schule, werden Schumpeter, Dietzel, Wagner, Lexis, Philippovich und hundert andere aufs Schafott geschleppt. Alles das, was die besten nationalökonomischen Köpfe vor ihm gedacht haben, bezeichnet Liefmann als „technisch-materialistisch-quantitativ": „Durch den Ausgang der Wirtschaftswissenschaft vom Volksreichtum, den die Merkantilisten in einer Geldmenge, alle späteren Theorien in einer Gütermenge erblickten, ist die bis heute herrschende Auffassung der Wirtschaft aufgekommen, die ich als die technisch-materialistisch-quantitative bezeichne und die das Wirtschaften mit der Produktion, mit ‚Sachgüterbeschaffung' verwechselt." Nachdem der Verfasser auf etwa 250 Seiten seines Henkeramtes gewaltet hat, entwickelt er seine Lehre, die er im Gegensatz zur technisch-materialistisch-quantitativen Theorie sicherlich nicht ungern als spiritualistisch-psychisch-ätherisch bezeichnet wissen will, denn nach ihm ist Wirtschaften „etwas Psychisches, eine besondere Art von Erwägungen", es ist „Nutzen- und Kostenvergleichen mit dem Ziele eines Maximums von Bedarfsbefriedigung". Das unerhört Neue an diesem Satz ist, daß darin die meist übliche Definition des Wirtschaftens einer Umkehrung unterzogen ist (Rogonikub!). Gewöhnlich wird nämlich bei der Definition des Wirtschaftens die Beschaffung dessen, was der Bedarfsbefriedigung dient, als Hauptmerkmal an die erste Stelle gesetzt, und erst an zweite Stelle das Nutzen- und Kostenvergleichen, das heißt die Berücksichtigung des wirtschaftlichen Prinzips. Wenn Liefmann meint, durch seine Formulierung neue Wahrheit gefunden, ja das Fundament der herrschenden Wissenschaft erschüttert zu haben, so stockt dem wohlwollenden Rezensenten der Atem. Dieser beeilt sich daher, hervorzuheben, daß Liefmann über die Psychologie des Wirtschaftens eine Reihe beachtenswerter Gedankengänge gebracht hat, daß ihm hier einige wertvolle Erkenntnisse zu verdanken sind. Wenigstens scheinen seine Ausführungen über den „Grenzertrag" und über den „Ausgleich der Grenzerträge" dahin zu gehören. Ob ihm freilich der Versuch gelingen wird, aus diesen von ihm ganz individualwirtschaftlich gefaßten Begriffen die volkswirtschaftlichen Erscheinungen besser zu erklären, als es die „bisherige", von ihm so geringschätzig behandelte Wissenschaft vermochte, steht dahin. Wir wollen diese Hoffnung nicht sinken lassen, bevor der zweite Band des Liefmannschen Werkes erschienen ist, dessen Veröffentlichung der Verfasser in Aussicht gestellt hat und in welchem er den Tausch und das Geld zu behandeln verspricht. Der Ertrag, als Differenz von Lust und Unlust des einzelnen Wirtschaftssubjektes verstanden, bedarf jedenfalls irgendeiner Überführung in die Welt der Zahlen, um die konkreten Verhältnisse auf dem Gebiet der Preise, des Einkommens, des Geldes erklären zu können. Wir

sind gespannt darauf, wie Liefmann, ohne zum Ketzer an seiner eigenen Lehre, also ohne „quantitativ-materialistisch" zu werden, diese Brücke schlagen wird. Auf den 688 Seiten des ersten Bandes ist es ihm noch nicht gelungen. *εω.*

Grundsätze und Ziele neuzeitlicher Landwirtschaft. Von Wölfer. Berlin, Paul Parey. 1918.

Von wenigen recht gewürdigt, von den meisten weit unterschätzt und gar oft in unerhörter Weise befehdet, baute der deutsche Landwirt in den letzten Jahrzehnten seinen Acker, fleißig und klug. Kein anderes Land der Welt weiß gleiche Erfolge unter gleichen Produktions- und Absatzverhältnissen aufzuweisen. Dann kam der Weltkrieg, die deutsche Landwirtschaft rettete das deutsche Volk aus der noch kurz vorher von so vielen hochgelehrten Wortführern der Freihandelstheorie als Popanz zur Erhaltung des Schutzzolls verspotteten Gefahr der Aushungerung. Mit der langen Dauer des Krieges wuchs die Bedeutung der heimischen Landwirtschaft für unser Volk, der Bedarf an Nahrungsmitteln stieg; statt der ehrlichen Anerkennung ihrer von Tag zu Tag unter neuen Schwierigkeiten leidenden Arbeit kamen aber Vorwürfe von doktrinären Feinden des nationalen Ackerbaus und von einer Presse, die aus geschäftlichen Rücksichten die feile Schmeichlerin jeder Großstadtstimmung ist. Doch die deutschen Landwirte arbeiteten und arbeiteten unbekümmert weiter, so, wie es gute deutsche Bauernsitte ist, um den gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden. Wie ernst der Landwirt diese schwere Aufgabe anfaßt, merkt jeder, der sich in einem größeren oder kleineren Betriebe von heute umsieht. Nicht weniger ist auch die neuere landwirtschaftliche Literatur ein Beweis der unermüdlichen Arbeit und rastlosen Fortschritts auf diesem Gebiete. Der in der landwirtschaftlichen Wissenschaft wie in der Praxis hoch angesehene mecklenburgische Landwirt Wölfer hat in seinen „Grundsätzen und Zielen neuzeitlicher Landwirtschaft" ein schon seit Jahren geschätztes Werk in neuer Auflage den neuen Forderungen an unsere heimische Produktion angepaßt. Alle Fragen der Technik und der Wirtschaftslehre sind kurz, doch musterhaft behandelt. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die Erteilung von Ratschlägen zur Lösung neuer Aufgaben der Praxis, er bespricht auch — und das gibt dem Buche seine Bedeutung für jeden Volkswirt und Sozialpolitiker — die voraussichtliche Stellung und die Aufgaben der Landwirtschaft und der ländlichen Bevölkerung im neuen deutschen Vaterlande nach Beendigung des Weltkrieges. Die Produktion muß mit allen Mitteln gesteigert werden, deshalb sind erforderlich die geistige und wirtschaftliche Hebung des Standes der Landarbeiter, die Bekämpfung der Landflucht mit größerem Ernste, die Heranbildung tüchtiger Landwirte und die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes, ohne den keine Nation, am wenigsten die deutsche, bestehen kann. Für die Landarbeiter fordert er vor allem Mittel und Wege zum Vorwärtskommen, zur Selbständigkeit. Dazu aber ist zuerst bessere Bezahlung erforderlich: „Mit gesteigertem Intellekt sind die Bedürfnisse allgemein auch auf dem Lande gewachsen, durch verbesserte Verkehrsmittel nimmt die Fühlung mit der Stadt zu. Was Wunder, wenn auch hier höhere Löhne gefordert werden? Sie müssen gezahlt werden, und die Zeit steht nicht still; sie schreitet unbarmherzig weiter und über die fort, die sich ihr entgegenstellen. Wohl dem, der sie versteht und ihren Forderungen Rechnung trägt, soweit sie begründet sind." Als beste Vorbildung für das Studium der Landwirtschaft fordert Wölfer die realistische und mißbilligt die humanistische. Dabei geht er offenbar zu weit. Gewiß schärft die realistische Vorbildung den Sinn für das Praktische, und es darf nicht verschwiegen werden, daß auf manchen Gymnasien durch eine einseitige Beschäftigung mit dem Abstrakten ein weltfremdes Geschlecht gezüchtet ward, dem vor lauter Theorie der natürliche Instinkt für die Bedürfnisse der Landwirtschaft abhanden kam. Doch darf man nicht vergessen, daß hervorragende Männer dieser Wissenschaft — erinnert sei nur an Thaer, Schwerz und Theodor v. d. Goltz — ihre Vorbildung auf dem Gymnasium empfangen haben und ebenso die meisten hervorragenden Landwirte von heute. Übrigens erweist die kürzlich erfolgte Gründung der Gesellschaft zur Förderung der Landwirtschaftswissenschaft, an der sich eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten der verschiedensten Wissenszweige beteiligt haben, daß das Ansehen der Landwirtschaft in erfreulichstem Maße gewachsen ist. *μο.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abigt. — Das goldene Buch vom deutschen Geiste. Von Universitätsprofessor R. v. Raumer. Herausgegeben von Direktor E. Abigt. 179 Seiten. Wiesbaden, Verlagsanstalt Emil Abigt.

Anheisser. — Im Oberelsaß. Von Roland Anheisser. Dreißig Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen. Leipzig und Berlin, Breitkopf und Härtel. 1917.

Asmus. — Notstände an höheren Schulen. Von Prof. Dr. Wilhelm Asmus, Königl. Gymnasialdirektor in Pasewalk. 145 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Bauer. — Die Pflege der männlichen Jugend. Von Hermann Bauer, Herrnhut. 107 Seiten. (Deutsche Liebesarbeit im Weltkriege, herausgegeben von von Wilhelm Scheffen.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Bauer. — Vom Judentum zum Christentum. Von Dr. Adolf Bauer, o. ö. Prof. a. d. Univ. Wien. 156 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellung aus allen Gebieten des Wissens.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1917.

Beetz. — Des Kriegers Weg zum eigenen Heim. Von Landwehrmann Max Beetz. 50 Seiten. Mit vielen Abbildungen. Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H.

Behrens und de Fries. — Vom sparsamen Bauen. Ein Beitrag zur Siedlungsfrage. Mit einem Vorwort von Staatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat Dr. Dernburg. Von Peter Behrens und H. de Fries. 79 Seiten. Berlin, Verlag der Bauwelt, Ullstein. 1918.

Belzner. — Heimatlieder. Von Emil Belzner. Leipzig, Bruno Volger. 1918.

Belzner. — Letzte Fahrt. Von Emil Belzner. Leipzig, Bruno Volger. 1918.

Berger. — Zur Pflege des Kreditwesens. Zum Schulvortrag und Selbstunterricht. Von Karl Berger. 190 Seiten. Graz, „Leykam"-Verlag.

Bibl. — Der Tod des Don Carlos. Von Dr. Viktor Bibl, Professor der Geschichte an der Universität in Wien. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mit 6 Vollbildern. 377 Seiten. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1918.

Birt. — Aus dem Leben der Antike. Von Theodor Birt. 271 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Bleier. — Des weißen Menschen Schicksalsstunde. Von Ernst Bleier. 55 Seiten. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 1918.

Borbein. — Auslandsstudien und neusprachlicher Unterricht im Lichte des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Hans Borbein, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat. 93 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Brandl und Förster. — Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster. 54. Jahrgang. 201 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 1918.

Brunkov. — Vormarsch. Text von Oskar Brunkov. Bilder von Paul Schindler. Leipzig, Bruno Volger. 1918.

Brunnemann. — Vom Einfluß und Ansehen deutscher Kultur in Frankreich. Von Anna Brunnemann. (175. Flugschrift des Dürerbundes.) 27 Seiten. München, Georg D. W. Callwey.

Csokor. — Der Dolch und die Wunde. Gedichte. Von Franz Theodor Csokor. 100 Seiten. Wien und Leipzig, Deutsch-österreichischer Verlag. 1918.

Dalberg. — Die Entwertung des Geldes. Eine Untersuchung der Einwirkung von Kreditanspannung und Geldumlauf auf Preisniveau und Valutastand, mit besonderer Rücksicht auf Kriegs- und Übergangswirtschaft. Von Dr. jur. et phil. Rudolf Dalberg, Düsseldorf. 131 Seiten. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1918.

Duhn. — Pompeji. Eine hellenistische Stadt in Italien. Von F. v. Duhn. 3. Auflage. 126 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt. 114.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Edel. — Der Tanznarr. Ein Roman aus der Tangozeit. Von Edmund Edel. 266 Seiten. Berlin, Boll und Pickardt. 1918.

Endemann. — Rampenlicht und Schattenseiten. Von Dr. Helmut Endemann. 70 Seiten. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H.

Engelhardt. — Die Zukunft des Auslandsdeutschtums. Von Emil Engelhardt. 72 Seiten. Hamburg, C. F. Vogel.

Felscher. — Die Boberbahn. Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal von Kurt Felscher. 308 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Fischer. — Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen. Von Aloys Fischer. 160 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Flex. — Klaus von Bismarck. Eine Kanzlertragödie. Von Walter Flex. 2. und 3. Auflage. 158 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1918.

Floericke. — Gegen die Moskowiter. Von Dr. Kurt Floericke. Halbband 5/6. Der Siegeszug in Polen. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.

Frech, Hänig, Sack. — Das Wirtschaftsleben der Türkei. Beiträge zur Weltwirtschaft und Staatenkunde. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Vorderasien-Gesellschaft von Privatdozent Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. Band I: Die Grundlagen türkischer Wirtschaftsverfügung. Von F. Frech, A. Hänig, A. Sack. 184 Seiten. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Freiberger. — Narrenlieder. Von Erich Freiberger. 56 Seiten. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Frenzel. — Die Bolschewiki und wir! Eine lehrreiche Erfahrung, besonders für den deutschen Arbeiter. Von Dr. Heinrich Frenzel. 63 Seiten. (Flugschriften der Deutschen Vereinigung, Heft 4.) Berlin, Verlag der „Deutschen Vereinigung.

Gehring und Waentig. — Belgiens Volkswirtschaft. In Verbindung mit Karl Bittmann, Josef v. Graßmann, Georg Jahn, Karl Rathgen, Fritz Schulte herausgegeben von Hans Gehring und Heinrich Waentig. Mit einer Karte. 338 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Geiger. — Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte. Ludwig Geiger zum siebzigsten Geburtstage, 5. Juni 1918, als Festgabe dargebracht. 486 Seiten. Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen.) 1918.

Gheorgov. — Die bulgarische Nation und der Weltkrieg. Gesammelte Aufsätze von Dr. Iv. Gheorgov, Professor an der Universität in Sofia. Mit einem Vorwort von Dr. G. Stresemann, M. d. R. Veröffentlicht von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft. 304 Seiten. Berlin, A. Hofmann und Co. 1918.

Gobineau. — Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. Aus dem Nachlaß des Grafen Gobineau. In autorisierter Übersetzung von Rudolf Schlösser. 200 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Gramberg. — Wildgemüse, Wildfrüchte, Wildtee. Anweisung zur sachgemäßen Behandlung und Verwertung und Anleitung zum Bestimmen der wichtigsten hierher gehörigen Gewächse. Von Eugen Gramberg, Königsberg. Mit 24 Zeichnungen von Käte Panluhn. 76 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Grimm. — Der Ölsucher von Duala. Ein Tagebuch, bearbeitet von Hans Grimm. 342 Seiten. Berlin-Wien, Ullstein und Co. 1918.

Haan. — Statistische Streiflichter zur österreichischen Hochschulfrequenz. Mit besonderer Berücksichtigung des nationalen Momentes. Von Hugo Freiherrn v. Haan. 54 Seiten. (Sonderabdruck aus dem Aprilheft der Statistischen Monatsschrift. XXII. Jahrgang.) Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 1917.

Harden. — Krieg und Frieden. Von Maximilian Harden. Erster Band 239 Seiten, zweiter Band 280 Seiten. Berlin, Erich Reiß.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.176

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY